



6 in 3 nls
35/

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation



Franz Grillparzer.

Nach einer Aufnahme aus der letzten Lebenszeit des Dichters.

Franz Grillparzers Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Albert Bipper.

Mit drei Bildnissen des Dichters.

Fünfter Band:

Novellen. — Selbstbiographie. — Italienische Reise.
Erinnerungen.

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO
Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

T2256, A1 1902

Bd. 5-6

Novellen.

Das Kloster bei Sendomir.

Nach einer als wahr überlieferten Begebenheit.

Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Abhänge eines der reizendsten Täler der Wojwodschafft Sendomir. Wie zum Scheidefuß ruhten sie auf den Mauern des an der Ostseite fensterreich und wohnlich prangenden Klosters, als eben zwei Reiter, von wenigen Dienern begleitet, den Saum der gegenüberliegenden Hügelkette erreichten und, von der Vesperglocke gemahnt, nach kurzem, betrachtendem Verweilen ihre Pferde in schärfern Trott setzten, taleinwärts, dem Kloster zu.

Die Kleidung der späten Gäste bezeichnete die Fremden. Breitgedrückte befiederte Hüte, das Ellenkoller vom dunkeln Brustharnisch gedrückt, die straffanliegenden Unterkleider und hohen Stulpstiefel erlaubten nicht, sie für eingeborne Polen zu halten. Und so war es auch. Als Boten des deutschen Kaisers zogen sie, selbst Deutsche, an den Hof des kriegerischen Johann Sobieski, und vom Abend überrascht, suchten sie Nachtlager in dem vor ihnen liegenden Kloster.

Das bereits abendlich verschlossene Thor ward den Einlassheischenden geöffnet, und der Pförtner hieß sie eintreten in die geräumige Gaststube, wo Erfrischung und Nachtruhe ihrer warte; obgleich, wie er entschuldigend hinzusetzte, der Abt und die Konventualen, bereits zur Vesper im Chor versammelt, sich für heute die Bewillkommung so werter Gäste versagen mußten. Die Angabe des etwas mißtrauisch blickenden Mannes ward durch den eintönigen Zusammenklang halb sprechend, halb singend erhobener Stimmen bekräftigt, die, aus dämpfender Ferne durch die hallenden Gewölbe sich hinwindend, den Chorgesang einer geistlichen Gemeinde deutlich genug bezeichneten.

Die beiden Fremden traten in das angewiesene Gemach, welches, obgleich wie das ganze Kloster offenbar erst seit kurzem erbaut, doch altertümliche Spitzformen mit absichtlicher Genauigkeit nachahmte. Weniges, doch anständiges Geräte war rings an den Wänden verteilt. Die hohen Bogenfenster gingen ins Freie, wo der im Osten aufsteigende Mond, mit der letzten Abendhelle kämpfend, nur sparsame Schimmer auf die Erhöhungen des hügligten Bodens warf, indes in den Falten der Täler und unter den Bäumen des Forstes sich allgemach die Nacht mit ihrem dunkeln Gefolge lagerte, und stille Ruhe, hold vermischend, ihren Schleier über Belebtes und Unbelebtes ausbreitete.

Die eigenen Diener der Ritter trugen Wein auf und Abendkost. Ein derbgefüllter Tisch, in die Brüstung des geöffneten Bogenfensters gerückt, empfing die ermüdeten Gäste, die, auf hohe Armstühle gelagert, sich bald an dem zauberischen Spiele des Mondlichtes ergözten, bald, zu Wein und Speise zurückkehrend, den Körper für die Reise des nächsten Tages stärkten.

Eine Stunde mochte auf diese Art vergangen sein. Die Nacht war vollends eingebrochen, Glockenklang und Chorgesang längst verstummt. Die zur Ruhe gesendeten Diener hatten eine düster brennende Ampel, in der Mitte des Gemaches hängend, angezündet, und noch immer saßen die beiden Ritter am Fenster im eifrigen Gespräch; vielleicht vom Zweck ihrer Reise, offenbar von Wichtigem. Da pochte es mit kräftigem Finger an die Thüre des Gemaches, und ehe man noch, ungerne die Rede unterbrechend, mit einem: „Herein!“ geantwortet, öffnete sich diese, und eine seltsame Menschengestalt trat ein, mit der Frage: ob sie Feuer bedürften?

Der Eingetretene war in ein abgetragenes, an mehreren Stellen geflicktes Mönchskleid gehüllt, das sonderbar genug gegen den derben, gedrungenen Körperbau abstach. Obgleich vom Alter schon etwas gebeugt und mehr unter als über der Mittelgröße, war doch ein eigener Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft über sein ganzes Wesen verbreitet, so daß, die Kleidung abgerechnet, der Beschauer den Mann eher für alles, als für einen friedlichen Sohn der Kirche, erkannt hätte. Haar und Bart, vormals augenscheinlich rabenschwarz, nun aber überwiegend mit Grau gemischt und, trotz ihrer Länge, stark gekräuselt, drängten sich in dichter Fülle um Stirne, Mund und Kinn. Das Auge, klösterlich gesenkt, hob sich nur selten; wenn es aber aufging, traf es wie ein Wetterschlag, so granenhaft funkelten die schwarzen Sterne aus den aschfaulen Wangen, und man fühlte sich erleichtert, wenn die breiten Lider sie wieder bedeckten. So beschaffen und

so angetan, trat der Mönch, ein Bündel Holz unter dem Arme, vor die Fremden hin, mit der Frage: ob sie Feuer bedürften?

Die beiden sahen sich an, erstaunt ob der seltsamen Erscheinung. Indessen kniete der Mönch am Kamine nieder und begann Feuer anzumachen, ließ sich auch durch die Bemerkung nicht stören, daß man gar nicht friere, und seine Mühe überflüssig sei. Die Mächte würden schon rauh, meinte er und fuhr in seiner Arbeit fort. Nachdem er sein Werk vollendet, und das Feuer lustig brannte, blieb er ein paar Augenblicke am Kamine stehen, die Hände wärmend, dann, ohne sich scheinbar um die Fremden zu bekümmern, schritt er schweigend der Türe zu.

Schon stand er an dieser und hatte die Linke in der Hand, da sprach einer der Fremden: „Nun Ihr einmal hier seid, ehrwürdiger Vater —“

„Bruder!“ fiel der Mönch, wie unwillig, ein, und ohne sich umzusehen, blieb er, die Stirn gegen die Türe geneigt, am Eingange stehen.

„Nun denn also, ehrwürdiger Bruder!“ fuhr der Fremde fort, „da Ihr schon einmal hier seid, so gebt uns Aufschluß über einiges, das wir zu wissen den Wunsch hegen.“

„Fragt!“ sprach, sich umwendend, der Mönch.

„So wißt denn,“ sagte der Fremde, „daß uns die herrliche Lage und Bauart Eures Klosters mit Bewunderung erfüllt hat, vor allem aber, daß es so neu ist und vor kurzem erst aufgeführt zu sein scheint.“

Die dunkeln Augen des Mönches hoben sich bei dieser Rede und hafteten mit einer Art grimmigigen Ausdruckes auf dem Sprechenden.

„Die Zeiten sind vorüber,“ fuhr dieser fort, „wo die Errichtung solcher Werke der Frömmigkeit nichts Seltenes war. Wie lange steht das Kloster?“

„Wißt Ihr es vielleicht schon?“ fragte, zu Boden blickend, der Mönch, „oder wißt Ihr es nicht?“

„Wenn das erstere, würde ich fragen?“ entgegnete der Fremde.

„Es trifft sich zuweilen,“ murmelte jener. „Drei Jahre steht dies Kloster. Dreißig Jahre!“ fügte er verbessernd hinzu und sah nicht auf vom Boden.

„Wie aber hieß der Stifter?“ fragte der Fremde weiter. „Welch gottgeliebter Mann?“ — Da brach der Mönch in ein schmetterndes Hohngelächter aus. Die Stuhllehne, auf die er sich gestützt hatte, brach krachend unter seinem Druck zusammen; eine Hölle schien in dem Blicke zu flammen, den er auf die Fremden richtete, und plötzlich gewendet, ging er schallenden Trittes zur Türe hinaus.

Noch hatten sich die beiden von ihrem Erstaunen nicht erholt, da ging die Thüre von neuem auf, und derselbe Mönch trat ein. Als ob nichts vorgefallen wäre, schritt er auf den Kamin zu, lockerte mit dem Störeisen das Feuer auf, legte Holz zu, blies in die Flamme. Darauf sich umwendend, sagte er: „Ich bin der mindeste von den Dienern dieses Hauses. Die niedrigsten Dienste sind mir zugewiesen. Gegen Fremde muß ich gefällig sein und antworten, wenn sie fragen. Ihr habt ja auch gefragt? Was war es nur?“

„Wir wollten über die Gründung dieses Klosters Auskunft einholen,“ sprach der ältere der beiden Deutschen, „aber Eure sonderbare Weigerung —“

„Ja, ja!“ sagte der Mönch, „ihr seid Fremde und kenuet Ort und Leute noch nicht. Ich möchte gar zu gerne eure törichte Neugierde unbefriedigt lassen, aber dann klagt ihr's dem Abte, und der schilt mich wieder wie damals, als ich dem Palatin von Ploß an die Kehle griff, weil er meiner Väter Namen schimpfte. Kommt ihr von Warschau?“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort.

„Wir gehen dahin,“ antwortete einer der Fremden.

„Das ist eine arge Stadt,“ sagte der Mönch, indem er sich setzte. „Aller Unfrieden geht von dort aus. Wenn der Stifter dieses Klosters nicht nach Warschau kam, so stiftete er überhaupt kein Kloster, es gäbe keine Mönche hier, und ich wäre auch keiner. Da ihr nicht von dorthier kommt, mögt ihr rechtliche Leute sein, und, alles betrachtet, will ich euch die Geschichte erzählen. Aber unterbrecht mich nicht und fragt nicht weiter, wenn ich aufhöre. Am Ende sprech' ich selbst gerne wieder einmal davon. — Wenn nur nicht so viel Nebel dazwischen läge, man sieht kaum das alte Stammschloß durchschimmern — und der Mond scheint auch so trübe.“ — Die letzten Worte verloren sich in ein unverständliches Gemurmel und machten endlich einer tiefen Stille Platz, während welcher der Mönch, die Hände in die weiten Ärmel gesteckt, das Haupt auf die Brust gesunken, unbeweglich da saß. Schon glaubten die beiden, seine Zusage habe ihn gereut, und wollten kopfschüttelnd sich entfernen, da richtete er sich plötzlich mit einem verstärkten Atemzuge empor; die vorgesunkene Kapuze fiel zurück; das Auge, nicht mehr wild, strahlte in fast wehmüthigem Lichte; er stützte das halb dem Mond entgegen gewendete Haupt in die Hand und begann: „Starszenski hieß der Mann, ein Graf seines Stammes, dem gehörte die weite Umgegend und der Platz, wo dies Kloster steht. Damals war aber noch kein Kloster. Hier ging der Pflug; er selber hauste dort oben, wo jetzt geborstene Mauern das Mondlicht zurückwerfen. Der Graf war nicht schlimm, wenn auch gerade nicht

gut. Im Kriege hieß man ihn tapfer; sonst lebte er still und abgeschieden im Schlosse seiner Väter. Über eines wunderten sich die Leute am meisten: nie hatte man ihn einem weiblichen Wesen mit Neigung zugetan gesehen, sichtlich vermied er den Umgang mit Frauen. Er galt daher für einen Weiberfeind; doch war er keiner. Ein von Natur schüchternen Sinn, und — laßt sehn, ob ich's treffe!“ sagte der Mönch, indem er sich aufrichtete — „ein über alles gehendes Behagen am Besitz seiner selbst hatte ihm bis dahin keine Annäherung erlaubt. Abwesenheit von Unlust war ihm Lust. — Habt ihr noch Wein übrig? Gebt mir einen Becher! Der Graf war so schlimm nicht.“

Der Mönch trank, dann fuhr er fort: „So lebte Starschenski, so gedachte er zu sterben; doch war es ihm anders bestimmt. Ein Reichstag rief ihn nach Warschau. Unwillig über die Verfehrtheit der Menge, deren jeder nur sich wollte, wo es das Wohl des Ganzen galt, ging er eines Abends durch die Straßen der Stadt; schwarze Regenwolken hingen am Himmel, jeden Augenblick bereit, sich zu entladen, dichtes Dunkel ringsum. Da hört er plötzlich hinter sich eine weibliche Stimme, die zitternd und schluchzend ihn anspricht: Wenn Ihr ein Mensch seid, so erbarmt Euch eines Unglücklichen! Rasch umgewendet, erblickt der Graf ein Mädchen, das bittend ihm die Hände entgegenstreckt. Die Dunkelheit der Nacht ließ nichts Einzelnes unterscheiden. Die Kleidung schien ärmlich, Hals und Arme schimmerten weiß durch die Nacht. Der Graf folgt der Bittenden. Zehn Schritte gegangen, tritt sie in eine Hütte, Starschenski folgt, und bald steht er mit ihr allein auf dem dunkeln Flur. Eine warme, weiche Hand ergreift die seinige. — Seid Ihr Ordensritter?“ unterbrach sich der Mönch, zu dem jüngern der Fremden gewendet. „Was bedeutet das Kreuz auf Eurem Mantel?“ — „Ich bin Malteser,“ entgegnete dieser. — „Ihr auch?“ wendete der Mönch sich zum zweiten. — „Keineswegs,“ war die Antwort. — „Habt Ihr Weib und Kinder?“ — „Beides hatt' ich nie.“ — „Wie alt seid Ihr?“ — „Fünfundvierzig.“ — „So! so!“ murmelte kopfnickend der Mönch. Dann fuhr er fort: „Ein bis dahin ungekanntes Gefühl ergriff den Grafen bei der Berührung der warmen Hand. Sie erzählen ein morgenländisches Märchen von einem, dem plötzlich die Gabe verliehen ward, die Sprache der Vögel und andern Naturwesen zu verstehen, und der nun, im Schatten liegend am Bachesrand, mit freudigem Erstaunen rings um sich überall Wort und Sinn vernahm, wo er vorher nur Geräusch gehört und Laute. So erging es dem Grafen. Eine neue Welt stand vor ihm auf, und behebend folgte er seiner Führerin, die eine kleine Türe öffnete und mit ihm in ein niederes, schwacherleuchtetes Zimmer trat.“

„Der erste Strahl des Lichtes fiel auf das Mädchen. Starschenskis innerstes Wesen jubelte auf, daß die Wirklichkeit gehalten, was die Ahnung versprach. Das Mädchen war schön, schön in jedem Betracht. Schwarze Locken ringelten sich um Stirn und Nacken und erhoben, mit der gleichgefärbten Wimper, bis zum Sonderbaren den Reiz des hellblau strahlenden Auges. Der Mund mit üppig aufgeworfenen, beinahe zu hochroten Lippen ward keineswegs durch eine kleine Narbe entstellt, die, als schmale, weißlich gefärbte Linie schräg abwärts laufend, sich in den Rarmin der Oberlippe verlor. Grübchen in Kinn und Wangen; Stirn und Nase, wie vielleicht gerade der Maler sie nicht denkt, wie sie aber meinen Landsmännchen wohl stehen, vollendeten den Ausdruck des reizenden Köpfchens und standen in schönem Einklange mit den Formen eines zugleich schlank und voll gebauten Körpers, dessen üppige Schönheit die ärmliche Hülle mehr erhob als verbarg. — Nicht wahr, davon wißt Ihr nichts, Malteser? Ja, ja, bei dem alten Mönch rappelt's einmal wieder! Laßt uns noch eins trinken! — So, und nun gut.

„Der Graf stand verloren im Anschau'n des Mädchens und bemerkte kaum, daß in einem Winkel der Hütte, auf moderndes Stroh gebettet, einen zerrissenen Sattel statt des Kissens unter dem Kopfe, mit Lumpen bedeckt, die Sammergestalt eines alten Mannes lag, der jetzt die Hand aus seinen ärmlichen Hüllen hervorstreckte und mit erloschener Stimme fragte: Bist du's, Elga? Wen bringst du mir da? — Hier der Unglückliche, sprach das Mädchen zu Starschenski gewendet, für den ich, durch äußerste Not getrieben, Euer Mitleid ansprach, Er ist mein Vater, ein Edelmann von altem Stamm und Adel, durch Verfolgungen bis hierher gebracht. — Damit ging sie hin, und am Lager des Greises niedergekauert, suchte sie durch Zurechtrücken und Ausbreiten in die Lumpen, die ihn bedeckten, einen Schein von Anständigkeit und Ordnung zu bringen.

„Der Graf trat näher. Er ersuhr die Geschichte. Der vor ihm lag, war der Starost von Laschef. Er und seine zwei Söhne hatten sich in politische Verbindungen eingelassen, die das Vaterland mißbilligte. Ihre Anschläge wurden entdeckt. Die beiden Söhne samt einigen Unvorsichtigen, die mit ihnen gemeine Sache gemacht, traf Verbannung; der Vater, seiner Güter beraubt, war im Elend.

„Im ersten Augenblicke, als Starschenski den Namen Laschef hörte, wußte er auch schon, daß die Lage des Unglücklichen nicht ganz unverschuldet war. Denn, wenn er auch einer unmittelbaren Theilnahme an den Anschlägen seiner Söhne nicht geradezu überwiesen werden konnte, so hatte er doch durch Leichtsin'n in der Jugend und üble

Wirtschaft im vorgerückten Alter seinen Söhnen die rechtlichen Wege des Emporkommens schwierig und Wagnisse willkommen gemacht. All dies war dem Grafen nicht verborgen. Aber es galt, einen Unglücklichen zu retten, und Elgas Vater hatte den beredtesten Fürsprecher bei dem Entbrannten für seine Tochter.

„Laschek ward in eine anständige Wohnung gebracht, er und seine Tochter mit dem Notwendigen versehen. Starschenski verwendete seinen Einfluß, seine Verbindungen, er ließ sich bis zu Geld und Geschenken herab, um die Wiederherstellung des Entsetzten, die Rückberufung der Verbannten zu erwirken. Glücklicherweise waren die äußern Verhältnisse längst vorüber, welche die Anschläge jener Unvorsichtigen gefährlich gemacht hatten. Verzeihung ward bewilligt; die Verwiesenen rüsteten sich zur Heimkehr. Mehrere der Unglücksgegnossen hatten, ihrem Leichtsinne treu, Dienste in fremden Landen genommen; nur Lascheks beide Söhne und ein entfernter Verwandter des Hauses, Oginski genannt, machten Gebrauch von der schwer erlangten Erlaubnis. Täglich erwartete man ihre Ankunft.

„Die Wiedergabe von Lascheks eingezogenen Gütern zeigte sich indes als wenig Nutzen bringend. Täglich erschienen neue Gläubiger. Hauptstock und rückständige Zinsen verschlangen weit den Wert des vorhandenen Unbeweglichen. Starschenski trat ins Mittel, bezahlte, verschuldete seine eigenen Güter und konnte dennoch kaum einen geringen Rest der Stammbesitzungen als Pfropfreis für die Zukunft retten.

„Glücklicher schien er mittlerweile in seinen Bewerbungen um Elgas Herz. Als das Mädchen sich zum erstenmal wieder in anständigen Kleidern erblickte, flog sie ihm beim Eintritte aufschreiend entgegen, und ein lange nachgefühelter Kuß von ihren brennenden Lippen lohnte seine Vorsorge, sein Bemühen. Dieser erste Kuß blieb freilich vorderhand auch der letzte, nichtsdestoweniger durfte sich aber doch Starschenski mit der Hoffnung schmeicheln, ihrem Herzen nicht gleichgültig zu sein. Sie war gern in seiner Gesellschaft, sie bemerkte und empfand seine Abwesenheit. Oft überraschte er ihr Auge, das gedankenvoll und betrachtend auf ihn geheftet war; ja einigemal konnte er nur durch schnelles Zurückziehen verhindern, daß nicht ein Kuß, den er gar zu gerne seinen Lippen gegönnt hätte, auf seine Hand gedrückt wurde. Er war voll der schönsten Hoffnungen. Doch mit einem Male änderte sich die Szene. Elga ward düster und nachdenkend. Wenn sonst ihre Neigung für Zerstreuungen, für Kleiderzier und Lebensgenuß sich aufs bestimmteste aussprach und manchmal hart an die Grenze des Zuviel zu streifen schien, so mied sie jetzt die Gesellschaft; streitende Gedanken jagten ihre

Wolken über die schön geglättete Stirne; das getrüübte Auge sprach von Tränen, und nicht selten drängte sich ein einzelner der störenden Gäste unter der schnell gesenkten Wimper hervor. Starschenski bemerkte, wie der Vater sie dann ernst, beinahe drohend anblickte und eine erkünstelte Heiterkeit das Bestreben des Mädchens bezeichnete, einen heimlichen Kummer zu unterdrücken. Einmal, rasch durchs Vorgemach auf die Türe des Empfangszimmers zuschreitend, hörte Starschenski die Stimme des Starosten, der aufs heftigste erzürnt schien und sich sogar ziemlich gemeiner Ausdrücke bediente. Der Graf öffnete die Türe und sah sich rings um, erblickte aber kein drittes, nur die Tochter, die nicht weinend und höchst erhitzt, vom Vater abgekehrt, im Fenster stand. Ihr mußten jene Scheltworte gegolten haben. Da ward es fester Entschluß in der Seele des Grafen, durch eine rasche Werbung um Elgas Hand der marternden Ungewißheit des Verhältnisses ein Ende zu machen.

„Während er sich kurze Zeit zur Ausführung dieses Vorsatzes nahm und Elgas vorige Heiterkeit nach und nach zurückkehrte, langten die aus der Verbannung heimberufenen Angehörigen an. Elga schien weniger Freude über den Wiederbesitz der so lange entbehrten Brüder zu empfinden, als der Graf vorausgesetzt hatte. Am auffallendsten aber war ihre schroffe Kälte, um es nicht Härte zu nennen, gegen den Gefährten von ihrer Brüder Schuld und Strafe, den armen Vetter Oginski, den sie kaum eines Blickes würdigte. Gut gebaut und wohl aussehend, wie er war, schien er eine solche Abneigung durch nichts zu verdienen; vielmehr war in seinem beinahe zu unterwürfigen Benehmen das Streben sichtbar, sich um die gute Meinung von jedermann zu bewerben. Keine Härte konnte ihn aufbringen; nur schien ihm freilich jede Gelegenheit erwünscht, sich der beinahe verächtlichen Behandlung Elgas zu entziehen. Zuletzt verschwand er ganz, und niemand wußte, wo er hingekommen war.

„Nun endlich trat der Graf mit seiner Werbung hervor. Der alte Starost weinte Freudentränen, Elga sank schamerrötend und sprachlos in seine Arme, und der Bund war geschlossen. Laute Feste verkündeten der Hauptstadt Starschenskis Glück, und wiederholte, zahlreich besuchte Feste versicherten ihn der allgemeinen Teilnahme. Durch eine Ehrenbedienstung am Hofe festgehalten, lernte er bald sich in Geräusch und Glanz fügen, ja wohl gar daran Vergnügen finden, wenigstens insoweit Elga es darin fand, deren Geschmack für rauschende Lustbarkeiten sich immer bestimmter aussprach. Aber war sie nicht jung, war sie nicht schön? Hatte nicht, nach langen Unfällen, jede Lust für sie den doppelten Reiz, als Lust und als neu? Der Graf gewährte

und war glücklich. Nur eines fehlte, um ihn ganz selig zu machen: schon war ein volles Jahr seit seiner Vermählung verstrichen, und Elga gab noch keine Hoffnung, Mutter zu werden.

„Doch plötzlich ward der Rausch des Glücklichen auf eine noch weit empfindlichere Weise gestört. Starschenski's Hausverwalter, ein als redlich erprobter Mann, erschien, trübe Wolken auf der gefurchten Stirn. Man schloß sich ein, man rechnete, man verglich, und es zeigte sich bald nur zu deutlich, daß durch das, was für Elgas Verwandte geschehen war, durch den schrankenlosen Aufwand der letzten Zeit, des Grafen Vermögensstand erschüttert war und schleunige Vorsoorge erheischte. Das Schlimmste zu dieser Verwirrung hatten Elgas beide Brüder getan. Wie denn überhaupt das Unglück nur Verbesserungsfähige bessert, so war die alles verschlingende Genußliebe des leichtfertigen Paares durch die lange Entbehrung nur noch gieriger geworden. Auf die Kasse des Grafen mit ihrem Unterhalte angewiesen, hatten sie den überschwenglichsten Gebrauch von dieser Zugestehung gemacht, und nachdem der in Seligkeit schwimmende Graf auf die ersten Anfragen seiner besorgten Geschäftsleute ungeduldig die Antwort erteilt hatte: man solle es nicht zu genau nehmen und seinen Schwägern geben, was sie bedürften, war bald des Forderns und Nehmens kein Ende.

„Der Graf übersah mit einem Blicke das Bedenkliche seiner Lage, und ordnungsliebend wie er war, hatte für ihn ein rasches Umkehren von dem eingeschlagenen Taumelpfade nichts Beängstigendes. Nur der Gedanke an Elga machte ihm bange. Wird das heitere, in unbefangenen Frohsinn so gern hinschwebende Wesen —? Aber es mußte sein, und der Graf tat, was er mußte. Mit klopfendem Herzen trat er in Elgas Gemach. Aber wie angenehm ward er überrascht, als, da er kaum die Verhältnisse aneinandergesetzt und die Nothwendigkeit geschildert hatte, die Stadt zu verlassen, um auf eigener Scholle den Leichtfinn der lektverflossenen Zeit wieder gut zu machen, als, bei der ersten Andeutung schon, Elga an seine Brust stürzte und sich bereitwillig und erfreut erklärte. Was er wolle, was er gebiete, sie werde nur gehorsam sein! Dabei stürzten Tränen aus ihren Augen, und sie wäre zu seinen Füßen gefallen, wenn er es nicht verhindert, sie nicht emporgehoben hätte zu einer langen, Zeit und Außenwelt aufhebenden Umarmung.

„Alle Anstalten zur Abreise wurden gemacht. Starschenski, der, von Jugend auf an Einsamkeit gewohnt, alle Freuden des Hofes und der Stadt nur in der Freude, die seine Gattin daran zeigte, genossen hatte, segnete beinahe die Unfälle, die ihn zwangen, in den Schoß seiner ländlichen Heimat zurückzukehren. Elga packte und sorgte, und in

den ersten Nachmittagsstunden eines warmen Maitages war man mit Kisten und Päckchen in dem alterthümlichen Stammschlosse angekommen, das, neu eingerichtet und aufs beste instand gesetzt, durch Nachtigallenschlag und Blüthenduft wetteifernd ersetzte, was ein verwöhnter Geschmack, ein Vergleich mit den Palästen der Städte allenfalls hätte vermessen können.

„Bald nach der Ankunft schien sich zum Theile aufzuklären, warum Elgan die Änderung der bisherigen Lebensweise so leicht geworden war. Sie stand in den ersten Monaten einer bis jetzt verheimlichten Schwangerschaft, und Starschenski, mit der Erfüllung aller seiner Wünsche überschüttet, kannte keine Grenze seines Glücks.

„Frühling und Sommer verstrichen unter ländlichen Ergötzlichkeiten, ordnenden Einrichtungen und frohen Erwartungen. Als das Laub gefallen war und rauhe Stürme, die ersten Boten des Winters, an den Fenstern des Schlosses rüttelten, nahte Elgan die ersehnte und gefürchtete Stunde: sie gebar, und ein engelschönes, kleines Mädchen ward in die Arme des Grafen gelegt, der die Tochter mit segnenden Tränen benetzte. Leicht überstanden, wie die Geburt, waren die Folgen, und Elga blühte bald wieder einer Rose gleich.

„So viel günstige Vorfälle wurden leider durch unangenehme Nachrichten aus der Hauptstadt unterbrochen. Der alte Starost, Elgas Vater, war gestorben und hatte seine Umstände in der größten Zerrüttung hinterlassen. Die beiden Söhne, in ihrer tollen Verschwendung nicht mehr von ihrem bedächtlicher gewordenen Schwager unterstützt, häuften Schulden auf Schulden, und ihre Gläubiger, die in Hoffnung auf den Nachlaß des alten Vaters zugewartet hatten, sahen sich zum Theile in ihrer Erwartung dadurch getäuscht, daß in dem Testamente des Starosten eine beträchtliche Summe, infolge einer früher geschehenen förmlichen Schenkung, an jenen armen Vetter Oginski überging. Dieser Vetter war, wie bekannt, seit längerer Zeit verschwunden. Er mußte aber doch noch leben und sein Aufenthalt nicht jedermann ein Geheimniß sein, denn die ihm bestimmte Summe ward gefordert, übernommen, und die Sache blieb abgetan.

„Zu den Verschwendungen der beiden Paschek gesellten sich überdies noch Gerüchte, als ob sie neuerdings verbotene Anschläge hegten und Parteigänger für landeschädliche Neuerungen würben. Starschenski sah sich aufs überlästigste von seinen Schwägern und ihren Gläubigern bestürmt, er wies aber, nachdem er getan, was in seinen Kräften stand, alle weitere Anforderung standhaft von sich und hatte das Vergnügen, Elgan in ihren Gesinnungen mit den seinigen ganz übereinstimmen zu sehen. Ja, als die Brüder, gleichsam zum letzten

Versuch, sich auf dem Schlosse des Grafen einzufinden, sahen sie sich von der Schwester mit Vorwürfen überhäuft, und man schied beinahe in Feindschaft.

„So gingen mehr als zwei Jahre vorüber, und der Friede des Hauses blühte, nach überstandenen Stürmen, nur um so schöner empor. Sah sich gleich der Graf in seinen Wünschen nach einem männlichen Stammhalter fortwährend getäuscht, so wendete sich dafür eine um so größere, eine ungeteilte Liebe auf das teure, einzige Kind.

„Raum konnte aber auch etwas Reizenderes gedacht werden, als das kleine, rasch sich entwickelnde Mädchen. In allen schon angekeimten Formen der Mutter Abbild, schienen sich die schaffende Natur bei dem holden Köpfchen in einem seltsamen Spiele gefallen zu haben. Wenn Elga bei der Schwärze ihrer Haare und Brauen durch ein hellblaues Auge auf eine eigene Art reizend ansprach, so war bei dem Kinde diese Verfehrung des Gewöhnlichen nachgeahmt, aber wieder verkehrt; denn goldene Locken ringelten sich um das zierliche Häuptchen, und unter den langen blonden Wimpern barg sich, wie ein Räuber vor der Sonne, das große, schwarzrollende Auge. Der Graf scherzte oft über diese, wie er es nannte, auf den Kopf gestellte Ähnlichkeit, und Elga drückte dann das Kind inniger an sich und ihre Lippen haften auf den gleichgeschwellten, strahlenden von gleichem Rot.

„Der Graf widmete alle Stunden, die er nicht den häuslichen Freuden schenkte, einzig der Wiederherstellung seiner, durch die unüberlegte Freigebigkeit an Elgas Verwandte herabgekommenen Vermögensumstände und der Verbesserung seiner Güter. Tagelang durchging er Meierhöfe und Fruchtscheuern, Saatsfelder und Holzschläge, inuner von seinem Hausverwalter begleitet, einem alten, redlichen Manne, der, vom Vater auf den Sohn vererbt, dessen ganzes Vertrauen besaß. Schon seit längerer Zeit bemerkte Starschenski eine auffallende Düsterei in den Zügen des Alten. Wenn er unvermutet sich nach ihm umwendete, überraschte er das sonst immer heitere Auge beinahe wehmütig auf sich geheftet. Doch schwieg der Mann.

„Einst, als beide die Hitze eines brennenden Vormittages mit den Schnittern geteilt hatten und der Graf, im Schatten eines Erlenbusches gelagert, mit Behagen einen Trunk frischen Wassers aus der Hand seines alten Dieners empfing, da rief dieser losbrechend aus: Wie herrlich Gottes Segen auf den Feldern steht! Wie glücklich sich der Besitzer von dem allen fühlen muß! — Das tut er auch, entgegnete, kopfnickend und zu wiederholtem Trinken ansetzend, der Graf. — Es begreift sich allenfalls noch, fuhr der Alte fort, wie es in den Städten Unzufriedene gibt, die an Staat und Ordnung rütteln und denen die

Gewalt nichts zu Danke machen kann, aber auf dem Lande, in Wald und Feld, fühlt man's deutlich, daß doch am Ende Gott allein alles regiert; und der hat's noch immer gut gemacht bis auf diesen Augenblick. Aber die Ruhestörer haben keine Rast, bis sie alles verwirrt und zerrüttet, Vater und Bruder in ihr Netz gezogen, Schwester und Schwäger. Gottes Verderben über sie! — Der Graf war aufgestanden. Ich merke wohl, sprach er, daß du auf meiner Frauen Brüder zielst. Hast du etwa neuerlich von ihnen gehört? — Da fiel der alte Mann plötzlich zu Starschenskis Füßen, und in heiße Tränen ausbrechend, rief er: Herr, laßt Euch nicht verlocken! Denkt an Weib und Kind! An so manches, was Ihr besitzt! An Eurer Väter ruhmwürdigen Namen! — Was kommt dir an? zürnte der Graf. — Herr, rief der Alte, Eure Schwäger sinnen Böses, und Ihr wißt um ihr Vorhaben! — Spricht der Wahnsinn aus dir? — schrie Starschenski. — Ich weiß, was ich sage, entgegnete der Alte. Ein Vertrauter Eurer Schwäger kommt zu Euch heimlich aufs Schloß. Heimlich wird er eingelassen. Tagelang liegt er in der halbverfallenen Warte am westlichen Ende der Tiergartenmauer verborgen. — Wer sagt das? — Ich, der ich ihn selbst gesehen habe. — Heimlich aufs Schloß kommen? . . . Heimlich aufs Schloß! — Wann? — Oft! — Ein Vertrauter meiner Schwäger? — In Warschau sah ich ihn an ihrer Seite. — Weißt du seinen Namen? — Euch ist wohlbekannt, daß ich nur einmal in Warschau war, und da hatte ich Wichtigeres in Eurem Dienste zu schaffen, als mich um die Namen von Eurer Schwäger zahlreichen Zechgesellen zu bekümmern. Aber, daß ich ihn mit ihnen sah, des bin ich gewiß. — Zu welchen Stunden sahst du ihn aufs Schloß kommen? — Nachts! — Starschenski schauderte unwillkürlich zusammen bei dieser letzten Antwort, obgleich eine kurze Besinnung ihm so viele mögliche Erklärungsarten dieser räthselhaften Besuche darbot, daß er bei seiner Nachhausekunft schon wieder beinahe ganz ruhig war. Nur fragte er wie im Vorbeigehen Elgan: ob sie schon lange keine Nachricht von ihren Brüdern erhalten habe? — Seit sie zuletzt selbst hier waren, keine, entgegnete sie ganz unbefangen. Der Graf gebot dem alten Hausverwalter, dem er seine patriotischen Besorgnisse leicht ausgededet hatte, das tiefste Stillschweigen über die ganze Sache, beschloß aber doch, wozu möglich näher auf den Grund zu sehen.

„Einige Zeit verstrich, da war er eines Nachmittags zu Pferde gestiegen, um eine seiner entfernteren Besitzungen zu besuchen, wo er mehrere Tage zubringen wollte. Schon hatte er einen guten Theil des Weges gemacht, und der Abend fing an, einzubrechen, da hörte er hinter sich laut und ängstlich seinen Namen rufen. Umblickend, erkannte

er den alten Hausverwalter, der auf einem abgetriebenen Pferde keuchend und atemlos ihn einzuholen sich bestrebte und mit Rufen und Händewinken anzuhalten und ihn zu erwarten bat. Der Graf zog den Zügel seines Rosses an und hielt. Angelangt, drängte der Alte sich hart an seinen Herrn und stammelte ihm keuchend seine Kunde ins Ohr. Der Veranlasser seiner Besorgnisse, der räthelhafte Unbekannte, war wieder in der Nähe des Schlosses gesehen worden. Der Graf wandte sein Roß, und eines Laufes sprenghen sie den Weg zurück, heimwärts, mit Mühe von den Dienern gefolgt. Eine gute Strecke vom Schlosse stiegen beide ab und gaben die Pferde den Dienern, die angewiesen wurden, ihrer an einem bezeichneten Orte zu harren. Durch Gestrüpp und Dickicht gingen sie jener Warte zu, wo der Fremde sich am ehesten zeigen sollte. Es war indes dunkel geworden und der Mond zögerte noch, aufzugehen, obschon bereits durch eine dämmernde Helle am Saum des Horizontes angekündigt. Da fiel plötzlich durch die dicht verschlungenen Zweige ein Licht in ihre Augen, in derselben Richtung, in der jene Warte liegen mußte. Sie beeilten sich, den Rand des Waldes zu erreichen, und waren nun am Fuße des von Bäumen entblößten Hügels angekommen, auf dem die Warte stand. Aber kein Licht blickte durch die ausgebröckelten Schußscharten; keine Spur eines menschlichen Wesens. Zwar wollte der alte Verwalter bei dem Schein des eben aufgehenden Mondes frische Fußtritte am Boden bemerken, auch war es keineswegs in der Ordnung, die Thüre unverschlossen zu finden; aber das erste Anzeichen konnte täuschen, das andere ließ sich so leicht aus einer Nachlässigkeit des Schloßwarts erklären.

„Leichter atmend, ging der Graf mit seinem Begleiter den Hügel herab, dem Schlosse zu. Der Mond warf sein Silber über die ruhig schlummernde Gegend und verwandelte das vor ihnen liegende Schloß in einen schlummernden Feenpalast. In der Seele Starschenskis ging, reizender als je, das Bild seiner Gattin auf. Jetzt erst gestand er sich's, daß ein Teil des in ihm aufkeimenden Verdachtes ihr gegolten hatte, und nun, im Gefühle seines Unrechts, ihr Bild, wie sie sorglos schlummernd im jungfräulichen Bette lag, vor den Augen seiner Seele, entstand eine Sehnsucht nach ihr in seinem Innern, wie er sie seit den Tagen des ersten Begegnens, der bräutlichen Werbung kaum je empfunden hatte.

„So träumte er, so ging er. Da fühlte er sich plötzlich angestoßen. Sein Begleiter war's; der zeigte mit dem Finger vor sich hin in das hellerleuchtete Feld. Starschenski folgte der Richtung und sah eine Mannsgestalt, welche, die vom Monde unerleuchtete, dunkle Seite ihnen

zugekehrt, übers Feld dem Schlosse zuschlich. Der Graf war sein selbst nicht mächtig. Mit einem lauten Ausruf, den gezückten Säbel in der Faust, stürzte er auf die Gestalt los. Der Fremde, frühzeitig gewarnt, floh, vom Schlosse ab, den Bäumen zu. Schon im Begriffe, ihn dahin zu verfolgen, ward der Graf durch eine zweite Erscheinung davon abgehalten, die dicht an der Mauer des Schlosses sich hinschob. Diese zweite war bald erreicht und gab sich zitternd und bebend als Dortka, der Gräfin Kammermädchen, kund. Auf die erste Frage: was sie hier gemacht? stotterte sie unzusammenhängende Entschuldigungen; die zweite: wie sie hierher gekommen? beantwortete an ihrer Statt das geöffnete Ausfallspörtchen, das, gewöhnlich versperrt und verriegelt, nur auf des Grafen Befehl mit einem Schlüssel, den er selbst verwahrte, geöffnet werden konnte.

„Alle Versuche, von dem Mädchen ein Geständnis zu erpressen, waren vergeblich. Da ergriff sie der Graf hocherzürnt bei der Hand und führte sie gewaltsam durch die mannigfach verschlungenen Gänge bis zu den Zimmern seiner Gemahlin, die er noch erleuchtet und unverschlossen fand. Elga selbst war wach und in Kleidern. Der Graf, stotternd vor Wut, erzählte das Geschehene und verlangte, daß das Mädchen entweder augenblicklich bekenne, oder auf der Stelle aus Dienst und Hause entfernt werde. Dortka war auf die Kniee gefallen und zitterte und weinte.

„Staršenski hatte sich seine Gattin verlegen, oder seinem gerechten Zorne beistimmend gedacht. Keines von beiden geschah. Kalt und teilnahmslos bat sie ihn anfangs, die Ruhe des Hauses nicht durch sein lautes Schelten zu stören, und als er fortfuhr und die Entfernung des Mädchens begehrte, da erklärte sie mit steigender Wärme: ihr gebühre, über das Verhalten ihrer Dienerin zu richten; sie selbst werde untersuchen und entscheiden. Der Graf, außer sich, zog das Mädchen vom Boden auf, sie gewaltsam aus dem Zimmer zu bringen, aber Elga, hochglühend vor Zorn, sprang hinzu, ergriff des Mädchens andere Hand, riß sie zu sich, indem sie ausrief: Nun denn, so stoß auch mich aus dem Hause, denn darauf ist es doch wohl abgesehen! Daß ich früher dich so gekannt wie jetzt! Unglückliche, die ich bin! fuhr sie laut weinend fort; gekränkt, mißhandelt! Aber schuldlose Diener sollen nicht um meinetwillen leiden! Dabei zeigte sie dem Mädchen mit dem Finger auf die Türe ihres Schlafgemaches; dieses verstand den stummen Befehl und ging eilig hinein. Elga folgte und schloß die Türe hinter sich ab.

„Staršenski stand wie vom Donner getroffen. Einmal raffte er sich empor und ging auf das Zimmer seiner Frau zu; halben Weges

aber blieb er stehen und versank neuerdings in dumpfes Staunen. Der alte Hausverwalter trat zu ihm und sprach einige Worte; der Graf aber ging ohne Antwort an ihm vorüber zur Türe hinaus, über die Gänge, auf sein Gemach, das im entgegengesetzten Flügel des Schlosses lag. An der Schwelle wendete er sich um, durch eine Bewegung der Hand jede Begleitung zurückweisend, und die Türe ging hinter ihm zu. Wie er die Nacht zubachte — wer kann es wissen? Der Diener, der des Morgens zu ihm eintrat, fand ihn angekleidet, auf einem Stuhle sitzend. Er schien zu schlafen, doch näher besehen, standen die Augen offen und starrten vor sich hin. Der Diener mußte einigemal seinen Namen nennen, bis er sich bewegte. Dann erst meldete jener seine Botschaft, indem er ihn im Namen der Gräfin bat, das Frühstück auf ihrem Zimmer einzunehmen. Starschenski sah ihn staunend an, dann aber stand er auf und folgte schweigend, wohin jener ihn, vortretend, geleitete.

„Weiter und blühend, als ob nichts vorgefallen wäre, kam ihm Elga entgegen; sie erwähnte halb scherzend der Ereignisse der verfloßenen Nacht. Das Kammermädchen ward eines heimlichen Liebeshandels angeklagt, Dortka selbst gerufen, die ein unwahrscheinliches Märchen unbeholfen genug erzählte. Zuletzt bat sie um Verzeihung, welche die Gräfin, mit Rücksicht auf sonst gezeigtes gutes Betragen, im eigenen und ihres Gatten Namen großmütig erteilte. Der Graf, am Schlusse doch auch um seine Zustimmung befragt, erteilte diese kopfnickend, und das Mädchen blieb im Hause.

„Schweigend nahm Starschenski das Frühstück ein, stumm ging er aus dem Schlosse. Der alte Hausverwalter, der ihm auf seinem Wege entgegen kam, wagte, neben ihm hergehend, nicht, das Stillschweigen zu brechen, und suchte nur in den zerstörten Zügen seines Herrn Antwort auf seine zurückgehaltenen Fragen und Zweifel. So gingen sie, so verrichteten sie ihre Geschäfte wie sonst, wie immer. Der Graf bestrebte sich nicht bloß, über die Vorfälle des gestrigen Tages nichts zu denken, er dachte wirklich nichts. Denn wenn der verfolgte Strauß sein Haupt im Busch verbirgt und wähnt, sein Nichtsehen der Gefahr sei zugleich ein Nichtdasein derselben, so tut der Mensch nicht anders. Unwillkürlich schließt er sein Auge vor einem hereinbrechenden Unvermeidlichen, und jedes Herz hat seine Geheimnisse, die es absichtlich verbirgt vor sich selbst.

„Einige Tage darauf wollte Starschenski eintreten bei seiner Gemahlin. Es hieß, sie sei im Bade; doch hörte er die Stimme seines Kindes im nächsten Gemache, und er ging hinein. Da fand er die Kleine am Boden sitzend, mitten in einer argen Verwirrung, die sie

angerichtet. Elgas Schmuck und Kleinodien lagen rings um das Kind zerstreut, und das offene umgestürzte Schmuckkästchen nebst dem herabgezogenen Teppich des daneben stehenden Putztisches zeigte deutlich die Art, wie es sich das kostbare Spielzeug verschafft hatte. Starschenski trat gutmütig scheltend hinzu, stritt dem Kinde Stück für Stück seinen Raub ab und versuchte nun, die glänzenden Steine wieder an ihre Stelle zu legen. Der Deckel des Schmuckkästchens, augenscheinlich ein doppelter, war durch den Sturz vom Tische aus den Fugen gewichen, und da der Graf versuchte, ihn, mit dem Finger drückend, wieder zurückzupressen, fiel der innere Teil der doppelten Verkleidung auf den Boden und zeigte in dem rückgebliebenen hohlen Raume ein Porträt, das, schwach eingefügt, leicht von der Stelle wich und das nun der Graf hielt in der zitternden Hand.

„Es war das Bild eines Mannes in polnischer Nationaltracht. Das Gefühl einer entsetzlichen Ähnlichkeit überfiel den Grafen wie ein Gewappneter. Da war das oft besprochene Naturspiel mit den schwarzen Augen und blondem Haare, wie — bei seinem Kinde. — Er sah das Mädchen an, dann wieder das Bild. — Diese Züge hatte er sonst schon irgend gesehen; aber wann? wo? — Schauer überliefen ihn. — Er blickte wieder hin. Da schaute ihn sein Kind mit schwarzen Schlangenaugen an, und die blonden Haare loderten wie Flammen, und die Erinnerung an jenen verschmähten Vetter in Warschau ging gräßlich in ihm auf. — Oginski! schrie er und hielt sich am Tische, und die Zähne seines Mundes schlugen klappernd aneinander.

„Ein Geräusch im Nebenzimmer schreckte ihn empor. Er befestigte den Deckel an seine Stelle, schloß das Kästchen, das Bild hatte er in seinen Busen gesteckt: so floh er, wie ein Mörder.

„Diesen Tag ward er im Schlosse nicht mehr gesehen. Sein Platz blieb leer am Mittagstische. Gegen Abend kam er ins Zimmer der Wärterin und verlangte nach dem Kinde. Das nahm er bei der Hand und führte es in den Garten, der einsam gelegenen Mooshütte zu. Dort fand ihn nach einer Stunde der suchende Hausverwalter, in eine Ruhebauk zurückgelehnt. Das Kind stand zwischen seinen Knien, er selbst hielt ein Bild in der Hand, abwechselnd auf dieses, dann auf die Kleine blickend, wie einer, der vergleicht — meinte der alte Mann.

„Am folgenden Morgen war Starschenski verreist, niemand wußte, wohin. Er aber war in Warschau; dort forschte er, zu spät! nach Elgas früheren Verhältnissen. Er erfuhr, daß sie und Oginski, der in des alten Starosten Hause erzogen war, sich schon frühzeitig geliebt, daß, aus Besorgnis vor der wachsenden Vertraulichkeit, der ausichts-

lose Vetter entfernt wurde; daß, aus seiner Verbannung zurückkehrend, kurz vor Starschenskis Vermählung, er seine Ansprüche erneuert habe und jene bedeutende Summe Geldes, die in des alten Taschek's letzten Willen ihm zugebracht war, zum Theil der Preis seines Rücktrittes war; daß Elga sich nur schwer von ihm getrennt und seine Armut und Starschenskis Reichthum, verbunden mit dem Andringen ihrer Verwandten, der Hauptgrund ihrer Einwilligung zur Verbindung mit dem Grafen gewesen war. All diese Geheimnisse soll einer von Elgas Brüdern, gegen den er sich zur rechten Zeit freigebig zeigte, dem Grafen für Geld verraten und ihm zugleich den Ort angezeigt haben, wo Oginski, einem geleisteten Schwur zufolge, sich verborgen hielt.

„Auf dem Schlosse herrschte unterdessen Unruhe und Besorgnis. Elga selbst war übrigens augenscheinlich die Ruhigste von allen. Sie schien das befremdliche Betragen ihres Gatten noch auf Rechnung jener nächtlichen Überraschung zu schieben, über die, da durchaus niemanden etwas Bestimmtes zur Last gelegt werden konnte, der Graf, wie sie hoffte, sich am Ende wohl selbst beruhigen werde. Jenes Kammermädchen war noch immer in ihren Diensten.

„Unvermutet erschien nach einiger Zeit der Graf auf der Grenze seiner Besitzung, in seinem Gefolge ein verschlossener Wagen, von dessen Inhalt niemand wußte. Eine verhüllte Gestalt, vielleicht durch Knebel am Sprechen verhindert, ward herausgehoben und dem durch Briefe im voraus an die Grenze beschiedenen Hausverwalter übergeben. Die alte Warte an der Westseite des Tiergartens, seitdem sorgfältig verschlossen, nahm die sonderbare Erscheinung in ihren Gewahrsam, und dunkle Gerüchte verbreiteten sich unter den Bewohnern der Umgegend.

„Der Graf ging auf sein Schloß. Laut jubelnd kam ihm Elga entgegen, das Kind an ihrer Hand. Er hörte, wie unruhig man über seine plötzliche Abreise gewesen, wie sehnlich man ihn zurück erwartet. Der Kleinen Fortschritte wurden angerühmt, einige Proben der erlangten Geschicklichkeit auf der Stelle abgelegt. Da die Zeit des Abendessens gekommen war, erklärte Starschenski sich unpaß und ermüdet von der Reise. Er ging, trotz aller Gegenvorstellungen, allein auf sein Zimmer, wo er sich einschloß. Doch war sein Bedürfnis nach Ruhe nur vorgegeben, denn nachts verließ er sein Gemach und ging allein nach der Warte, wo er bis zum grautenden Morgen blieb.

„Am darauffolgenden Tage war Elga verdrießlich, schnollend. Des Grafen nächtlicher Gang war nicht unbemerkt geblieben. Elga fand sich vernachlässigt und zeigte ihre Unzufriedenheit darüber. Starschenski unterbrach ihre mißnutigen Äußerungen, indem er von ihrer beiderseitigen Lage zu sprechen anfing. Er bemerkte, daß bei seinem jetzigen

Aufenthalte in Warschau, bei dem erneuten Anblick der Zerstörungen jener genußliebenden Stadt es ihm klar geworden, wie ein so reizendes, lebensfrohes Wesen, als Elga, auf dem Lande gar nicht an ihrer Stelle sei. Er fragte sie, ob sie den Aufenthalt in der Hauptstadt vorziehen würde? — An seiner Seite, ja! entgegnete sie. — Er selbst, versicherte der Graf, werde durch seine Geschäfte auf den Gütern festgehalten; seine Vermögensumstände seien schlimmer, als man geglaubt, er müsse bleiben. — Dann bleibe auch sie, sagte Elga. An seiner Seite wolle sie leben und sterben. Nun verwünschte sie die beiden Brüder, die durch ihre unverschämten Forderungen den allzuguten Gatten in so manche Verlegenheit gestürzt. Sie versicherte, nun aber auch jeden Nest von Liebe für sie abgelegt zu haben. Wenn ihre Brüder bettelnd vor der Türe ständen, sie würde nicht öffnen, sagte sie. Der Graf übernahm zum Theil die Verteidigung seiner Schwäger. Er habe sie in Warschau gesprochen. Es war einer ihrer Verbannungsgefährten bei ihnen — wie hieß er doch? — Elga sann gleichfalls nach. — Oginski! rief der Graf und blickte sie rasch an. Sie veränderte nicht eine Miene und sagte: Die Genossen meiner Brüder sind alle schlecht, dieser aber ist der schlechteste! — Welcher? — Den du namentst! — Welcher war das? — Nun, Oginski! antwortete sie, und ein leichtes Zucken in ihren Zügen verriet eine vorübergehende Bewegung.

„Der Graf war ans Fenster getreten und blickte hinans. Elga folgte ihm, sie lehnte den Arm auf seine Schulter. Der Graf stand unbeweglich. Starzenski, sagte sie, ich bemerke eine ungeheure Veränderung in deinem Wesen. Du liebst mich nicht, wie sonst. Du verschweigst mir manches. Der Graf wendete sich um und sagte: Nun denn, so laß uns reden, weil du Rede willst. Ungeheure Unglücksfälle haben mich getroffen. Du kennst die Zerrüttung meiner Vermögensumstände, du kennst deren Ursache. Was noch sonst mich drückt, weiß nur ich. Wenn nun diese Ereignisse schwer auf mir liegen, so martert nicht weniger der Gedanke, daß ich die Ursache wohl gar selbst herbeigeführt habe. Gewiß war der Leichtsinns tadelnswert, mit dem ich das Erbe meiner Väter verwaltete; vielleicht war ich aber sogar damals strafbar, als ich, der Störrißche, an Abgeschlossenheit Gewohnte, um die Hand des lebensfrohen Mädchens warb, unbekümmert über die Richtung ihrer Gefühle und Neigungen, unbekümmert, ob ich sie, meine Frau geworden, zu einer Lebensart verdammt, deren Einförmigkeit ihr unerträglich werden mußte. — Starzenski! sagte Elga und sah ihn mit schmeichelndem Vorwurfe an. — Man hat mir fremde Dienste angeboten, fuhr Starzenski fort, und genau besehen, ist es vielleicht am besten, ich meide für einige, vielleicht für längere Zeit

das Land meiner Väter. Gestern noch waren meine Entschlüsse finsterner. Aber die Überlegung der heutigen Nacht zeigte mir diesen Entschluß als den besten. — Heute nacht, versetzte Elga mißtrauisch, heute nacht hast du überlegt? Und wo? Auf jener Warte etwa? — Und da Starschenski betroffen zurückfuhr: Hab' ich dich? fuhr sie fort. Von dorthier holst du deine Besorgnisse? Von dorthier deinen Wunsch, zu reisen? Und die Reisegefährtin wohl auch? Durch das Gerücht mußte ich erfahren, wie eine verhüllte Gestalt, wahrscheinlich eine glücklichere Geliebte, dort abgesetzt ward, zu der du nun allnächtlich die Zärtlichkeit trägst, die du an dem Altare mir zugeschworen? Ist das mein Lohn? Komm! wendete sie sich zu dem danebenstehenden Kinde, komm! Wir sind ihm zur Last! Er hat andere Freuden kennen gelernt, als in dem Kreise der Seinen! Damit wendete sie sich zum Gehen. Ein gellendes Hohngelächter entfuhr dem Munde des Grafen, über das er selbst zusammenschrak, wie über das eines andern. Elga wendete sich um. Ich wußte wohl, sagte sie, daß es nur Scherz war. Aber die Enthüllung des Geheimnisses jener Warte ersparst du dir noch nicht. Ich muß selbst schauen, was sie verbirgt. Versprichst du mir das? — Der Graf war auf ein Ruhebett gesunken und verhüllte das Gesicht in seine beiden Hände. Da hörte er eine Türe gehen. Durch die Finger blickend, sah er das Kammermädchen seiner Frau, die eben mit ihrem Nachtzeuge eintreten wollte, und Elgan, die mit einem listigen Gesichte ihr Entfernung zuwinkte. Elga nahte hierauf dem Ruhebette, und sich neben ihren Gatten hinsetzend, sprach sie: Komm, Starschenski, laß uns Frieden schließen! Wir haben uns ja doch schon so lange nicht ohne Zeugen gesprochen. Damit neigte sie ihre Wange an die seinige und zog eine seiner Hände an ihr klopfendes Herz. Ein Schauder überfiel den Grafen. Höllenschwarz stand's vor ihm. Er stieß sein Weib zurück und entfloh.

„Mitternacht hatte geschlagen. Alles im Schlosse war stille. Elga schlief in ihrem Zimmer. Da fühlte sie sich angefaßt, und aus dem Schlafe emporfahrend, sah sie beim Schein der Nachtlampe ihren Gatten, der, eine Blendlaterne in der Hand, sie aufstehen und sich ankleiden hieß. Auf ihre Frage: wozu? entgegnete er: sie habe Verlangen gezeigt, die Geheimnisse jener Warte kennen zu lernen. Am Tage ginge das nicht an; wenn sie aber Finsternis und Nachtlust nicht scheue, so möge sie ihm folgen. Aber hast du nichts Urges im Sinne? sagte die Gräfin; du warst gestern abends so sonderbar! — Wenn du nicht folgen willst, so bleibe! sprach Starschenski und war im Begriffe, sich zu entfernen. Halt! rief Elga. Wenn Furchtsamkeit der Weiber allgemeines Erbteil ist, so bin ich kein Weib. Auch muß dieser Zustand von Un-

gewißheit enden. Vielleicht bist du in dich gegangen, hast erkannt. — Wenn du dich überzeugen willst — sprach Starschenski, so steh auf und folge mir. — Elga war aus dem Bette gesprungen und hatte einen Schlafpelz übergeworfen. Sie wollte gehen. Aber indes war das Kind erwacht, das in dem Bette ihr zur Seite schlief. Es fing an zu weinen. Dein Kind wird die Bewohner des Schlosses wecken, sagte der Graf. Da, ohne ein Wort zu sprechen, nahm Elga die Kleine empor, wickelte sie in ein warmverhüllendes Tuch, und das Kind auf dem Arme, folgte sie dem leitenden Gatten.

„Die Nacht war kühl und dunkel. Die Sterne zwar schimmerten tausendfältig am trauergefärbten Himmel, aber kein Mond beleuchtete der Wandler einsamen Pfad, nur des Grafen Blendlaterne warf kurze Streiflichte auf den Boden und die untersten Blätter der mitternächtlich schlummernden Gesträuche.

„So hatten sie den von seiner ehemaligen Benützung so genannten Tiergarten durchschritten und waren nun bei jener Warte angelangt, dem eigentlichen Ziele ihrer Wanderung. Da wendete der Graf sich um zu seiner Gattin und sprach: Du bist nun im Begriffe, das verborgenste Geheimnis deines Gatten zu erforschen. Du willst ihn überraschen über dem Bruche seiner ehelichen Treue, ihn beschämen in Beisein einer verworfenen Geliebten. Es ist billig, daß Gefahr und Vorteil auf beiden Seiten gleich sei. Bevor du eintrittst, schwöre mir, daß du selber nie eines gleichen Fehls dich schuldig gemacht, daß du rein seist an dem Verbrechen, dessen du zeichst deinen Gatten. Du suchst Ausflüchte, sprach Elga. Weib! fuhr der Graf fort, durchgeh in Gedanken dein verslossenes Leben, und wenn du eine Makel, ich will nicht sagen, ein Brandmal, darin entdeckst, so tritt nicht ein in dieses Gemäuer. Elga drängte sich, am Grafen vorbei, dem Eingange zu. Er stellte sich ihr von neuem in den Weg, indem er ausrief: Du gehst nicht ein, bevor du mir's eidlich versichert. Lege deine Hand auf das Haupt deines Kindes und schwöre! — Da legte Elga die Rechte auf das Haupt der schlummernden Kleinen und sprach: So überflüssig mir ein solcher Schwur scheint, so gut du selbst davon überzeugt bist, wie sehr er es sei, so bekräftige ich doch! — Halt! schrie Starschenski, es ist genug. Tritt ein und sieh!

„Der Graf schloß auf. Sie stiegen eine schmale Wendeltreppe hinauf, die zu einer gleichfalls verschlossenen Thüre führte. Der Graf öffnete auch diese, und nun traten sie in ein geräumiges Gemach, dessen hinterster Teil durch einen dunklen Vorhang abgeschlossen war. Der Graf setzte Stühle an einem vorgeschobenen Tische zurecht, entzündete an dem Lichte seiner Blendlaterne zwei Wachskerzen in schweren, ehernen

Leuchtern, zog aus der Schublade des Tisches ein Heft Papiere hervor und winkte seiner Frau, sich zu setzen, indem er sich gleichfalls niederließ. Elga sah rings um sich her, bemerkte aber niemand. Sie saß und hörte.

„Da begann der Graf, dem Lichte näher rückend, zu lesen aus den Papieren, die er hielt: „Auch bekenne ich, mit der Tochter des Starosten Raschek unerlaubte Gemeinschaft gepflogen zu haben; vor und nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Starschenski. Ihrer Ehe einziges Kind — —“ Unerhörte Verleumdung! schrie Elga und sprang auf. Wer wagt es, mich solcher Dinge zu zeihen? — Oginski! rief der Graf. Steh auf und bekräftige deine Aussage! Bei diesen Worten hatte er den Vorhang hinweggerissen, und eine Mannsgestalt zeigte sich, auf Stroh liegend, mit Ketten an die Wand gefesselt. Wer ruft mir? fragte der Gefangene. Elga ist hier, sagte der Graf, und fragt, ob es wahr sei, daß du mit ihr gekost? — Wie oft soll ich's noch wiederholen? sagte der Mann, sich in seinen Ketten umkehrend, ich habe sie genossen! — Hörst du? schrie der Graf zu seiner Gattin, die bleich und erstarrt dastand. Nimm hier den Schlüssel und öffne die Fesseln dieses Mannes! Elga zauderte. Da riß der Graf seinen Säbel halb aus der Scheide, und sie ging. Klirrend fielen die Ketten ab, und Oginski trat vor. Was wollt Ihr von mir? sagte er. Du hast mich im Tiefsten verletzt, sprach der Graf. Du weißt, wie Männer und Edelleute ihre Beleidigungen abtun. Hier nimm diesen Stahl, fuhr er fort, indem er einen zweiten Säbel aus seinem Oberrode hervorzog, und stelle dich mir! — Ich mag nicht fechten! sagte Oginski. — Du mußt! schrie Starschenski und drang auf ihn ein. Mittlerweile hörte man Geräusch auf der Treppe. Elga, die unbeweglich dagestanden hatte, sprang jetzt der Türe zu und versuchte, diese zu öffnen, indem sie laut um Hilfe schrie. Starschenski ereilte sie, da sie eben nach der Klinke griff, stieß das Weib zurück und schloß die Türe ab. Die Zwischenzeit benützte Oginski, und während der Graf noch am Eingange beschäftigt war, riß er das Fenster auf und sprang hinab. Der Fall war nicht tief; Oginski erreichte unbeschädigt den Boden, und als der Graf von der Türe weg zum Fenster eilte, verhallten bereits die Fußtritte des Entflohenen in weiter Entfernung.

„Der Graf wendete sich nun zu seiner Gemahlin. Dein Mitschuldiger ist entflohen, sagte er, aber du entgehst mir nicht. — Kannst du jene Verleumdung glauben? stammelte Elga. — Ich glaube dem, was ich weiß, sprach Starschenski, und dem Stempel der Ähnlichkeit in den Zügen dieses Kindes. Du mußt sterben, sagte er, und zwar hier auf der Stelle! — Elga war auf die Kniee gefallen. Erbarme dich meines

Lebens! rief sie. Beginne mit mir, was du willst! Verbanne mich! verstoße mich! heiße mich in einem Kloster, in einem Kerker den Rest meiner Tage vollbringen, nur laß mich leben! leben! — Der Graf bedachte sich eine Weile, dann sprach er: Weil du denn dieses schmach-erfüllte, scheußliche Dasein schäzest über alles, so wisse: ein einziges Mittel gibt es, dich zu retten. — Nenne es, nenne es, wimmerte Elga. — Der Brandfleck meiner Ehre, sprach der Graf, ist dies Kind. Wenn seine Augen der Tod schließt, wer weiß, ob mein Grimm sich nicht legt. Wir sind allein, niemand sieht uns, Nacht und Dunkel verhüllen die That. Geh hin und töte das Kind! — Wie, ich? schrie Elga. Töten? Mein Kind? Unmenschlicher! Verruchter! Was sinnst du mir zu? — Nun denn! rief Starschenski und hob den geworfenen Säbel vom Boden auf. — Halt! schrie Elga, halt! Ich will! Sie stürzte auf ihr Kind los und küßte es, preßte es an ihren Busen, bedeckte es mit Tränen. — Du zauderst? schrie Starschenski und machte eine Bewegung gegen sie. — Nein! nein! rief Elga. Verzeihe mir Gott, was ich tun muß, was ich nicht lassen kann. Verzeihe du mir, zum Unglück Gebornes! Damit hatte sie das Kind wiederholt an ihre Brust gedrückt; mit weggewandten Augen ergriff sie eine große Nadel, die ihren Pelz zusammenhielt; das Werkzeug blinkt, der bewaffnete Arm — Halt! schrie plötzlich Starschenski. Dahin wollt' ich dich haben! sehen, ob noch eine Regung in dir, die wert des Tages. Aber es ist schwarz und Nacht. Dein Kind soll nicht sterben, aber, Schändliche, du! und damit stieß er ihr den Säbel in die Seite, daß das Blut in Strömen empor sprang und sie hinsiel über das unverletzte Kind.

„Dieselbe Nacht war eine des Schreckens für die Bewohner der umliegenden Gegend. Von einer Feuerröte am Himmel aufgeschreckt, liefen sie zu und sahen die alte Warte an der Westseite der Tiergartenmauer von Starschenskis Schlosse in hellen Flammen. Alle Versuche, zu löschen, waren vergebens; bald standen nur schwarze Mauern unter ausgebrannten, rauchenden Trümmern. Man wollte den Grafen wecken; er fehlte, mit ihm sein Weib, sein Kind. Die Brandstätte ward durchsucht und zwar allerdings menschliches Gebein aufgefunden, aber sollten das die Reste dreier Menschen sein?

„Beim Scheiden derselben Nacht aber fühlte sich ein armes Köhlerweib im Gebirge die Glücklichsste aller Sterblichen. Denn als sie mit ihrem Manne lag und schlief, pochte es an der Hüttenthüre. Sie stand auf und öffnete; da sah sie im Scheine des anbrechenden Morgens ein weinendes Kind von etwa zwei Jahren vor sich stehen, statt aller Kleider in ein weites Tuch gehüllt, ein Kästchen neben sich. Geöffnet, zeigte dieses mehr Gold, als sich das arme Paar je beisammen geträumt

hatte. Ein paar beigelegte Zeilen empfahlen das Kind der Fürsorge der beiden und versprachen fernere Geldspenden in der Zukunft.

„Nach zwei Tagen erschien der Graf wieder in der Mitte der Seligen, aber nur, um sich zu einer Reise nach Warschau zu bereiten. Dort angelangt, suchte und erhielt er persönliches Gehör beim Könige, nach dessen Beendigung der Fürst, sichtbar erschüttert, seinen Kanzler holen ließ und ihm offene Briefe auszufertigen befahl, welche dem Grafen Starszenski, als letzten seines Stammes, die freie Verfügung über seine Lehengüter einräumten.

„Die Güter selbst wurden theils verkauft und der Erlös zur Tilgung von Schulden verwendet, theils als Stiftung einem Kloster zu Eigentume gegeben, das man nicht fern von der Stelle zu bauen anfang, wo die alte, abgebrannte Warte gestanden hatte. Das ist die Geschichte dieses Klosters,“ endete der Mönch.

„Der Graf selbst aber?“ — fragte einer der Fremden.

„Ich habe euch gleich anfangs gewarnt,“ sagte der Mönch, „nicht weiter zu fragen, wenn ich aufhöre, nun tut ihr's aber doch! Zahlreiche Seelmessen wurden gestiftet für die Ruhe derjenigen, die eine rasche Gewalttat hinweggerafft in der Mitte ihrer Sünden; um Vergeltung für den Unglücklichen, der in verdammlicher Übereilung Verbrechen bestraft durch Verbrechen. Der Graf war Mönch geworden in dem von ihm gestifteten Kloster. Anfangs fand er Trost in der Stille des Klosterlebens, in der Einförmigkeit der Bußübungen. Die Zeit aber, statt den Stachel abzustumpfen, zeigte ihm stets gräßlicher seine Tat. Über ihn kam seines Stammes tatenheischender Geist und die Einsamkeit der Zelle ward ihm zur Folterqual. In Zweisprach mit Geistern und gen sich selber mütend, hütete man ihn als Wahnsinnigen manches Jahr. Endlich geheilt, irrte er bei Tag umher; jedes Geschäft war ihm Erquickung, an den Bäumen des Forstes übte er seine Kraft. Nur nachts, um die Stunde, da die beklagenswerte Tat geschah, die erste nach Mitternacht, wenn die Totenfeier beginnt“ — — So weit war er in seiner Erzählung gekommen, da ward diese durch die ersten Töne eines aus der Klosterkirche herübertönenden Chorgesanges unterbrochen; zugleich schlug die Glocke ein Uhr.

Bei den ersten Lauten schüttelte der Mönch zusammen. Seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen aneinander, er schien hinsinken zu wollen, als sich plötzlich die Türe öffnete und der Abt des Klosters in hochaufgerichteter Stellung, das Kreuz seiner Würde funkelnd auf der Brust, in die Schwelle trat. „Wo bleibst du, Starszenski?“ rief er, „die Stunde deiner Buße ist gekommen.“ Da wimmerte der Mönch, und zusammengekrümmt, wie ein verwundetes Tier, in weiten Kreisen,

dem Hunde gleich, der die Strafe fürchtet, schob er sich der Thüre zu, die der Abt, zurücktretend, ihm frei ließ. Dort angelangt, schoß er wie ein Pfeil hinaus, der Abt, hinter ihm, schloß die Thüre.

Noch lange hörten die Fremden dem Chorgesänge zu, bis er verklang in die Stille der Nacht und sie ihr Lager suchten zu kurzer Ruhe.

Am Morgen nahmen sie Abschied vom Abte, ihm dankend für die gastfreundliche Bewirtung. Der Jüngere gewann es über sich, nach dem Mönche der gestrigen Nacht zu fragen, worauf der Prälat, ohne zu antworten, ihnen eine glückliche Reise wünschte.

Sie zogen nach Warschau und nahmen sich vor, auf der Rückreise weitere Kunde von dem Zustande des Mönches einzuziehen, in dem sie wohl den unglücklichen Starschenski erkannt hatten. Aber eine Änderung in ihren Geschäften schrieb ihnen eine andere Straße zur Rückkehr vor, und nie haben sie mehr etwas von dem Mönche und dem Kloster bei Sandomir gehört.

Der arme Spielmann.

Erzählung.

In Wien ist der Sonntag nach dem Vollmonde im Monat Juli jedes Jahres samt dem darauffolgenden Tage ein eigentliches Volksfest, wenn je ein Fest diesen Namen verdient hat. Das Volk besucht es und gibt es selbst; und wenn Bornehnere dabei erscheinen, so können sie es nur in ihrer Eigenschaft als Glieder des Volks. Da ist keine Möglichkeit der Absonderung; wenigstens vor einigen Jahren noch war keine.

An diesem Tage feiert die mit dem Augarten, der Leopoldstadt, dem Prater in ununterbrochener Lustreihe zusammenhängende Brigittenau ihre Kirchweihe. Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt seine guten Tage das arbeitende Volk. Lange erwartet, erscheint endlich das saturnalische Fest. Da entsteht Aufruhr in der gutmütig ruhigen Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen. Geräusch von Fußtritten, Gemurmel von Sprechenden, das hie und da ein lauter Ausruf durchzuckt. Der Unterschied der Stände ist verschwunden; Bürger und Soldat teilt die Bewegung. An den Thoren der Stadt wächst der Drang. Genommen, verloren und wiedergenommen, ist endlich der Ausgang erkämpft. Aber die Donaubrücke bietet neue Schwierigkeiten. Auch hier siegreich, ziehen endlich zwei Ströme, die alte Donau und die geschwollnere Woge des Volks, sich kreuzend quer unter- und übereinander, die Donau ihrem alten Flußbette nach, der Strom des Volkes, der Eindämmung der Brücke entnommen, ein weiter, tosender See, sich ergießend in alles bedeckender Überschwemmung. Ein neu Hingugekommener fände die Zeichen bedenklich. Es ist aber der Aufruhr der Freude, die Losgebundenheit der Lust.

Schon zwischen Stadt und Brücke haben sich Korbwagen aufgestellt für die eigentlichen Hierophanten dieses Weihfestes, die Kinder der

Dienstbarkeit und der Arbeit. Überfüllt und dennoch im Galopp durchfliegen sie die Menschenmasse, die sich hart vor ihnen öffnet und hinter ihnen schließt, unbesorgt und unverletzt. Denn es ist in Wien ein stillschweigender Bund zwischen Wagen und Menschen: nicht zu überfahren, selbst im vollen Lauf; und nicht überfahren zu werden, auch ohne alle Aufmerksamkeit.

Von Sekunde zu Sekunde wird der Abstand zwischen Wagen und Wagen kleiner. Schon mischen sich einzelne Equipagen der Vornehmern in den oft unterbrochenen Zug. Die Wagen fliegen nicht mehr. Bis endlich fünf bis sechs Stunden vor Nacht die einzelnen Pferde- und Kutschen-Motome sich zu einer kompakten Reihe verdichten, die, sich selber hemmend und durch Zufahrende aus allen Quergassen gehemmt, das alte Sprichwort: Besser schlecht gefahren, als zu Fuß gegangen, offenbar zuschanden macht. Begafft, bedauert, bespottet, sitzen die geputzten Damen in den scheinbar stille stehenden Kutschen. Des immerwährenden Anhaltens ungewohnt, bäumt sich der Holsteiner Knappe, als wollte er seinen durch den ihm vorgehenden Korbwagen gehemmten Weg obenhin über diesen hinaus nehmen, was auch die schreiende Weiber- und Kinderbevölkerung des Plebejer-Fuhrwerks offenbar zu befürchten scheint. Der schnell dahinschießende Fiaker, zum erstenmal seiner Natur ungetreu, berechnet ingrinnig den Verlust, auf einem Wege drei Stunden zubringen zu müssen, den er sonst in fünf Minuten durchflog. Zanf, Geschrei, wechselseitige Ehrenangriffe der Kutscher, mitunter ein Peitschenhieb.

Endlich, wie denn in dieser Welt jedes noch so hartnäckige Stehenbleiben doch nur ein unvermerktes Weiterdrücken ist, erscheint auch diesem status quo ein Hoffnungsstrahl. Die ersten Bäume des Augartens und der Brigittenau werden sichtbar. Land! Land! Land! Alle Leiden sind vergessen. Die zu Wagen gekommenen steigen aus und mischen sich unter die Fußgänger, Töne entfernter Tanzmusik schallen herüber, vom Jubel der neu Ankommenden beantwortet. Und so fort und immer weiter, bis endlich der breite Hafen der Lust sich auftut und Wald und Wiese, Musik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenpiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk sich zu einem pays de cocagne, einem Eldorado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen, das leider, oder glücklicherweise, wie man es nimmt, nur einen und den nächst darauffolgenden Tag dauert, dann aber verschwindet, wie der Traum einer Sommernacht, und nur in der Erinnerung zurückbleibt und allenfalls in der Hoffnung.

Ich versäume nicht leicht, diesem Feste beizuwohnen. Als ein leidenschaftlicher Liebhaber der Menschen, vorzüglich des Volkes, so daß

mir selbst als dramatischen Dichter der rückhaltlose Ausbruch eines überfüllten Schauspielhauses immer zehnmal interessanter, ja belehrender war, als das zusammengeflügelte Urtheil eines an Leib und Seele verkrüppelten, von dem Blut ausgesogener Autoren spinnenartig aufgeschwollenen literarischen Matadors; — als ein Liebhaber der Menschen, sage ich, besonders wenn sie in Massen für einige Zeit der einzelnen Zwecke vergessen und sich als Teile des Ganzen fühlen, in dem denn doch zuletzt das Göttliche liegt, ja, der Gott — als einem solchen ist mir jedes Volksfest ein eigentliches Seelenfest, eine Wallfahrt, eine Andacht. Wie aus einem aufgerollten, ungeheuren, dem Rahmen des Buches entsprungenen Plutarch, lese ich aus den heitern und heimlich bekümmerten Gesichtern, dem lebhaften oder gedrückten Gange, dem wechselseitigen Benehmen der Familienglieder, den einzelnen halb unwillkürlichen Äußerungen, mir die Biographien der unberühmten Menschen zusammen, und wahrlich! man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgeföhlt hat. Von dem Wortwechsel weinerhitzter Karrenschieber spinnt sich ein unsichtbarer, aber ununterbrochener Faden bis zum Zwist der Göttersöhne, und in der jungen Magd, die, halb wider Willen, dem drängenden Liebhaber seitab vom Gewühl der Tanzenden folgt, liegen als Embryo die Julien, die Didos und die Medeen.

Auch vor zwei Jahren hatte ich mich, wie gewöhnlich, den lustgierigen Kirchweihgästen als Fußgänger mit angeschlossen. Schon waren die Hauptschwierigkeiten der Wanderung überwunden, und ich befand mich bereits am Ende des Lugartens, die ersehnte Brigittenau hart vor mir liegend. Hier ist nun noch ein, wenngleich der letzte Kampf zu bestehen. Ein schmaler Damm, zwischen undurchdringlichen Befriedungen hindurchlaufend, bildet die einzige Verbindung der beiden Lustorte, deren gemeinschaftliche Grenze ein in der Mitte befindliches hölzernes Gittertor bezeichnet. An gewöhnlichen Tagen und für gewöhnliche Spaziergänger bietet dieser Verbindungsweg überflüssigen Raum; am Kirchweihfeste aber würde seine Breite, auch vierfach genommen, noch immer zu schmal sein für die endlose Menge, die, heftig nachdrängend und von Rückkehrenden im entgegengesetzten Sinne durchkreuzt, nur durch die allseitige Gutmüthigkeit der Lustwandelnden sich am Ende doch leidlich zurecht findet.

Ich hatte mich dem Zug der Menge hingegeben und befand mich in der Mitte des Dammes, bereits auf klassischem Boden, nur leider zu stets erneutem Stillstehen, Ausbeugen und Abwarten genötigt. Da war denn Zeit genug, das seitwärts am Wege Befindliche zu betrachten. Damit es nämlich der genußlehzenden Menge nicht an einem

Vorschnack der zu erwartenden Seligkeit mangle, hatten sich links am Abhang der erhöhten Dammstraße einzelne Musiker aufgestellt, die, wahrscheinlich die große Konkurrenz scheuend, hier an den Propyläen die Erstlinge der noch unabgenühten Freigebigkeit einernten wollten. Eine Harfenspielerin mit widerlich starrenden Augen. Ein alter invalider Stelzfuß, der auf einem entsetzlichen, offenbar von ihm selbst verfertigten Instrumente, halb Hackbrett und halb Drehorgel, die Schmerzen seiner Verwundung dem allgemeinen Mitleid auf eine analoge Weise empfindbar machen wollte. Ein lahmer, verwachsener Knabe, er und seine Violine einen einzigen ununterscheidbaren Knäuel bildend, der endlos fortrollende Walzer mit all der heftischen Heftigkeit seiner verhilbten Brust herabspielte. Endlich — und er zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich — ein alter, leicht siebzigjähriger Mann in einem fadenscheinigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, sich selbst Beifall gebender Miene. Barhäuptig und kahlköpfig stand er da, nach Art dieser Leute, den Hut als Sammelbüchse vor sich auf dem Boden, und so bearbeitete er eine alte vielersprungene Violine, wobei er den Tact nicht nur durch Aufheben und Niedersetzen des Fußes, sondern zugleich durch übereinstimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markierte. Aber all diese Bemühung, Einheit in seine Leistung zu bringen, war fruchtlos, denn was er spielte, schien eine unzusammenhängende Folge von Tönen ohne Zeitmaß und Melodie. Dabei war er ganz in sein Werk vertieft: die Lippen zuckten, die Augen waren starr auf das vor ihm befindliche Notenblatt gerichtet — ja wahrhaftig Notenblatt! Denn indes alle andern, ungleich mehr zu Dank spielenden Musiker sich auf ihr Gedächtnis verließen, hatte der alte Mann mitten in dem Gewühle ein kleines, leicht tragbares Pult vor sich hingestellt mit schmutzigen, zergriffenen Noten, die das in schönster Ordnung enthalten mochten, was er so außer allem Zusammenhange zu hören gab. Gerade das Ungewöhnliche dieser Ausrüstung hatte meine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, so wie es auch die Heiterkeit des vorüberwogenden Hansens erregte, der ihn auslachte und den zum Sammeln hingestellten Hut des alten Mannes leer ließ, indes das übrige Orchester ganze Kupferminen einsackte. Ich war, um das Original ungestört zu betrachten, in einiger Entfernung auf den Seitenabhang des Damms getreten. Er spielte noch eine Weile fort. Endlich hielt er ein, blickte, wie aus einer langen Abwesenheit zu sich gekommen, nach dem Firmament, das schon die Spuren des nahenden Abends zu zeigen anfang, darauf abwärts in seinen Hut, fand ihn leer, setzte ihn mit ungetrübter Heiterkeit auf, steckte den Geigenbogen zwischen die Saiten; *sunt certi denique fines*, sagte er, ergriff sein

Notenpult und arbeitete sich mühsam durch die dem Feste zuströmende Menge in entgegengesetzter Richtung, als einer, der heimkehrt.

Das ganze Wesen des alten Mannes war eigentlich wie gemacht, um meinen anthropologischen Heißhunger aufs äußerste zu reizen. Die dürstige und doch edle Gestalt, seine unbefiegbare Heiterkeit, so viel Kunstfeier bei so viel Unbeholfenheit; daß er gerade zu einer Zeit heimkehrte, wo für andere seinesgleichen erst die eigentliche Ernte anging; endlich die wenigen, aber mit der richtigsten Betonung, mit völliger Geläufigkeit gesprochenen lateinischen Worte. Der Mann hatte also eine sorgfältigere Erziehung genossen, sich Kenntnisse eigen gemacht, und nun — ein Bettelmusikant! Ich zitterte vor Begierde nach dem Zusammenhange.

Aber schon befand sich ein dichter Menschenwall zwischen mir und ihm. Klein, wie er war, und durch das Notenpult in seiner Hand nach allen Seiten hin störend, schob ihn einer dem andern zu, und schon hatte ihn das Ausgangsgitter aufgenommen, indes ich noch in der Mitte des Dammes mit der entgegenströmenden Menschenwoge kämpfte. So entschwand er mir, und als ich endlich selbst ins ruhige Freie gelangte, war nach allen Seiten weit und breit kein Spielmann mehr zu sehen.

Das verfehlte Abenteuer hatte mir die Lust an dem Volksfeste genommen. Ich durchstrich den Augarten nach allen Richtungen und beschloß endlich, nach Hause zu kehren.

In die Nähe des kleinen Türchens gekommen, das aus dem Augarten nach der Taborstraße führt, hörte ich plötzlich den bekannten Ton der alten Violine wieder. Ich verdoppelte meine Schritte, und siehe da! der Gegenstand meiner Neugier stand, aus Leibesträßen spielend, im Kreise einiger Knaben, die ungeduldig einen Walzer von ihm verlangten. „Einen Walzer spiel!“ riefen sie; „einen Walzer, hörst du nicht?“ Der Alte geigte fort, scheinbar ohne auf sie zu achten, bis ihn die kleine Zuhörerschaft schmähend und spottend verließ, sich um einen Leiermann sammelnd, der seine Drehorgel in der Nähe aufgestellt hatte.

„Sie wollen nicht tanzen,“ sagte wie betrübt der alte Mann, sein Musikgeräte zusammenlesend. Ich war ganz nahe zu ihm getreten. „Die Kinder kennen eben keinen andern Tanz als den Walzer,“ sagte ich. „Ich spielte einen Walzer,“ versetzte er, mit dem Geigenbogen den Ort des soeben gespielten Stückes auf seinem Notenblatte bezeichnend.

„Man muß derlei auch führen, der Menge wegen. Aber die Kinder haben kein Ohr,“ sagte er, indem er wehmüthig den Kopf schütt-

telte. — „Lassen Sie mich wenigstens ihren Undank wieder gut machen.“ sprach ich, ein Silberstück aus der Tasche ziehend und ihm hinreichend. — „Bitte! bitte!“ rief der alte Mann, wobei er mit beiden Händen ängstlich abwehrende Bewegungen machte, „in den Hut! in den Hut!“ — Ich legte das Geldstück in den vor ihm stehenden Hut, aus dem es unmittelbar darauf der Alte herausnahm und ganz zufrieden einsteckte; „das heißt einmal mit reichem Gewinn nach Hause gehen,“ sagte er schmunzelnd. — „Eben recht,“ sprach ich, „erinnern Sie mich auf einen Umstand, der schon früher meine Neugier rege machte! Ihre heutige Einnahme scheint nicht die beste gewesen zu sein, und doch entfernen Sie sich in einem Augenblicke, wo eben die eigentliche Ernte angeht. Das Fest dauert, wissen Sie wohl, die ganze Nacht, und Sie könnten da leicht mehr gewinnen, als an acht gewöhnlichen Tagen. Wie soll ich mir das erklären?“

„Wie Sie sich das erklären sollen?“ versetzte der Alte. „Verzeihen Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber Sie müssen ein wohlthätiger Herr sein und ein Freund der Musik.“ Dabei zog er das Silberstück noch einmal aus der Tasche und drückte es zwischen seine gegen die Brust gehobenen Hände. „Ich will Ihnen daher nur die Ursachen angeben, obgleich ich oft deshalb verlacht worden bin. Erstens war ich nie ein Nachtschwärmer und halte es auch nicht für recht, andere durch Spiel und Gesang zu einem solchen widerlichen Vergehen anzureizen; zweitens muß sich der Mensch in allen Dingen eine gewisse Ordnung festsetzen, sonst gerät er ins Wilde und Unaufhaltsame. Drittens endlich — Herr! ich spiele den ganzen Tag für die lärmenden Leute und gewinne kaum kärglich Brot dabei; aber der Abend gehört mir und meiner armen Kunst. Abends halte ich mich zu Hause, und“ — dabei ward seine Rede immer leiser, Röthe überzog sein Gesicht, sein Auge suchte den Boden — „da spiele ich denn aus der Einbildung, so für mich ohne Noten. Phantasieren, glaub’ ich, heißt es in den Musikbüchern.“

Wir waren beide ganz stille geworden. Er, aus Beschämung über das verrathene Geheimnis seines Innern; ich, vor Erstaunen, den Mann von den höchsten Stufen der Kunst sprechen zu hören, der nicht imstande war, den leichtesten Walzer faßbar wiederzugeben. Er bereitete sich indes zum Fortgehen.

„Wo wohnen Sie?“ sagte ich. „Ich möchte wohl einmal Ihren einsamen Übungen beiwohnen.“ — „O,“ versetzte er fast flehend, „Sie wissen wohl, das Gebet gehört ins Kämmerlein.“ — „So will ich Sie denn einmal am Tage besuchen,“ sagte ich. — „Den Tag über,“ antwortete er, „gehe ich meinem Unterhalt bei den Leuten nach.“ — „Also

des Morgens denn.“ — „Sieht es doch beinahe aus,“ sagte der Alte lächelnd, „als ob Sie, verehrter Herr, der Beschenkte wären, und ich, wenn es mir erlaubt ist zu sagen, der Wohltäter; so freundlich sind Sie, und so widerwärtig ziehe ich mich zurück. Ihr vornehmer Besuch wird meiner Wohnung immer eine Ehre sein; nur bäte ich, daß Sie den Tag Ihrer Dahinkunft mir großgünstig im voraus bestimmten, damit weder Sie durch Ungehörigkeit aufgehalten, noch ich genötigt werde, ein zur Zeit etwa begonnenes Geschäft unziemlich zu unterbrechen. Mein Morgen nämlich hat auch seine Bestimmung. Ich halte es jedenfalls für meine Pflicht, meinen Gönnern und Wohltätern für ihr Geschenk eine nicht ganz unwürdige Gegengabe darzureichen. Ich will kein Bettler sein, verehrter Herr. Ich weiß wohl, daß die übrigen öffentlichen Musikleute sich damit begnügen, einige auswendig gelernte Gassenhauer, Deutschwalzer, ja wohl gar Melodien von unartigen Liedern, immer wieder von denselben anfangend, fort und fort herabzuspielen, so daß man ihnen gibt, um ihrer los zu werden, oder weil ihr Spiel die Erinnerung genossener Tanzfreuden oder sonst unordentlicher Ergötzlichkeiten wieder lebendig macht. Daher spielen sie auch aus dem Gedächtnis und greifen falsch mitunter, ja häufig. Von mir aber sei fern, zu betrügen. Ich habe deshalb, theils weil mein Gedächtnis überhaupt nicht das beste ist, theils weil es für jeden schwierig sein dürfte, verwickelte Zusammensetzungen geachteter Musikverfasser Note für Note bei sich zu behalten, diese Hefte mir selbst ins Reine geschrieben.“ Er zeigte dabei durchblättern auf sein Musikbuch, in dem ich zu meinem Entsetzen mit sorgfältiger, aber widerlich steifer Schrift ungeheurer schwierige Kompositionen alter berühmter Meister, ganz schwarz von Passagen und Doppelgriffen, erblickte. Und derlei spielte der alte Mann mit seinen un gelenkten Fingern! „Indem ich nun diese Stücke spiele,“ fuhr er fort, „bezeige ich meine Verehrung den nach Stand und Würden geachteten, längst nicht mehr lebenden Meistern und Verfassern, tue mir selbst genug und lebe der angenehmen Hoffnung, daß die mir mildest gereichte Gabe nicht ohne Entgelt bleibt, durch Veredlung des Geschmacks und Herzens der ohnehin von so vielen Seiten gestörten und irre geleiteten Zuhörerschaft. Da derlei aber, auf daß ich bei meiner Rede bleibe“ — und dabei überzog ein selbstgefälliges Lächeln seine Züge — „da derlei aber eingeübt sein will, sind meine Morgenstunden ausschließlich diesem Exerzitium bestimmt. Die drei ersten Stunden des Tages der Übung, die Mitte dem Broterwerb, und der Abend mir und dem lieben Gott, das heißt nicht unehrlich geteilt,“ sagte er, und dabei glänzten seine Augen wie feucht; er lächelte aber.

„Gut denn,“ sagte ich, „so werde ich Sie einmal morgens überraschen. Wo wohnen Sie?“ Er nannte mir die Gärtnergasse. — „Hausnummer?“ — „Nummer 34 im ersten Stock.“ — „In der Tat,“ rief ich, „im Stockwerke der Vornehmen?“ — „Das Haus,“ sagte er, „hat zwar eigentlich nur ein Erdgeschöß; es ist aber oben neben der Bodenkammer noch ein kleines Zimmer, das bewohne ich gemeinschaftlich mit zwei Handwerksgefallen.“ — „Ein Zimmer zu dreien?“ — „Es ist abgeteilt,“ sagte er, „und ich habe mein eigenes Bette.“

„Es wird spät,“ sprach ich, „und Sie wollen nach Hause. Auf Wiedersehen denn!“ und dabei fuhr ich in die Tasche, um das früher gereichte gar zu kleine Geldgeschenk allenfalls zu verdoppeln. Er aber hatte mit der einen Hand das Notenpult, mit der andern seine Violine angefaßt und rief hastig: „Was ich derotest verbitten muß. Das Honorarium für mein Spiel ist mir bereits in Fülle zu teil geworden, eines andern Verdienstes aber bin ich mir zur Zeit nicht bewußt.“ Dabei machte er mir mit einer Abart vornehmer Leichtigkeit einen ziemlich linkschen Kratzfuß und entfernte sich, so schnell ihn seine alten Beine trugen.

Ich hatte, wie gesagt, die Lust verloren, dem Volksfeste für diesen Tag länger beizuwohnen, ich ging daher heimwärts, den Weg nach der Leopoldstadt einschlagend, und, von Staub und Hitze erschöpft, trat ich in einen der dortigen vielen Wirtsgärten, die, an gewöhnlichen Tagen überfüllt, heute ihre ganze Kundschaft der Brigittenau abgegeben hatten. Die Stille des Ortes, im Abtich der lärmenden Volksmenge, tat mir wohl, und mich verschiedenen Gedanken überlassend, an denen der alte Spielmann nicht den letzten Anteil hatte, war es völlig Nacht geworden, als ich endlich des Nachhausegehens gedachte, den Betrag meiner Rechnung auf den Tisch legte und der Stadt zuschritt.

In der Gärtnergasse, hatte der alte Mann gesagt, wohne er. „Ist hier in der Nähe eine Gärtnergasse?“ fragte ich einen kleinen Jungen, der über den Weg lief. „Dort, Herr!“ versetzte er, indem er auf eine Querstraße hinwies, die, von der Häusermasse der Vorstadt sich entfernend, gegen das freie Feld hinaus lief. Ich folgte der Richtung. Die Straße bestand aus zerstreuten einzelnen Häusern, die, zwischen großen Küchengärten gelegen, die Beschäftigung der Bewohner und den Ursprung des Namens Gärtnergasse augenfällig darlegten. In welcher dieser elenden Hütten wohl mein Original wohnen mochte? Ich hatte die Hausnummer glücklich vergessen, auch war in der Dunkelheit an das Erkennen irgend einer Bezeichnung kaum zu denken. Da schritt, auf mich zukommend, ein mit Küchengewächsen schwer beladener Mann an mir vorüber. „Kragt der Alte einmal wieder,“ brummte er, „und

stört die ordentlichen Leute in ihrer Nachtruhe.“ Zugleich, wie ich vorwärts ging, schlug der leise, langgehaltene Ton einer Violine an mein Ohr, der aus dem offen stehenden Bodenfenster eines wenig entfernten ärmlichen Hauses zu kommen schien, das, niedrig und ohne Stockwerk wie die übrigen, sich eben durch dieses in der Umgrenzung des Daches liegende Giebelfenster vor den andern auszeichnete. Ich stand stille. Ein leiser, aber bestimmt gegriffener Ton schwoll bis zur Heftigkeit, senkte sich, verklang, um gleich darauf wieder bis zum lautesten Gellen emporzusteigen, und zwar immer derselbe Ton mit einer Art genugsam reichem Daraufberuhen wiederholt. Endlich kam ein Intervall. Es war die Quarte. Hatte der Spieler sich vorher an dem Klange des einzelnen Tones geweidet, so war nun das gleichsam wollüstige Schmecken dieses harmonischen Verhältnisses noch ungleich fühlbarer. Sprungweise gegriffen, zugleich gestrichen, durch die dazwischen liegende Stufenreihe höchst holperig verbunden, die Terz markiert, wiederholt. Die Quinte daran gefügt, einmal mit zitterndem Klang, wie ein stilles Weinen, ausgehalten, verhallend, dann in wirbelnder Schnelligkeit ewig wiederholt, immer dieselben Verhältnisse, die nämlichen Töne. — Und das nannte der alte Mann phantasieren! — Obgleich es im Grunde allerdings ein Phantasieren war, für den Spieler nämlich, nur nicht auch für den Hörer.

Ich weiß nicht, wie lange das gedauert haben mochte und wie arg es geworden war, als plötzlich die Türe des Hauses aufging, ein Mann, nur mit dem Hemde und lose eingeknöpfen Beinkleidern angetan, von der Schwelle bis in die Mitte der Straße trat und zu dem Giebelfenster emporrief: „Soll das heute einmal wieder gar kein Ende nehmen?“ Der Ton der Stimme war dabei unwillig, aber nicht hart oder beleidigend. Die Violine verstummte, ehe die Rede noch zu Ende war. Der Mann ging ins Haus zurück, das Giebelfenster schloß sich, und bald herrschte eine durch nichts unterbrochene Totenstille um mich her. Ich trat, mühsam in den mir unbekannten Gassen mich zurechtfindend, den Heimweg an, wobei ich auch phantasierte, aber, niemand störend, für mich, im Kopfe.

Die Morgenstunden haben für mich immer einen eigenen Wert gehabt. Es ist, als ob es mir Bedürfnis wäre, durch die Beschäftigung mit etwas Erhebendem, Bedeutendem in den ersten Stunden des Tages mir den Rest desselben gewissermaßen zu heiligen. Ich kann mich daher nur schwer entschließen, am frühen Morgen mein Zimmer zu verlassen, und wenn ich ohne vollgültige Ursache mich einmal dazu nötige, so habe ich für den übrigen Tag nur die Wahl zwischen gedankenloser Zerstreuung oder selbstquälerischem Trübsinn. So kam es, daß ich

durch einige Tage den Besuch bei dem alten Manne, der verabredetermaßen in den Morgenstunden stattfinden sollte, verschob. Endlich ward die Ungeduld meiner Herr, und ich ging. Die Gärtnergasse war leicht gefunden, ebenso das Haus. Die Töne der Violine ließen sich auch diesmal hören, aber durch das geschlossene Fenster bis zum Ununterscheidbaren gedämpft. Ich trat ins Haus. Eine vor Erstaunen halb sprachlose Gärtnersfrau wies mich eine Bodentreppe hinauf. Ich stand vor einer niedern und halb schließenden Türe, pochte, erhielt keine Antwort, drückte endlich die Klinke und trat ein. Ich befand mich in einer ziemlich geräumigen, sonst aber höchst elenden Kammer, deren Wände von allen Seiten den Umrissen des spitzzulaufenden Daches folgten. Hart neben der Türe ein schmutziges, widerlich verstorbes Bette, von allen Zutaten der Unordentlichkeit umgeben; mir gegenüber, hart neben dem schmalen Fenster eine zweite Lagerstätte, dürrig, aber reinlich, und höchst sorgfältig gebettet und bedeckt. Am Fenster ein kleines Tischchen mit Notenpapier und Schreibgeräte, im Fenster ein paar Blumentöpfe. Die Mitte des Zimmers von Wand zu Wand war am Boden mit einem dicken Kreidenstrich bezeichnet, und man kann sich kaum einen greßeren Absicht von Schmutz und Unreinlichkeit denken, als diesseits und jenseits der gezogenen Linie, dieses Äquators einer Welt im kleinen, herrschte.

Hart an dem Gleicher hatte der alte Mann sein Notenpult hingestellt und stand, völlig und sorgfältig gekleidet, davor und — exerzierte. Es ist schon bis zum Ubelklang so viel von den Mißklängen meines und, ich fürchte beinahe, nur meines Lieblings die Rede gewesen, daß ich den Leser mit der Beschreibung dieses höllischen Konzertes verschonen will. Da die Übung größtenteils aus Passagen bestand, so war an ein Erkennen der gespielten Stücke nicht zu denken, was übrigens auch sonst nicht leicht gewesen sein möchte. Einige Zeit Zuhörens ließ mich endlich den Faden durch dieses Labyrinth erkennen, gleichsam die Methode in der Tollheit. Der Alte genoß, indem er spielte. Seine Auffassung unterschied hierbei aber schlechtthin nur zweierlei, den Wohlklang und den Ubelklang, von denen der erstere ihn erfreute, ja entzückte, indes er dem letzteren, auch dem harmonisch begründeten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Statt nun in einem Musikstücke nach Sinn und Rhythmus zu betonen, hob er heraus, verlängerte er die dem Gehör wohltuenden Noten und Intervallen, ja nahm keinen Anstand, sie willkürlich zu wiederholen, wobei sein Gesicht oft geradezu den Ausdruck der Verzückung annahm. Da er nun zugleich die Dissonanzen so kurz als möglich abtat, überdies die für ihn zu schweren Passagen, von denen er aus Gewissenhaftigkeit nicht

eine Note fallen ließ, in einem gegen das Ganze viel zu langsamen Zeitmaß vortrug, so kann man sich wohl leicht eine Idee von der Verwirrung machen, die daraus hervorging. Mir ward es nachgerade selbst zu viel. Um ihn aus seiner Abwesenheit zurückzubringen, ließ ich absichtlich den Hut fallen, nachdem ich mehrere Mittel schon fruchtlos versucht hatte. Der alte Mann fuhr zusammen, seine Kniee zitterten, kaum konnte er die zum Boden gesenkte Violine halten. Ich trat hinzu. „O, Sie sind's, gnädiger Herr!“ sagte er, gleichsam zu sich selbst kommend. „Ich hatte nicht auf Erfüllung Ihres hohen Versprechens gerechnet.“ Er nötigte mich, zu sitzen, räumte auf, legte hin, sah einigemal verlegen im Zimmer herum, ergriff dann plötzlich einen auf einem Tische neben der Stubenthür stehenden Teller und ging mit demselben zu jener hinaus. Ich hörte ihn draußen mit der Gärtnersfrau sprechen. Bald darauf kam er wieder verlegen zur Thüre herein, wobei er den Teller hinter dem Rücken verbarg und heimlich wieder hinstellte. Er hatte offenbar Obst verlangt, um mich zu bewirten, es aber nicht erhalten können. „Sie wohnen hier recht hübsch,“ sagte ich, um seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. „Die Unordnung ist verwiesen. Sie nimmt ihren Rückzug durch die Thüre, wenn sie auch derzeit noch nicht ganz über die Schwelle ist.“ — „Meine Wohnung reicht nur bis zu dem Striche,“ sagte der Alte, wobei er auf die Kreidenlinie in der Mitte des Zimmers zeigte. „Dort drüben wohnen zwei Handwerksgefelln.“ — „Und respektieren diese Ihre Bezeichnung?“ — „Sie nicht, aber ich,“ sagte er. „Nur die Thüre ist gemeinschaftlich.“ — „Und werden Sie nicht gestört von Ihrer Nachbarschaft?“ — „Kann,“ meinte er. „Sie kommen des Nachts spät nach Hause, und wenn sie mich da auch ein wenig im Bette aufschrecken, so ist dafür die Lust des Wiedereinschlafens um so größer. Des Morgens aber wecke ich sie, wenn ich mein Zimmer in Ordnung bringe. Da schelten sie wohl ein wenig und gehen.“

Ich hatte ihn währenddessen betrachtet. Er war höchst reinlich gekleidet, die Gestalt gut genug für seine Jahre, nur die Beine etwas zu kurz. Hand und Fuß von auffallender Zartheit. — „Sie sehen mich an,“ sagte er, „und haben dabei Ihre Gedanken?“ — „Daß ich nach Ihrer Geschichte lüßtern bin,“ versetzte ich. — „Geschichte?“ wiederholte er. „Ich habe keine Geschichte. Heute wie gestern, und morgen wie heute. Übermorgen freilich und weiter hinaus, wer kann das wissen? Doch Gott wird sorgen, der weiß es.“ — „Ihr jetziges Leben mag wohl einförmig genug sein,“ fuhr ich fort; „aber Ihre früheren Schicksale. Wie es sich fügte“ — „daß ich unter die Musikleute kam?“ fiel er in die Pause ein, die ich unwillkürlich gemacht hatte. Ich er-

zählte ihm nun, wie er mir beim ersten Anblicke aufgefallen; den Eindruck, den die von ihm gesprochenen lateinischen Worte auf mich gemacht hätten. „Lateinisch,“ tönte er nach. „Lateinisch? das habe ich freilich auch einmal gelernt oder vielmehr hätte es lernen sollen und können. Loqueris latine?“ wandte er sich gegen mich, „aber ich könnte es nicht fortsetzen. Es ist gar zu lange her. Das also nennen Sie meine Geschichte? Wie es kam? — Ja so! da ist denn freilich allerlei geschehen; nichts Besonderes, aber doch allerlei. Möchte ich mir's doch selbst einmal wieder erzählen. Ob ich's nicht gar vergessen habe. Es ist noch früh am Morgen,“ fuhr er fort, wobei er in die Uhrtasche griff, in der sich freilich keine Uhr befand. — Ich zog die meine, es war kaum neun Uhr. — „Wir haben Zeit, und fast kommt mich die Lust, zu schwatzen an.“ Er war während des letzten zusehends ungezwungener geworden. Seine Gestalt verlängerte sich. Er nahm ohne zu große Umstände den Hut aus der Hand und legte ihn aufs Bett; schlug sitzend ein Bein über das andere und nahm überhaupt die Lage eines mit Bequemlichkeit Erzählenden an.

„Sie haben“ — hob er an — „ohne Zweifel von dem Hofrath — gehört?“ Hier nannte er den Namen eines Staatsmannes, der in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem bescheidenen Titel eines Bureauchefs einen ungeheuren, beinahe ministerähnlichen Einfluß ausgeübt hatte. Ich bejahte meine Kenntniß des Mannes. „Er war mein Vater,“ fuhr er fort. — Sein Vater? des alten Spielmanns? des Bettlers? Der Einflußreiche, der Mächtige, sein Vater? Der Alte schien mein Erstaunen nicht zu bemerken, sondern spann, sichtbar vergnügt, den Faden seiner Erzählung weiter. „Ich war der mittlere von drei Brüdern, die in Staatsdiensten hoch hinauf kamen, nun aber schon beide tot sind; ich allein lebe noch,“ sagte er, und zupfte dabei an seinen fadenscheinigen Beinkleidern, mit niedergeschlagenen Augen einzelne Federchen davon herablesend. „Mein Vater war ehrgeizig und heftig. Meine Brüder taten ihm genug. Mich nannte man einen langsamen Kopf; und ich war langsam. Wenn ich mich recht erinnere,“ sprach er weiter, und dabei senkte er, seitwärts gewandt, wie in eine weite Ferne hinausblickend, den Kopf gegen die unterstützende linke Hand — „wenn ich mich recht erinnere, so wäre ich wohl instande gewesen, allerlei zu erlernen, wenn man mir nur Zeit und Ordnung gegönnt hätte. Meine Brüder sprangen wie Genssen von Spitze zu Spitze in den Lehrgegenständen herum, ich konnte aber durchaus nichts hinter mir lassen, und wenn mir ein einziges Wort fehlte, mußte ich wieder von vorne anfangen. So ward ich denn immer gedrängt. Das Neue sollte auf den Platz, den das Alte noch nicht verlassen hatte, und ich

begann, stockisch zu werden. So hatten sie mir die Musik, die jetzt die Freude und zugleich der Stab meines Lebens ist, geradezu verhaßt gemacht. Wenn ich abends im Zwiellicht die Violine ergriff, um mich nach meiner Art ohne Noten zu vergnügen, nahmen sie mir das Instrument und sagten, das verdürbe die Applikatur, klagten über Ohrenschmerz und verwiesen mich auf die Lehrsunde, wo die Folter für mich anging. Ich habe zeitlebens nichts und niemand so gehaßt, als ich damals die Geige haßte.

„Mein Vater, aufs äußerste unzufrieden, schalt mich häufig und drohte, mich zu einem Handwerke zu geben. Ich wagte nicht, zu sagen, wie glücklich mich das gemacht hätte. Ein Drechsler oder Schriftsetzer wäre ich gar zu gerne gewesen. Er hätte es ja aber doch nicht zugelassen, aus Stolz. Endlich gab eine öffentliche Schulprüfung, der man, um ihn zu beglücken, meinen Vater beizuwohnen beredet hatte, den Ausschlag. Ein unredlicher Lehrer bestimmte im voraus, was er mich fragen werde, und so ging alles vortrefflich. Endlich aber fehlte mir — es waren auswendig zu sagende Verse des Horaz — ein Wort. Mein Lehrer, der kopfnickend und meinen Vater anlächelnd zugehört hatte, kam meinem Stocken zu Hilfe und flüsterte es mir zu. Ich aber, der das Wort in meinem Innern und im Zusammenhange mit dem übrigen suchte, hörte ihn nicht. Er wiederholte es mehrere Mal; umsonst. Endlich verlor mein Vater die Geduld. *Cachinnum!* (so hieß das Wort) schrie er mir donnernd zu. Nun war's geschehen. Wußte ich das eine, so hatte ich dafür das übrige vergessen, alle Mühe, mich auf die rechte Bahn zu bringen, war verloren. Ich mußte mit Schande aufstehen, und als ich, der Gewohnheit nach, hinging, meinem Vater die Hand zu küssen, stieß er mich zurück, erhob sich, machte der Versammlung eine kurze Verbeugung und ging. *Ce gueux* schalt er mich, was ich damals nicht war, aber jetzt bin. Die Eltern prophezeien, wenn sie reden! Übrigens war mein Vater ein guter Mann. Nur heftig und ehrgeizig. -

„Von diesem Tage an sprach er kein Wort mehr mit mir. Seine Befehle kamen mir durch die Hausgenossen zu. So kündigte man mir gleich des nächsten Tages an, daß es mit meinen Studien ein Ende habe. Ich erschrak heftig, weil ich wußte, wie bitter es meinen Vater kränken mußte. Ich tat den ganzen Tag nichts, als weinen und dazwischen jene lateinischen Verse rezitieren, die ich nun aufs Und wußte mit den vorhergehenden und nachfolgenden dazu. Ich versprach, durch Fleiß den Mangel an Talenten zu ersetzen, wenn man mich noch ferner die Schule besuchen ließe, mein Vater nahm aber nie einen Entschluß zurück.

„Eine Weile blieb ich nun unbeschäftigt im väterlichen Hause. Endlich tat man mich versuchsweise zu einer Rechenbehörde. Rechnen war aber nie meine Stärke gewesen. Den Antrag, ins Militär zu treten, wies ich mit Abscheu zurück. Ich kann noch jetzt keine Uniform ohne innerlichen Schauer ansehen. Daß man werthe Angehörige allenfalls auch mit Lebensgefahr schützt, ist wohl gut und begreiflich; aber Blutvergießen und Verstümmelung als Stand, als Beschäftigung. Nein! Nein! Nein!“ Und dabei fuhr er mit beiden Händen über beide Arme, als fühlte er stehend eigene und fremde Wunden.

„Ich kam nun in die Kanzlei unter die Abschreiber. Da war ich recht an meinem Platze. Ich hatte immer das Schreiben mit Lust getrieben, und noch jetzt weiß ich mir keine angenehmere Unterhaltung, als mit guter Tinte auf gutem Papier Haar- und Schattenstriche aneinander zu fügen zu Worten oder auch nur zu Buchstaben. Musiknoten sind nun gar überaus schön. Damals dachte ich aber noch an keine Musik.

„Ich war fleißig, nur aber zu ängstlich. Ein unrichtiges Unterscheidungszeichen, ein unleserliches oder ausgelassenes Wort im Konzepte, wenn es sich auch aus dem Sinne ergänzen ließ, machte mir bittere Stunden. Im Zweifel, ob ich mich genau ans Original halten oder aus Eigenem beisetzen sollte, verging die Zeit angstvoll, und ich kam in den Ruf, nachlässig zu sein, indes ich mich im Dienste abquälte, wie keiner. So brachte ich ein paar Jahre zu, und zwar ohne Gehalt, da, als die Reihe der Beförderung an mich kam, mein Vater im Räte einem andern seine Stimme gab und die übrigen ihm zusielen aus Ehrfurcht.

„Um diese Zeit — sieh nur,“ unterbrach er sich, „es gibt denn doch eine Art Geschichte. Erzählen wir die Geschichte! Um diese Zeit ereigneten sich zwei Begebenheiten: die traurigste und die freudigste meines Lebens. Meine Entfernung aus dem väterlichen Hause nämlich und das Wiederkehren zur holden Tonkunst, zu meiner Violine, die mir treu geblieben ist bis auf diesen Tag.

„Ich lebte in dem Hause meines Vaters, unbeachtet von den Hausgenossen, in einem Hinterstübchen, das in den Nachbarshof hinausging. Anfangs aß ich am Familientische, wo niemand ein Wort an mich richtete. Als aber meine Brüder auswärts befördert wurden und mein Vater beinahe täglich zu Gast geladen war — die Mutter lebte seit lange nicht mehr — fand man es unbequem, meinethwegen eine eigene Küche zu führen. Die Bedienten erhielten Kostgeld; ich auch, das man mir aber nicht auf die Hand gab, sondern monatweise im Speisehause bezahlte. Ich war daher wenig in meiner Stube, die

Abendstunden ausgenommen; denn mein Vater verlangte, daß ich längstens eine halbe Stunde nach Schluß der Kanzlei zu Hause sein sollte. Da saß ich denn, und zwar, meiner schon damals angegriffenen Augen halber, in der Dämmerung ohne Licht. Ich dachte auf das und jenes und war nicht traurig und nicht froh.

„Wenn ich nun so saß, hörte ich auf dem Nachbarrshofe ein Lied singen. Mehrere Lieder heißt das, worunter mir aber eines vorzüglich gefiel. Es war so einfach, so rührend und hatte den Nachdruck so auf der rechten Stelle, daß man die Worte gar nicht zu hören brauchte. Wie ich denn überhaupt glaube, die Worte verderben die Musik.“ Nun öffnete er den Mund und brachte einige heisere rauhe Töne hervor. „Ich habe von Natur keine Stimme,“ sagte er und griff nach der Violine. Er spielte, und zwar diesmal mit richtigem Ausdrücke, die Melodie eines gemüthlichen, übrigens gar nicht ausgezeichneten Liedes, wobei ihm die Finger auf den Saiten zitterten und endlich einzelne Tränen über die Backen liefen.

„Das war das Lied,“ sagte er, die Violine hinlegend. „Ich hörte es immer mit neuem Vergnügen. So sehr es mir aber im Gedächtnis lebendig war, gelang es mir doch nie, mit der Stimme auch nur zwei Töne davon richtig zu treffen. Ich ward fast ungeduldig vom Zuhören. Da fiel mir meine Geige in die Augen, die aus meiner Jugend her, wie ein altes Küststück, ungebraucht an der Wand hing. Ich griff darnach, und — es mochte sie wohl der Bediente in meiner Abwesenheit benützt haben — sie fand sich richtig gestimmt. Als ich nun mit dem Bogen über die Saiten fuhr, Herr, da war es, als ob Gottes Finger mich angerührt hätte. Der Ton drang in mein Inneres hinein und aus dem Innern wieder heraus. Die Luft um mich war wie geschwängert mit Trunkenheit. Das Lied unten im Hofe und die Töne von meinen Fingern an mein Ohr, Mitbewohner meiner Einsamkeit. Ich fiel auf die Kniee und betete laut und konnte nicht begreifen, daß ich das holde Gotteswesen einmal gering geschätzt, ja gehaßt in meiner Kindheit, und küßte die Violine und drückte sie an mein Herz und spielte wieder und fort.

„Das Lied im Hofe — es war eine Weibsperson, die sang — tönte derweile unausgesetzt; mit dem Nachspielen ging es aber nicht so leicht.

„Ich hatte das Lied nämlich nicht in Noten. Auch merkte ich wohl, daß ich das Wenige der Geigenkunst, was ich etwa einmal wußte, so ziemlich vergessen hatte. Ich konnte daher nicht das und das, sondern nur überhaupt spielen. Obwohl mir das jeweilige Was der Musik, mit Ausnahme jenes Lieds, immer ziemlich gleichgültig war und auch

geblieben ist bis zum heutigen Tag. Sie spielen den Wolfgang Amadeus Mozart und den Sebastian Bach, aber den lieben Gott spielt keiner. Die ewige Wohltat und Gnade des Tons und Klangs, seine wundertätige Übereinstimmung mit dem durstigen, zerlehzenden Ohr, daß“ — fuhr er leiser und schamrot fort — „der dritte Ton zusammenstimmt mit dem ersten und der fünfte desgleichen und die *Nota sensibilis* hinaufsteigt, wie eine erfüllte Hoffnung, die Dissonanz herabgebeugt wird als wissenschaftliche Bosheit oder vermessener Stolz, und die Wunder der Bindung und Umkehrung, wodurch auch die Sekunde zur Gnade gelangt in den Schoß des Wohlklangs. — Mir hat das alles, obwohl viel später, ein Musiker erklärt. Und, wovon ich aber nichts verstehe, die *fuga* und das *punctum contra punctum* und der *canon a duo, a tre* und so fort, ein ganzes Himmelsgebäude, eines ins andre greifend, ohne Mürtel verbunden, und gehalten von Gottes Hand. Davon will niemand etwas wissen bis auf wenige. Vielmehr führen sie dieses Ein- und Ausatmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu sprechender Worte, wie die Kinder Gottes sich verbanden mit den Töchtern der Erde; daß es hübsch angreife und eingreife in ein schwieliges Gemüt. Herr,“ schloß er endlich, halb erschöpft, „die Liebe ist dem Menschen notwendig wie Speise, man sollte aber auch den Trank rein erhalten, der da kommt von Gott.“

Ich kannte meinen Mann beinahe nicht mehr, so lebhaft war er geworden. Er hielt ein wenig inne. „Wo blieb ich nur in meiner Geschichte?“ sagte er endlich. „Ei ja, bei dem Liede und meinen Versuchen, es nachzuspielen. Es ging aber nicht. Ich trat ans Fenster, um besser zu hören. Da ging eben die Sängerin über den Hof. Ich sah sie nur von rückwärts, und doch kam sie mir bekannt vor. Sie trug einen Korb, mit, wie es schien, noch ungebackenen Kuchenstücken. Sie trat in ein Pfortchen in der Ecke des Hofes, da wohl ein Backofen innen sein mochte, denn immer fort singend, hörte ich mit hölzernen Geräten scharren, wobei die Stimme einmal dumpfer und einmal heller klang wie eines, der sich bückt und in eine Höhlung hinein singt, dann wieder erhebt und aufrecht dasteht. Nach einer Weile kam sie zurück, und nun merkte ich erst, warum sie mir vorher bekannt vorkam. Ich kannte sie nämlich wirklich seit längerer Zeit. Und zwar aus der Kanzlei.“

„Damit verhielt es sich so. Die Amtsstunden fingen früh an und währten über den Mittag hinaus. Mehrere von den jüngeren Beamten, die nun entweder wirklich Hunger fühlten oder eine halbe Stunde damit vor sich bringen wollten, pflegten gegen elf Uhr eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen. Die Gewerbsleute, die alles zu ihrem

Vorteile zu benutzen wissen, ersparten den Leckermäulern den Weg und brachten ihre Feilschaften ins Amtsgebäude, wo sie sich auf Stiege und Gang damit hinstellten. Ein Bäcker verkaufte kleine Weißbrote, die Obstfrau Kirschen. Vor allem aber waren gewisse Kuchen beliebt, die eines benachbarten Grieslers Tochter selbst verfertigte und noch warm zu Markte brachte. Ihre Kunden traten zu ihr auf den Gang hinaus, und nur selten kam sie, gerufen, in die Amtsstube, wo dann der etwas grämliche Kanzleivorsteher, wenn er ihrer gewahr wurde, ebenso selten ermangelte, sie wieder zur Türe hinauszuweisen, ein Gebot, dem sie sich nur mit Groll, und unwillige Worte murrend, fügte.

„Das Mädchen galt bei meinen Kameraden nicht für schön. Sie fanden sie zu klein, wußten die Farbe ihrer Haare nicht zu bestimmen. Daß sie Katzenaugen habe, bestritten einige, Pockengruben aber gaben alle zu. Nur von ihrem stämmigen Wuchs sprachen alle mit Beifall, schalteten sie aber grob, und einer wußte viel von einer Ohrfeige zu erzählen, deren Spuren er noch acht Tage nachher gefühlt haben wollte.

„Ich selbst gehörte nicht unter ihre Kunden. Theils fehlte mir's an Geld, theils habe ich Speise und Trank wohl immer — oft nur zu sehr — als ein Bedürfnis anerkennen müssen, Lust und Vergnügen darin zu suchen aber ist mir nie in den Sinn gekommen. Wir nahmen daher keine Notiz voneinander. Einmal nur, um mich zu necken, machten ihr meine Kameraden glauben, ich hätte nach ihren Eßwaren verlangt. Sie trat zu meinem Arbeitstisch und hielt mir ihren Korb hin. Ich kaufe nichts, liebe Jungfer, sagte ich. — Nun, warum bestellen Sie dann die Leute? rief sie zornig. — Ich entschuldigte mich, und so wie ich die Schelmerei gleich weg hatte, erklärte ich ihr's aufs beste. — Nun, so schenken Sie mir wenigstens einen Bogen Papier, um meine Kuchen darauf zu legen, sagte sie. Ich machte ihr begreiflich, daß das Kanzleipapier sei und nicht mir gehöre, zu Hause aber hätte ich welches, das mein wäre, davon wollt' ich ihr bringen. — Zu Hause habe ich selbst genug, sagte sie spöttisch und schlug eine kleine Lache auf, indem sie fortging.

„Das war nur vor wenigen Tagen geschehen, und ich gedachte aus dieser Bekanntschaft sogleich Nutzen für meinen Wunsch zu ziehen. Ich knüpfte daher des andern Morgens ein ganzes Buch Papier, an dem es bei uns zu Hause nie fehlte, unter den Rock und ging auf die Kanzlei, wo ich, um mich nicht zu verraten, meinen Harnisch mit großer Unbequemlichkeit auf dem Leibe behielt, bis ich gegen Mittag aus dem Ein- und Ausgehen meiner Kameraden und dem Geräusch

der tauenden Backen merkte, daß die Kuchenverkäuferin gekommen war, und glauben konnte, daß der Hauptandrang der Kunden bereits vorüber sei. Dann ging ich hinaus, zog mein Papier hervor, nahm mir ein Herz und trat zu dem Mädchen hin, die, den Korb vor sich auf dem Boden und den rechten Fuß auf einen Schemel gestellt, auf dem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, dastand, leise summend und mit dem auf den Schemel gestützten Fuß den Takt dazu tretend. Sie maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, als ich näher kam, was meine Verlegenheit vermehrte. Liebe Jungfer fing ich endlich an, Sie haben neulich von mir Papier begehrt, als keines zur Hand war, das mir gehörte. Nun habe ich welches von Hause mitgebracht und — damit hielt ich ihr mein Papier hin. — Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, erwiderte sie, daß ich selbst Papier zu Hause habe. Indes man kann alles brauchen. — Damit nahm sie mit einem leichten Kopfnicken mein Geschenk und legte es in den Korb. Von den Kuchen wollen Sie nicht? sagte sie, unter ihrer Ware herummusternd, auch ist das Beste schon fort. — Ich dankte, sagte aber, daß ich eine andere Bitte hätte. — Nu, allenfalls? sprach sie, mit dem Arm in die Handhabe des Korbes fahrend und aufgerichtet dastehend, wobei sie mich mit heftigen Augen anblitzte. Ich fiel rasch ein, daß ich ein Liebhaber der Tonkunst sei, obwohl erst seit kurzem, daß ich sie so schöne Lieder singen gehört, besonders eines. Sie? Mich? Lieder? fuhr sie auf, und wo? — Ich erzählte ihr weiter, daß ich in ihrer Nachbarschaft wohne und sie auf dem Hofe bei der Arbeit belauscht hätte. Eines ihrer Lieder gefiele mir besonders, so daß ich's schon versucht hätte, auf der Violine nachzuspielen. Wären Sie etwa gar derselbe, rief sie aus, der so kracht auf der Geige? — Ich war damals, wie ich bereits sagte, nur Anfänger und habe erst später mit vieler Mühe die nötige Geläufigkeit in diese Finger gebracht,“ unterbrach sich der alte Mann, wobei er mit der linken Hand, als einer, der geigt, in der Luft herumfingerte. „Mir war es,“ setzte er seine Erzählung fort, „ganz heiß ins Gesicht gestiegen, und ich sah auch ihr an, daß das harte Wort sie gereute. — Werte Jungfer, sagte ich, das Krachen rührt von daher, daß ich das Lied nicht in Noten habe, weshalb ich auch höflichst um die Abschrift gebeten haben wollte. — Um die Abschrift? sagte sie. Das Lied ist gedruckt und wird an den Straßenecken verkauft. — Das Lied? entgegnete ich. Das sind wohl nur die Worte. — Nun ja, die Worte, das Lied. — Aber der Ton, in dem man's singt. — Schreibt man denn derlei auch auf? fragte sie. Freilich! war meine Antwort, das ist ja eben die Hauptsache. Und wie haben denn Sie's erlernt, werte Jungfer? — Ich hörte es singen, und da sang ich's nach. — Ich erstaunte über das natürliche Inge-

nium; wie denn überhaupt die ungelerten Leute oft die meisten Talente haben. Es ist aber doch nicht das Rechte, die eigentliche Kunst. Ich war nun neuerdings in Verzweiflung. Aber welches Lied ist es denn eigentlich? sagte sie. Ich weiß so viele. — Alle ohne Noten? — Nun freilich; also welches war es denn? — Es ist gar so schön, erklärte ich mich. Steigt gleich anfangs in die Höhe, kehrt dann in sein Inwendiges zurück und hört ganz leise auf. Sie singen's auch am öftesten. — Ah, das wird wohl das sein! sagte sie, setzte den Korb wieder ab, stellte den Fuß auf den Schemel und sang nun mit ganz leiser und doch klarer Stimme das Lied, wobei sie das Haupt duckte, so schön, so lieblich, daß, ehe sie noch zu Ende war, ich nach ihrer herabhängenden Hand fuhr. — Oh! sagte sie, den Arm zurückziehend, denn sie meinte wohl, ich wollte ihre Hand unziemlicher Weise anfassen, aber nein, küssen wollte ich sie, obschon sie nur ein armes Mädchen war. — Nun, ich bin ja jetzt auch ein armer Mann.

„Da ich nun vor Begierde, das Lied zu haben, mir in die Haare fuhr, tröstete sie mich und sagte: der Organist der Peterskirche käme öfter um Muskatnuß in ihres Vaters Gewölbe, den wolle sie bitten, alles auf Noten zu bringen. Ich könnte es nach ein paar Tagen dort abholen. Hierauf nahm sie ihren Korb und ging, wobei ich ihr das Geleite bis zur Stiege gab. Auf der obersten Stufe die letzte Verbeugung machend, überraschte mich der Kanzleivorsteher, der mich an meine Arbeit gehen hieß und auf das Mädchen schalt, an dem, wie er behauptete, kein gutes Haar sei. Ich war darüber heftig erzürnt und wollte ihm eben antworten, daß ich, mit seiner Erlaubnis, vom Gegenteile überzeugt sei, als ich bemerkte, daß er bereits in sein Zimmer zurückgegangen war, weshalb ich mich faßte und ebenfalls an meinen Schreibtisch ging. Doch ließ er sich seit dieser Zeit nicht nehmen, daß ich ein liederlicher Beamter und ein ausschweifender Mensch sei.

„Ich konnte auch wirklich desselben und die darauffolgenden Tage kaum etwas Vernünftiges arbeiten, so ging mir das Lied im Kopfe herum, und ich war wie verloren. Ein paar Tage vergangen, wußte ich wieder nicht, ob es schon Zeit sei, die Noten abzuholen oder nicht. Der Organist, hatte das Mädchen gesagt, kam in ihres Vaters Laden, um Muskatnuß zu kaufen; die konnte er nur zu Bier gebrauchen. Nun war seit einiger Zeit kühles Wetter und daher wahrscheinlich, daß der wackere Tonkünstler sich eher an den Wein halten und daher so bald keiner Muskatnuß bedürfen werde. Zu schnell anfragen schien eine unhöfliche Zudringlichkeit, allzu langes Warten konnte für Gleichgültigkeit ausgelegt werden. Mit dem Mädchen auf dem Gange zu

sprechen, getraute ich mir nicht, da unsere erste Zusammenkunft bei meinen Kameraden ruckbar geworden war, und sie vor Begierde brannten, mir einen Streich zu spielen.

„Ich hatte inzwischen die Violine mit Eifer wieder aufgenommen und übte vorderhand das Fundament gründlich durch, erlaubte mir wohl auch von Zeit zu Zeit, aus dem Kopfe zu spielen, wobei ich aber das Fenster sorgfältig schloß, da ich wußte, daß mein Vortrag mißfiel. Aber wenn ich das Fenster auch öffnete, bekam ich mein Lied doch nicht wieder zu hören. Die Nachbarin sang theils gar nicht, theils so leise und bei verschlossener Thüre, daß ich nicht zwei Töne unterscheiden konnte.

„Endlich — es waren ungefähr drei Wochen vergangen — vermochte ich's nicht mehr auszuhalten. Ich hatte zwar schon durch zwei Abende mich auf die Gasse gestohlen — und das ohne Hut, damit die Dienstleute glauben sollten, ich suchte nur nach etwas im Hause — so oft ich aber in die Nähe des Grieslerladens kam, überfiel mich ein so heftiges Zittern, daß ich umkehren mußte, ich mochte wollen oder nicht. Endlich aber — wie gesagt — konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich nahm mir ein Herz und ging eines Abends — auch diesmal ohne Hut — aus meinem Zimmer die Treppe hinab und festen Schrittes durch die Gasse bis zu dem Grieslerladen, wo ich vorderhand stehen blieb und überlegte, was weiter zu tun sei. Der Laden war erleuchtet, und ich hörte Stimmen darin. Nach einigem Zögern beugte ich mich vor und lugte von der Seite hinein. Ich sah das Mädchen hart vor dem Ladentische am Lichte sitzen und in einer hölzernen Mulde Erbsen oder Bohnen lesen. Vor ihr stand ein derber, rüstiger Mann, die Jacke über die Schulter gehängt, eine Art Kuüttel in der Hand, ungefähr wie ein Fleischhauer. Die beiden sprachen, offenbar in guter Stimmung, denn das Mädchen lachte einigemal laut auf, ohne sich aber in ihrer Arbeit zu unterbrechen oder auch nur aufzusehen. War es meine gezwungene vorgebeugte Stellung oder was sonst immer, mein Zittern begann wieder zu kommen; als ich mich plötzlich von rückwärts mit derber Hand angefaßt und nach vorwärts geschleppt fühlte. In einem Nu stand ich im Gewölbe, und als ich, losgelassen, mich umschaute, sah ich, daß es der Eigentümer selbst war, der, von auswärts nach Hause kehrend, mich auf der Tauer überrascht und als verdächtig angehalten hatte. Element! schrie er, da steht man, wo die Pflaumen hinkommen und die Handvoll Erbsen und Kollgerste, die im Dunkeln aus den Auslagkörben gemaust werden. Da soll ja gleich das Donnerwetter dreinschlagen! Und damit ging er auf mich los, als ob er wirklich dreinschlagen wollte.

„Ich war wie vernichtet, wurde aber durch den Gedanken, daß man an meiner Ehrlichkeit zweifle, bald wieder zu mir selbst gebracht. Ich verbeugte mich daher ganz kurz und sagte dem Unhöflichen, daß mein Besuch nicht seinen Pflaumen oder seiner Kollgerste, sondern seiner Tochter gelte. Da lachte der in der Mitte des Ladens stehende Fleischer laut auf und wendete sich, zu gehen, nachdem er vorher dem Mädchen ein paar Worte leise zugeflüstert hatte, die sie, gleichfalls lachend, durch einen schallenden Schlag mit der flachen Hand auf seinen Rücken beantwortete. Der Griesler gab dem Weggehenden das Geleit zur Thüre hinaus. Ich hatte derweil schon wieder all meinen Mut verloren und stand dem Mädchen gegenüber, die gleichgültig ihre Erbse und Bohnen las, als ob das Ganze sie nichts anginge. Da polsterte der Vater wieder zur Thüre herein. Mordtaufendelement noch einmal, sagte er, Herr, was soll's mit meiner Tochter? Ich versuchte, ihm den Zusammenhang und den Grund meines Besuches zu erklären. Was Lied? sagte er, ich will euch Lieder singen! wobei er den rechten Arm sehr verdächtig auf und ab bewegte. — Dort liegt es, sprach das Mädchen, indem sie, ohne die Mulden mit Hülsenfrüchten wegzusetzen, sich samt dem Sessel seitwärts überbeugte und mit der Hand auf den Ladentisch hinwies. Ich eilte hin und sah ein Notenblatt liegen. Es war das Lied. Der Alte war mir aber zuvorgekommen. Er hielt das schöne Papier zerknitternd in der Hand. Ich frage, sagte er, was das abgibt? Wer ist der Mensch? — Er ist ein Herr aus der Kanzlei, erwiderte sie, indem sie eine wurmförmige Erbse etwas weiter als die andern von sich warf. — Ein Herr aus der Kanzlei? rief er, im Dunkeln, ohne Hut? Den Mangel des Hutes erklärte ich durch den Umstand, daß ich ganz in der Nähe wohnte, wobei ich das Haus bezeichnete. — Das Haus weiß ich, rief er. Da wohnt niemand driinnen als der Hofrat — hier nannte er den Namen meines Vaters — und die Bedienten kenne ich alle. — Ich bin der Sohn des Hofrats, sagte ich, leise, als ob's eine Lüge wäre. — Mir sind im Leben viele Veränderungen vorgekommen, aber noch keine so plötzliche, als bei diesen Worten in dem ganzen Wesen des Mannes vorging. Der zum Schmähnen geöfnete Mund blieb offen stehen, die Augen drohten noch immer, aber um den untern Teil des Gesichtes fing an eine Art Lächeln zu spielen, das sich immer mehr Platz machte. Das Mädchen blieb in ihrer Gleichgültigkeit und gebückten Stellung, nur daß sie sich die losgegangenen Haare, fortarbeitend, hinter die Ohren zurückstrich. Der Sohn des Herrn Hofrats? schrie endlich der Alte, in dessen Gesichte die Aufseiterung vollkommen geworden war. Wollen Euer Gnaden sich's vielleicht bequem machen? Barbara, einen Stuhl! Das Mäd-

chen bewegte sich widerwillig auf den ihren. Nu, wart, Duckmäuser! sagte er, indem er selbst einen Korb von seinem Plaze hob und den darunter gestellten Sessel mit dem Vortuche vom Staube reinigte. Hohe Ehre, fuhr er fort. Der Herr Hofrat — der Herr Sohn, wollt' ich sagen, praktizieren also auch die Musik? Singen vielleicht, wie meine Tochter, oder vielmehr ganz anders, nach Noten, nach der Kunst? Ich erklärte ihm, daß ich von Natur keine Stimme hätte. Oder schlagen Klavizimbel, wie die vornehmen Leute zu tun pflegen? Ich sagte, daß ich die Geige spiele. Habe auch in meiner Jugend gekrazt auf der Geige, rief er. Bei dem Worte Krazen blickte ich unwillkürlich auf das Mädchen hin und sah, daß sie ganz spöttlich lächelte, was mich sehr verdroß.

„Sollten sich des Mädels annehmen, heißt das in Musik, fuhr er fort. Singt eine gute Stimme, hat auch sonst ihre Qualitäten, aber das Feine, lieber Gott, wo soll's herkommen? wobei er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wiederholt übereinander schob. Ich war ganz beschämt, daß man mir unverdienterweise so bedeutende musikalische Kenntnisse zutraute, und wollte eben den wahren Stand der Sache aneinander setzen, als ein außen Vorübergehender in den Laden hereinrief: Guten Abend alle miteinander! Ich erschrak, denn es war die Stimme eines der Bedienten unseres Hauses. Auch der Griesler hatte sie erkannt. Die Spitze der Zunge vorschiebend und die Schulter emporgehoben, flüsterte er: Waren einer der Herren Bedienten des gnädigen Papa. Konnten Sie aber nicht erkennen, standen mit dem Rücken gegen die Türe. Letzteres verhielt sich wirklich so. Aber das Gefühl des Heimlichen, Unrechten, ergriff mich qualvoll. Ich stammelte nur ein paar Worte zum Abschied und ging. Ja selbst mein Lied hätte ich vergessen, wäre mir nicht der Alte auf die Straße nachgesprungen, wo er mir's in die Hand steckte.

„So gelangte ich nach Hause, auf mein Zimmer, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sie blieben nicht aus. Der Bediente hatte mich dennoch erkannt. Ein paar Tage darauf trat der Sekretär meines Vaters zu mir auf die Stube und kündigte mir an, daß ich das elterliche Haus zu verlassen hätte. Alle meine Gegenreden waren fruchtlos. Man hatte mir in einer entfernten Vorstadt ein Kämmerchen gemietet, und so war ich denn ganz aus der Nähe der Angehörigen verbannt. Auch meine Sängerin bekam ich nicht mehr zu sehen. Man hatte ihr den Kuchenhandel auf der Kanzlei eingestellt, und ihres Vaters Laden zu betreten, konnte ich mich nicht entschließen, da ich wußte, daß es dem meinigen mißfiel. Ja, als ich dem alten Griesler zufällig auf der Straße begegnete, wandte er sich mit einem

grimmigen Gesichte von mir ab, und ich war wie niedergedonnert. Da holte ich denn, halbe Tage lang allein, meine Geige hervor und spielte und übte.

„Es sollte aber noch schlimmer kommen. Das Glück unseres Hauses ging abwärts. Mein jüngster Bruder, ein eigenwilliger, ungestümer Mensch, Offizier bei den Dragonern, mußte eine unbesonnene Wette, infolge der er, vom Ritt erhitzt, mit Pferd und Rüstung durch die Donau schwamm — es war tief in Ungarn — mit dem Leben bezahlen. Der ältere, geliebteste, war in einer Provinz am Ratsstisch angestellt. In immerwährender Widerseßlichkeit gegen seinen Landesvorgesetzten und, wie sie sagten, heimlich dazu von unserem Vater aufgemuntert, erlaubte er sich sogar unrichtige Ausgaben, um seinem Gegner zu schaden. Es kam zur Untersuchung, und mein Bruder ging heimlich aus dem Lande. Die Feinde unseres Vaters, deren viele waren, benützten den Anlaß, ihn zu stürzen. Von allen Seiten angegriffen und ohnehin ingrimmig über die Abnahme seines Einflusses, hielt er täglich die angreifendsten Reden in der Ratsitzung. Mitten in einer derselben traf ihn ein Schlagfluß. Er wurde sprachlos nach Hause gebracht. Ich selbst erfuhr nichts davon. Des andern Tages auf der Kanzlei bemerkte ich wohl, daß sie heimlich flüsterten und mit den Fingern nach mir wiesen. Ich war aber derlei schon gewohnt und hatte kein Arges. Freitags darauf — es war Mittwochs gewesen — wurde mir plötzlich ein schwarzer Anzug mit Flor auf die Stube gebracht. Ich erstaunte und fragte und erfuhr. Mein Körper ist sonst stark und widerhältig, aber da fiel's mich an mit Macht. Ich sank besinnungslos zu Boden. Sie trugen mich ins Bette, wo ich fieberte und irre sprach den Tag hindurch und die ganze Nacht. Des andern Morgens hatte die Natur die Oberhand gewonnen, aber mein Vater war tot und begraben.

„Ich hatte ihn nicht mehr sprechen können; ihn nicht um Verzeihung bitten wegen all des Kammers, den ich ihm gemacht; nicht mehr danken für die unverbienten Gnaden — ja Gnaden! denn seine Meinung war gut, und ich hoffe ihn einst wiederzufinden, wo wir nach unsern Absichten gerichtet werden und nicht nach unsern Werken.

„Ich blieb mehrere Tage auf meinem Zimmer, kaum daß ich Nahrung zu mir nahm. Endlich ging ich doch hervor, aber gleich nach Tische wieder nach Hause, und nur des Abends irrte ich in den dunkeln Straßen umher, wie Raim, der Brudermörder. Die väterliche Wohnung war mir dabei ein Schreckbild, dem ich sorgfältigst aus dem Wege ging. Einmal aber, gedankenlos vor mich hinstarrend, fand ich

mich plötzlich in der Nähe des gefürchteten Hauses. Meine Kniee zitterten, daß ich mich anhalten mußte. Hinter mir an die Wand greifend, erkenne ich die Türe des Grieslerladens und darin sitzend Barbara, einen Brief in der Hand, neben ihr das Licht auf dem Ladentische und hart dabei in aufrechter Stellung ihr Vater, der ihr zuzusprechen schien. Und wenn es mein Leben gegolten hätte, ich mußte eintreten. Niemanden zu haben, dem man sein Leid klagen kann, niemanden, der Mitleid fühlt! Der Alte, wußte ich wohl, war auf mich erzürnt, aber das Mädchen sollte mir ein gutes Wort geben. Doch kam es ganz entgegengesetzt. Barbara stand auf, als ich eintrat, warf mir einen hochmüthigen Blick zu und ging in die Nebenkammer, deren Türe sie abschloß. Der Alte aber faßte mich bei der Hand, hieß mich niedersitzen, tröstete mich, meinte aber auch, ich sei nun ein reicher Mann und hätte mich um niemanden mehr zu kümmern. Er fragte, wieviel ich geerbt hätte. Ich wußte das nicht. Er forderte mich auf, zu den Gerichten zu gehen, was ich versprach. In den Kanzleien, meinte er, sei nichts zu machen. Ich sollte meine Erbschaft im Handel anlegen. Knoppern und Früchte würden guten Profit ab; ein Kompagnon, der sich darauf verstände, könnte Groschen in Gulden verwandeln. Er selbst habe sich einmal viel damit abgegeben. Dabei rief er wiederholt nach dem Mädchen, die aber kein Lebenszeichen von sich gab. Doch schien mir, als ob ich an der Türe zuweilen rascheln hörte. Da sie aber immer nicht kam und der Alte nur vom Gelde redete, empfahl ich mich endlich und ging, wobei der Mann bedauerte, mich nicht begleiten zu können, da er allein im Laden sei. Ich war traurig über meine verfehlte Hoffnung und doch wunderbar getröstet. Als ich auf der Straße stehen blieb und nach dem Hause meines Vaters hinüberblickte, hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme, die gedämpft und im Tone des Unwillens sprach: Trauen Sie nicht gleich Jedermann, man meint es nicht gut mit Ihnen. So schnell ich mich umkehrte, sah ich doch niemand; nur das Klirren eines Fensters im Erdgeschosse, das zu des Grieslers Wohnung gehörte, belehrte mich, wenn ich auch die Stimme nicht erkannt hätte, daß Barbara die geheime Warnerin war. Sie hatte also doch gehört, was im Laden gesprochen worden. Wollte sie mich vor ihrem Vater warnen? oder war ihr zu Ohren gekommen, daß gleich nach meines Vaters Tode teils Kollegen aus der Kanzlei, teils andere, ganz unbekannte Leute mich mit Bitten um Unterstützung und Nothhilfe angegangen, ich auch zugesagt, wenn ich erst zu Gelde kommen würde. Was einmal versprochen, mußte ich halten, in Zukunft aber beschloß ich, vorsichtiger zu sein. Ich meldete mich wegen meiner Erbschaft. Es war weniger,

als man geglaubt hatte, aber doch sehr viel, nahe an elftausend Gulden. Mein Zimmer wurde den ganzen Tag von Bittenden und Hilfesuchenden nicht leer. Ich war aber beinahe hart geworden und gab nur, wo die Noth am größten war. Auch Barbaras Vater kam. Er schmähte, daß ich sie schon drei Tage nicht besucht, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich fürchte, seiner Tochter zur Last zu sein. Er aber sagte, das solle mich nicht kümmern, er habe ihr schon den Kopf zurecht gesetzt, wobei er auf eine hoshafte Art lachte, so daß ich erschrak. Dadurch an Barbaras Warnung rückerinnert, verhehlte ich, als wir bald im Gespräche darauf kamen, den Betrag meiner Erbschaft; auch seinen Handelsvorschlägen wich ich geschickt aus.

„Wirklich lagen mir bereits andere Ausichten im Kopfe. In der Kanzlei, wo man mich nur meines Vaters wegen geduldet hatte, war mein Platz bereits durch einen andern besetzt, was mich, da kein Gehalt damit verbunden war, wenig kümmerte. Aber der Sekretär meines Vaters, der durch die letzten Ereignisse brotlos geworden, theilte mir den Plan zur Errichtung eines Auskunfts-, Kopier- und Übersetzungskontors mit, wozu ich die ersten Einrichtungskosten vorschießen sollte, indes er selbst die Direktion zu übernehmen bereit war. Auf mein Andringen wurden die Kopierarbeiten auch auf Musikalien ausgedehnt, und nun war ich in meinem Glück. Ich gab das erforderliche Geld, ließ mir aber, schon vorsichtig geworden, eine Handschrift darüber ausstellen. Die Kaution für die Anstalt, die ich gleichfalls vorschob, schien, obgleich beträchtlich, kaum der Rede wert, da sie bei den Gerichten hinterlegt werden mußte und dort mein blieb, als hätte ich sie in meinem Schranke.

„Die Sache war abgetan, und ich fühlte mich erleichtert, erhoben, zum erstenmal in meinem Leben selbständig, ein Mann. Kaum, daß ich meines Vaters noch gedachte. Ich bezog eine bessere Wohnung, änderte einiges in meiner Kleidung und ging, als es Abend geworden, durch wohlbekannte Straßen nach dem Grieslerladen, wobei ich mit den Füßen schlenkerte und mein Lied zwischen den Zähnen summt, obwohl nicht ganz richtig. Das B in der zweiten Hälfte habe ich mit der Stimme nie treffen können. Froh und guter Dinge langte ich an, aber ein eiskalter Blick Barbaras warf mich sogleich in meine frühere Zaghaftigkeit zurück. Der Vater empfing mich aufs beste, sie aber tat, als ob niemand zugegen wäre, fuhr fort, Papiertüten zu wickeln, und mischte sich mit keinem Worte in unser Gespräch. Nur als die Rede auf meine Erbschaft kam, fuhr sie mit halbem Leibe empor und sagte fast drohend: Vater! worauf der Alte sogleich den Gegenstand änderte. Sonst sprach sie den ganzen Abend nichts, gab

mir keinen zweiten Blick, und als ich mich endlich empfahl, klang ihr: Guten Abend! beinahe wie ein Gott sei Dank!

„Aber ich kam wieder und wieder, und sie gab allmählich nach. Nicht als ob ich ihr irgend etwas zu Danke gemacht hätte. Sie schalt und tadelte mich unaufhörlich. Alles war ungeschickt; Gott hatte mir zwei linke Hände erschaffen; mein Rock saß wie an einer Vogelscheuche; ich ging wie die Enten, mit einer Annäherung an den Haushahn. Besonders zuwider war ihr meine Höflichkeit gegen die Kunden. Da ich nämlich bis zur Eröffnung der Kopieranstalt ohne Beschäftigung war und überlegte, daß ich dort mit dem Publikum zu tun haben würde, so nahm ich, als Vorübung, an dem Kleinverkauf im Grieslergewölbe tätigen Anteil, was mich oft halbe Tage lang festhielt. Ich wog Gewürz ab, zählte den Knaben Nüsse und Welspflaumen zu, gab klein Geld heraus; letzteres nicht ohne häufige Irrungen, wo denn immer Barbara dazwischen fuhr, gewalttätig wegnahm, was ich eben in den Händen hielt, und mich vor den Kunden verlachte und verspottete. Machte ich einem der Käufer einen Büdling oder empfahl mich ihnen, so sagte sie barsch, ehe die Leute noch zur Türe hinaus waren: Die Ware empfiehlt! und kehrte mir den Rücken. Manchmal aber wieder war sie ganz Güte. Sie hörte mir zu, wenn ich erzählte, was in der Stadt vorging; aus meinen Kinderjahren; von dem Beamtenwesen in der Kanzlei, wo wir uns zuerst kennen gelernt. Dabei ließ sie mich aber immer allein sprechen und gab nur durch einzelne Worte ihre Billigung oder — was öfter der Fall war — ihre Mißbilligung zu erkennen.

„Von Musik oder Gesang war nie die Rede. Erstlich meinte sie, man müsse entweder singen oder das Maul halten, zu reden sei da nichts. Das Singen selbst aber ging nicht an. Im Laden war es unziemlich, und die Hinterstube, die sie und ihr Vater gemeinschaftlich bewohnten, durfte ich nicht betreten. Einmal aber, als ich unbemerkt zur Türe hereintrat, stand sie eben auf den Zehenspitzen emporgerichtet, den Rücken mir zugekehrt und mit den erhobenen Händen, wie man nach etwas sucht, auf einem der höheren Stellbretter herumtastend. Und dabei sang sie leise in sich hinein. — Es war das Lied, mein Lied! — Sie aber zwitscherte wie eine Grasmücke, die am Bache das Hältslein wäscht und das Köpfchen herumwirft und die Federn sträubt und wieder glättet mit dem Schnäblein. Mir war, als ginge ich auf grünen Wiesen. Ich schlich näher und näher und war schon so nahe, daß das Lied nicht mehr von außen, daß es aus mir herauszutönen schien, ein Gesang der Seelen. Da konnte ich mich nicht mehr halten und faßte mit beiden Händen ihren in der Mitte nach vorn streben-

den und mit den Schultern gegen mich geseuften Leib. Da aber kam's. Sie wirbelte wie ein Kreisel um sich selbst. Blutrath vor Zorn im Gesichte, stand sie vor mir da; ihre Hand zuckte, und ehe ich mich entschuldigen konnte —

„Sie hatten, wie ich schon früher berichtet, auf der Rauglei öfter von einer Ohrfeige erzählt, die Barbara, noch als Kuchenhändlerin, einem Zudringlichen gegeben. Was sie da sagten von der Stärke des eher klein zu nennenden Mädchens und der Schwungkraft ihrer Hand, schien höchlich und zum Scherze übertrieben. Es verhielt sich aber wirklich so und ging ins Niesenhafte. Ich stand wie vom Donner getroffen. Die Lichter tanzten mir vor den Augen. — Aber es waren Himmelslichter. Wie Sonne, Mond und Sterne; wie die Engellein, die Versteckens spielen und dazu singen. Ich hatte Erscheinungen, ich war verziückt. Sie aber, kaum minder erschrocken, als ich, fuhr mit ihrer Hand wie begütigend über die geschlagene Stelle. Es mag wohl zu stark ausgefallen sein, sagte sie, und — wie ein zweiter Blickstrahl — fühlte ich plötzlich ihren warmen Atem auf meiner Wange und ihre zwei Lippen, und sie küßte mich; nur leicht, leicht; aber es war ein Kuß auf diese meine Wange, hier!“ Dabei klatschte der alte Mann auf seine Backe, und die Tränen traten ihm aus den Augen. „Was nun weiter geschah, weiß ich nicht,“ fuhr er fort. „Nur daß ich auf sie losstürzte und sie in die Wohnstube lief und die Glasküre zuhielt, während ich von der andern Seite nachdrängte. Wie sie nun, zusammengekrümmt und mit aller Macht sich entgegenstemmend, gleichsam an dem Türfenster flecte, nahm ich mir ein Herz, verehrtester Herr, und gab ihr ihren Kuß heftig zurück, durch das Glas.“

„Dho, hier geht's lustig her, hörte ich hinter mir rufen. Es war der Griesler, der eben nach Hause kam. Nu, was sich neckt — sagte er. Komm nur heraus, Bärbe, und mach' keine Dummheiten! Einer Kuß in Ehren kann niemand wehren. — Sie aber kam nicht. Ich selbst entfernte mich nach einigen halb bewußtlos gestotterten Worten, wobei ich den Hut des Grieslers statt des meinigen nahm, den er lachend mir in der Hand austauschte. Das war, wie ich ihn schon früher nannte, der Glückstag meines Lebens. Fast hätte ich gesagt: der einzige, was aber nicht wahr wäre, denn der Mensch hat viele Gnaden von Gott.“

„Ich wußte nicht recht, wie ich im Sinne des Mädchens stand. Sollte ich sie mir mehr erzürnt oder mehr begütigt denken? Der nächste Besuch kostete einen schweren Entschluß. Aber sie war gut. Demüthig und still, nicht auffahrend wie sonst, saß sie da bei einer Arbeit. Sie winkte mit dem Kopfe auf einen nebenstehenden Schemel.

daß ich mich setzen und ihr helfen sollte. So saßen wir denn und arbeiteten. Der Alte wollte hinausgehen. Bleibt doch da, Vater, sagte sie; was Ihr besorgen wollt, ist schon abgetan. Er trat mit dem Fuße hart auf den Boden und blieb. Ab- und zugehend sprach er von diesem und jenem, ohne daß ich mich in das Gespräch zu mischen wagte. Da stieß das Mädchen plötzlich einen kleinen Schrei aus. Sie hatte sich beim Arbeiten einen Finger geritzt, und obgleich sonst gar nicht weidlich, schlenkerte sie mit der Hand hin und her. Ich wollte zusehen, aber sie bedeutete mich, fortzufahren. Alfanzeri und kein Ende! brummte der Alte, und vor das Mädchen hintretend, sagte er mit starker Stimme: Was zu besorgen war, ist noch gar nicht getan! und so ging er schallenden Trittes zur Türe hinaus. Ich wollte nun anfangen, mich von gestern her zu entschuldigen; sie aber unterbrach mich und sagte: Lassen wir das und sprechen wir jetzt von gescheitern Dingen.

„Sie hob den Kopf empor, maß mich vom Scheitel bis zur Zehe und fuhr in ruhigem Tone fort: Ich weiß kaum selbst mehr den Anfang unserer Bekanntschaft, aber Sie kommen seit einiger Zeit öfter und öfter, und wir haben uns an Sie gewöhnt. Ein ehrliches Gemüth wird Ihnen niemand abstreiten, aber Sie sind schwach, immer auf Nebendinge gerichtet, so daß Sie kaum imstande wären, Ihren eigenen Sachen selbst vorzustehen. Da wird es denn Pflicht und Schuldigkeit von Freunden und Bekannten, ein Einssehen zu haben, damit Sie nicht zu Schaden kommen. Sie versitzen hier halbe Tage im Laden, zählen und wägen, messen und markten; aber dabei kommt nichts heraus. Was gedenken Sie in Zukunft zu tun, um Ihr Fortkommen zu haben? Ich erwähnte der Erbschaft meines Vaters. Die mag recht groß sein, sagte sie. Ich nannte den Betrag. Das ist viel und wenig, erwiderte sie. Viel, um etwas damit anzufangen; wenig, um vom Breiten zu zehren. Mein Vater hat Ihnen zwar einen Vorschlag getan, ich riet Ihnen aber ab. Denn einmal hat er schon selbst Geld bei derlei Dingen verloren, dann, setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu, ist er so gewohnt, von Fremden Gewinn zu ziehen, daß er es Freunden vielleicht auch nicht besser machen würde. Sie müssen jemand an der Seite haben, der es ehrlich meint. — Ich wies auf sie. — Ehrlich bin ich, sagte sie. Dabei legte sie die Hand auf die Brust, und ihre Augen, die sonst ins Graulichte spielten, glänzten hellblau, himmelblau. Aber mit mir hat's eigene Wege. Unser Geschäft wirft wenig ab, und mein Vater geht mit dem Gedanken um, einen Schenkladen aufzurichten. Da ist denn kein Platz für mich. Mir bliebe nur Handarbeit, denn dienen mag ich nicht. Und dabei

sah sie aus wie eine Königin. Man hat mir zwar einen andern Antrag gemacht, fuhr sie fort, indem sie einen Brief aus ihrer Schürze zog und halb widerwillig auf den Ladentisch warf; aber da müßte ich fort von hier. — Und weit? fragte ich. — Warum? was kümmert Sie das? — Ich erklärte, daß ich an denselben Ort hinziehen wollte. — Sind Sie ein Kind! sagte sie. Das ginge nicht an und wären ganz andere Dinge. Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben und gerne in meiner Nähe sind, so bringen Sie den Puzladen an sich, der hier nebenan zu Verkauf steht. Ich verstehe das Werk, und um den bürgerlichen Gewinn aus Ihrem Gelde dürften Sie nicht verlegen sein. Auch fänden Sie selbst mit Rechnen und Schreiben eine ordentliche Beschäftigung. Was sich etwa noch weiter ergäbe, davon wollen wir jetzt nicht reden. — Aber ändern müßten sie sich! Ich hasse die weiblichen Männer.

„Ich war aufgesprungen und griff nach meinem Hute. Was ist? wo wollen Sie hin? fragte sie. Alles abbestellen, sagte ich mit kurzem Atem. — Was denn? — Ich erzählte ihr nun meinen Plan zur Errichtung eines Schreib- und Auskunftskontors. Da kommt nicht viel heraus, meinte sie. Auskunft einziehen kann ein jeder selbst, und schreiben hat auch ein jeder gelernt in der Schule. Ich bemerkte, daß auch Musikalien kopiert werden sollten, was nicht jedermanns Sache sei. Kommen Sie schon wieder mit solchen Albernheiten? fuhr sie mich an. Lassen Sie das Musizieren und denken Sie auf die Nothwendigkeit! Auch wären Sie nicht imstande, einem Geschäft selbst vorzustehen. Ich erklärte, daß ich einen Kompagnon gefunden hätte. Einen Kompagnon? rief sie aus. Da will man Sie gewiß betrügen! Sie haben doch noch kein Geld hergegeben? — Ich zitterte, ohne zu wissen, warum. — Haben Sie Geld gegeben? fragte sie noch einmal. Ich gestand die dreitausend Gulden zur ersten Einrichtung. — Dreitausend Gulden? rief sie, so vieles Geld! — Das übrige, fuhr ich fort, ist bei den Gerichten hinterlegt und jedenfalls sicher. — Also noch mehr? schrieb sie auf. — Ich gab den Betrag der Kaution an. — Und haben Sie die selbst bei den Gerichten angelegt? — Es war durch meinen Kompagnon geschehen. — Sie haben doch einen Schein darüber? — Ich hatte keinen Schein. — Und wie heißt Ihr sauberer Kompagnon? fragte sie weiter. Ich war einigermaßen beruhigt, ihr den Sekretär meines Vaters nennen zu können.

„Gott der Gerechte! rief sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend. Vater! Vater! — Der Alte trat herein. — Was habt ihr heute aus den Zeitungen gelesen? — Von dem Sekretarius? sprach er. — Wohl, wohl! — Nun, der ist durchgegangen, hat Schulden über

Schulden hinterlassen und die Leute betrogen. Sie verfolgen ihn mit Steckbriefen! — Vater, rief sie, den da hat er auch betrogen! Er hat ihm sein Geld anvertraut. Er ist zugrunde gerichtet. — Poß Dummköpfe und kein Ende! schrie der Alte. Hab' ich's nicht immer gesagt? Aber das war ein Entschuldigen. Einmal lachte sie über ihn, dann war er wieder ein redliches Gemüth. Aber ich will dazwischen fahren! Ich will zeigen, wer Herr im Hause ist. Du Barbara, marsch hinein in die Kammer! Sie aber, Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen, und verschonen uns künftig mit Ihren Besuchen. Hier wird kein Amosen gereicht. — Vater, sagte das Mädchen, seid nicht hart gegen ihn, er ist ja doch unglücklich genug. — Eben darum, rief der Alte, will ich's nicht auch werden. Das, Herr, fuhr er fort, indem er auf den Brief zeigte, den Barbara vorher auf den Tisch geworfen hatte, das ist ein Mann! Hat Grüße im Kopfe und Geld im Sack. Betrügt niemanden, läßt sich aber auch nicht betrügen; und das ist die Hauptsache bei der Ehrlichkeit. — Ich stotterte, daß der Verlust der Kaution noch nicht gewiß sei. — Ja, rief er, wird ein Narr gewesen sein, der Sekretarius! Ein Schelm ist er, aber pffiffig. Und nun gehen Sie nur rasch, vielleicht holen Sie ihn noch ein! Dabei hatte er mir die flache Hand auf die Schulter gelegt und schob mich gegen die Türe. Ich wich dem Drucke seitwärts aus und wendete mich gegen das Mädchen, die, auf den Ladentisch gestützt, dastand, die Augen auf den Boden gerichtet, wobei die Brust heftig auf und nieder ging. Ich wollte mich ihr nähern, aber sie stieß zornig mit dem Fuße auf den Boden, und als ich meine Hand ansstreckte, zuckte sie mit der ihren halb empor, als ob sie mich wieder schlagen wollte. Da ging ich, und der Alte schloß die Türe hinter mir zu.

„Ich wandte durch die Straßen zum Thor hinaus, ins Feld. Manchmal fiel mich die Verzweiflung an, dann kam aber wieder Hoffnung. Ich erinnerte mich, bei Anlegung der Kaution den Sekretär zum Handelsgerichte begleitet zu haben. Dort hatte ich unter dem Thorwege gewartet, und er war allein hinaufgegangen. Als er herabkam, sagte er, alles sei berichtet, der Empfangsschein werde mir ins Haus geschickt werden. Letzteres war freilich nicht geschehen, aber Möglichkeit blieb noch immer. Mit anbrechendem Tage kam ich zur Stadt zurück. Mein erster Gang war in die Wohnung des Sekretärs. Aber die Leute lachten und fragten, ob ich die Zeitungen nicht gelesen hätte? Das Handelsgericht lag nur wenige Häuser davon ab. Ich ließ in den Büchern nachschlagen, aber weder sein Name noch meiner kamen darin vor. Von einer Einzahlung keine Spur. So war denn mein Unglück gewiß. Ja, beinahe wäre es noch schlimmer gekommen. Denn da

ein Gesellschaftskontrakt bestand, wollten mehrere seiner Gläubiger auf meine Person greifen. Aber die Gerichte gaben es nicht zu. Lob und Dank sei ihnen dafür gesagt! Obwohl es auf eines herausgekommen wäre.

„In all diesen Widerwärtigkeiten war mir, gestehe ich's nur, der Griesler und seine Tochter ganz in den Hintergrund getreten. Nun da es ruhiger wurde und ich anfang, zu überlegen, was etwa weiter geschehen sollte, kam mir die Erinnerung an den letzten Abend lebhaft zurück. Den Alten, eigennützig, wie er war, begriff ich ganz wohl, aber das Mädchen! Manchmal kam mir in den Sinn, daß, wenn ich das Meinige zu Räte gehalten und ihr eine Versorgung hätte anbieten können, sie wohl gar — aber sie hätte mich nicht gemocht.“ — Dabei besah er mit auseinanderfallenden Händen seine ganze dürftige Gestalt. — „Auch war ihr mein höfliches Benehmen gegen jedermann immer zuwider.

„So verbrachte ich ganze Tage, sann und überlegte. Eines Abends im Zwielficht — es war die Zeit, die ich gewöhnlich im Laden zuzubringen pflegte — saß ich wieder und versetzte mich in Gedanken an die gewohnte Stelle. Ich hörte sie sprechen, auf mich schmähen, ja es schien, sie verlachten mich. Da raschelte es plötzlich an der Türe, sie ging auf, und ein Franzenzimmer trat herein. — Es war Barbara. — Ich saß auf meinem Stuhl angenagelt, als ob ich ein Gespenst sähe. Sie war blaß und trug ein Bündel unter dem Arme. In die Mitte des Zimmers gekommen, blieb sie stehen, sah rings an den kahlen Wänden umher, dann nach abwärts auf das ärmliche Gerüste und seufzte tief. Dann ging sie an den Schrank, der zur Seite an der Mauer stand, wickelte ihr Paket auseinander, das einige Hemden und Tücher enthielt — sie hatte in der letzten Zeit meine Wäsche besorgt — zog die Schublade heraus, schlug die Hände zusammen, als sie den spärlichen Inhalt sah, fing aber gleich darauf an, die Wäsche in Ordnung zu bringen und die mitgebrachten Stücke einzureihen. Darauf trat sie ein paar Schritte vom Schranke hinweg, und die Augen auf mich gerichtet, wobei sie mit dem Finger auf die offene Schublade zeigte, sagte sie: Fünf Hemden und drei Tücher. So viel habe ich gehabt, so viel bringe ich zurück. Dann drückte sie langsam die Schublade zu, stützte sich mit der Hand auf den Schrank und fing laut an zu weinen. Es schien fast, als ob ihr schlimm würde, denn sie setzte sich auf einen Stuhl neben dem Schranke, verbarg das Gesicht in ihr Tuch, und ich hörte aus den stoßweise geholten Atemzügen, daß sie noch immer fortweinte. Ich war leise in ihre Nähe getreten und faßte ihre Hand, die sie mir gutwillig ließ. Als ich aber, um ihre Blicke

auf mich zu ziehen, an dem schlaff hängenden Arme bis zum Ellbogen emporrückte, stand sie rasch auf, machte ihre Hand los und sagte in gefaßtem Tone: Was nützt das alles? Es ist nun einmal so. Sie haben es selbst gewollt, sich und uns haben Sie unglücklich gemacht; aber freilich sich selbst am meisten. Eigentlich verdienen Sie kein Mitleid — hier wurde sie immer heftiger — wenn man so schwach ist, seine eigenen Sachen nicht in Ordnung halten zu können; so leichtgläubig, daß man jedem traut, gleichviel ob es ein Spitzbube ist oder ein ehrlicher Mann. — Und doch tut's mir leid um Sie. Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Ja, erschrecken Sie nur. Ist's doch Ihr Werk. Ich muß nun hinaus unter die groben Leute, wogegen ich mich so lange gesträubt habe. Aber da ist kein Mittel. Die Hand habe ich Ihnen schon gegeben, und so leben Sie wohl — für immer. Ich sah, daß ihr die Tränen wieder ins Auge traten, aber sie schüttelte unwillig mit dem Kopfe und ging. Mir war, als hätte ich Blei in den Gliedern. Gegen die Türe gekommen, wendete sie sich noch einmal um und sagte: Die Wäsche ist jetzt in Ordnung. Sehen Sie zu, daß nichts abgeht. Es werden harte Zeiten kommen. Und nun hob sie die Hand auf, machte wie ein Kreuzeszeichen in die Luft und rief: Gott mit dir, Jakob! — In alle Ewigkeit, Amen! setzte sie leiser hinzu und ging.

„Nun erst kam mir der Gebrauch meiner Glieder zurück. Ich eilte ihr nach, und auf dem Treppenabsatze stehend, rief ich ihr nach: Barbara! Ich hörte, daß sie auf der Stiege stehen blieb. Wie ich aber die erste Stufe hinabstieg, sprach sie von unten herauf: Bleiben Sie! und ging die Treppe vollends hinab und zum Tore hinaus.

„Ich habe seitdem harte Tage erlebt, keinen aber wie diesen; selbst der darauffolgende war es milder. Ich wußte nämlich doch nicht so recht, wie ich daran war, und schlich daher am kommenden Morgen in der Nähe des Grieslerladens herum, ob mir vielleicht einige Aufklärung würde. Da sich aber nichts zeigte, blickte ich endlich seitwärts in den Laden hinein und sah eine fremde Frau, die abwog und Geld herausgab und zuzählte. Ich wagte mich hinein und fragte, ob sie den Laden an sich gekauft hätte? — Zur Zeit noch nicht, sagte sie. — Und wo die Eigentümer wären? — Die sind heute früh morgens nach Langenlebarn gereist. — Die Tochter auch? stammelte ich. — Nun freilich auch, sagte sie, sie macht ja Hochzeit dort.

„Die Frau mochte mir nun alles erzählt haben, was ich in der Folge von andern Leuten erfuhr. Der Fleischer des genannten Ortes nämlich — derselbe, den ich zur Zeit meines ersten Besuchs im Laden antraf — hatte dem Mädchen seit lange Heiratsanträge gemacht, denen

sie immer auswich, bis sie endlich in den letzten Tagen, von ihrem Vater gedrängt und an allem übrigen verzweifeln, einwilligte. Des selben Morgens waren Vater und Tochter dahin abgereist, und in dem Augenblick, da wir sprachen, war Barbara des Fleischers Frau.

„Die Verkäuferin mochte mir, wie gesagt, das alles erzählt haben, aber ich hörte nicht und stand regungslos, bis endlich Kunden kamen, die mich zur Seite schoben, und die Frau mich anfuhr, ob ich noch sonst etwas wollte, worauf ich mich entfernte.

„Sie werden glauben, verehrtester Herr,“ fuhr er fort, „daß ich mich nun als den unglücklichsten aller Menschen fühlte. Und so war es auch im ersten Augenblicke. Als ich aber aus dem Laden heraustrat und, mich umwendend, auf die kleinen Fenster zurückblickte, an denen Barbara gewiß oft gestanden und herausgesehen hatte, da kam eine selige Empfindung über mich. Daß sie nun alles Kammers los war, Frau im eigenen Hause, und nicht nötig hatte, wie wenn sie ihre Tage an einen Herd- und Heimatlosen geknüpft hätte, Kummer und Elend zu tragen, das legte sich wie ein lindernder Balsam auf meine Brust, und ich segnete sie und ihre Wege.

„Wie es nun mit mir immer mehr herabkam, beschloß ich, durch Musik mein Fortkommen zu suchen; und so lange der Rest meines Geldes währte, übte und studierte ich mir die Werke großer Meister, vorzüglich der alten, ein, welche ich abschrieb; und als nun der letzte Groschen ausgegeben war, schickte ich mich an, von meinen Kenntnissen Vorteil zu ziehen, und zwar anfangs in geschlossenen Gesellschaften, wozu ein Gastgebot im Hause meiner Mietfrau den ersten Anlaß gab. Als aber die von mir vorgetragenen Kompositionen dort keinen Anklang fanden, stellte ich mich in die Höfe der Häuser, da unter so vielen Bewohnern doch einige sein mochten, die das Ernste zu schätzen wußten — ja endlich auf die öffentlichen Spaziergänge, wo ich denn wirklich die Befriedigung hatte, daß einzelne stehen blieben, zuhörten, mich befragten und nicht ohne Anteil weiter gingen. Daß sie mir dabei Geld hinlegten, beschämte mich nicht. Denn einmal war gerade das mein Zweck, dann sah ich auch, daß berühmte Virtuosen, welche erreicht zu haben ich mir nicht schmeicheln konnte, sich für ihre Leistungen, und mitunter sehr hoch, honorieren ließen. So habe ich mich, ob zwar ärmlich, aber redlich fortgebracht bis diesen Tag.

„Nach Jahren sollte mir noch ein Glück zu teil werden. Barbara kam zurück. Ihr Mann hatte Geld verdient und ein Fleischhauergewerbe in einer der Vorstädte an sich gebracht. Sie war Mutter von zwei Kindern, von denen das älteste Jakob heißt, wie ich. Meine Berufsgeschäfte und die Erinnerung an alte Zeiten erlaubten mir nicht,

zudringlich zu sein, endlich ward ich aber selbst ins Haus bestellt, um dem ältesten Knaben Unterricht auf der Violine zu geben. Er hat zwar nur wenig Talent, kann auch nur an Sonntagen spielen, da ihn in der Woche der Vater beim Geschäft verwendet, aber Barbaras Lied, das ich ihn gelehrt, geht doch schon recht gut; und wenn wir so üben und hantieren, singt manchmal die Mutter mit darein. Sie hat sich zwar sehr verändert in den vielen Jahren, ist stark geworden und kümmert sich wenig mehr um Musik, aber es klingt noch immer so hübsch wie damals.“ Und damit ergriff der Alte seine Geige und fing an, das Lied zu spielen, und spielte fort und fort, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Endlich hatte ich's satt, stand auf, legte ein paar Silberstücke auf den nebenstehenden Tisch und ging, während der Alte eifrig immer fortgeigte.

Bald darauf trat ich eine Reise an, von der ich erst mit einbrechendem Winter zurückkam. Die neuen Bilder hatten die alten verdrängt, und mein Spielmann war so ziemlich vergessen. Erst bei Gelegenheit des furchtbaren Eisganges im nächsten Frühjahr und der damit in Verbindung stehenden Überschwemmung der niedrig gelegenen Vorstädte erinnerte ich mich wieder an ihn. Die Umgegend der Gärtnergasse war zum See geworden. Für des alten Mannes Leben schien nichts zu besorgen, wohnte er doch hoch oben am Dache, indes unter den Bewohnern der Erdgeschosse sich der Tod seine nur zu häufigen Opfer ausersuchen hatte. Aber entblößt von aller Hilfe, wie groß mochte seine Not sein! So lange die Überschwemmung währte, war nichts zu tun, auch hatten die Behörden nach Möglichkeit auf Schiffen Nahrung und Beistand den Abgeschnittenen gespendet. Als aber die Wasser verlaufen und die Straßen gangbar geworden waren, beschloß ich, meinen Anteil an der in Gang gebrachten, zu unglaublichen Summen angewachsenen Kollekte persönlich an die mich zunächst angehende Adresse zu befördern.

Der Anblick der Leopoldstadt war grauenhaft. In den Straßen zerbrochene Schiffe und Gerätschaften, in den Erdgeschossen zum Teil noch stehendes Wasser und schwimmende Habe. Als ich, dem Gedränge ausweichend, an ein zugelehntes Hofstor trat, gab dieses nach und zeigte im Torwege eine Reihe von Leichen, offenbar behufs der amtlichen Inspektion zusammengebracht und hingelegt; ja, im Innern der Gemächer waren noch hie und da, aufrecht stehend und an die Gitterfenster angekrallt, verunglückte Bewohner zu sehen, die — es fehlte eben an Zeit und Beamten, die gerichtliche Konstatierung so vieler Todesfälle vorzunehmen.

So schritt ich weiter und weiter. Von allen Seiten Weinen und

Trauergeläute, suchende Mütter und irregehende Kinder. Endlich kam ich an die Gärtnergasse. Auch dort hatten sich die schwarzen Begleiter eines Leichenzuges aufgestellt, doch, wie es schien, entfernt von dem Hause, das ich suchte. Als ich aber näher trat, bemerkte ich wohl eine Verbindung von Anstalten und Hin- und Hergehenden zwischen dem Trauergeleite und der Gärtnerswohnung. Am Haustor stand ein wacker aussehender, älftlicher, aber noch kräftiger Mann. In hohen Stiefeln, gelben Lederhosen und langherabgehendem Leibrocke sah er einem Landfleischler ähnlich. Er gab Aufträge, sprach aber dazwischen ziemlich gleichgültig mit den Nebestehenden. Ich ging an ihm vorbei und trat in den Hofraum. Die alte Gärtnerin kam mir entgegen, erkannte mich auf der Stelle wieder und begrüßte mich unter Tränen. „Geben Sie uns auch die Ehre?“ sagte sie. „Ja, unser armer Alter! Der musiziert jetzt mit den lieben Engeln, die auch nicht viel besser sein können, als er es war, schon hienieden. Die ehrliche Seele saß da oben sicher in seiner Kammer. Als aber das Wasser kam und er die Kinder schreien hörte, da sprang er herunter und rettete und schleppte und trug und brachte in Sicherheit, daß ihm der Atem ging, wie ein Schmiedegebläs. Ja — wie man denn nicht überall seine Augen haben kann — als sich ganz zuletzt zeigte, daß mein Mann seine Steuerbücher und die paar Gulden Papiergeld im Wandschrank vergessen hatte, nahm der Alte ein Beil, ging ins Wasser, das ihm schon an die Brust reichte, erbrach den Schrank und brachte alles treulich. Da hatte er sich wohl verkältet, und wie im ersten Augenblicke denn keine Hilfe zu haben war, griff er in die Phantasie und wurde immer schlechter und schlechter, ob wir ihn gleich beistanden nach Möglichkeit, und mehr dabei litten, als er selbst. Denn er musizierte in einem fort, mit der Stimme nämlich, und schlug den Takt und gab Lektionen. Als sich das Wasser ein wenig verlaufen hatte und wir den Bader holen konnten und den Geistlichen, richtete er sich plötzlich im Bette auf, wendete Kopf und Ohr seitwärts, als ob er in der Entfernung etwas gar Schönes hörte, lächelte, sank zurück und war tot. Gehen Sie nur hinauf, er hat oft von Ihnen gesprochen. Die Madam ist auch oben. Wir haben ihn auf unsere Kosten begraben lassen wollen, die Frau Fleischermeisterin gab es aber nicht zu.“

Sie drängte mich die steile Treppe hinauf bis zur Dachstube, die offen stand und ganz ausgeräumt war bis auf den Sarg in der Mitte, der, bereits geschlossen, mir der Träger wartete. An dem Kopsende saß eine ziemlich starke Frau, über die Hälfte des Lebens hinaus, im bunt gedruckten Kattunüberrocke, aber mit schwarzem Halstuch und

schwarzem Band auf der Haube. Es schien fast, als ob sie nie schön gewesen sein konnte. Vor ihr standen zwei ziemlich erwachsene Kinder, ein Bursche und ein Mädchen, denen sie offenbar Unterricht gab, wie sie sich beim Leichenzuge zu benehmen hätten. Eben, als ich eintrat, stieß sie dem Knaben, der sich ziemlich tölpisch auf den Sarg gelehnt hatte, den Arm herunter und glättete sorgfältig die herausstehenden Kanten des Leichentuches wieder zurecht. Die Gärtnersfrau führte mich vor; da fingen aber unten die Posaunen an zu blasen, und zugleich erscholl die Stimme des Fleischers von der Straße herauf: Barbara, es ist Zeit! Die Träger erschienen, ich zog mich zurück, um Platz zu machen. Der Sarg ward erhoben, hinabgebracht, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus die Schuljugend mit Kreuz und Fahne, der Geistliche mit dem Kirchendiener. Unmittelbar nach dem Sarge die beiden Kinder des Fleischers und hinter ihnen das Ehepaar. Der Mann bewegte unausgesetzt, als in Andacht, die Lippen, sah aber dabei links und rechts um sich. Die Frau las eifrig in ihrem Gebetbuche, nur machten ihr die beiden Kinder zu schaffen, die sie einmal vorschob, dann wieder zurückhielt, wie ihr denn überhaupt die Ordnung des Leichenzuges sehr am Herzen zu liegen schien. Immer aber kehrte sie wieder zu ihrem Buche zurück. So kam das Geleite zum Friedhof. Das Grab war geöffnet. Die Kinder warfen die ersten Haubdvoll Erde hinab. Der Mann tat stehend dasselbe. Die Frau kniete und hielt ihr Buch nahe an die Augen. Die Totengräber vollendeten ihr Geschäft, und der Zug, halb aufgelöst, kehrte zurück. An der Thüre gab es noch einen kleinen Wortwechsel, da die Frau eine Forderung des Leichenbesorgers offenbar zu hoch fand. Die Begleiter zerstreuten sich nach allen Richtungen. Der alte Spielmann war begraben.

Ein paar Tage darauf — es war ein Sonntag — ging ich, von meiner psychologischen Neugierde getrieben, in die Wohnung des Fleischers und nahm zum Vorwande, daß ich die Geige des Alten als Andenken zu besitzen wünschte. Ich fand die Familie beisammen ohne Spur eines zurückgebliebenen besondern Eindrucks. Doch hing die Geige mit einer Art Symmetrie geordnet neben dem Spiegel und einem Kreuzifix gegenüber an der Wand. Als ich mein Anliegen erklärte und einen verhältnismäßig hohen Preis anbot, schien der Mann nicht abgeneigt, ein vorteilhaftes Geschäft zu machen. Die Frau aber fuhr vom Stuhle empor und sagte: „Warum nicht gar! Die Geige gehört unserem Jakob, und auf ein paar Gulden mehr oder weniger kommt es uns nicht an!“ Dabei nahm sie das Instrument von der Wand, besah es von allen Seiten, blies den Staub herab und legte

es in die Schublade, die sie, wie einen Raub befürchtend, heftig zu-
stieß und abschloß. Ihr Gesicht war dabei von mir abgewandt, so
daß ich nicht sehen konnte, was etwa darauf vorging. Da nun zu
gleicher Zeit die Magd mit der Suppe eintrat und der Fleischer, ohne
sich durch den Besuch stören zu lassen, mit lauter Stimme sein Tisch-
gebet anhub, in das die Kinder gellend einstimmten, wünschte ich ge-
segnete Mahlzeit und ging zur Türe hinaus. Mein letzter Blick traf
die Frau. Sie hatte sich umgewendet, und die Tränen liefen ihr
stromweise über die Backen.

Selbstbiographie.

Die Akademie fordert mich (nunmehr zum drittenmal) auf, ihr meine Lebensumstände zum Behufe ihres Almanachs mitzuteilen. Ich will es versuchen; nur fürchte ich, wenn sich das Interesse daran einstellen sollte, zu weitläufig zu werden. Man kann ja aber später abkürzen.

Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine natürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war, und in den letzten Jahren seines Lebens Krankheit, die gräßlichen Kriegsjahre und der durch beides herbeigeführte Verfall seiner häuslichen Umstände jene Verschlossenheit nur vermehrten, so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und andern keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemieteten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung aus. Nur auf Spaziergängen, bei denen er, auf unglaubliche Entfernungen, manchmal die ganze Familie, häufig aber auch nur mich, noch als Kind, mitnahm, wurde er froh und mittheilbar. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm bei solchen Spaziergängen am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später, in den Jahren meiner Lesezeit, konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten, zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen

stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las. Neuere Geschichten waren ihm wegen ihres Konventionellen zuwider.

Meine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit ihren Kindern, suchte Ordnung herzustellen, die sie, die Wahrheit zu sagen, selbst nicht gar genau hielt, und lebte und webte in der Musik, die sie mit Leidenschaft liebte und trieb.

Ich war der älteste von drei Brüdern, zu denen erst spät, als ich schon ziemlich erwachsen war, ein vierter hinzukam. Man hielt mich für den Liebling meines Vaters, obwohl er mir nie ein Zeichen davon gab. Im Gegentheil unterhielt er sich am liebsten mit dem dritten, der ihn, von Geschäften ermüdet, durch unschätzbliche Wunderlichkeiten in seinem Entwicklungsgang erheiterte. Der zweite war ihm durch sein trotziges und störrisches Wesen beinahe zuwider.

Überhaupt kann man sich verschiedenere Charaktere als diese drei Brüder nicht denken. Von dem zweiten ist schon die Rede gewesen. Der dritte war ein hübschöner Knabe und dadurch von den Weibern verhätschelt. Da nun zugleich meine Mutter, wenn der Lärm zu arg wurde, kein Mittel wußte, als die Schuldigen zu sich zu rufen und, in Form von Strafe, zu verhalten, an einem „Strumpfband“ zu stricken, so hatte der jüngste die Sache ernsthaft genommen und strickte und stückte wie ein Mädchen. Er hatte sich drei Ecken des Zimmers mit gedachten und auch benannten Frauen bevölkert, denen er wechselweise Besuche abstattete. Mein Vater, abends im Zimmer auf und nieder gehend, versuchte ihm auch für die vierte Ecke eine vierte Frau aufzubringen, die aber, da der vorgeschlagene Name den Spott gar zu deutlich an sich trug, der Knabe durchaus nicht akzeptierte.

Durch diese Grundverschiedenheit von meinen Brüdern entfernt gehalten, und da unser Vater zugleich sich von jeder Bekanntschaft abschloß, wuchs ich in völliger Vereinzelung heran. Um das Formlose und Trübe meiner ersten Jahre begreiflich zu machen, muß ich sogar unsere Wohnung beschreiben.

Mein Vater, mit der Absicht zu heiraten umgehend, suchte Quartier. Einmal abends bei einem Bekannten zu Gaste, kanu er nicht fertig werden, die Wohnung des Wirtes zu loben. Zwei ungeheure, saalähnliche Zimmer; den Zugang bildend ein minder großes, ganz geeignet für die Kanzlei des Advokaten, nach rückwärts noch einige Gemächer, zum Schlafzimmer und sonstigen Bedarf. Seinen ausgesprochenen Wünschen kommt der Inhaber der Wohnung mit der Äußerung entgegen, wie es leicht sei, sich den Besitz alles dessen zu verschaffen. Er selbst habe die Wohnung aufgekündet, und unter den Geladenen

befinde sich der Hausherr, mit dem er sogleich sprechen könne. Gesagt, getan. Die Männer geben sich den Handschlag, und mein Vater hat, was er wünscht. Er hatte bemerkt, daß die Fenster der Wohnung nach zwei Seiten gehen. Was war also natürlicher, als daß die eine Hälfte die Aussicht auf die Straße, den „Bauernmarkt“ hat und die andere in den ziemlich geräumigen Hof des Hauses. Bei späterer Besichtigung aber fand sich, daß es mit der Aussicht in den Hof allerdings seine Richtigkeit habe, die zweite Hälfte aber in ein enges, schmuziges Sackgäßchen ging, von dessen Existenz sogar viele Menschen in Wien gar keine Kenntniss haben.

In diesem Hause wurde ich geboren und verlebte meine ersten Knabenjahre. Finster und trüb waren die riesigen Gemächer. Nur in den längsten Sommertagen fielen um Mittagszeit einzelne Sonnenstrahlen in das Arbeitszimmer unseres Vaters, und wir Kinder standen und freuten uns an den einzelnen Lichtstreifen am Fußboden.

Sa auch die Einteilung der Wohnung hatte etwas Mirakulöses. Nach Art der uralten Häuser war es mit der größten Raumverschwendung gebaut. Das Zimmer der Kinder, das so ungeheuer war, daß vier darin stehende Betten und einige Schränke kaum den Raum zu verengen schienen, empfing sein Licht nur durch eine Reihe von Glasfenstern und eine Glastüre von einem kleinen Hofe auf gleicher Ebene mit dem Zimmer, also wie das Zimmer selbst im ersten Stockwerke. Dieser Hof war uns streng versperrt, wahrscheinlich infolge einer Konvention mit dem grämlichen Hausherrn, der den Lärm der Kinder schenkte. Hierher verlegten wir in Gedanken unsere Lust- und Sommerfreuden.

Nächst der Küche lag das sogenannte Holzgewölbe, so groß, daß allenfalls ein mäßiges Haus darin Platz gehabt hätte. Man konnte es nur mit Licht betreten, dessen Strahl übrigens bei weitem nicht die Wände erreichte. Da lag Holz aufgeschichtet. Von da gingen hölzerne Treppen in einen höhern Raum, der Einrichtungsstücke und derlei Entbehrliches verwahrte. Nichts hinderte uns, diese schauerlichen Räume als mit Räubern, Zigeunern oder wohl gar Geistern bevölkert zu denken. Das Schauerliche wurde übrigens durch eine wirkliche, lebende Bevölkerung vermehrt, durch Ratten nämlich, die in Unzahl sich da herumtrieben und von denen einzelne sogar den Weg in die Küche fanden. Ein bei uns lebender Nefse meines Vaters und mein zweiter Bruder begaben sich manchmal, mit Stiefelhölzern bewaffnet, auf die Rattenjagd, ich selbst konnte mich kaum ein paarmal entschließen, das Gewölbe zu betreten und mir Angst und Grauen zu holen.

Von der Küche ab ging ein zweiter langer Gang in ein bis zu

einem fremden Hause reichendes, abgesondertes Zimmer, das die Köchin bewohnte, die in Folge eines Fehltritts mit dem auch Schreibersdienste leistenden Bedienten verheiratet war, welche beide dort eine Art abgesonderten Haushalt bildeten. Sie hatten ein Kind und zu dessen Wartung ein halberwachsenes Mädchen, als Magd der Magd. Der Zutritt auch zu diesem Zimmer war uns verboten, und wenn manchmal das schmutzige Mädchen mit dem unsaubern Kinde, wenn auch nur im Durchgange erschien, so kamen sie uns vor wie Bewohner eines fremden Welttheils.

In den ersten Jahren seit dem Erwachen meines Bewußtseins wurde das Traurige unserer Wohnung dadurch gemildert, daß mein Vater gemeinschaftlich mit seiner Schwiegermutter und einem seiner Schwäger ein großes Haus in Enzersdorf am Gebirge kaufte, das Raum genug bot, um drei Familien ganz abgesondert voneinander zu beherbergen. Das beste daran war ein weitläufiger Garten, in dem mein Vater, wenn er von Samstag abend bis Montag morgen hinauskam, seiner Gärtnerlust nachhing. Für uns Kinder wurde der Genuß dieses Gartens durch einen — wie es uns damals vorkam — sehr großen Leich gestört, der sich an einem Ende desselben befand und der, obwohl man ihn mit einer schwachen Barriere eingefast hatte, doch eine immerwährende Gefahr des Hineinfallens darbot. Da war denn der Gebote und Verbote kein Ende, und an ein Herumlaufen ohne Aufsicht war gar nicht zu denken. Besonders hatte der der Gartenmauer zugekehrte hintere Rand des Teiches, der nie betreten wurde, für mich etwas höchst Mysteriöses, und ohne etwas Bestimmtes dabei zu denken, verlegte ich unter die breiten Lattichblätter und dichten Gesträuche alle die Schauer und Geheimnisse, mit denen in unserer Stadtwohnung das „Holzgewölbe“ bevölkert war. Wir wurden zwar nicht mit Gespenstern bedroht oder geschreckt, demungeachtet als ich und mein zweiter Bruder einmal in dem gemeinschaftlichen Saale unterm Billard ganz allein spielten, schrieen wir beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeilief, erzählten wir, wir hätten einen Geist gesehen. Auf die Frage: wie er ausgesehen? sagte ich: wie eine schwarze Frau mit einem großen Schleier. Mein Bruder aber: wie ein „Hörndler“ (Hirschfäßer).

Die Freude an dieser Landwohnung wurde nur zu bald gestört. Mein Vater trieb in dem gemeinschaftlichen Garten die Blumenzucht nicht ohne Pedanterie. Nun konnten sich aber meine damals noch unverheirateten Tanten gar keine andere Bestimmung für Blumen denken, als, wie eine hervorkam, sie abzureißen und entweder als Strauß an die Brust zu stecken oder in Wasser und Glas ans Fenster zu stellen. Noch ärger trieben es die schon etwas herangewachsenen und sich einer

großen Ungebundenheit erfreuenden Kinder meines Onkels. Sie liefen ohne Umstände in den Beeten herum und zertraten die Pflanzen, ehe noch an Blumen zu denken war. Da gab es denn immerwährende Klagen, das Haus wurde allen drei Parteien verleidet, und man war froh, einen Käufer zu finden. Erst einige Jahre später mietete mein Vater einen Garten in Hernals, wo wir den Sommer über wohnten und mein Vater als alleiniger Besitzer jede Störung von seinen geliebten Blumen abhielt.

Als die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, erinnere ich mich noch, daß er einmal uns drei Kindern Peitschen machte. Meine Brüder bekamen ganz einfache, handsame, mit denen sie nach Herzenslust klatschten. Für mich, seinen vorausgesetzten Liebling aber, nahm er einen so dicken Prügel und eine so starke Schuur, daß ich damit durchaus nichts anzufangen wußte, obgleich er selbst, mich im Gebrauch unterweisend, dem ungeheuern Werkzeug weit ausschallende Klatsche entlockte. Er konnte sich nicht gut in die Weise der Kinder finden.

Sonst weiß ich von Enzersdorf nur noch, daß ich daselbst durch einen alten Schulmeister die Anfangsgründe der Buchstabenkunde, wohl auch des Buchstabierens empfing. Der Mann war äußerst respektvoll, und außer seiner Gestalt ist mir nur noch erinnerlich, daß er das Schmollen und Trozen mit dem wunderlichen Namen des „Eserlbindens“ bezeichnete.

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine für Musik begeisterte Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gelst in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch auf dem Klavier gemacht wurde und sie mir bei jedem verfehlten Tone die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen.

In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Mederitsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Kontrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedesmal zur Hintertüre hinaus, wenn der Wagen des Königs an vordern

Tore anfuhr, so daß ihn dieser endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwohl es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmutzige, der ungeschickte. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasierte und fugierte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Paß spielen zu lassen, ja einmal komponierte er, der Faule, sogar für mich ein Konzert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Klavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Akkorde hatte, indes die Instrumente das übrige taten. Für einen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft. Da er nun zugleich in seinen Stunden sehr nachlässig war, so kam manchmal statt seiner seine Schwester, eine äußerst lange, sehr häßliche, übrigens aber vortreffliche Frau. Im Klavierspielen machte ich auch bei ihr keine bemerkbaren Fortschritte, dafür lehrte sie mich aber während der nur zu häufigen Ausruhpausen nach einer damals wenig bekannten, gegenwärtig aber, wie ich höre, häufig angewandten Lautiermethode buchstabieren und lesen, und zwar, da ich die Buchstaben schon kannte, am Klavier sitzend, ohne Buch. Ich weiß nicht, wie es ging, aber ich konnte lesen, ehe noch jemand eine Ahnung davon hatte.

Nun wurde beschlossen, mich in die Schule zu schicken. Man wählte dazu eine unserer Wohnung am Bauernmarke gegenüberliegende, alle Vorzüge einer öffentlichen genießende Privatanstalt. Da ich die Hauptsache: fertig lesen, konnte, so ging man über den Mangel der Kenntnisse im Rechnen und der Sprachlehre hinaus und versetzte mich sogleich in die höhere, zweite Klasse. Hier machte ich es nun, wie ich es leider immer gemacht habe, trieb das, was mich anzog, nicht ohne Eifer, vernachlässigte aber das übrige. Das Einmaleins ist mir bis auf diese Stunde nicht geläufig. Einen Teil der Schuld trägt aber mein Vater, der nur immer vorwärts drängte und meinte, die versäumten Anfangsgründe würden sich schon nachholen. Später in der lateinischen Schule ging es nicht anders. Nichts aber trägt sich schwerer nach als Anfangsgründe. In dieser Schule habe ich zwischen Lob und Tadel zwei Jahre ausgehalten, lernte ganz gut schreiben, blieb aber in Rechnen und Grammatik zurück.

Den Mangel der letztern ersetzte ich praktisch durch eine unermessliche Leselust, die sich auf alles erstreckte, dessen ich habhaft werden konnte. Vorberhand waren es die biblischen Geschichten des Neuen Testaments in für Kinder bestimmter Erzählung. Was mir sonst in die Hände fiel, weiß ich nicht mehr.

Eins der frühesten Bücher, die ich las, war das Textbuch der Zauberflöte. Ein Stubenmädchen meiner Mutter besaß es und bewahrte es als heiligen Besitz. Sie hatte nämlich als Kind einen Affen in der genannten Oper gespielt und betrachtete jenes Ereignis als den Glanzpunkt ihres Lebens. Außer ihrem Gebetbuche besaß sie kein anderes als diesen Operntext, den sie so hoch hielt, daß, als ihr die Anfangsblätter abhanden gekommen waren, sie mit eigener Hand mühselig das Fehlende abschrieb und dem Buche beilegte. Auf dem Schoße des Mädchens sitzend, las ich mit ihr abwechselnd die wunderlichen Dinge, von denen wir beide nicht zweifelten, daß es das Höchste sei, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen könne.

Wenig später fiel mir eine uralte Übersetzung des Quintus Curtius in die Hände, wahrscheinlich als Derelikt unter altem Gerümpel auf dem Dachboden unserer Landwohnung, das mir der Hausherr, ein Tischler und Säufer von Profession, gerne überließ. Ich weiß nicht, wie oft ich das dickleibige, großgedruckte Buch mit immer neuer Begeisterung von Anfang bis zu Ende durchlas. Was ich nicht verstand, ließ ich in den Kauf gehen, um so mehr, als weder meine Mutter noch das Stubenmädchen mir Aufklärung geben konnten; meinen Vater zu fragen aber hielt mich die Furcht ab, er könnte mir das Buch, wie schon geschehen, als für mich nicht passend, wegnehmen. Vor allem quälte mich das erste lateinisch gedruckte Wort, mit dem der Übersetzer oder erste Herausgeber das von Curtius verloren gegangene erzählend beifügte. Es hieß wohl Paralipomena oder ähnlich. Stundenlang marterte ich mich, um dem Zauberworte einen Sinn abzugewinnen, aber immer vergebens. Es machte mich unglücklich.

Eben auf dem Lande, wahrscheinlich aus derselben Quelle, geriet ich auf Heiligen- und Wundergeschichten des Vater Kochem, welche sich in meinem Kopfe mit den maledonischen Helden sehr gut vertrugen, nur daß die Taten dieser letztern mir keinen Wunsch zur Racheiferung erweckten, indes ich glaubte, die Leiden und Qualen der Märtyrer ebenso gut erdulden zu können, als jene Glaubensmänner. Ich beschloß, Geistlicher zu werden, wobei ich aber nur auf den Einsiedler und Märtyrer mein Absehen richtete. In die Stadt zurückgekehrt, wurde ein Messkleid aus Goldpapier verfertigt; ich las die Messe, wobei mein zweiter Bruder, der Klingel wegen, bereitwillig ministrierte.

Ich predigte von einer Stuhllehne herab, wobei ich freilich als einzige Zuhörerin unsere alte Köchin hatte, die von meinem Unsinn sehr erbaut schien. Sie war auch mein Publikum am Klavier, aber nur für ein einziges Stück, das sie unaufhörlich wieder zu hören begehrte. Es war damals die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in frischem Gedächtnis. Man hatte mir unter andern Übungsstücken auch einen Marsch gebracht, von dem man behauptete, daß er bei dieser Hinrichtung gespielt worden sei, in dessen zweitem Theile ein Rutsch mit einem einzigen Finger über eine ganze Oktave vorkam, welcher das Fallen des Mordbeiles ausdrücken sollte. Die alte Person vergoß heiße Tränen bei dieser Stelle und konnte sie sich nicht satt hören.

Meine kirchliche Richtung war übrigens nicht im mindesten religiös. Mein Vater war in der josephinischen Periode aufgewachsen und mochte nicht viel auf Andachtsübungen halten. Die Mutter ging alle Sonntage in die Messe, mit dem Bedienten, der ihr das Gebetbuch nachtrug; wir Kinder kamen nie in die Kirche. Ich erinnere mich noch, daß ich später im Gymnasium, wo jeder Schultag mit einer Messe begonnen wurde, immer wie ein Wilder meine Kameraden ansehen mußte, um aus ihrem Vorgange zu merken, wo man aufzustehen, niederzuknien oder an die Brust zu schlagen habe.

Bald darauf kam uns die Lust, Komödie zu spielen. Wie sie kam und wer sie anregte, weiß ich nicht. Wir Knaben waren äußerst selten ins Theater gekommen. Von meiner Seite war es das erste Mal, noch als Kind, in eine italienische Oper mit meinen Eltern, denen ein ungarischer Graf, ein Klient meines Vaters, für den Abend seine Loge überlassen hatte. Ich erinnere mich nur, daß ich mich schrecklich langweilte und höchstens eine einzige Szene mich belustigte, wo die Leute in einer Laube Schokolade tranken und der Geß des Stückes, der mit dem Stuhle schaukelte, samt Tasse und Becher rücklings über zu Boden fiel. Darauf folgte ein Ballett, dessen Titel: „Die Hochzeit auf dem Lande,“ mir noch jetzt gegenwärtig ist. Da ging es etwas besser, und vor allem setzte mich in Erstaunen, daß in dem allgemeinen Tanze gegen den Schluß die Tänzer in eine auf halbe Theaterhöhe angebrachte fensterartige Öffnung mit einem Satze hineinspraugen. Sonst führte man uns Kinder höchstens an Namenstagen ins Leopoldstädter Theater, wo uns die Ritter- und Geisterstücke mit dem Käsperele Paroche schon besser unterhielten. Noch sehe ich aus den zwölf schlafenden Jungfrauen die Szene vor mir, wo Ritter Wilibald eine der Jungfrauen aus einer Feuersbrunst rettet. Das Gebäude war eine schmale Seitenkulisse, und die Flammen wurden durch herausgeblasenes Kolophoniumfeuer dargestellt; damals aber schien es mir von schauerlicher Naturwahrheit. Vor

allein aber bewunderte ich die Verwandlung eines in schleppende Gewänder gehüllten Greises, mit einer Fackel in der Hand, in einen rot gekleideten Ritter, wobei mir als das Wunderbarste erschien, daß der rote Ritter auch eine Fackel in der Hand hielt, was eben die schwache Seite der Verwandlung war und von meinem damaligen Scharfsinn keine vorteilhafte Meinung gibt.

Außer diesen einzelnen Theaterabenden mochten zu unseren dramatischen Gelüsten auch die Erzählungen eines in unserem Hause lebenden verwaisten Neffen meines Vaters beigetragen haben, der in der Kanzlei als Schreiber verwendet wurde und der, um mehrere Jahre älter als wir, da er sich auf solche Art sein Brot selbst verdiente, einer ziemlich großen Freiheit genoß. Wie denn überhaupt mein Vater ein großer Freund von Verboten, aber nichts weniger als ein Freund von Beauffichtigung war. Dieser Vetter, der nicht frei von einer gewissen Gedenkhaftigkeit war, mochte uns nun von seinen Theatergenüssen erzählt haben, ja durch ihn bekam ich vielleicht die ersten Komödienbücher in die Hand, von denen ich mich nur noch auf „Alara von Hohen-eichen“ von weiland Spieß erinnere. Mein Vater nahm scheinbar oder wirklich von unseren Kunstbestrebungen keine Notiz, ja ich erinnere mich nicht, daß er unsern Darstellungen auch nur ein einziges Mal einen Blick gegönnt hätte. Die Mutter wurde dadurch gewonnen, daß unser Klavierlehrer Gallus, der die Sache, wie jede Kinderei, mit Eifer auffaßte, sich bereit erklärte, unsere Produktionen mit Ouvertüre und Zwischenakten in freier Phantasie auszuf schmücken. Diese seine Improvisationen, zu denen er, wenn die Handlung bedeutender wurde, sogar melodramatische Begleitungen fügte, verschaffte unsern Absurditäten sogar eine gewisse Celebrität. Einige Musikfreunde nämlich, worunter ein uralter Baron Dnbaine, ein vormozartischer Kunstfreund, die nie Gelegenheit hatten, Gallus spielen zu hören, fanden sich nämlich, ohne sein Vorwissen, im Nebenzimmer ein, wo sie durch die fingerweit offengelassene Thüre sein Klavierspiel entzückt behorchten, ohne sich, wie natürlich, um unser Schauspiel, das sie nicht einmal sahen, auch nur im geringsten zu bekümmern.

Daß wir nur Mitterstücke aufführten, versteht sich von selbst, die Geister wurden durch das Mangelhafte unseres Apparates von selbst ausgeschlossen. Es ging nun an eine Verfertigung von hölzernen Schwertern, mit papierenen Scheiden. Zu den Wämsern und Kollern wurden abgelegte Kleider mit Puffen und farbigen Schnüren ausstaffiert. Ich war sogar so glücklich, die untere Hälfte eines alten Atlaskleides meiner Mutter als Mantel benützen zu können. Meinem jüngsten Bruder fielen die Weiberrollen zu, und er stickte sich Gürtel und

Armbänder und Halsgeschmeide aufs prächtigste mit eigener Hand. Der mittlere mußte halb mit Gewalt gepreßt werden, und er fügte sich in die Knappenrollen nur auf die Bedingung, daß ihm in seinen Kleidern die Ärmel und die Beinkleider auf halbem Schenkel abgeschnitten wurden, so daß er halbnackt einherging. Aber auch so war er kaum zum Auftreten zu bewegen, sondern warf sich auf sein Bett und mußte durch vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft herabgezogen und auf die Szene gestoßen werden, wo er dann nur an den Gesechten teilnahm. Unser Vetter Albert Koll und ich teilten uns in die Heldenrollen, wo denn immer eine Nebenbuhlerschaft um die Person meines jüngsten Bruders zugrunde lag, der geraubt, befreit und in jeder Art auf dem Theater herumgeschleppt wurde. Da unser Personal doch gar zu klein war, so nahmen wir mit Vergnügen den Antrag unsers Orchesterdirektors Gallus an, seine kleine Tochter Marie in die Frauenzimmerrollen eintreten zu lassen. Das Mädchen war recht artig und für ihr Alter geistig, hinkte aber zum Unglück beträchtlich, so daß wir ihr gegenüber unsern Mißhandlungen doch etwas Einhalt tun mußten. Das Amt des Theaterdichters fiel mir zu. Nicht als ob ich ein Wort niedergeschrieben oder den Gang der Handlung anders, als höchst allgemein, vorausbestimmt hätte. Wir improvisierten, eine Szene gab die andere, und das Stück ging aus, wie es konnte und mochte. Nur der Ausgang der Kämpfe wurde festgesetzt, da niemand unterliegen wollte. Ein einziges Mal entschloß ich mich zum Schreiben, als ich Klara von Hoheneichen durch Hinweglassen von zwei Dritteln des Stückes für unsere Bühne einrichtete, wo denn vor allem der Name des Ritters Ubelungen geändert werden mußte, der mir durch seinen Gleichlaut mit dem verhaßten Ubelung der Sprachlehre unerträglich prosaisch vorkam. Im Lauf eines einzigen Winters begannen und endeten unsere theatralischen Vorstellungen, wozu die nächste Veranlassung war, daß ein uns sehr entfernt verwandter, älterer Bursche unter dem Vorwand, Helme und Harnische von Pappe herbeizuschaffen, uns Geld aus unsern Sparbüchsen lockte; wo denn, als der Betrug herauskam, es sogar zu Auseinandersetzungen mit dem Vater des Schuldigen kam, und wir sowohl die Lust verloren, als unser Vater Einsprache tat.

Mittlerweile, ungefähr in meinem achten Jahre, hatte ich die deutschen Schulgegenstände zurückgelegt und sollte ins Gymnasium eintreten. Mein Vater aber, der besonders mit Rücksicht auf meine große Jugend dem Besuch der öffentlichen Schule abgeneigt war, beschloß, uns Privatunterricht erteilen zu lassen. Es wurde daher ein Hofmeister aufgenommen. Das war nun einer der wunderlichsten aller

Menschen. Ein sonderbares Gemisch von innerm Fleiß und äußerlicher Indolenz. Er kam als Theolog in unser Haus, änderte seine Meinung und studierte Medizin. Als ich ihn nach Jahren wieder fand, hatte er auch diese aufgegeben und die Rechte absolviert, so daß wir, trotz eines Alterunterschiedes von beinahe zwanzig Jahren, in gleicher Eigenschaft als Konzeptspraktikanten bei der Finanzhofstelle gleichzeitig eintraten. Seine Lernbegierde ging über alle Grenzen. So hatte man ihm vorgeworfen, daß er nicht Französisch könne. Nun legte er sich mit solchem Eifer auf diese Sprache und übte sich so unausgesetzt, daß, als wir zusammen bei der Finanzstelle dienten, er alle wichtigern Ausarbeitungen erst französisch konzipierte und dann für den Amtsgebrauch ins Deutsche übersetzte. Die fremde Sprache war ihm geläufiger geworden als die eigene.

Dabei grenzte aber seine Indolenz nach außen beinahe an Stumpf-sinn, von dem eine große Blödsichtigkeit den körperlichen Ausdruck bildete. Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, grenzen ans Unglaubliche. So liebte er, zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürzte ich denn eines Tages ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besuchen wolle, in der Absicht, sie zu mieten. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthüre mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuche, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Eltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lange sitzen, indes der arme Hofmeister im Hemde und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldet.

Wenn es dem armen Teufel zu arg wurde, beschloß er endlich, zu strafen. Die Strafe bestand in dem Verbote, bei Tisch von der vierten Speise zu essen. Nun duldete mein Vater nicht, daß wir uns, aus Vorliebe oder Abneigung, im Essen wählerisch bezeigten. Wenn nun die verbotene Speise kam, schob der Sträfling seinen Teller von sich ab. „Was soll das bedeuten?“ fragte mein Vater. — „Ich danke, ich mag davon nicht essen.“ — „Du wirst essen,“ sagte mein Vater. Und nun ließ sich der Schulbige reichlich herauslassen und aß nach Herzenslust, wobei er triumphierend nach dem Hofmeister blickte, der, aus Furcht vor dem Vater sich nicht zu sagen getraute, daß eine Strafe im Mittel liege, deren volle Bestätigung und Ausföhrung sonst außer allem Zweifel gelegen hätte.

Wir Brüder hätten uns nicht so leicht emanzipiert. Der Haupturheber war einer jener Söhne meines Onkels, die meinem Vater in Enzersdorf seine Blumenbeete zertreten hatten. Er besuchte uns manchmal und, um mehrere Jahre älter als wir, wurde er von dem in unserm Hause lebenden Vetter Albert Koll getreulich unterstützt. Sie marterten den armen Gärtner bis aufs Blut. Er aber glaubte alles und ging immer wieder von neuem in die Falle.

Ich selbst muß mir das Zeugnis geben, nur an den unschuldigeren Neckereien teilgenommen zu haben, denn ich achtete ihn, obgleich seine Absurditäten gar zu verführerisch waren.

Meine Achtung gründete sich auf seine Bücher, die er unausgeseht las und nach seiner Fahrlässigkeit auf allen Tischen liegen ließ. Da war nun ein französischer Telemach und ein lateinischer Autor, wahrscheinlich Suetonius, beide mit deutschen Anmerkungen und ausführlichen Sach- und Namenregistern in derselben Sprache. In diese vertiefte ich mich, so oft ich ihrer nur habhaft werden konnte, und ich kann daher wohl sagen, daß ich von dem guten Gärtner gefördert worden bin, obwohl ich in den Schulgegenständen von ihm rein nichts lernte.

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür empfangen hatte, das sich bei der späteren Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankauf dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja, endlich wurde der Müßiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste förmlich zu Recht erhoben. Da er alles umherliegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlorenes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß wir einmal, der eine die eine Schußschnalle, der andere die zweite und der dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

So ging es beinahe ein volles Jahr fort. Endlich aber brach das Schicksal herein. Mein Vater hatte einen lateinischen Brief nach Ungarn zu schreiben und war wegen eines Ausdruckes im Zweifel. Er ging daher in unser Zimmer, das er sonst nie betrat, um sich in meinem Wörterbuche Rats zu erholen. Er findet aber weder Wörterbuch noch Schulbücher. Ein großes Verhör wird vorgenommen, in- folgedessen der schulbige Hofmeister das Haus verlassen muß, und ein neuer, ein Tiroler, Namens Scarpatetti, aufgenommen wird.

Die Hauptschwierigkeit war aber nun, daß, nach verstrichenem Schuljahre, die Prüfung vor der Thüre stand. Mein Vater wollte mich, wie er sagte, kein Jahr verlieren lassen. Der neue Hofmeister erhielt daher die Weisung, mit Zuhilfnahme der Schulferien, in sechs oder acht Wochen mir alles das beizubringen, was in einem vollen Jahre hätte gelernt werden sollen. Dem Gefährlichen der Prüfung wurde dadurch begegnet, daß der prüfende Professor ein großer Gartenfreund war. Nun besaß mein Vater sechs oder acht große Oleanderstöcke in Kübeln. Diese wurden meinem Weiterkommen geopfert; die Prüfung ging glücklich vor sich, und ich trat nach versäumter erster in die zweite lateinische Klasse ein, zu der mich eben mein Vater, durch die Erfahrung gewarnt, in die öffentliche Schule zu schicken beschloß.

Da lernte ich denn die neuen Aufgaben nicht ohne Fleiß, da mir aber die Anfangsgründe nicht geläufig waren, machte ich namentlich in den Schulkompositionen eine Unzahl von Fehlern; der Arithmetik gar nicht zu gedenken, da mir das Rechnen noch von der deutschen Schule her fremd war. Ich wurde daher unter die höchst Mittelmäßigen gerechnet, was, statt meinen Eifer anzuspornen, ihn vielmehr auf das Streng-Pflichtmäßige beschränkte.

Dagegen stand mir nun, als einem Halberwachsenen, die Bibliothek meines Vaters offen. Da war eine Sammlung von Reisebeschreibungen, von denen mich besonders Cooks Weltumseglung so interessierte, daß ich bald in Otahaiti mehr zu Hause war, als in unserer eigenen Wohnung. Buffon, dessen allgemeine Naturgeschichte mit seinen Planeten, Kometen und Urevolutionen mich bald verrückt gemacht hätte. Eine Theaterbibliothek mit allen in Wien aufgeführten Stücken, unter denen von Schiller und Goethe gar nichts, von Shakespeare nur Hamlet und Lear in der Schröderschen Bearbeitung vorkam. In Lessings Nathan störte mich die wunderliche Abtheilung der Zeilen, die Verse, und zugleich der matte Ausgang, wo ich vielleicht nicht so unrecht hatte. Tschink's Geisterseher. Die Krone für mich aber war Guthrie und Grays Weltgeschichte in mehr als neunzig Bänden, die ich, ich weiß nicht wie oft, mehr verschlang als las. Von eigentlichen Dichtern war nur Gefner und Ewald Kleist vorhanden. Gefner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine aufs Gewaltthame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will. Mit Kleist wußte ich nichts anzufangen. Der Sinn des Verses war mir damals noch nicht aufgegangen.

Diese Leserei reihte sich an eine frühere, in der Büchersammlung meiner unverehelichten Tante, die aus sieben oder acht vereinzelter

Bänden bestand. Der erste Band von Tausend und einer Nacht in einer uralten Übersetzung, mir vor allen schätzbar. Ein Band von Goethe mit Götz von Berlichingen, Clavigo und Claudine von Villabella. Daß Götz und der Reiterjunge Georg mich entzückten, kann man wohl denken, dagegen hätte ich Weislingen und Adelheid wohlfeil hergegeben. Im Clavigo ließ ich den Beaumarchais alle Gerechtigkeit widerfahren. Aus Claudine von Villabella wußte ich nichts zu machen. Noch war Wallensteins Lager und die beiden Piccolomini da, von denen ich nur das erstere in ganzer Folge, die Piccolomini aber nur stellenweise las, da mir die langen Reden auf nichts hinauszuweisen schienen. Meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte sich Gozzis Rabe in deutscher Übersetzung, den ich Goethes, Schillers und Shakespeares Dramen weit vorzog.

Das Haus unserer mütterlichen Großmutter, in dem jene Tante zugleich mit zwei Schwestern wohnte, war der Zielpunkt aller unserer Besuche. Ich stand in ziemlicher Gunst bei der alten, gescheiten und energischen Frau. Noch erinnere ich mich, daß sie einmal, als meine Mutter über mein abgeschlossenes Wesen klagte, erwiderte: „Laßt ihn gehen, er hat's wie die Geiß zwischen den Füßen,“ wobei sie, in der altwienerschen Manier, wahrscheinlich den wertvollsten Theil der Ziege, das Euter, meinte, den diese, halbverborgen, zwischen den Füßen trägt.

In dem Hause meiner Großmutter erneuerten sich auch meine dramatischen Genüsse. Die drei unverheirateten Töchter, zugleich zwei meiner Onkel, von denen der eine ein vorzügliches komisches Talent besaß, und einige Freunde des Hauses führten nämlich auf einem von spanischen Wänden improvisierten Theater Komödien auf. Da es nur Konversationsstücke waren, so griffen sie mich nicht sonderlich an, und ich gestehe, daß die Mandelmilch und eine gewisse wohlschmeckende Lortie, die man in den Zwischenakten herumtrug, eine starke Nebenbuhlerschaft mit dem geistigen Genuß behaupteten. Man drängte sich übrigens zu diesen Darstellungen, die man vortrefflich fand, obgleich meine Tanten einen in der Familie meiner Großmutter verbreiteten Sprachfehler hatten, den auch meine Mutter theilte, und dem auch ich als Knabe unterworfen war. Erst später, als ich von Demosthenes las, daß er einen, vielleicht ähnlichen, Fehler der Zunge dadurch bezwang, daß er mit in den Mund genommenen kleinen Kieselsteinen laut und anhaltend las, wurde ich, indem ich sein Beispiel nachahmte, des Zischlautes bis zum Unmerklichen mächtig.

Ich war mir dieses Sprachfehlers, im Gegensatz meiner Verwandten, die ganz unbefangen plauderten und sogar Komödie spielten, voll-

kommen bewußt, und vielleicht rührte meine Schüchternheit als Knabe zum Theile daher, daß ich in große Verlegenheit geriet, so oft mich jemand Fremder ansprach, und daher jeden solchen Anlaß vermied. So wie mir auch mein Name so häßlich vorkam, daß ich mich erst spät entschließen konnte, ihn meinen Stücken auf dem Theaterzetteln beisehen zu lassen.

Diese Vorgänge in dem Hause meiner Großmutter sind übrigens aus einer früheren Zeit nachgetragen. Als Gymnasiast trieb ich meine Studien so, daß ich eben leidliche Fortgangszeugnisse erhielt. Erst in der ersten Humanitätsklasse sollte ich einen nachhaltigern Anstoß bekommen. Unser Professor, ein alter Exjesuit, Namens Walpert, behandelte mich so gleichgültig, wie seine Vorgänger. Da fällt es ihm einmal ein, uns über Sonntag eine rednerische Aufgabe in deutscher Sprache, behandelnd „die Vergänglichkeit der Zeit,“ zu geben. Daß die Zeit vergehe, wußte ich wohl, was aber weiter davon zu sagen sei, kam mir nicht in den Sinn. Da besucht mich am Sonntagmorgen ein Schulkamerade, der einen Hauslehrer hatte und das Schulpensum schon reinlich abgeschrieben in seiner Rocktasche trug. Ich ersuchte ihn, mir es sehen zu lassen. Er aber fürchtete, ich möchte es abschreiben, und ließ mich nur in die Anfangsworte hineinblicken. Da stand nun: Wo ist Cäsar, wo ist Pompejus hingekommen? Mir ging ein plötzliches Licht auf, was sich über die Vergänglichkeit der Zeit sagen lasse. Ich dränge ihn, fortzugehen, setze mich nieder und schreibe in einem Zuge, ohne Korrektur, eine Ausarbeitung, die des nächsten Tages in der Schule als die zweitbeste anerkannt wird.

Das beste oder, nach dem Schulausdrucke zu reden: das erstbeste der Elaborate war das eines gewissen Mailler, der sich nun einmal in Besitze des Vorrechtes befand, in allem der Beste zu sein. Er war der Sohn eines Müllers in Neunkirchen, und da er anfangs seinem Vater in dessen Geschäfte an die Hand ging, trieb ihn erst spät seine Neigung in die Studien. Er war daher viel älter und gereifter als wir, damals schon nahe an seinem zwanzigsten Jahre. Der Hauptvorteil meines Schulerfolgs war nun, daß dieser Matador, der auf den ersten Bänken saß, anfang, von mir, dem Jüngsten der Schule und einem Einheimischen des Berges der hinteren Bänke, Notiz zu nehmen. Wir schlossen uns bald nah und näher aneinander an. Sein Einfluß auf mich war höchst vorteilhaft, besonders da er mein früher unzusammenhängendes Wesen zur Einkehr in sich selbst trieb, nur daß, aus einer mir angeborenen Neigung zum Gegensatz, sein Ernst mich in eine Lustigkeit warf, die mir früher fremd war. Als wir uns daher später mit Poesie abgaben und er ein Trauerspiel aus der römischen Geschichte

verfaßte, schrieb ich ein Lustspiel, in dem unsere Professoren mit ihren bis zur Karikatur getriebenen Eigenheiten die Rolle der „unglücklichen Liebhaber“ spielten. Wir beide zweifelten nicht, daß er zur Tragödie und ich zum Lustspiele geboren seien.

Vorderhand aber blieb in der Schule alles, wie es früher war. Mein Fleiß wurde nicht größer, mein Meisterwerk war bald vergessen, und Professor Walpert gab sich mit mir allerdings mehr ab als früher, nur daß er durch die wunderlichste Ideenverbindung mich vor allem für die Geographie ausbilden wollte.

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie,“ wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut, wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zachariä glaub' ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Zeilen reimen mußten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Überfluß kam noch in der diktierten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständnis abgewinnen konnte und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafes nämlich stand „der Hojahn“ (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahn unbedenklich Hulanen, wie man bei uns das Wort Ulanen ausspricht, so daß an der Schwelle des Schlafes die Wache der Ulanen postiert war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Dieses Gelächter entstand denn auch wirklich des anderen Tages in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen diesjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Es kam bald eine Gelegenheit, die ihn eines Bessern überzeugen konnte. Wir bekamen über Sonntag die Aufgabe, deutsche Verse, ein Gedicht über einen beliebigen Gegenstand, zu machen. Also ein Gedicht und worüber? In Geföhnerischer Prosa hätte ich mich über jeden Gegenstand ausschütten können, aber ein Gedicht und worüber? Ich verbrachte den ganzen Sonntag in fruchtlosem Nachsinnen oder vielmehr in gedankenloser Stumpfheit. Es wurde Abend, und ich hatte noch keine Feder angefaßt. Allein zu Hause geblieben, indes die übrige Familie auf einem Spaziergange war, lag ich im offenen Fenster von

meines Vaters Kanzlei und starrte hinaus in die wunderschöne Nacht. Der Mond in seltener Reinheit stand gerade über mir. Da überfiel's mich. Ein Gedicht an den Mond. Ich schrieb augenblicklich die erste Strophe nieder:

Wandle, wandle, holder Schimmer,
Wandle über Berg und Au',
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Der Anfang wäre gut genug gewesen. Damit war aber auch mein ganzer Ideenvorrat erschöpft. Ich fügte noch ein paar ungeschickte Strophen hinzu und hatte so wenigstens mein Pensum für morgen zustande gebracht. Unglücklicherweise wurde unser Professor Stein, der Sinn genug hatte, um auch in dem Wenigen die Spuren von Talent zu erkennen, des andern Tages krank gemeldet. An seiner Statt erschien ein Supplent, der nur das Nötigste besorgte, und von meinen Versen war keine Rede. Es sollte aber bald eine andere Gelegenheit kommen, mich in ein vorteilhafteres Licht zu setzen. Bis jetzt hatte ich die lateinische Sprache nur als eine traurige Notwendigkeit betrachtet, aber wir kamen auf Horaz, und da fühlte ich zuerst ein Bedürfnis, das bisher Vernachlässigte nachzuholen. Vor allem aber zog die Aufmerksamkeit des Professors auf mich, daß meine, nicht Sprach-, wohl aber Sinn- und Sachserklärungen immer die richtigen waren. Er fragte mich öfter: woher ich alles das wüßte? Worauf ich ihm antwortete, mir schiene es eben so.

Leider wurde sein Anteil an mir durch jenen, wie ich oben erwähnte, in mir ganz gegen meine sonstige Natur erwachten Hang zur Enstigkeit in den Schatten gestellt, zufolge dessen ich, während ich laut und öffentlich den Horaz mit Sinn und Verständnis kommentierte, bald darauf heimlich und leise meinen Nebenstehenden parodische und skurile Deutungen zuflüsterte, die Lachen erregten, ja die oft unsittlich gewesen wären, wenn ich die volle Bedeutung meiner travestierenden Ausdrücke immer gekannt hätte. Wenn nun Professor Stein um die Ursache des Gelächters fragte und diese und mich als Urheber erfuhr, kam er in ebenso heftigen Zorn, als er sich mir vorher als geneigt zugewendet hatte, und unsere wechselseitige Stellung befestigte sich nie.

Einen Beweis meines Übermutes gab ich noch am Schlusse des Jahres bei der schriftlichen Komposition, die im Lokale der Schule selbst zustande gebracht werden mußte und deren Aufgabe eine äsopische Fabel „Der Hund und der Wolf“ in lateinischer Sprache war, nach Wahl in Prosa oder Versen. Ich setzte mich aber über die Bedingung

hinaus und schrieb meine Fabel in deutschen Reimen, nicht aufs beste, soviel ich mich erinnere.

Nach all diesen Vorgängen konnte ich in dem Professor nicht die vorteilhafteste Meinung von mir voraussetzen. Wie war ich also des nächsten Tages erstaunt oder vielmehr entsetzt, als ich unter den fünf Besten der Schule zur gemeinschaftlichen Prüfung aufgerufen wurde. Diesem Elitenteilamen wohnte der geistliche Studienreferent, spätere Erzbischof von Salzburg, Gruber, bei, dessen fleißiger, aber etwas dummäuserischer Neffe sich eben in unserer Fünffzahl befand.

Meine Prüfung ging zu meinem eigenen Erstaunen ganz gut vor sich. Nur als lateinische Verse aus der *ars poetica* auswendig herzusagen waren, die ich ganz gut wußte, fiel mir bei der Stelle *Romani tollunt equites peditesque cachinnum* das letzte Wort nicht ein. Der Professor einer anderen Klasse, der als Ehrengelitt mit dem Herrn Studienvorsteher gekommen war, meinte absurderweise, daß ich die Sache nicht wußte; indes mir das Wort fehlte, und um mich auf die Spur zu bringen, ahmte er die Gebärde eines Lachenden nach, wobei er sich den Bauch hielt und die wunderlichsten Gesichter schnitt; ich aber glaubte, er lache mich aus, und warf ihm grimmige Blicke zu, wodurch ich aber immer mehr aus dem Kontexte kam.

Das Ubelste aber sollte nachkommen. Wir hatten im Schuljahre den König *Odipus* von Sophokles gelesen. Die letzten Tage vor der Prüfung waren wir damit zu Ende. Da aber doch die für das Griechische bestimmte Stunde ausgefüllt werden mußte, fingen wir ein Stück von Euripides zu lesen an. Jedermann war überzeugt, daß dieses Fragment, zu einer Zeit gelesen, wo jeder schon über Hals und Kopf sich anderweitig für die Prüfung vorbereitete, bei dieser Prüfung selbst gar nicht zur Sprache gebracht werden würde. Das war selbst die Absicht des Professors. Unglücklicherweise aber ließ er, als es aufs Griechische kam, um dem Herrn Studienreferenten den Hof zu machen, dessen Neffen die Wahl der zu übersetzenden und zu zergliedernden Stelle, und der Dummäuser, um zu zeigen, daß er auch noch in den letzten Tagen mit gleicher Aufmerksamkeit zugehört habe, wählte die Szene aus dem Euripides. Die darauffolgenden zogen sich ganz leidlich aus der Sache; ich aber, der ich den König *Odipus* am Schnürchen hatte, scheiterte ganz am Euripides. So fiel denn, was zu meiner Ehre gemeint war, zu meiner Beschämung aus.

Nun kommt eine trübe wüste Zeit, die aber glücklicherweise nur ein Jahr dauerte. Ich trat in die Universitätsstudien über. Die Ideen von akademischer Freiheit, die jeden anwandelten, befielen mich stärker als jeden andern. Leider waren unsere Professoren von solcher Art,

daß nur die Gewohnheit des Fleißes, die meine Sache nicht war, zur Fortsetzung desselben aneifern konnte. In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur in gewöhnlichem Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der Dottore aus der italienischen *comedia dell' arte* sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen“ als Vorlesebuch geschrieben und hielt sich für ganz selbständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indes sein System nichts als der bare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen Beweis! Seine Philosophie bestand bloß aus Distinktionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen notdürftig Platz machten. Auf sein schematisches Gerüst war er so stolz, daß er den Schülern erlaubte, dasselbe bei den Prüfungen in Handschrift vor sich zu haben, wo dann die mit scharfen Augen Begabten sich die Definitionen mit kleiner Schrift dazwischen schrieben. Ich, der ich ein so kurzes Gesicht hatte als der Professor selbst, entbehrte leider dieses Hilfsmittels. Das Ganze wurde in Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der übrigens höchst gutmütige Mann der deutschen Sprache.

Der Professor der Mathematik mochte so übel nicht sein, nur hatte er in einem Jahre sieben Bände eines mathematischen Lehrbuches abzuhandeln, so daß er von einem Lehrsatze auf den andern sprang und weiter ging, ehe man das Erste begriffen hatte, und so der Hauptnutzen der Mathematik: die innere Erfahrung von dem Wesen des strengen Beweises, ganz verloren ging.

Der Professor der philosophischen Philologie galt für einen tüchtigen Mann, nur war er trocken bis zum Abscheulichen und so auf seine Übersetzung der tuskulanischen Untersuchungen veressen, daß er jeden, als den von ihm gebrachten Ausdruck mit stunmem Kopfschütteln zurückwies.

Am meisten befriedigte uns der Professor der Geschichte, trotz seiner vollendeten Geckerei. Sein Vortrag war affektiert, aber lebhaft. Da mir die Geschichte aus meinen Kinderjahren geläufig war, so fand ich mich hier am besten zurecht. Ich erinnere mich sogar, daß er meine Art, die Geschichte zu studieren, sämtlichen Mitschülern als Muster empfahl, da, bei einer Prüfung über die Handelswege der Alten, er aus meinem Herumzeigen mit den Fingern auf der Schulbank abnahm, daß ich mit Zuhilfenahme der Landkarte studiert hatte.

Meine gleicherweise aus Buffon erworbenen Kenntnisse in der Naturgeschichte halfen mir bei dem Professor dieses Faches wenig, da er, als Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft, hauptsächlich auf die Konfigu-

rationen und Schichten der Erdoberfläche gestellt war, welche mich nicht interessierten.

Von dem Professor der Aesthetik läßt sich nur sagen, daß er das gerade Widerspiel seines Faches war, wie denn in einem in Gegenwart der Schüler geführten Wortwechsel mit dem Professor der Philosophie sie sich gegenseitig mit den Schimpfnamen Pedant und Ignorant belegten.

Leider übertrug ich meine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften und lernte im ersten Halbjahre, im strengsten Sinne des Wortes, gar nichts, was um so unbegreiflicher ist, da nach der damaligen Studieneinrichtung man am Schlusse des Halbjahres eine mehr oder weniger strenge Prüfung zu überstehen hatte. Ich verließ mich darauf, daß ich diese psychologischen Aufzählungen und logischen Formen denn doch schon von selbst wüßte und des Lateinischen mächtig genug sei, um der Philologie zu genügen, besonders da ich den Inhalt der tuskulanischen Untersuchungen so unbedeutend fand, daß ich gar nicht begriff, wie ein so berühmter Mann als Cicero sich habe die Mühe geben mögen, das alles niederzuschreiben. Die Geometrie widerte mich geradezu an, besonders durch ihre Mißhandlung der Gestalt, wo denn Linien ins Willkürliche verlängert, verschiedenes als gleich gesetzt und die reinlichsten Kreise durch hineingezeichnete Dreiecke und sonstigen Kram verunstaltet wurden. Wie dumm das war, braucht mir niemand zu sagen.

Meine Neigung zur Ungebundenheit führte mich auch auf das Billardspiel, zu dem mich ein Verwandter von gleichem Alter an- oder wohl gar verleitete. Da wir beide wenig Geld hatten, übten wir uns in der Hinterstube eines Kaffeehauses, welche so finster war, daß wir mehrere Minuten brauchten, um nur das Billard und die Ballen unterscheiden zu können.

Zugleich hatte sich schon in den letzten Gymnasialjahren meiner eine unerfättliche Lust zur Romanenlektüre bemächtigt, und ich, der ich in meiner Knabenzeit nur gute Bücher gelesen hatte, verschlang nun Spieß, Cramer und Lafontaine mit eigentlicher Wut. Ich erinnere mich, in Sommernächten bei Licht bis zum Morgen und nach Aufgang der Sonne, ohne Schlaf, bei der Tageshelle weitergelesen zu haben, und so oft ich jetzt ein chemisches Feuerzeug zur Hand nehme, überkommt mich ein Dankgefühl, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich bei Nacht mich stundenlange fruchtlos abmühte, mir mit Stahl und Stein Licht zu verschaffen.

Meine eigenen schongeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hindernis gefunden. So oft ich ihm ein Gedicht

meiner Arbeit oder ähnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war, „ich würde noch auf dem Miste krepieren.“ Das hing wahrscheinlich so zusammen: Einer der Brüder meiner Mutter, ein liebenswürdiger und anstelliger Mann, hatte, ohne eigentliches Talent, sich eben auch mit poetischen Bestrebungen abgegeben. Er machte Gedichte, übersezte Theaterstücke aus dem Französischen, wobei denn äußerst wenig herauskam. Ja, er vernachlässigte darüber die eigentlichen Notwendigkeiten, und nur ein eigener Glücksstern, verbunden mit einer großen Gewandtheit, machten, daß er sich doch immer über dem Wasser erhielt und nach unzähligen Bestimmungswechseln sich in Ansehen und guten Vermögensumständen befand. Mein Vater mochte mir kein größeres Talent bei einem vielleicht minderen Glücksstern und gewiß geringerer Anstelligkeit zutrauen, und da war denn dem ernstern Manne unseidlich, mich durch solche Nebengedächtnisse von eigentlich zweckfördernder Tätigkeit abgezogen zu glauben.

Sein Mißvergnügen stieg auf den äußersten Grad, als gerade damals, da nach einer Reihe ungeschickt geführter Kriege die Franzosen zum erstenmal Wien besetzten, ich, der ich nach dem Beispiele meines Vaters der eifrigste Patriot war, mich doch nicht enthalten konnte, meinem Unwillen über so viel verkehrte Maßregeln in einem Spottgedichte oder vielmehr erbärmlichen Gassenhauer Luft zu machen. Er wurde blaß vor Schreck, als ich es ihm vorlas, machte mir die eindringlichsten Vorstellungen, wie mein ganzes künftiges Schicksal durch diese Verse in Gefahr gesetzt werden könnte, und band mir auf die Seele — nicht, es zu zerreißen (was denn doch eine gewisse Befriedigung voraussetzt) — wohl aber, es niemandem zeigen zu lassen. Das habe ich treulich gehalten und es niemandem gezeigt, demungeachtet kam schon des andern Tages mein Vater ganz bestürzt aus dem Gasthause zurück, wo er manchnal des Abends ein Glas Bier zu trinken pflegte, rief mich beiseite und sagte mir, daß das Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Zeug machte gerade seiner plumpen Derbheit wegen die Runde durch die ganze Stadt; glücklicherweise erriet aber niemand den Verfasser. *)

Das ist einer der beiden Fälle in meinem Leben, wo ein von mir sorgfältig verborgen gehaltenes Gedicht den Weg, das erste Mal zur Öffentlichkeit, das zweite Mal an seine besondere Adresse fand.

*) Vgl. das Gedicht „Recht und schlecht,“ Bd. I, S. 146.

Ich will auch den zweiten Fall hier anführen, obwohl er nicht in die Zeitfolge gehört, aber für sich vereinzelt dasteht, keine Entwicklungsperiode bezeichnet und ich ihn an seiner Stelle leicht vergessen könnte.

Mehrere Jahre später hatte ich mich in eine Theaterfängerin verliebt, die als Cherubin in Mozarts Figaro in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit sich meiner ganzen Einbildungskraft bemächtigte. Ich schrieb ein Gedicht an sie, das man wohl gut nennen kann, obwohl die Glut darin ein wenig an das Berrückte, wohl gar Unfittliche streifte. Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugnis ab, indes die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demütigenden Gefühle ein, und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, es jemanden mitzuteilen.

Lange darnach kam ich mit einem, wenigstens damals noch, reichen jungen Manne zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Sultin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent austräten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe alles aufgegeben, um den Verfasser ausfindig zu machen, und, geradezu erklärt wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt tätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte, das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegenzukommen. *) So ist es mir aber mein ganzes Leben gegangen. Mißtrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder Hochmut, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Wertschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

*) Vgl. das Gedicht „Cherubin,“ Bd. I, S. 29.

Ich kehre aber in die Reihenfolge zurück. Schon jetzt, obschon kaum fünfzehn Jahre alt, faßte ich, als Vorspiel künftiger Herzensangelegenheiten, eine heftige Neigung für eine Schauspielerin und Sängerin an einem der Vorstadttheater, die, mir noch aus ihren Kin-derrollen erinnerlich, damals nicht älter sein mochte als ich selbst. Ich war mir bei dieser Neigung beinahe etwas Willkürlichen bewußt, der Gedanke stand mir nicht völlig fern, daß ich diesem Mädchen, sowohl ihrem Talent als ihrem Außern nach, eine höhere Geltung beilege, als sie allenfalls habe, und doch vertiefte ich mich so in meine Leidenschaft, daß, als sich in der Folge herausstellte, was ich früher schon als Gerücht vernommen hatte, daß sie von ihrem Vater an einen reichen alten Herrn verkauft worden sei, und ich sie mit diesem in einer Loge sah, es mich dermaßen ergriff, daß ich in ein nicht unbedeutendes nervöses Fieber verfiel.

Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluß. Ein mir angebournes Schamgefühl nach innen und außen bewahrte mich sogar vor dem übeln Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. Ja, dieses — soll ich es Rechtfertigungsgefühl nennen? — war so stark, daß ich mir nicht einmal erlaubte, hinter die Schule zu gehen. Ich habe meines Wissens nie eine Vorlesung versäumt; ich wohnte jeder bei, obwohl ich nur mit halbem Ohre zuhörte, oder wohl gar, wenn es mich zu sehr langweilte, auf etwas anderes dachte. Das war nicht etwa Furcht vor meinem Vater, denn bei einem scharfen und richtigen Verstande war niemand leichter zu täuschen als er, und seine Strenge beschränkte sich auf Ernst. Vielleicht lag sogar ein Erziehungsplan zugrunde. So mochte er bei jener nervösen Krankheit, verbunden mit meinem häufigen späten Ausbleiben an den Theaterabenden, den Zusammenhang sehr gut einsehen, nie hat er aber mit mir ein Wort darüber gesprochen, und er nahm die Sache, als ob sie eine natürliche wäre. Auch bei späteren, im Hause selbst eintretenden Anlässen dieser Art begnügte er sich, statt zu warnen, zu belehren, zu drohen, einfach damit, die Gelegenheit zu entfernen, und die Gefahr war zugleich mit der Möglichkeit verschwunden.

Endlich sollte das alles sich selbst strafen. Die Zeit der halbjährigen Prüfung kam heran, und ich erhielt eine oder zwei schlechte Fortgangesklassen. Da war es nun wieder nicht mein Vater, der kaum zu wissen schien, daß eine Prüfung vor sich gegangen sei, indes meine Mutter zum Verheimlichen und Vertuschen immer geneigt war; mein eignes Selbstgefühl fand sich empört, daß ich mich auf eine so lieber-

liche Weise den Schlechten und Nichtswerten gleich gemacht hatte. Ich beschloß, diesem Treiben ein Ende zu machen, und hielt Wort. Schon im nächsten Halbjahre mußten dieselben Professoren, die mir jene Makel angehängt hatten, mir im Schulzeugnisse *primam cum ingenii laudo* erteilen, und das ging steigend fort, bis ich für einen der besten Studenten unserer Klasse galt.

Ein halbkomisches Intermezzo bildete Professor Stein, derselbe, der mir in der obersten Humanitätsklasse ein Ohr für den Vers abgesprochen hatte. Er war als Professor der Philologie an die Universität berufen worden und quälte sich und uns mit der Zerfaserung der gewählten Autoren, wobei seine heftige Wunderlichkeit es nicht an Spaß fehlen ließ. Er ließ uns auch Stilübungen treiben, wobei uns oft die Wahl des Gegenstandes überlassen war. Da brachte ich ihm denn einmal ein ziemlich mittelmäßiges Gedicht: *Der Abend*. Er las es mit Lob in der Klasse vor, wobei denn doch ein gewisses Mißvergnügen durchschimmerte. Am Schluß der Stunde rief er mich zu sich und fragte: von wo ich das Gedicht abgeschrieben hätte? Ich sagte, ich hätte es selbst gemacht. Da brach er los und kündigte mir seine Verachtung für meine Lügenhaftigkeit an. Er war auch das ganze Jahr über nicht zu begütigen, und erst spät, nachdem schon meine ersten dramatischen Arbeiten erschienen waren, suchte er seine Ungerechtigkeit durch das liebevollste Entgegenkommen wieder gut zu machen; ja, er erlaubte mir sogar, in seiner Anwesenheit eine Zigarre zu rauchen, die höchst denkbare Gunst, da er den Tabak in allen Formen mit der ihm natürlichen Übertreibung haßte.

Um diese Zeit waren mir auch die ersten Dramen Schillers in die Hände gekommen. Die Räuber, Kabale und Liebe — Fiesko hatte ich aufführen gesehen — und Don Karlos. Das letztere Stück entzündete mich, und ich ging daran, auch ein Trauerspiel zu schreiben. Ich wählte dazu aus der Geschichte Peters des Grausamen die Ermordung seiner Gattin, Blanka von Kastilien, und diese letztere gab den Titel her. Ich übereilte mich nicht und schrieb ziemlich lange daran, wobei ich immer den Don Karlos im Auge hatte, mit dem es übrigens auch zwei Fehler gemein hatte, daß ich nämlich in der Mitte des Stückes am Plane änderte und es so ungeheuer lang geriet, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte. Als es fertig war, legte ich es hin und zeigte es niemandem, auch meinem Vater nicht, da ich seine Abneigung gegen solche Beschäftigungen zu kennen glaubte.

Nun ging es, nach Vollendung der philosophischen, an die Rechtsstudien. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meinen alten Kameraden Mailler, der sich der Theologie widmete, bald darauf aber starb. Er

hatte lange meinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Literatur gemacht. Wir wollten sogar einmal gemeinschaftlich ein belletristisches Journal „Irene“ herausgeben, zu dem ich das gleichnamige Einleitungsge-
 dichte schrieb, das mir abhanden gekommen ist. Die Zensurstelle, der wir die Probebogen handschriftlich vorlegten, versagte aber die Be-
 willigung zur Herausgabe, wobei sie wahrscheinlich sehr recht hatte. Mailler hatte übrigens auf meinen verminderten oder vermehrten Fleiß in den Studien gar keinen Einfluß, da er sich vielmehr an den Ge-
 danken gewöhnt hatte, mich für ein lieberliches Genie zu halten, wobei er sich vielleicht in beiden Bezeichnungen irrte.

Zu größerem Eifer in den nun beginnenden Rechtsstudien wurde ich vielmehr dadurch angetrieben, daß mein Vater ein leidenschaftlicher Jurist war und ich wohl wußte, daß ich ihm keine größere Freude machen konnte, als wenn ich ihm ausgezeichnete Zeugnisse nach Hause brachte. Das trieb ich aber ganz äußerlich. Während des ganzen Halb-
 jahrs nahm ich von dem laufenden Studium gar keine Notiz, sechs oder acht Wochen vor der Prüfung aber warf ich mich auf den Gegen-
 stand mit einem solchen, alles andere vergessenden Eifer, studierte vom anbrechenden Tage bis in die späte Nacht so ausdauernd und eifern, daß die guten Zeugnisse nie ausblieben; woran sich mein Vater wohl heimlich erfreuen mochte, ohne daß er mir aber je ein Zeichen davon gab. Alle meine Professoren hielten mich für einen ausgemachten Ju-
 risten, und nur ich wußte, daß ich es nicht war, denn es fehlte mir Lust und Liebe und daher auch der Geist und der Zusammenhang.

Freund Mailler sollte mir nun mehr als zehnfach ersetzt werden. Durch eine — alte Kindsfrau, die nacheinander bei uns und einem Hofsekretär Wohlgenuth gedient hatte und die mich sehr liebte, wurde ich in dem Hause des letzteren bekannt. Er hatte unter vier Kindern einen Sohn, ein Jahr älter als ich und mir um ein Jahr in den Studien voraus. Ein äußerst fleißiger, wohl auch fähiger, aber etwas dunkler junger Mensch. Bei ihm versammelten sich die drei oder vier Besten seiner Klasse. Da war nun von Poesie keine Rede, aber die Wissenschaften kamen an die Reihe, vor allem die für uns damals neue Kantische Philosophie, für welche der Sohn des Hauses ein reich-
 haltiges, mit Streitschriften und Kommentaren wohlversesehenes Rüsthaus besaß. Noch erinnere ich mich seiner, wie er, um alle Genüsse zu ver-
 einigen, auf dem den Untersatz zu seiner Bücherei bildenden Schranke saß, an einem großen Stück Brot essend, wobei er in einem philo-
 sophischen Buche las und dazu mechanisch auf der Violine spielte. Vor allem lag uns als Juristen Kants Naturrecht nahe; wo denn auch Fichte mit hereinspielte, in dem besonders ein ungehener fleißiger, aber

etwas pedantischer junger Mann, Namens Kaufmann, belesen war, der später als Professor des römischen Rechtes gestorben ist. So trieben wir uns ziemlich zwecklos herum, bis es auf einmal hieß: der Verhältnismacher kommt! Das war nun ein anderer junger Mann, Namens Altmütter, ein früherer Schulkamerad meiner neuen Freunde, der aber, da er Zwistigkeiten mit einem der Wiener Professoren gehabt hatte, auf die Universität nach Prag gegangen war und nun von dort zurückkehrte. Altmütter lebt zu meiner Freude noch jetzt als Professor der Technologie am polytechnischen Institute, indes die übrigen alle tot sind. Damals war er Jurist, und den Namen Verhältnismacher hatte er davon bekommen, daß er seine Schulkameraden häufig zum besten hatte und ihnen allerlei unschuldigen Schabernack spielte. Endlich erschien der Erwartete. Ein schwarzer, gedrungener, durchaus nicht hübscher, sogar etwas ordinär aussehender junger Mann, dem aber bei jedem Anlaß der Humor und der Verstand aus den Augen blitzte. Wodurch er sich an mich gezogen fühlte, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß beinahe vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an wir uns mit einer fast leidenschaftlichen Neigung aneinander schlossen. Indes er seine alten Freunde nach alter Gewohnheit fortwährend hänselte, hat er nie auch nur ein Wort des Spottes an mich gerichtet. Durch die ganze Zeit unserer Studienjahre waren wir täglich vormittags im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes und jeden Abend vier bis fünf Stunden allein uns gegenüber. Was wir in diesen vielen Abenden und unzähligen Stunden gedacht, gesprochen und getrieben haben, um den Reiz des Beisammenseins immer neu zu erhalten, kann ich mir jetzt kaum denken; besonders bei der Verschiedenheit unserer Richtungen. Ich beschäftigte mich ziemlich desultorisch mit allerlei; er hatte sich, mit Vernachlässigung seiner juristischen Studien, mit Eifer auf die Chemie geworfen, in der er vielleicht bestimmt war, durch seinen Scharfsinn eine ausgezeichnete Stelle zu behaupten. Ich weiß, daß er vor Davy auf die Idee der Kalimetalloide gekommen war. Als zur Zeit des Wiener Kongresses Alexander Humboldt nach Wien kam, überreichte ihm Altmütter einen Aufsatz in dieser Richtung zur Beurteilung. Der berühmte Mann fand aber entweder nicht Zeit oder Altmüters Schrift zu beschwerlich zum Lesen, und der Aufsatz folgte ohne Bemerkung zurück. Altmütter steht gegenwärtig als Professor der Technologie in großer Achtung, aber die Gaben seiner Jugend haben ihn zu unendlich mehr berechtigt, und vielleicht war es nur ein schon damals sichtbarer Gang zur äußeren Vernachlässigung, was ihm hindernd in den Weg getreten ist. Er brachte mit einem Male Leben und Richtung in die wissenschaftlichen Anwandlungen unsers Jugendkreises.

Wir stifteten eine Akademie der Wissenschaften, in der allwöchentlich Versammlungen gehalten und Aufsätze vorgelesen wurden. Damit die Sache aber nicht gar zu ernsthaft werde, gründeten wir nebenbei ein Journal der Torheit, in der jede Albernheit eines Akademikers oder der sonstigen Mitglieder des Wohlgemuth'schen Hauses — nicht ohne Widerspruch des Beteiligten, da es mitunter die tiefstinnigsten Gedanken waren, eingetragen wurde. Mit den schriftlichen Aufsätzen in unserer Akademie ging es etwas knapp, nur Freund Kaufmann war unerschöpflich. Da gab er z. B. einen gar nicht endenwollenden lateinischen Aufsatz über die prästabilierte Harmonie, bei dessen Vorlesung die Akademiker einer nach dem andern sich entfernten, nur ich hielt aus Mitleid und Neugierde aus. Als es mir aber auch zu viel wurde, faßte er mich mit seiner Riesenfaust am Kleide, und ich mußte das Werk bis zu Ende anhören, wo er denn aber gutmüthig genug war, selbst über seine Überschwenglichkeit zu lachen.

Altmütter und ich gehörten unter die Faulsten, uns war es mehr um die Diskussion zu tun. Wir streiften wohl auch in der schönen Umgebung von Wien herum und unterhielten uns mit Plänen für die Zukunft, die nicht minder überschwenglich waren als Freund Kaufmanns Abhandlungen. So standen wir einmal auf der Höhe des Rahlenberges, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendierten Göttlichkeit, und sahen in die unermesslich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklimmen und stand nun und sah uns verwundert an. Ja, sagte Altmütter, indem wir herunterstiegen, staunen Sie nicht! Der da — indem er auf mich zeigte — wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen. Er meinte bei letzterem Lavoisiers, damals neues, System der Chemie. Der fremde Herr mochte wohl glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Diese mitunter höchst gesteigerten Ideen hinderten uns übrigens nicht, zu den eigentlichsten Kinderpossen herabzusteigen. So besaß der jüngste Bruder unseres Freundes Pepi (Joseph) Wohlgemuth, Muckerl (Johann von Nepomuk) genannt — indes die älteste Schwester Kaverl (Franziska Kaveria) hieß — ein kleines Kindertheater, mit dem er sehr ungeschickt hantierte. Wir beschloßen, ihm zu Hilfe zu kommen. Ich malte Dekorationen und Figuren, die auf Pappe aufgestellt und nach unten mit hölzernen Stängeln versehen wurden. Wir Akademiker theilten uns in die Rollen. Selbst der pedantische kolossale Kaufmann übernahm die Partie der Greise, wo wir ihn dann unausgesetzt aus-

lachten. Einer Freundin der Tochter des Hauses, einem sehr hübschen Mädchen, fielen die Liebhaberinnen zu. Der kleine Muckerl, der die Figuren dirigierte, gab nebenbei die Zosen und sonstigen weiblichen Vertrauten, und so führten wir, ohne uns zu schämen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft die größten Stücke auf. Ich verliebte mich pflichtschuldigst in die Liebhaberin, welche schon versprochene Braut war, und da sie ebendeshalb mit Argusaugen bewacht wurde, gab es auch außer den Theaterabenden die lustigsten Verwicklungen. Die in den Stücken vorkommenden Umarmungen und Küsse wurden in dem durch Vorhänge abgeschlossenen Raume der Schauspieler auch in der Wirklichkeit gegeben, und das Verhältnis ging schon in das höchst Bedenkliche über, als das Studentennädel — diesen Spottnamen gaben ihr die erbosten Verwandten — in die projektierte Heirat hineingejagt wurde, was mich übrigens nicht sehr anfocht. — Auch sie ist jetzt tot, wie beinahe alles, was mir im Leben nähergestanden hat, männlichen, vor allem aber weiblichen Geschlechtes, und doch bin ich nicht älter als 62 Jahre.

Der Haupthebel unserer pseudodramatischen Unterhaltungen war der Herr des Hauses, der alte Hofsekretär Wohlgemuth, ein großer Freund und täglicher Besucher des Leopoldstädter Theaters. Er veranlaßte uns auch zu einem Versuch auf einem wirklichen sogenannten Haustheater. Wir führten zwei kleine Stücke auf, in deren einem ich einen Offizier spielte. Ich weiß nur, daß mir zu Mute war, als ob ich allein auf einer Insel im Weltmeere mich befände, selbst die Mitspielenden schienen mir unendlich entfernt. Ich habe nur noch ein einziges Mal später einen zweiten theatralischen Versuch gemacht, auch damals aus Gefälligkeit, nie aus Neigung, obwohl man mit meinen Leistungen zufrieden war. Die Fortsetzung jener ersten Darstellung scheiterte an dem gänzlichen Mangel dramatischen Talentes bei dem Sohne des Hauses. Obwohl er nur einen Bedienten zu spielen hatte, so murmelte er doch seine wenigen Worte so unverständlich, daß sein theaterliebender Vater — obgleich das Stück, wie natürlich, indes weiter gespielt hatte — doch hartnäckig verlangte, er sollte noch einmal heraustreten und seine Rolle verständlich vortragen.

Dieses sorglose Schlaraffenleben sollte übrigens bald gestört werden. Mein Vater, der sonst einer eisernen Gesundheit genoß, fing an, zu kränkeln. Ein scheinbar unbedeutender Husten wurde von einem Anhänger der Brownischen Heilmethode — unser eigner Arzt, der in Wien berühmte Dr. Closset, befand sich selbst krank — mit drastischen Mitteln behandelt, und als Closset nach vierzehn Tagen selbst die Kur übernahm, erklärte er schon nach dem ersten Besuche heimlich meiner

Mutter, das Leiden habe sich auf der Brust festgesetzt, es sei ein organisches Übel vorhanden. Da mein Vater aber das sechsundvierzigste Jahr schon erreicht hatte, so meinte der Arzt, er könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben.

Die wenn auch entfernte Gefahr erschütterte uns, wie natürlich, alle sehr. Ich blieb mehr zu Hause und fühlte mich auch sonst melancholisch gestimmt. Da erwachte plötzlich die Neigung zur Musik in mir.

Ich habe schon erzählt, wie mir in den Knaben-, ja Kinderjahren das Klavierspiel verleidet wurde. Diese Abneigung nahm mit den Jahren zu, ohne darum eine Abneigung gegen die Musik zu sein. Denn als mein zweiter Bruder, der überhaupt kein Freund des Lernens war, um sich dem verhaßten Klavierspiel zu entziehen, eine Lust zur Violine vorgab, auch einen Geigenmeister erhielt, bei dem er aber ebenfowenig lernte als bei dem Klaviermeister, nahm ich bei jeder Gelegenheit seine Violine zur Hand, übte Skalen und Beispiele und spielte endlich mit dem Meister leichte Duetten, ohne je die geringste Anweisung erhalten zu haben. Der alte Deabis, so hieß er, schrieb mir ein großes Talent zu und beschwor meine Eltern, mich fortfahren zu lassen. Es wurde aber verweigert, ja mir die Violine aus der Hand genommen und, da mein Bruder doch nichts lernte, der Meister entlassen, weil ich in meinen Knabenjahren eine Anlage zum Verwachsen zeigte, welche durch die emporgehobene Schulter bei Behandlung der Geige vermehrt werden konnte. Hatte doch meine Großmutter, als sie mich auf jene Befürchtung hin körperlich untersuchte, den Ausspruch getan: „Ja, er wird bucklig, aber es schadet nicht, da er doch Geistlicher werden will.“ Glücklicherweise ist beides nicht eingetroffen.

Die verweigerte Violine machte mir das Klavier noch verhaßter. Demungeachtet mußte ich an dem Unterricht teilnehmen, den meinem dritten Bruder und mir — nachdem unser erster Meister Gallus längst wieder nach Polen zurückgekehrt war — eine wunderbar aufgeputzte, sonst aber recht tüchtige Meisterin erteilte, von deren Geschicklichkeit die Fortschritte meines Bruders zeugten. Endlich sollte ich befreit werden. Mein Vater schloß sich das ganze Jahr ab. Um aber seinen gesellschaftlichen und Familienverpflichtungen nachzukommen, gab er jeden Fasching einen einzigen, aber so glänzenden, ja kostspieligen Ball, daß in der halben Stadt davon die Rede ging. Als wir später die Wohnung wechselten und die neue nicht mehr jene ungeheuren, zum Tanze bequemen Räume der alten darbot, wurde der frühere Ball in zwei oder drei Abendgesellschaften mit Spiel und Souper aufgelöst, bei

deren einer mein Bruder und ich die Geladenen durch unser Klavierspiel unterhalten sollten. Mein Bruder Camillo spielte mit allgemeinem Beifall, als aber an mich die Reihe kam, war ich nirgends zu finden. Ich hatte mich in das Bette unsers Bedienten verkrochen, und alles Suchen war vergebens. Erst nachdem die Gäste ihren Abschied genommen, kam ich aus meinem Versteck wieder hervor. Da brach mein Vater in heftigen Zorn aus. Wenn ich nun schon einmal nichts lernen wollte, so sollte ich doch wenigstens nicht meinem Bruder die Hälfte der Lehrstunde rauben. Und so war es mit meinen Lektionen zu Ende. Durch sieben oder acht Jahre habe ich mit keinem Finger das Klavier berührt.

In meiner damaligen trüben Stimmung fühlte ich wohl das Bedürfnis einer Ableitung nach außen. Die Poesie lag mir zur Zeit ziemlich fern, wäre auch mit ihren scharf ausgeprägten Gedanken ein wenig geeigneter Ausdruck für meine in die Zukunft greifenden, unbestimmten Empfindungen gewesen. Ich verfiel auf die Musik. Das Klavier ward geöffnet, aber ich hatte alles vergessen, selbst die Noten waren mir fremd geworden. Da kam mir nun zu statten, daß mein erster Klaviermeister Gallus, als er mich in halb kindischer Ländelei bezifferten Baß spielen ließ, mir eine Kenntniss der Grundakkorde beigebracht hatte. Ich ergözte mich an dem Zusammenklang der Töne, die Akkorde lösten sich in Bewegungen auf, und diese bildeten sich zu einfachen Melodien. Ich gab den Noten den Abschied und spielte aus dem Kopfe. Nach und nach erlangte ich darin eine solche Fertigkeit, daß ich stundenlang phantasieren konnte. Oft legte ich einen Kupferstich vor mir auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte Begebenheit, als ob es eine musikalische Komposition wäre. Ich erinnere mich noch, daß später, während meiner Hofmeisterschaft in einem vornehmen Hause, der Geigenmeister des jungen Grafen, ein sehr geschätzter Musiker, mir viertelstundenlang außer der Thüre zuhörte und beim Eintritte seines Lobes kein Ende finden konnte. Auf dem Gute desselben Grafen war kein anderes Instrument als ein altes Klavier ohne Saiten, demungeachtet habe ich mit Entzücken halbe Tage lang darauf gespielt, und der Abgang des Tones war mir gar nicht fühlbar. Als ich mich später der Poesie ergab, nahm diese Fähigkeit des musikalischen Improvisirens stufenweise ab, besonders seit ich, um Ordnung in meine Gedanken zu bringen, Unterricht im Kontrapunkte nahm. Die Entwicklungen und Fortschreitungen wurden nun richtiger, verloren aber das Inspirirte, und gegenwärtig kann ich nicht viel mehr als beim Erwachen meiner musikalischen Neigung. Ich hatte immer das Wunderliche, daß, wenn ich von einem Gegenstande auf

den andern überging, ich mit der Lust an dem früheren auch zugleich alle erlangte Fertigkeit, ja Fähigkeit verlor. Ich habe alles getrieben, was der Mensch treiben kann; Tanzen und Sagen, Reiten und Fechten, Zeichnen und Schwimmen, nichts ist mir fremd geblieben, ja ich habe es, mit Ausnahme der Jägerei, mit einer bestimmten Anlage getrieben, und das alles ist mir fremd geworden. So war ich einer der besten oder wenigstens der elegantesten Schwimmer, und wenn man mich heute ins Wasser würfe, ich würde gewiß ertrinken. Die Inspiration war mein Gott und ist es geblieben.

In jener Zeit nun dachte ich auf nichts als Musik. Ich setzte sogar Lieder, die ich mit einer leidlichen Tenorstimme sang, darunter Goethes „König von Thule.“ Dieses Lied konnte sich mein Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht satt hören. Ich mußte es immer wieder spielen und singen. Nur als es sich mit seiner Krankheit zu Ende neigte, ließ er mir sagen, ich möchte es nicht mehr singen, es mache ihn traurig.

Die Voraussetzung unseres Arztes Closset: mein Vater könne bei gehöriger Diät noch viele Jahre leben, hatte sich, ohne seine Schuld, nicht bewährt. Mein Vater zwar ließ es an Diät nicht fehlen, aber die Zeitumstände beschleunigten den Lauf seiner Krankheit. Als wir unsere neue Wohnung bezogen, hatte er, damals noch in ungeschwächter Gesundheit, den bedeutendsten Teil seines Ersparten auf Herstellung und Einrichtung derselben verwendet. Da wurden Türen vermauert und neue durchgebrochen, Parketten gelegt, Tapeten gezogen und seidene Möbel angeschafft, was um so sonderbarer war, da uns niemand besuchte; aber es schien einmal der Grundsatz meines Vaters, alles, was er machte, vollständig zu tun. Ein ungetreuer Sollicitator hatte ihn um eine namhafte Summe betrogen. Dazu kamen nun die Kriegsläufe des Jahres 1809, die verlorenen Schlachten, die Beschießung der Stadt, der Einzug der Franzosen in Wien, die Stockung der Geschäfte, die Einquartierung, die Kriegsteuer und Kontributionen, vor allem aber sein vaterländisches Herz, das unter allen diesen Erniedrigungen unendlich litt. Ich hatte mich bei der Belagerung von dem Studentenkorps nicht ausschließen können, das einen Teil der Festungsmanern besetzte. Als nun in der Nacht die Geschütze unausgesetzt donnerten, die Granaten sich in der Luft kreuzten und die Stadt an mehreren Orten brannte, wußte mein Vater, der mich all diesen Kugeln ausgesetzt glaubte, seiner Unruhe kein Ende. Am nächsten Morgen, nach Übergabe der Stadt, erschien meine Mutter, unter anderen Angehörigen anderer, weinend auf der Bastei und beschwor mich, doch sogleich nach Hause zu kommen und meinen Vater von meinem Leben zu überzeugen.

Er empfing mich ganz kalt, ja es war, als ob er einen Theil seines Unwillens auf mich übertrüge.

Was meine eigene Haltung während der Beschießung betrifft, so war sie nicht besonders mutig, aber auch nicht furchtsam. Ich ließ eben die Dinge gewähren. In den letztverflossenen Tagen, als wir mit unseren Feldzeichen auf den Hüten in den Straßen herumgingen, fühlte ich sogar Anwandlungen von Heldenmut. Dieser Aufschwung wurde jedoch ziemlich herabgedrückt, als jemand die (unwahre) Nachricht mittheilte, die französischen Kürassiere trügen nach neuer Einrichtung außer den Harnischen auch Armschienen. Dieser an sich gleichgültige Umstand machte einen höchst ungünstigen Eindruck auf meine Phantasie.

Am entscheidenden Tage selbst führte man uns mit einbrechender Nacht auf die Bastionen und kündigte uns das bevorstehende Bombardement an. Da war denn allerdings ein gewisses Schwanken in unseren Reihen sichtbar, das nicht vermindert wurde, als die ersten Brandkugeln hart über unsern Häuptern in die Dachfenster des hinter uns befindlichen Palastes des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen hineinfuhren. Nachdem aber später die Franzosen — wie wir glaubten, aus Ungeschicklichkeit, da wir unsere Personen für ihr einziges Ziel hielten — ihre Würfe höher richteten, und die Kugeln weit von uns weg fielen, verbesserte sich unsere Stimmung sichtlich. Die in der Stadt entstehenden Feuersbrünste, von denen wir nur den Widerschein in den Wolken sehen konnten, hielten wir für das Aufgehen des Mondes und freuten uns, bald die ganze Szene überblicken zu können. Ebenso schienen uns die von dem Flackern der Flamme bewegten Schatten sämtlicher Stangen und Pfähle im Stadtgraben ebensoviel wandelnde Franzosen zu sein, und wir gaben, da wir uns eine Belagerung ohne Sturmlaufen gar nicht denken konnten, wiederholte Salven aus unsern Musketen, wodurch die auf einem niederen Parapet unter uns aufgestellten Landwehrsoldaten in augenscheinliche Lebensgefahr gerieten. Ich machte das alles mit, mit Ausnahme der Furcht. Dennoch, als mein Nebenmann und Mitschüler, ein sonst höchst stiller und ruhiger junger Mensch, mit Heftigkeit verlangte, außer den Mauern dem Feinde im freien Felde entgegengeführt zu werden, bemerkte ich, nicht ohne Bedächtlichkeit, wie es ein Unsinn wäre, ungeliebte Truppen, gleich uns, einem kriegserfahrenen Feinde gleich auf gleich gegenüber zu stellen. Die Nachricht von der Übergabe der Stadt erfüllte uns mit Unwillen. Ich machte dem meinigen durch einen nur halb gefühlten Ausfall gegen unsere Bürgerschaft Lust, denen ihre Dächer lieber seien als ihre Ehre, ein Wort, das sogleich von unserm Anführer, einem bildhübschen jungen Kavallerieoffizier, mit dem Arm in

der Binde, aufgegriffen wurde und die ganze Kompanie wiederholte. Im Grunde aber waren wir alle froh, wieder nach Hause zu kommen, um so mehr, als wir seit sechzehn oder achtzehn Stunden nichts gegessen hatten.

All diese Dinge, wozu noch ökonomische Verlegenheiten kamen, griffen die Gesundheit meines Vaters ungeheuer an. Ich besitze noch sein Einschreibbuch, in das er Einnahmen und Ausgaben allmonatlich eintrug. Während die Ausgaben mit den steigenden Preisen fortwährend wuchsen, fielen die Einnahmen stufenweise bis zum Unbedeutenden herab, bis er in den letzten Monaten mit unsicherer Hand: Nihil einschrieb. Er mußte sogar ein Darlehen aufnehmen, er, für den Schuldenmacher und Dieb gleichbedeutende Worte waren.

Die Stadt vom Feinde besetzt zu wissen, war ihm ein Greuel, und jeder ihm begegnende Franzose ein Dolchstich. Und doch ging er gegen seine Gewohnheit jeden Abend in den Straßen spazieren, aber nur, um bei jedem Zwist zwischen Franzosen und Bürgern die Partei des Landmannes zu nehmen und ihm gegen den Fremden beizustehen. Die Schlacht von Aspern war Öl in seine Lampe, die von Wagram machte freilich allen Hoffnungen ein Ende, was denn auch in dem Herabkommen seines Körperzustandes nur allzu sichtbar war.

Ich selbst war kein geringerer Franzosenfeind, als mein Vater, und demungeachtet zog Napoleon mich mit magischer Gewalt an. Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. Noch sehe ich ihn die sogenannte Freitreppe des Schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen, die beiden Kronprinzen von Bayern und Württemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig, seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich, wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Exkursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Nun kam der entscheidende Moment: der Abschluß des Preßburger Friedens. Mein Vater war damals schon genötigt, den größten Teil des Tages das Bett zu hüten. Wir verbargen ihm das Ereignis nach Möglichkeit. Er mochte aber doch Kunde davon erhalten haben, denn im höchsten Zorne befahl er mir, ihm augenblicklich ein Exemplar des gedruckten Traktates zu verschaffen, durch den bekanntlich ein Drittel der Monarchie an Frankreich abgetreten wurde. Er las die

Druckschrift ganz durch, legte sie dann von sich und kehrte sich gegen die Wand. Von da an hat er kaum mehr ein Wort gesprochen. Nur als ich an einem der folgenden Tage, von einer dunklen Ahnung eines baldigen Endes ergriffen, an seinem Bette auf die Kniee sank und seine Hand weinend küßte, sagte er: Nun ist's zu spät! womit er denn doch wohl andeuten wollte, daß er mit meinem Wesen und Treiben nicht völlig zufrieden sei.

Desselben Tages saßen wir mittags bei Tische, und zwar, seinem Wunsche gemäß, in dem Zimmer, in dem er lag. Da tat er ein paar stärkere Atemzüge. Wir sprangen auf und eilten hinzu, er aber war tot.

Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der eigenen Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung jeder fremden beinahe unmöglich. Erst später, als ich die Gründe mancher seiner Handlungen einsehen lernte und der bis auf jetzt fortbauende Ruf seiner beinahe fabelhaften Rechtschaffenheit mich beglückte und — in weiter Entfernung — zur Macheiferung begeisterte, habe ich seinem Andenken nachgetragen, was ich in der Gegenwart zum Theil versäumte.

Der Tod meines Vaters versetzte uns in eine beinahe hilflose Lage. Die von ihm in den letzten Monaten kontrahierte Schuld mußte abgetragen werden. Seine eigenen Forderungen an Klienten waren theils uneinbringlich, theils erhielten wir kaum den zehnten Theil. Was sonst vorhanden war, reichte kaum hin, die Heiratsansprüche meiner Mutter zu decken. Auf uns Kinder kam beinahe nichts, welches beinahe durch das zwei Jahre später erscheinende Finanzpatent vom Jahre 1811 auf ein wirkliches Nichts herabgesetzt wurde. Dasselbe Finanzpatent brachte die Pension, welche mein Vater durch jährliche Einlagen bei der Fakultätskassa seiner Witwe gesichert hatte, auf 90 Gulden Papiergeld herab. Und davon sollte eine Mutter mit vier Kindern leben, obzwar eigentlich nur mit drei, denn mein zweiter Bruder Karl war nach den wunderlichsten Ereignissen, die für sich allein einen Roman bilden würden, unsichtbar geworden. Ich selbst, damals 18 Jahr alt, befand mich im vorletzten Jahrgange meiner juristischen Studien. Natürlich mußte ich sie fortsetzen. Meinem dritten Bruder, Camillo, wurde durch seine musikalische Geschicklichkeit das Glück zu theil, daß ihn der Amtmann einer Staatsherrschaft zugleich als Amtspraktikanten und Klavierlehrer seiner Tochter in sein Haus und völlige Versorgung nahm. Der spätgeborene vierte, Adolf, besaß eine gute Stimme und wurde schon seit längerer Zeit im Singen unterrichtet, um später als Hofsängerknabe

im kaiserlichen Konvikte seine Studien vollenden zu können. Das waren alles Hoffnungen für die Zukunft, aber die Gegenwart drängte. Da kam mir zu statten, daß meine Professoren mich für einen guten Juristen hielten. Sie verschafften mir, soviel ich weiß, unaufgefordert, Informationsstunden bei zwei jungen Kavaliern, die mich so gut bezahlten, daß meine Bedürfnisse gedeckt waren und wohl auch etwas für die Familie übrig blieb. Zugleich fiel mir mein vergessenes Trauerspiel ein. Vielleicht, daß sich dadurch etwas verdienen ließ. Ich schrieb es gemeinschaftlich mit meinen Freunden Wohlgemuth und Altmütter ab und überreichte es dem Bruder meiner Mutter, demselben, mit dessen Beispiel mich mein Vater von der Poesie abgeschreckt hatte und der damals, infolge einer der vielen Phasen seines Lebensplanes, als Sekretär und Dramaturg bei dem Wiener Hofburgtheater angestellt war. Ich wartete lange auf Entscheidung, endlich erhielt ich es mit der Äußerung zurück, daß es nicht verwendbar sei. Darin hatte der Mann allerdings recht, demungeachtet glaube ich, daß er das Stück, abgeschreckt durch die unnüßige Länge und die nicht einladende Handschrift Altmüters, gar nicht, oder wenigstens nicht zu Ende gelesen hat, er hätte sonst unzweideutige Spuren eines Talentcs darin entdecken müssen, das nicht so kurz abzufertigen war, um so mehr, als es ihm weder an Herzensgüte noch an Verstand fehlte. Nur war er ungeheuer flüchtig. So erinnere ich mich, daß er Müllners Schuld als Manuscript ein Jahr lang ungelesen auf seinem Pulte liegen hatte, ja, es als ein Zeichen des Aufstuns unserer Zeit bezeichnete, daß jemand ein Stück in „Stanzen,“ so nannte er Trochäen, zu schreiben unternommen habe. Erst der Schauspieler Heurteur, der um ein Stück für seine Einnahme verlegen war, las es und brachte es zur Aufführung, wo es denn die ungeheuerste Wirkung in ganz Deutschland machte.

Mir selbst fiel bei der Rückgabe meines Trauerspieles die Prophezeiung meines Vaters ein, und ich fühlte mich in dem Entschlusse bestärkt, der Poesie, vor allem der dramatischen, für immer den Abschied zu geben.

Inzwischen verlor ich meine beiden Instruktionen, da einer meiner Eleven, ein ziemlich schwacher Kopf, die Studien ganz aufgab, der andere aber, ein geistreicher junger Mensch, der freilich in den Lehrstunden lieber von Literatur als von juridischen Dingen sprach, in sein Vaterland Belschtirol zur Bewirtschaftung seiner Güter zurückkehren mußte. Der Ersatz war übrigens bald gefunden. Eben wieder einer meiner ehemaligen Professoren machte mir den Antrag, in ein adeliges Haus mit fortwährender Bestimmung zu treten. Es war der Neffe eines reichen Grafen in den juridischen Gegenständen zu unterrichten, wozu man, da der Sommer auf den Gütern zugebracht werden sollte,

einen Informator brauchte, der Herr über seine Zeit war. Der junge Mensch hatte einen eigenen Hofmeister, und es galt daher, nur ein paar Stunden des Tages Unterricht zu geben, wofür ein freilich mäßiger Gehalt, dafür aber gänzliche und, wie sich in der Folge zeigte, glänzende Verpflegung zugesichert wurde. Ich hatte unterdessen meine Studien vollendet, fühlte aber einen Widerwillen gegen die Staatsdienste. Ich nahm daher an, besonders um meine Mutter der immerwährenden Sorge um die wechselvolle Zu- und Abnahme meiner Einkünfte zu entheben.

Da kam ich denn nun in ein wunderliches Haus. Der junge Graf, ungefähr von meinem Alter, der noch jetzt lebt, wird mir nicht übelnehmen, wenn ich hier niederschreibe, daß aus unsern Studien, wohl aus beiderseitiger Schuld, nicht viel herauskam. Der alte Onkel war eine eigentliche Karikatur, höchst borniert, eigenwillig, geizig, bigot. Als ehemaliger Gesandter an einem größern deutschen Hofe und kaiserlicher Konkommisarius in Regensburg sprach er gerne von seinen Missionen. Ich habe ihn geizig genannt, er war es, mit Ausnahme von zwei Rubriken: seinem Stall und der Küche. In ersterem hielt er eine Anzahl der ausgezeichnetsten Prachtpferde, die er aus übergroßer Schonung kaum benützte. Die Küche besorgten abwechselnd ein französischer und ein deutscher Koch vom ersten Range. Seine Neigung gewann ich besonders durch meinen damals starken Appetit. Täglich kam er zwischen elf und zwölf Uhr in seinem schmutzigen Schlafrock auf mein Zimmer, um mir den Küchenzettel des Tages vorzulesen und eine Art Feldzugsplan zu verabreden: von welcher Speise nämlich viel und von welcher wenig, mit Rücksicht auf eine nachfolgende bessere, zu essen sei. Ich hätte in seinem Hause ein Feinschmecker werden müssen. Demungeachtet war ich in der Folge froh, wieder zur ärmlichen Kost meiner Mutter zurückzukommen. Übrigens hielt er mich für einen Jakobiner, mit welchem Namen er alle bezeichnete, die anders dachten als er. Seine Frau — wir nannten sie die Fürstin, weil sie aus fürstlichem Hause war — verbrachte ihre Zeit mit Andachtsübungen und fuhr so oft des Tages in die Kirche, als ihr Gemahl erlaubte, die müßig stehenden Prachtpferde abwechselnd einspannen zu lassen. Der Hofmeister war ein kenntnisloser, untertäniger, übrigens gutmüthiger alter Mann.

Ich befand mich anfangs sehr gut in diesem Verhältnisse. Mit Ausnahme von zwei oder drei Stunden, in denen ich meinen Zögling — unterrichtete, der Tischzeit und dem obligaten Vorlesen des Küchenzettels, war ich Herr meines Tages. Zugleich befand sich eine zahlreiche und mit älteren Werken wohl ausgestattete Bibliothek im

Hause, besonders reich an englischen Büchern, die der Großvater des Grafen, der als Gesandter in London stand, von dort mitgebracht hatte. Außer der Schwierigkeit, das verrostete Schloß des Bibliothekszimmers zu öffnen, hinderte mich nichts, von dem toten Schatze, um den sich niemand kümmerte, so viel mit mir zu schleppen, als mir beliebte, und mich ganz der Lektüre zu überlassen. Leider fand sich meine Kenntniss des Englischen, das ich schon früher ohne Meister und sonstige Hilfsmittel zu betreiben angefangen hatte, zu mangelhaft, um Shakespeare, der sich in der Theobaldschen Ausgabe da befand, mit Genuß lesen zu können. Es eiferte mich übrigens an, meine Kenntniss dieser Sprache zu vervollkommen.

Auf diese Art verstrich der Winter, und die Zeit kam heran, sich auf die ausgedehnten Güter der Familie in Mähren zu verfügen. Bei der Abreise wurde mir der junge Graf anvertraut, und es hieß, der Hofmeister werde nachkommen. Auf dem prächtigen Schlosse in der fruchtbarsten, obgleich nicht schönsten Gegend Mährens angekommen, wartete ich fruchtlos auf die Ankunft des alten Mannes. Endlich erfuhr ich von dem Hauschirurgen, daß man den Hofmeister, mit dem man unzufrieden war, weil man ihn in Verdacht hatte, den verstorbenen ältern Bruder meines Zöglings in seinem Widerstreben gegen eine vorgeschlagene Heirat bestärkt zu haben, mit Pension entlassen habe.

Meine Stellung wurde dadurch auf eine unangenehme Art verändert. Indes ich früher nur ein paar Stunden mit meinem Zöglinge zu tun hatte, blieb er mir nun den ganzen Tag auf dem Halse. Ich mußte ihn sogar täglich in die Kirche begleiten, wo ich denn den Vicar of Wakefield mitnahm, von dem man im Hause, wegen der geistlichen Benennung Vikar auf dem Titelblatte, nicht zweifelte, daß es ein Gebet- oder Andachtsbuch sei. Ebenso mußte ich auf alle meine poetischen und dramatischen Bronillons, von denen ich mich doch nicht ganz losgemacht hatte, obenan setzen: aus dem Englischen oder Französischen übersetzt, damit sie als Sprachübungen gelten könnten, da jedes Zeichen eines eignen poetischen Talentcs den alten Grafen in seiner Meinung, daß ich ein Jakobiner sei, bestärkt haben würde. Ich setze das hierher, damit nach meinem Tode derjenige, dem mein schriftlicher Nachlaß in die Hände gerät, sich nicht etwa fruchtlose Mühe gebe, die Originale zu diesen angeblichen Übersetzungen aufzufinden. Ubrigens sind es durchaus unbedeutende Bruchstücke, mehr Erzeugnisse der langen Weile, als eines längst aufgegebenen ernstern Strebens.

Das Landleben ist angenehm für sich, und so fand ich mich denn endlich zurecht. Ich fing sogar an, die böhmische Sprache zu lernen, habe es aber nie weiter gebracht, als zur Benennung der Speisen, den

Schimpfnamen und den Jagdausdrücken. Erstere durch die Nothwendigkeit bei weitem Exkursionen, die zweiten vom oftmaligen Hören, die letztern von unsern Jagdunterhaltungen. Der alte Graf war der schlechteste Schütze von der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinem Leibjäger um und sagte: Esel! Da ich nun selbst infolge meiner Kurzsichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber man froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Ebenso konnte er, obwohl er seit dreißig Jahren alljährlich sechs Monate in Mähren zubrachte, nicht ein Wort böhmisch. Daß die Bauern nicht deutsch und nicht französisch verstanden, wußte er, in jeder andern Sprache aber prätendierte er, verstanden zu werden. Besonders freigebig war er mit lateinischen Ausdrücken und ärgerte sich, wenn die Bauern nicht wußten, was er wollte.

So verging die schöne Jahreszeit, und wir kehrten in die Stadt zurück. Ich weiß nicht, war es Sparsamkeit oder war man mit mir so zufrieden, es erschien noch immer kein Hofmeister. Mir ward das Verhältnis unleidlich. Nicht allein, daß meine Verbindung mit Altmütter abgerissen wurde und ich meine beste Zeit verlor, vor allem dadurch, daß ich in meinem einundzwanzigsten Jahre durch gesetztes Betragen ein Muster und Beispiel für meinen Zögling sein sollte, der nur um ein Jahr jünger war als ich. Meinen Vorstellungen wurde entgegengesetzt, daß man einen Hofmeister suche, aber noch immer keinen gefunden habe. Es war die traurigste Zeit meines Lebens, hat die übelste Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung gehabt, und nur die Lage und dringenden Bitten meiner Mutter hielten mich ab, den Zwang gewaltsam zu durchbrechen.

Nun verwirren sich, wahrscheinlich durch die Langweiligkeit der Sache, meine Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich im Februar 1813 als unbeförderter Praktikant bei der Wiener Hofbibliothek eintrat, zugleich aber noch immer im Hause des Grafen hofmeisterte. Wie ich das vereinigte, verstehe ich nicht, noch weniger, wie ich im Sommer desselben Jahres mit der Familie wieder nach Mähren gehen konnte; wahrscheinlich folgte ich erst in den Ferienmonaten der Hofbibliothek ihnen nach, und der Dufel machte inzwischen selbst den Hofmeister.

Ich finde mich wieder mit ihnen auf einem Jagdschlosse im waldigten Teile des Grabischer Kreises. Es war in der Mitte eines Fasan-

und Wildgartens auf einer zierlichen Anhöhe einsam gelegen, wunderschön, aber klein. Es war unterdessen das verhängnisvolle Jahr 1812 vorübergegangen, der Zug nach Moskau, der Untergang des französischen Heeres. Ich erinnere mich noch der kannibalischen Freude, mit der wir alle, ich auch, die gehäuften Grenel vernahmen. Jetzt hatte sich Oesterreich in die Verhandlungen gemischt, und man zweifelte nicht, daß es teil an dem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Daß in diesem Falle die Franzosen in Böhmen einbrechen und darin weiter vordringen würden, als uns irgend lieb war, war uns nach frühern Erfahrungen höchst wahrscheinlich, und wir waren immer zur Flucht bereit; ja vielleicht hatte der Graf nur darum sein Schloß Lukow, nahe der ungarischen Grenze, zum Aufenthalte gewählt, um von der Gefahr möglichst entfernt und der Zuflucht möglichst nahe zu sein.

Aber auch die Kommunikationen fingen schon an, gestört zu werden. So fehlte es in unserem Schlosse, wo sonst alles in Überfluß war, allgemach an Kolonialartikeln. Da bestimmte der alte Onkel, sein Nefse sollte statt des Kaffees täglich eine Milchspeise frühstücken. Mir wurde freigestellt, entweder daran teilzunehmen, oder den gewohnten Kaffee, solange der Vorrat währte, wie früher zu trinken. Ich entschied mich für ersteres aus Rücksicht für die alten Leute. Diese Milchspeisen beschwerten mir wahrscheinlich den Magen und waren Mitursache an meiner spätern Krankheit.

Unser Schloß lag, wie gesagt, ganz einsam, und die nächste Kirche, ein Wallfahrtsort, Maria Stip, lag eine halbe Stunde entfernt. Nur die fromme Fürstin ließ sich täglich hinfahren, wobei sie etwa den Nefsen mitnahm, wir andern begnügten uns mit der Sonntagsandacht. An einem solchen Sonntag hing der Himmel voll dicker Regenwolken. Schon war ich im Begriffe, mit der alten Dame und meinem Zögling in einen ungeheuern, wohlverschlossnen Wagen einzusteigen, als der Onkel hinzukam und mir anlag, ihn nicht allein fahren zu lassen. Er war nämlich furchtsam mit Pferden und fuhr nie anders, als auf einem niedern Wurstwagen mit zwei alten Schimmeln, die er selbst leitete. Dabei war ich fast immer sein Begleiter, dem er, indes er beinahe unausgesetzt Tabak schnupfte oder die ungeheure rote Nase schneuzte, Zügel und Peitsche anvertraute. Auch sonst ging es so langsam, daß in solchen Momenten die Pferde stehen blieben und sogar an den Rainen des Wegs graseten. Die Fürstin, die mich lieb hatte, protestierte, er aber versprach diesmal den Schimmeln „etwas ins Ohr zu sagen“ und mich noch vor dem Regen nach Maria Stip zu bringen. Ich gab nach und wir fuhren ab. Wir hatten längst den Wagen der Fürstin aus den Augen verloren und bemaßen uns etwa auf der

Hälfte des Wegs, als der Regen in Strömen herabgoß. Als wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Maria Stip ankamen, war mein erster Gang nach den beiden einzigen Häusern, die sich nebst der Kirche da befanden, dem Hause des Geistlichen und des Kirchendieners, um Wäsche zu wechseln und im Notfalle selbst eine Kutte des Geistlichen anzuziehen. Wir hatten uns aber verspätet. Beide Häuser waren verschlossen und die Bewohner in der Kirche. Mir blieb nichts übrig, als auch hinzugehen, wo mich denn schon ein empfindlicher Frost anwandelte. Des nächsten Morgens erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit Phantasien und allem Zugehör. Da war nun Not an Mann. Das kleine Schloß ließ eine Absonderung kaum zu, und der Chirurg hatte die Krankheit für ein Nervenfieber, mithin nicht ohne Gefahr der Ansteckung, erklärt. Man beschloß daher, mich in ein von Maria Stip nicht weit entferntes sogenanntes Badhaus zu bringen, das so hieß, nicht weil Bäder da waren, sondern weil es ein Bader bewohnte, der seinen Lebensunterhalt aus der chirurgischen Operation des Schröpfens an den Personen der von weit herkommenden Wallfahrter gewann.

Hier besuchte mich der Chirurg des Grafen täglich, und soweit war ich leidlich versorgt. Den übrigen Bewohnern des Schlosses hatte der Gebieter streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt. Trotz dieses Verbotes kam eines Abends die alte Fürstin, setzte sich an mein Bett und weinte bitterlich.

Des andern Tags sollte mir die Ursache ihres Weinens deutlich werden. Der Chirurg des Grafen erschien nicht mehr. Die Familie war von Lukow abgereist und ließ mich in den Händen des unwissenden Baders allein zurück. Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tage, woran außer der Unfähigkeit des Arztes wohl auch die Beschaffenheit der Arzneien schuld tragen mochte, die (Chinarinde, soviel ich weiß) von Gradisch geholt werden mußten, einem kleinen Orte, dessen Apotheke die vaterländische Eichenrinde wohl näher lag, als die überseeische Chinarinde. Noch bin ich mir einer Art Herrschaft über meine Phantasien bewußt. Beim Ausbruch der Krankheit, noch im Schlosse, glaubte ich, eine Prinzessin läge unter meinem Strohsack, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. In dem mir fremden Badhause hörte ich immer Stimmen von außen, die riefen, meine Mutter komme. Ich richtete mich gewaltsam auf und wußte augenblicklich, daß alles Täuschung sei. Sobald ich aber aus Mattigkeit zurücksank, fingen dieselben Stimmen wieder von neuem zu rufen an. Diese Sehnsucht nach meiner Mutter mochte wohl auch die alte Fürstin so gerührt haben, verbunden mit dem Bewußtsein der Grausamkeit, einen jungen Menschen

am Eingange des Lebens, einen Hausgenossen, in einer solchen Lage hilflos zu verlassen.

Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgültig. Schon erschien der Geistliche von Maria Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wendete mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasiert, ging und kam nicht wieder.

Auch sonst war ich schlimm daran. Niemand im Badhause verstand deutsch, als nothdürftig der Bader selbst. Des Nachts legte man einen Kleriknecht in mein Zimmer, der sogleich zu schnarchen anfang und mir jeden Schlaf unmöglich machte, statt mir irgend zu Dienste zu sein. Einmal, eben auch bei Nacht, glaubte ich, eine Weibsperson näherte sich meinem Bette und ziehe das Schubläddchen aus dem Tische, der neben mir stand und in dem ich mein Geld verwahrte. Ich hielt es für Täuschung, aber des andern Morgens war mein Geld wirklich verschwunden.

Endlich aber siegte die Jugend und meine niemals starke, aber unendlich zähe Natur. Ich genas. Als ich das erste Mal Eßlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgange in den Garten, wo die Zwetschenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir mein Arzt, davon so viel zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch that.

In welcher Art ich meine Rückreise, wahrscheinlich mit Geld von dem Verwalter des Grafen versehen, antrat, weiß ich nicht mehr. Nur schwebt mir vor, daß ich auf meinem Wege irgendwo mit dem gräßlichen Chirurgen zusammentraf, der mir geradezu erklärte, daß man meinen Tod für unvermeidlich gehalten habe. Auch traf mich die erste Nachricht von der Schlacht bei Leipzig auf dieser Rückreise, die dadurch beinahe verzögert wurde. Kein Postmeister, kein Postillon, kein Wirt oder Aufwärter war in den Häusern zu finden, alles befand sich auf den Straßen. Man las die Zeitungen vor, man erzählte, man umarmte sich, jubelte, weinte, das tausendjährige Reich schien angebrochen.

Bei meiner Rückkunft nach Wien machte ich den Eindruck der Erscheinung eines Verstorbenen. Ich konnte nichts von Scham oder Reue in den hochadeligen Gesichtern bemerken, wohl aber eine gewisse Verlegenheit. Das Rätsel klärte sich bald auf. Man hatte nun wirklich einen Hofmeister gefunden. Daß ich meinen Unterricht fortsetzen sollte, war ausgemacht. Die weitere Frage aber, ob im Hause oder außer demselben wohnend, ward bald dadurch entschieden, daß ich ein Recidiv meiner Krankheit bekam. Ich ließ mich zu meiner Mutter bringen, wo mich derselbe Dr. Closset behandelte, der leider zu spät kam, um

den Tod meines Vaters zu verhindern. Mein Übel war weniger ein Recidiv, als ein vollkommenes Nachlassen aller Kräfte. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauche getrocknet waren. Endlich ging auch das vorüber. Dr. Closset nahm keine Bezahlung und sagte, mir bei seinem letzten Besuche die Hand drückend, er fühle sich hinreichend dadurch belohnt, daß mein Fall einer der wenigen in seiner Praxis sei, auf die er sich als Arzt etwas zu gute tue. Er hatte selbst nicht an meine Heilung geglaubt.

Ich nahm nun meinen Unterricht wieder auf, speiste auch mit der gräflichen Familie zu Mittag, mietete mich aber in einem andern Hause ein. Da bemerkte ich nun eine seltsame Verstimmung in den erhabenen Personen, ganz im Widerspruche mit dem sonstigen, nicht immer angenehmen, aber zutraulichen Tone. Die Ursache habe ich erst viele Jahre später durch die mitbeteiligte Person selbst erfahren, setze sie aber jetzt schon her. Das Hauswesen des Grafen hatte sich in letzter Zeit durch eine Nichte vermehrt, die, bis dahin im Kloster erzogen, nun von den Verwandten zu sich genommen wurde, ein äußerlich nicht gerade bevorzugtes, aber herzensgutes, heiteres und unter dem verwandtschaftlichen Druck bitter leidendes Frauenzimmer. Wir sahen uns natürlich oft, aber ohne besonderes Interesse, und niemand hatte ein Arges dabei. Als ich nun zu meiner Mutter gebracht wurde und man im gräflichen Hause von der Armut derselben sprach, vermischte die etwa sechzehnjährige Komtesse, noch von ihrer Klosterlektüre her, die Armut mit der Bettelhaftigkeit, packte ihren kleinen Schmuck zusammen und gab ihn ihrer Kammerjungfer, die ihn heimlich und ohne zu sagen, von wem, meiner Mutter überbringen sollte. Die Kammerjungfer fand die Sache bedenklich, fragte sich bei dem Grafen an, der polternden Gegenbefehl gab und, da er sich eine solche Großmuth ohne besonderes Motiv gar nicht denken konnte, auf ein Liebesverständnis schloß, das weder von Seite der kleinen Gräfin, noch vor allem von der meinigen je und irgend bestand.

Inzwischen beschäftigte ich mich, ich hätte bald gesagt: eifrig, in der Hofbibliothek. Von Eifer war damals in dieser Anstalt überhaupt nicht viel zu bemerken. Die Beamten, beinahe durchaus gutmüthige Leute, benahmen sich ungefähr wie die Invaliden in einem Zeughause oder der Hund beim Heu, bewahrten das Vorhandene, wiesen die Seltenheiten den Besuchern vor, verwendeten die spärliche Dotation zum Ankauf aller gedenkbaren Auflagen der Klassiker und hielten die verbotenen, das heißt alle neuern Bücher, nach Möglichkeit fern. Von bibliothekarischen Systemarbeiten war gar nicht die Rede.

Das war nun gerade mein Geschmack. Ich las und studierte, was mich selber anzog. Da war nun vor allem die Vervollkommenung im Griechischen, zu dessen Betreibung ich und mein damaliger Kollege Eichenfeld uns vereinigten. Um ungestört zu sein, begaben wir uns ins Manuskriptenkabinett der Bibliothek und lasen, von allen Hilfsmitteln umgeben, die griechischen Autoren. Das ging eine Weile, bis der erste Rustos der Anstalt, ein widerwärtiger Illitterat, eben ein Hund beim Heu nach meiner obigen Bezeichnung, davon Nachricht bekam und, ohne Lust und Fähigkeit, selbst ein Manuskript zu benützen, doch einen mißgünstigen Neid über eine mögliche Edierung durch einen andern empfindend, uns den Eintritt in das Manuskriptenkabinett verbot.

Zugleich betrieb ich eine andere Sprache, zu der ich den Grund schon früher gelegt hatte, und die von dem wesentlichsten Einfluß auf meine künftige Laufbahn werden sollte. Ich war von jeher der Überzeugung, daß man einen Dichter nicht übersetzen könne. Trotz meines schlechten Gedächtnisses hatte ich mir daher außer den beiden alten und der notwendigen französischen auch die italienische und englische Sprache angeeignet und, durch Vertuchs Übersetzung des Don Quichotte und seine Äußerungen über die spanischen Dichter aufmerksam gemacht, noch in meinen frühesten Zeiten mich auch mit dieser Sprache beschäftigt. Es war mir eine uralte spanische Grammatik in die Hände gefallen, so uralte, daß sie selbst der Sprache Lope de Vegas und Calderons vorausging und ich später die aus ihr gelernten Formen wieder umlernen mußte. Aus Geldmangel konnte ich mir kein Wörterbuch anschaffen, bis mir endlich beim Antiquar ein Sobrino in die Hände fiel, bei dem zwar der ganze Buchstabe A fehlte, der aber dafür um einen Gulden Papiergeld künstlich war. Mit diesem Rüstzeug war nicht viel auszurichten. Da erschien Schlegels Übersetzung einiger Stücke Calderons, von denen mich besonders die „Andacht zum Kreuze“ anzog. Für so vortrefflich ich die Übersetzung Shakespeares von demselben Schriftsteller anerkennen mußte, ebenso mangelhaft und ungenügend erschien mir jene Calderons. Daß ein Dichter, dessen Schwung beinahe die Poesie selbst überflog, sich nicht in so steifen und verrenkten Phrasen bewegt haben könne, war mir deutlich. Die Hofbibliothek bot alle Hilfsmittel dar, ich warf mich daher auf die spanische Sprache, und zwar, um das Brett zu bohren, wo es am dicksten war, unmittelbar auf Calderon. Damit ich aber über die Schwierigkeiten nicht zu leicht hinausginge und genötigt wäre, jedes Wort im Wörterbuche nachzuschlagen, übersetzte ich das gewählte Stück: „Leben ein Traum,“ nach Entzifferung jedes Absatzes, sogleich in deutsche Verse, ja, nach

Vorgang des Originals, in Reime. Wie lang ich mit dieser unfäglichen Arbeit zugebracht habe, weiß ich nicht, nur daß ich nicht über die Hälfte des ersten Aktes hinausgekommen bin. Ohnehin hatte ich bei dieser Übersetzung nur mein Studium der Sprache im Auge.

Da treffe ich mit einem Jugendbekannten zusammen. Wir sprechen über das Theater und die wunderliche Mannigfaltigkeit aus allen Geschmacksrichtungen, die dem Publikum dargeboten werde. Nun bereitet man gar ein Stück aus dem Spanischen vor, sagte er: „Leben ein Traum.“ Ich frage nach dem Verfasser der Übersetzung. Er meint, er heiße Wendt oder ähnlich. Nun wußte ich, daß es einen Professor Wendt in Leipzig gebe, dem man eine solche Übersetzung wohl zutrauen konnte. Im Verlauf des Gespräches bemerkte ich, daß ich das Stück wohl kenne und zum Teil selbst übersetzt habe. Der Freund wünscht, meine Arbeit zu lesen, was ich denn endlich auch zugebe. Nach ein paar Tagen kommt er, mir zu melden, daß meine Übersetzung nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Redakteur der literarisch-kritischen Wochenzeitung, dem er sie mitgeteilt, unendlich gefallen habe und letzterer mich ersuchen lasse, ihm wenigstens die ersten beiden Szenen zum Abdruck in seinem Blatte zu überlassen.

Ich war von jeher ein Feind der Öffentlichkeit und habe außer einem Gedichte: „Die Musik,“ in reimlosen Versen, das, ich weiß nicht durch wessen Vermittlung, in einem Wiener Journale ohne meinen Namen erschienen war, früher nie etwas drucken lassen.

Ich weigerte mich daher, mußte mich aber doch endlich den Gegengründen fügen: daß es schade um meine gehabte Mühe wäre. Jetzt sei die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Stück gerichtet, und wenn nicht jetzt, könne mein Fragment wohl nie mehr zur Geltung gebracht werden. Ich willigte ein. Längere Zeit verging, und meine Übersetzung erschien nicht, was mich herzlich wenig kümmerte.

Endlich wird „Leben ein Traum“ mit Beifall aufgeführt, und des nächsten Morgens gibt die Wochenzeitung mein Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Übersetzung aufs feindlichste herzufallen. Zugleich hatte ich schon aus dem Theaterzettel gesehen, daß der Verfasser jener Bearbeitung nicht Wendt, sondern West heiße, unter welchem angenommenen Namen der damalige Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, sich in der Vorzeit literarisch beschäftigte.

Schreyvogel war in unserer Familie, zufolge eines ausgangslosen Liebesverhältnisses mit einer Schwester meiner Mutter, nicht im besten Andenken. Trotz eines heimlichen Grauens verehrte ich ihn aber schon in meinen Knabenjahren, und eine von ihm zu Anfang des Jahr-

hundreds herausgegebene vortreffliche Zeitschrift: „Das Sonntagsblatt,“ hat einen großen Einfluß auf meine Bildung gehabt, indem sie beitrug, mich vor den Allernheiten zu bewahren, die jene Zeit ebenso gut hatte, als die jetzige, nur daß damals zwei große Geister wie eine Zentralsonne in der Mitte standen und die faselnden Romantiker doch zu einer Art Konzentrität in ihren Bahnen zwangen, indes jetzt die leere Mitte jedem die Erlaubnis zu einer Kometenreise ins Leere und Bodenlose gibt.

Mein jenem Fragment beigefetzter Name war Schreyvogel nicht entgangen. Schon ein paar Tage darauf sagte mir der alte Skriptor Leon auf der Hofbibliothek, es habe Schreyvogeln sehr wehe getan, daß der Sohn eines Jugendfreundes sich zu einer so niedrigen Intrigue gegen ihn hergegeben. Ich erklärte dem alten Leon den Zusammenhang der Sache und meinen eigenen Abscheu vor dem Mißbrauche, den man mit meiner Arbeit getrieben. Da kam denn die Rückantwort, wie es Schreyvogeln sehr erfreue, mich unschuldig zu wissen, und wie er lebhaft wünsche, mich kennen zu lernen. Ich ließ mir das gesagt sein und ging nicht hin. Eine zweite Aufforderung hatte denselben Erfolg. Da erklärt endlich Leon auf der Bibliothek: nun lasse er mich nicht mehr, ich müsse auf der Stelle mit ihm zu Schreyvogel. Dagegen war nun nichts mehr einzuwenden, und ich ging mit ihm.

Schreyvogel empfing mich wahrhaft väterlich. Von einer Entschuldigung war nicht mehr die Rede. Er erklärte selbst, daß ihm meine Übersetzung sehr gefallen habe, und er fragte, ob ich denn keine Lust zu eigenen dramatischen Arbeiten habe, an der Befähigung sei kaum zu zweifeln. Ich erzählte ihm, daß ich in meinen Knabenjahren ein endloses Trauerspiel geschrieben, von dessen Unbrauchbarkeit ich aber nun selbst überzeugt sei. Seitdem hätte ich es aufgegeben. Wenn ich nichts Tüchtiges leisten könne, dulden lassen wolle ich mich nicht. Er fragte weiter: ob ich nicht in der Zwischenzeit Stoffe durchdacht hätte, ich möchte ihm derlei erzählen. Nun hatte ich gerade damals einen Stoff ganz gegliedert in meinem Kopfe. Damit ging es so her: Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnis, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich.

Ebenso war mit ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die

letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Ähnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauerlichsten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm.

Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolierung unbrauchbar. Im Verfolg des ersteren wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Drama zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt.

Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegneten sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängnis über der Urmutter eines Geschlechtes, dem auch er angehören mußte, geädelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Ehe ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur Ahnfrau fertig.

An die Ausführung zu gehen, hinderte mich theils mein Entschluß, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen, theils ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte; obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können.

Diesen Stoff nun erzählte ich Schreyvogeln, und zwar mit einer solchen Lebhaftigkeit und einer solchen bis ins einzelnte eingehenden Folge, daß er, selbst Feuer und Flamme, ausrief: Das Stück ist fertig, Sie brauchen es nur niederzuschreiben. Meine Einwendungen ließ er nicht gelten, und ich versprach, darüber weiter nachzudenken.

Inzwischen war auch eine bedeutende Veränderung in meinen äußern Verhältnissen eingetreten. Einmal hatte ich den Unterricht des jungen Grafen vollendet, worüber ich herzlich froh war. Nun ließ mir die Familie ihren mir damals unerklärlichen Groll dadurch fühlen, daß sie mir ein beim Eintritt, freilich nur mündlich, gegebenes Versprechen nicht halten wollten, mir nämlich meinen kleinen Gehalt bis zum Eintritt in ein besoldetes Staatsamt belassen zu wollen. Erst die Dazwischenkunft eines in der Familie geachteten Geistlichen machte der Schwierigkeit ein Ende. Zugleich hatten einen meiner Oheime seine Geschäfte zu dem damaligen dirigierenden Vizepräsidenten der Finanzhofkammer, Grafen Herberstein, geführt. Herberstein hatte meinen Vater gekannt und geachtet, er erkundigte sich um dessen rückgebliebene Familie, erfuhr unsere Umstände, und daß der älteste Sohn ohne Gehalt in der Hofbibliothek diene. Der praktische Mann fuhr auf, fand letz-

teres, als ohne Aussicht für die Zukunft, unverantwortlich und begehrte, mich zu sprechen.

Als ich kam, machte er mir die Hölle heiß, erinnerte mich an die Pflicht, für meine Mutter und Geschwister zu sorgen, und fügte bei, daß, wenn ich mich ihm anvertrauen und zu den Finanzen übertreten wollte, die Sorge für mein Fortkommen seine Sache sein werde. Ich war durch die Widerlichkeit des zweiten Vorstehers der Hofbibliothek sehr verstimmt, die neue Aussicht schien lockend, und ich willigte ein.

Da sollte ich nun ein vollendeter Kameralist werden. Ich wurde der niederösterreichischen Zollverwaltung zugeteilt, mußte in Expedi-, Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteueramt alle diese Fächer praktisch durchüben, bis man mir endlich, als Zeichen der höchsten Zufriedenheit, ein eigenes Bureau in der Examinatur anvertrante, wo ich Schwärzer und Gefällsübertreter von minderm Belang selbständig untersuchte. Ich weiß nicht, war es die Neuheit der Sache, das gefällige Entgegenkommen aller Vorgesetzten, oder das angenehme Gefühl der Freiheit von dem Druck im gräßlichen Hause: ich fand mich ganz gut in alles, und es stellte sich sogar eine Art Heiterkeit ein. Die Ahnfrau war inzwischen vergessen, auch hatte ich Schreyvogeln seither nicht besucht.

Da, am Ausgange des Sommers, begegne ich ihm auf einem Spaziergang am Glacis. Er ruft mir schon von weitem zu: Wie steht's mit der Ahnfrau? Ich aber antworte ihm ganz trübselig: Es geht nicht!

Schreyvogel, ursprünglich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das er erst später im Kunsthandel verloren, war in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts durch seine Bekanntschaft mit Männern, die einem traurigen Schicksale verfielen, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Grundsätze der französischen Revolution gekommen. Obschon ihm nichts nachgewiesen werden konnte, schien es doch geraten, sich für einige Zeit mit Genehmigung der Behörden von Wien zu entfernen. Er ging nach Genua und Weimar, wo er, durch mehrere Jahre verweilend, mit den damaligen Heroen der deutschen Literatur in nähere Verbindung kam.

Als ich ihm nun sagte: Es geht nicht, erwiderte Schreyvogel: Dieselbe Antwort habe ich einst Goethen gegeben, als er mich zur literarischen Tätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon! — Und so schieden wir voneinander.

Diese Worte des großen Meisters gingen mir gewaltig im Kopfe herum. Sollte es — bei allem Abstand der Begabung — andern so leicht werden, daß sie nur in die Hand zu blasen brauchten, und ich

selbst brächte gar nichts zustande! Mein tiefstes Wesen fand sich empört. Meinen Spaziergang allein fortsetzend, dachte ich über die Ahnfrau nach, brachte aber nichts zustande, als die acht oder zehn ersten Verse, die der alte Graf zu Anfang des Stückes spricht, und zwar in Trochäen, die mir meine Beschäftigung mit Calderon lieb gemacht hatte.

Man hat mich um dieser Versart und wohl auch der sogenannten Schicksalsidee willen als einen Nachahmer von Müllners „Schuld“ bezeichnen wollen. Eigentlich war es aber wohl Calderon und namentlich dessen „Andacht zum Kreuze,“ was mir unbewußt vorschwebte, nebst dem, daß der Trochäus meinem erwachten Musikgeföhle wohl tat. Allerdings hätte ich ohne Müllners Vorgang wahrscheinlich nicht gewagt, eine neue Versart auf die deutsche Bühne zu bringen.

Als ich nach Hause gekommen war und zu Nacht gegessen hatte, schrieb ich ohne weitere Absicht jene acht oder zehn Verse auf ein Blatt Papier und legte mich zu Bette.

Da entstand nun ein sonderbarer Aufruhr in mir. Fieberhizen überfielen mich. Ich wälzte mich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere. Kaum eingeschlafen, fuhr ich wieder empor. Und bei alledem war kein Gedanke an die Ahnfrau, oder daß ich mich irgend meines Stoffes erinnert hätte.

Des andern Morgens stand ich mit dem Geföhle einer herannahenden, schweren Krankheit auf, frühstückte mit meiner Mutter und ging wieder in mein Zimmer. Da fällt mir jenes Blatt Papier mit den gestern hingeschriebenen, seitdem aber rein vergessenen Versen in die Augen. Ich setze mich hin und schreibe weiter, die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können. Des nächsten Tages dieselbe Erscheinung, in drei oder vier Tagen war der erste Akt, beinahe ohne ein durchstrichenen Wort, fertig.

Ich lief damit sogleich zu Schreyvogel, um es ihm vorzulesen. Er war im höchsten Grade befriedigt und drang nur um so mehr in mich, doch ja fortzufahren. Ebenso schnell entstanden der zweite und dritte Akt. Noch erinnere ich mich, daß ich an der großen Szene, wo Zaromir Berthan zur Flucht beredet, von fünf Uhr morgens bis fünf Uhr abends geschrieben habe, ohne Ruhepunkt und ohne etwas zu mir zu nehmen. Meine Mutter klopfte zur Zeit des Frühstückes und des Mittagsmahles vergebens an die Thür. Erst abends ging ich hervor, machte einen Spaziergang über die Bastei und aß zu Nacht mein Mittagsmahl.

Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären. Ich schlich ganz traurig zu Schreyvogel und klagte: ich hätte wohl voraus gesagt, daß es nicht ginge. Er

meinte aber, es werde schon wieder kommen. Und so geschah es auch. Nach zwei- oder dreitägiger Unterbrechung vollendete ich das Stück mit derselben Raschheit, mit der es begonnen war. In nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Tagen habe ich es geschrieben.

Es wurde nun Schreyvogeln übergeben, damit er über die Ausführbarkeit entscheiden möge. Als ich nach ein paar Tagen vorfragte, fand ich ihn beträchtlich abgekühlt. Schreyvogel war ein vortrefflicher Kopf, in gehörigem Abstände allerdings eine Art Lessing. Nur hatte er außer der logischen Schärfe mit seinem Vorbilde auch das gemein, daß seine künstlerischen Grundsätze mehr das Ergebnis eines Studiums der Muster, als ein Erzeugnis aufquellender eigener Anschauungen waren. Er wußte nun nicht recht, wohin er mein Mondkalb anreihen sollte, und war ängstlich. Nicht als ob er den Gespenster-spuk oder die sogenannte Schicksalsidee verworfen hätte, er verlangte vielmehr, daß letztere mehr herausgebildet werden sollte, namentlich der ganz unberührt gebliebene Umstand, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu die Frucht der Sünde der Ahnfräulein sei. Als ich mich darein nicht finden wollte, erbot er sich sogar, mein Stück zu überarbeiten, es sollte dann als unser gemeinschaftliches Werk erscheinen. Dagegen protestierte ich; es sollte entweder gar nicht aufgeführt werden, oder als mir angehörig.

Schreyvogel hatte bereits mit den Schauspielern gesprochen, denen er die Rollen zugedacht hatte. Madame Schröder wählte bloß vom Hörensagen das Stück zu ihrer Einnahme und für sich die Rolle der Bertha und des Gespenstes. Heurteur, der den Jaromir geben sollte, besuchte mich in meiner Wohnung in dem sogenannten „Elend,“ wo er denn erstaunt war, den Dichter am Schreibtische, in dem Rohrlehnsessel seines Vaters sitzen zu sehen, auf welchem Lehnstuhle, weil das Rohr durchgeessen war, durch ein quer darüber gelegtes Brett ein neuer Sitz improvisiert war.

In diesem Getümmel verlor ich ganz den Überblick. Ich machte die verlangten Änderungen, durch welche mein Stück nicht besser wurde, zum Teil auch darum, weil ich sie nur äußerlich anfügte.

Ich habe sogleich nach der Aufführung bemerkt, daß durch diese „tiefere Begründung“ mein Stück aus einem Gespenstermärchen mit einer bedeutenden menschlichen Grundlage sich jener Gattung genähert hatte, in der Werner und Müllner damals sich bewegten. Bei den spätern Auflagen wollte ich auch geradezu auf mein ursprüngliches Manuskript zurückgehen. Da ich aber bei der zweiten Redaktion, wie der Dichter soll und muß, zugleich manches in der Diction und sonstigen Anordnung geändert hatte, welches alles mit Rückblick auf jene

Erweiterung der Idee geschah, so hätte es einer dritten Überarbeitung bedurft, was mir viel zu langweilig war. Jenes ursprüngliche Manuscript mit Schreyvogels Randbemerkungen wird sich, als Beweis dessen, unter meinen Papieren finden.

Nun kamen die äußern Verlegenheiten, die, wenn sie mir nicht von andern abgenommen worden wären, mich geradezu bestimmt hätten, mein Stück zurückzuziehen. Es wurde bei der Zensur eingereicht und verboten. Durch die Konnexionen der Schauspielerin Madame Schröder, die, als zu einer Einnahme berechtigt, ein Wort mitreden durfte, wurde es erlaubt. Es ist aber nach dieser ersten Vorstellung zum zweitenmal verboten worden. Da trat denn der pensionierte Hofschauspieler Lange, der den Grafen Borotin gab und die dritte Vorstellung zu seiner Einnahme geben wollte, in die Schranken, und mit seiner Nührung als tragischer Vater brachte er die Erlaubnis auch für diese Vorstellung zuwege. Zuletzt kam der Eigentümer des Theaters an der Wien, Graf Palffy, mit utilitarischen Gründen und erklärte, wenn man ihm die Stücke, die Geld eintrügen, verbiete, müsse er sein Theater zuschließen. Das wirkte, und Barrabas ward freigegeben.

Ich habe den Ereignissen vorgegriffen und lehre zurück. Die Schauspieler waren von ihren Rollen entzückt. Als ich auf den Proben erschien, wurde ich trotz meines fadenscheinigen Überrocks wie ein junger Halbgott empfangen. Zufällig fanden sich auch mit Zuhilfnahme der Hofschauspielerin Madame Schröder und des pensionierten Hofschauspielers Lange, die Gastrollen gaben, alle Subjekte vor, um das Stück so aufzuführen, wie es wohl auf keiner deutschen Bühne wieder gegeben worden ist. Es wurde darum auch dem Theater an der Wien der Vorzug vor dem Hofburgtheater für mein erstes Erscheinen vor dem Publikum gegeben.

Das alles geschah ohne mein Zutun, ja beinahe ohne mein Vorwissen. Da endlich kam der Tag der ersten Vorstellung.*) Meinen Namen auf den Zettel drucken zu lassen, war ich durchaus nicht zu bewegen. Die Ahnfrau, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ohne Angabe des Verfassers, stand an den Straßenecken angeschlagen. Das gab keine gute Vorbedeutung, und das Theater war schwach besucht, es gab eine schlechte Einnahme, was mir aber Madame Schröder, die Geld wahrlich brauchte, nie nachgetragen, sondern sich so gegen mich benommen hat, als hätte ich ihr Tounen Goldes eingebracht. Mir waren von der Benefiziantin drei Sperrsitze in der ersten Galerie zugekommen, die ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten, damals elf- oder

*) 31. Januar 1817.

zwölfjährigen Bruder einnahm. Die Vorstellung, obgleich vortrefflich, machte auf mich den widerlichsten Eindruck: es war mir, als ob ich einen bösen Traum verkörpert vor mir hätte. Ich faßte damals den Vorsatz, der Vorstellung keines meiner Stücke mehr beizuwohnen, ein Vorsatz, den ich bis heute gehalten habe. Die Haltung unserer Familie war höchst wunderlich. Ich selbst regitierte, ohne es zu wissen, das ganze Stück leise mit. Meine Mutter, vom Theater ab und zu mir gewendet, sagte in einem fort: Um Gottes willen, Franz, mäßige dich, du wirst krank; indes zu ihrer andern Seite mein kleiner Bruder unausgesetzt betete, daß das Stück gut ausfallen möge. Das Widerliche wurde dadurch vermehrt, daß auf der spärlich besetzten Bank hinter uns ein ganz gut aussehender alter Herr saß, der mich natürlich nicht kannte und, obschon ihn das Stück zu interessieren schien, sich doch nicht enthalten konnte, ein oft wiederholtes: grell, grell! an meinen Ohren vorbeitönen zu lassen. Es wurde viel geklatscht, aber durchaus nur an Stellen, wo die trefflichen Schauspieler ihre Glanzpunkte hatten. Als ich daher nach geendigter Vorstellung auf die Bühne ging, widersprach ich aufs bestimmteste der Meinung der Schauspieler, daß das Stück sehr gefallen habe.

Bei der Wiederholung am nächsten Abend hatte ich alle Ursache, meine Ansicht für die richtige zu halten, denn das Theater war halb leer. Da meinte aber der Schauspieler Küstner: ich kenne ihr Theater nicht. Bei ihnen in der Vorstadt brauche es immer ein paar Tage, bis das Gerücht eines Erfolges im Publikum herumkomme. Und so war es auch; bei der dritten Vorstellung fand sich das Theater wie belagert, und das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland die ungeheuerste Wirkung.

Ungeachtet dieses allgemeinen Theils hat mir die Ahnfrau nicht mehr eingetragen, als 500 Gulden Papiergeld von der Theaterdirektion, und ebensoviel vom Verleger, was beides ungefähr 400 Gulden in Silber gleichkommt. Ich ließ nämlich das Stück auf Schreyvogels Rath unmittelbar nach der Aufführung drucken, weil die erschienenen Rezensionen den Inhalt und die Gesinnung aufs unverschämteste entstellten. So gaben es alle Theater in Deutschland nach dem gedruckten Exemplar und machten ungeheure Einnahmen, ohne daß es einem einzigen einfiel, mir ein Honorar zu zahlen. Das in Wien Erhaltene diente übrigens dazu, unserm Hauswesen aufzuhelfen. Wir bezahlten die fällige Wohnungsmiete, und ich behielt für mich nur 50 Gulden Papiergeld, um die ich mir die Braunschweiger Ausgabe von Shakespears in englischer Sprache und die Heynesche Iliade anschaffte.

Mein Hauptgegner in der Journalistik war, weil ich jetzt mit Schrey-

vogel gut stand, derselbe Redakteur der Modenzeitung, der mich einst gegen Schreyvogel benützt und damals ungeheuer gelobt hatte. Er veranlaßte sogar, ehe das Stück noch gedruckt war, einen damals beliebten Dichter in Salzburg, Weissenbach, eine verdammennde Kritik, bloß nach den empfangenen brieflichen Mittheilungen, mithin ins Blaue zu schreiben, was mir der ehrliche Mann später abgebeten hat. Die Urtheile waren, zufolge der unvertilgbaren Nationalität, beinahe so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Literaturgeschichten zu lesen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als von Schicksal, daß Verbrechen durch Verbrechen gesühnt würden, und so weiter.

Genau genommen nun, befindet sich die Schicksalsidee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterspruch gegen dieses geistige Wesen lautete, daß sie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausstürbe, so hätten diese Verbrechen allerdings eine Nothwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Aussterben ihres Hauses, gleichviel wann und wie, bestimmt ist, so ist der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geschieht, zufällig. Daß die Personen, zufolge einer dunklen Sage eines frühen Verschuldens, sich einem Verhängnis verfallen glauben, bildet so wenig ein faktisches Schicksal, als einer darum unschuldig ist, weil er sich für unschuldig ausgibt.

Damit will ich nicht gegen das Schicksal eifern, sondern gegen sein frühes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poesie kann des Hereinspielens eines Übersinnlichen in das Menschliche nie entbehren. Da uns nun die Wissenschaft darüber gar nichts, oder wenigstens nichts Vernünftiges zu sagen weiß, die Religion aber leider mehr im „Bewußtsein“ als in der Überzeugung lebt, so bleibt uns nichts übrig, als diese Verbindung zweier Welten so zu nehmen, wie sie, einem Grundzuge der menschlichen Natur gemäß, in allen Zeiten und bei allen Völkern vorgekommen ist. Die Alten hatten die grandiose Gestalt des Schicksals; aber auch nur für die Poesie. Es wäre ihnen im wirklichen Leben nicht eingefallen, bei einer Gefahr die Hände in den Schoß zu legen, weil doch das Unvermeidliche nicht zu vermeiden sei, sowie der Richter einem Verbrecher ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er sich auf ein Schicksal oder einen erhaltenen Orakelspruch berufen hätte. Diese großartige Gestalt ist allerdings durch die neueren Religionen zerstört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung und Vorahnung, als Wirkung von Fluch und Segen, als Gespenster- und Hexenglauben fort. Als letztern hat ihn Shakespeare im Macbeth benützt. Wenn ihr mir sagt, diese Hexen seien der eigene Ehrgeiz des Helden, so antworte ich euch: Tut die Augen auf! Was

ihr da vor euch seht, das sind Hexen, und nicht der Ehrgeiz. So wie das Gespenst Banquos ein wirkliches Gespenst ist, weil ihr es mit euren eigenen Augen seht, indes der Gedankendolch vor dem Morde nur ein Gedankendolch ist, denn nur Macbeth sieht ihn, ihr aber nicht. Meint ihr aber, diese Hexenfiguren bekämen ihren Wert für alle Zeiten dadurch, daß sie den Ehrgeiz Macbeths repräsentieren, so habt ihr vollkommen recht, dann denkt aber auch bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins siebente Glied, und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit vor euch, statt eines Schicksals.

Die Grundirrtümer der menschlichen Natur sind die Wahrheiten der Poesie, und die poetische Idee ist nichts anders als die Art und Weise, wie sich die philosophische im Medium des Gefühls und der Phantasie bricht, färbt und gestaltet.

Auch hat man bei diesen ekelhaften Streitigkeiten nur immer von Werner, Müllner und der Ahnfrau gesprochen und sich nicht erinnert, daß Schiller in der Braut von Messina das Schicksal in seiner schroffsten Gestalt benützt und es auch theoretisch verteidigt hat. Nun gebe ich gern zu, daß Schiller sich geirrt haben kann, nur tritt diese Möglichkeit bei den Eintagsfliegen der Kritik und Literaturgeschichte im verdoppelten Maße ein. Zugleich sollten die Deutschen in ihrer abgeschmackten Gründlichkeit nie den Unterschied zwischen Poesie und Prosa, noch den Umstand vergessen, daß ein Trauerspiel, so traurig es sein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt.

Ich bin gegen meine Absicht weitläufig geworden, weil der widerliche Eindruck der damaligen Besprechungen sich mir in der Erinnerung erneuert. Es hat mir die Freude an dem Gelingen meines Werkes verkümmert. Zugleich aber, da immer von Räubern, Gespenstern und Knalleffekten die Rede war, beschloß ich, bei einem zweiten Drama, wenn es je zu einem zweiten kommen sollte, den möglichst einfachen Stoff zu wählen, um mir und der Welt zu zeigen, daß ich durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen imstande sei.

Ich fand keinen solchen Stoff, vielleicht nur darum, weil ich keinen suchte. Mein Gemüt war verbittert. Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine prosaische Zeit hineingekommen sei. Schiller — bei dessen Leichenfeier im Kärntnertortheater ich, von der Menge mit der Brust gegen eine halbgeöffnete Thür gedrängt, bald selbst das Leben verloren hätte — war tot, Goethe hatte sich der Wissenschaft zugewendet und förderte in einem großartigen Quietismus nur das Gemäßigte und Wirkungslose, indes in mir alle Brandfackeln der Phän-

tasie sprühten. So verging Frühling und Sommer in träumerischem Nichtstun. Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnet mir ein noch jetzt lebender Doktor Zoel, der mich aufhält und mir sagt, wie der Kapellmeister Weigel lebhaft einen Operntext wünsche. Meine Poesie, in Verbindung mit Weigels Musik — und so weiter. Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwohl ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt, und ich dem Prater zu.

Der Name Sappho hatte mich frappiert. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suchte. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät abends nach Hause kam, war der Plan zur Sappho fertig. Ich ließ mir nur noch des andern Tages in der Hofbibliothek die erhaltenen Fragmente ihrer Gedichte geben, fand das eine der beiden vollständigen, an die Liebesgöttin, ganz für meinen Zweck geeignet, übersetzte es auf der Stelle und ging schon des nächsten Morgens an die Arbeit.

Wir hatten zu dieser Zeit von der Wohnung einer gleichfalls verwitweten, aber ungleich besser gestellten Schwester meiner Mutter, im Schottenhofe, zwei Zimmer zur Altermiete bezogen. Daß sie im ersten Stocke, gerade über der Backstube eines unten wohnenden Bäckers lagen, schien kein Anstand, da der Sohn meiner Tante mehrere Jahre lang in dem Zimmer geschlafen hatte, das für mich bestimmt war. Bald zeigte sich aber ein bedeutender Unterschied in unserm verwandtschaftlichen Nervensystem. Ich konnte nämlich der dumpfen Wärme und des leisen Hantirens der Bäckersknechte wegen in der Nacht kein Auge schließen. Da erbot sich eine zweite, gleichfalls im Schottenhofe wohnende Tante, eine noch jetzt im hohen Alter lebende vortreffliche Frau, mir ein Zimmer ihrer Wohnung, das sie nur bei Tage benützte, nachts zum Schlafen zu überlassen. Ich nahm mit Vergnügen an und wanderte nun täglich im Finstern, während alles im Hause schon schlief, nach meinem subsidiarischen Schlafgemache, wo ich mich leise zu Bette legte, um des nächsten Morgens so früh als möglich aufzustehen und bei einem schlechten Tintenzeuge auf grobem Konzeptpapier an meinem Stücke zu arbeiten. Ich legte mir, obwohl der Stoff mich anzog, doch ein tägliches Pensum auf, dem ich um so mehr treu blieb, als unsere, wieder bringend gewordenen häuslichen Bedürfnisse einer Nachhilfe dringend bedurften. Auch die Sappho wurde in weniger als drei Wochen vollendet.

Mein Freund und früherer Ratgeber Schreyvogel war während dieser ganzen Zeit auf einer Reise in Deutschland abwesend, wo er taugliche Subjekte für das Hofburgtheater aufsuchte. Als ich ihm bei seiner Zurückkunft das Stück fertig übergab, schien er anfangs nicht sehr erbaut, erwärmte sich aber nach und nach, ohne daß von Änderungen oder Verbesserungen auch nur die Rede war, die ich auch nicht zugegeben hätte. Ja, eines Tages sagte er mir: „Sie haben einen großen Begünstiger Ihres Stückes gefunden.“ Es war dies der Schauspieler Moreau, der auch als Komparseninspizient fungierte, und dem das Manuscript zur Herbeischaffung und Abrichtung der erforderlichen Sklaven und Sklavinnen übergeben worden war. Er hatte sich geäußert, das Stück gefalle ihm besser als „Die Schuld,“ was damals kein kleines Lob war, und woran Schreyvogel vorderhand nicht zu glauben schien.

Nun ging es an die Besetzung der Rollen. Madame Schröder, in deren Fach die Sappho gehörte, befand sich in Folge eines ihrer immerwährenden Kriege mit der Direktion im Auslande und drohte, nicht wiederzukommen. Man war daher genöthigt, auf eine in andern Fächern vortreffliche Schauspielerin, Madame Löwe, zu denken, die aber dieser Rolle nicht gewachsen war. Herr Korn war Phaon. Für die Rolle der Melitta hatte ich zu allgemeiner Verwunderung die Gattin dieses letztern bezeichnet, die, höchst liebenswürdig in den sogenannten Ingénues, nie in verführten Stücken, vor allem aber nicht in der Tragödie gespielt hatte. Endlich kam Madame Schröder zurück, bemächtigte sich der Hauptrolle, war Feuer und Flamme und steckte jedermann mit ihrer Begeisterung an.

Es kam zu den Proben. Damals war es mit diesen Vorübungen im Hofburgtheater sehr schlecht bestellt. Besonders bei Stücken, wo nur drei oder vier Rollen, und diese in den Händen von als vortrefflich anerkannten Schauspielern, vorkamen, verliefen die beiden ersten Proben in Verabredungen über das Rechts oder Links des Auftretens, die Feststellung der Plätze und der Grade der Annäherung oder Entfernung. Die Rollen wurden beinahe nur gemurmelt, um so mehr, als die Schauspieler ihrer noch gar nicht mächtig waren. Bei der dritten und letzten Probe endlich mußten sie doch mehr aus sich herausgehen. Da machte denn Madame Korn als Melitta solche Wunderlichkeiten, war so maniert und unwahr, daß mich Schauer befielen. Ich saß im finstern Parterre allein auf einem Sperrsitze und dachte, die kleine Person allein reicht hin, um das ganze Stück umzuwerfen. Da, während des vierten und fünften Aktes, wo man mit Vorrichtungen für den Sturz vom leucadischen Felsen längere Zeit hinbrachte,

raschelte es plötzlich neben mir. Ein Frauenzimmer hat sich neben mich gesetzt, sie fängt an, zu reden, es ist Madame Korn. Sagen Sie mir doch, hebt sie an, haben Sie sich denn die Melitta so gedacht? — Aufrichtig gesagt, erwiderte ich: Nein! — Aber wie soll ich sie denn sonst spielen? fährt sie fort. — Ich glaube, Sie würden sie spielen, wie Sie Ihre übrigen Rollen spielen. — Aber mein Mann und die Schröder sagen, im griechischen Trauerspiele müsse alles gehoben sein. — Da haben Ihr Gemahl und die Schröder allerdings recht, aber der Vers, die Umgebung — ich hätte hinzusetzen können, Ihr unvergleichliches Talent — werden schon die nötige Hebung hineinbringen, ohne daß Sie sich deshalb besondere Mühe zu geben brauchen. — Aber, sagt sie weiter, das Stück wird morgen schon gegeben, wie soll ich denn die ganze Rolle umlernen? — Das wußte ich freilich nicht, meinte aber, sie sollte wenigstens so viel als möglich von ihrem natürlichen Tone hineinbringen. — Damit ging sie fort, warf über Nacht die ganze ihr aufgedrungene Ansicht der Rolle von sich und war bei der Aufführung so über alle Beschreibung liebenswürdig, daß sie die Krone des Abends davon trug.*)

Das Stück machte unglaubliche Sensation. Ich selbst befand mich, meinem Vorsatze getreu, nicht unter den Zusehern, sondern auf der Bühne. Meine Mutter aber, die einen Sperritz in der dritten Gallerie inne hatte, wurde von einigen erkannt und sonach vom Publikum umringt, die ihr zu ihrem Sohne und seinem Erfolge Glück wünschten, so daß die gute Frau vor Freude weinend nach Hause kam.

Mit der Kritik kam ich diesmal sehr gut zurechte. Damals herrschten noch Lessings, Schillers, Goethes Ansichten in der deutschen Poesie, und daß menschliche Schicksale und Leidenschaften die Aufgabe des Dramas seien, fiel niemand ein zu bezweifeln. Das Antiquarische, Geographische, Historische, Statistische, Spekulative, der ganze Ideenram, den der Dichter fertig vorfindet und von außen in sein Werk hineinträgt, ward dadurch von selbst zur Staffage und ordnete sich dem Menschlichen unter. Höchstens meinten einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb. Ebenso war es mit einem weiteren Tadel: ich hätte in Sappho mehr das Weib als die Dichterin geschildert. Ich war nämlich immer ein Feind der Künstlerdramen. Künstler sind gewohnt, die Leidenschaft als einen Stoff zu behandeln. Dadurch wird auch die wirkliche Liebe für sie mehr eine Sache der Imagination, als der tiefen Empfindung. Ich wollte aber Sappho einer wahren

*) 21. April 1818.

Leidenschaft, und nicht einer Verirrung der Phantasie zum Opfer werden lassen. Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbozt und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld“ und des „Yngurd“ abschätzig zu sprechen; dem ungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in dem, was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, so wie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war.

Schreyvogel stand mit Müllner in Briefwechsel, er schickte ihm die Sappho im Manuscript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er in den gesteigertsten Ausdrücken seine Billigung des Stückes ausspricht, nur sollte ich den ersten Akt weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem jüngern gegen den ältern zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Akt notwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbozt, daß er in seinem Mitternachtsblatte eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück von Anfang bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen frühern lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich tat es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiken nie geantwortet habe, nicht aus Angstklichkeit, sondern aus Verachtung.

Der Ertrag meines Stückes war wieder höchst unbedeutend. Die Theater in Deutschland honorirten damals äußerst bettelhaft, ja ich erinnere mich, daß eine königliche Hofbühne für die Sappho, die in ganz Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen und unzähligemal gegeben wurde, mir drei, sage: drei Dukaten bezahlte, welche ich nur darum nicht zurückwies, weil eine Kompensation mit der Forderung eines dortländigen Dichters an das Wiener Hoftheater dabei ins Mittel trat.

Für den Druck des Stückes erhielt ich Anträge von den meisten deutschen Buchhandlungen; ich gab es aber für ein höchst mäßiges Honorar demselben Wiener Buchhändler, der die Ahnfrau gedruckt hatte, größtenteils aus einem vaterländischen Gefühle, weil es mich verdross, daß ein österreichischer Dichter durchaus eine fremde, wenn auch deutsche Protektion nötig haben sollte. Ich tat unrecht, denn die Verbreitung meiner Arbeiten in Deutschland wurde sehr durch die mißliebige Wiener Firma beschränkt und gehemmt.

Nachhaltiger aber wurde unser ökonomischer Zustand durch die Vorseorge der Staatsbehörden verbessert. Graf Stadion, damaliger Finanzminister, dem die Wiener Hoftheater untergeordnet waren, ließ das Burgtheater mit mir einen Kontrakt auf unbestimmte Zeit abschließen, durch den mir, bis ich im Staatsdienste befördert werden könnte, als Theaterdichter ein Gehalt von jährlichen 2000 Gulden Papiergeld zugesichert wurde. Selbst Fürst Metternich ließ mich zu sich kommen und

empfang mich, wobei Hofrat Geutz als dritter gegenwärtig war, aufs freundlichste. Er belobte mich und mein Stück, fragte mich um meine Aussichten und Wünsche und erbot sich, jeden derselben, soweit sein Einfluß reichte, wie er sich höchst bescheiden ausdrückte, zu unterstützen und zu fördern. Ich erzählte, was bereits Graf Stadion für mich getan, und daß ich vollkommen zufrieden sei. Überhaupt herrschte damals die günstigste Stimmung für mich in allen Schichten der Gesellschaft. Hätte ich nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an.

Graf Stadion, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit und mein einziger Gönner und Beschützer unter allen Verhältnissen, legte aber, ohne es zu wissen und zu wollen, zugleich den Grund zu allen spätern Mißständen. Ich diente damals bei der Finanzhofsstelle im Zollbureau. Die Idee, mich unter den Zöllnern zu wissen, wie er sich ausdrückte, war ihm unerträglich. Trotz meiner Weigerung bestand er darauf, mich in das Departement zu versetzen, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren, und zwar sollte ich nur in Theatersachen arbeiten. Da fand ich denn einen Chef, dem nicht allein jede Kunstansicht freund war, sondern der sogar von dem Technischen nicht das Geringste verstand, und dabei von so verschmitztem und niedrigem Charakter, daß, nachdem sich einmal die Unverträglichkeit unserer Ansichten herausgestellt hatte, er einen eigentlichen Haß auf mich warf und jede Gelegenheit ergriff, mir zu schaden, was ihm denn auch nur zu gut gelang.

Das erste war, daß er mich mit Schreyvogel zu verfeinden suchte, den er für einen Kunstenthusiasten, d. h. nach seiner Meinung für einen Halbwahnsinnigen hielt. Als wir uns aber über die Lügen und erdichteten Äußerungen, die er uns übereinander mittheilte, verständigten, warf er mich in eine Klasse mit jenem und tat von allem das Gegenteil, was ich ihm riet. Da ich mich nun jeder Mitwirkung nach Möglichkeit entzog und somit ziemlich unbeschäftigt blieb, so kam ich in den Ruf eines nachlässigen Beamten, indes mein früherer Chef im Zolldepartement in Verzweiflung war, mich, als einen seiner brauchbarsten Arbeiter, zu verlieren.

Ich hatte indes den Plan zu einem neuen Stücke gefaßt, demselben, das viele Jahre später unter dem Titel „Der Traum ein Leben“ auf die Bühne kam. Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar

die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurtheilen, ohne ihn zu kennen. Das Stück sollte, da es phantastischer Art war, im Theater an der Wien aufgeführt werden, und der Schauspieler Heurteur, der den Jaromir in der Ahnfrau mit so viel Glück gegeben hatte, die Rolle des Rustan spielen. Der Neger Zanga war für Küstner bestimmt, einen talentvollen, aber nach Art der Vorstadttheater etwas grellen Darsteller. An ihm scheiterte aber das Vorhaben. Da er sich auf seine Mimik viel zu gute that, die, die Wahrheit zu sagen, etwas ans Fragenhafte grenzte, lag er mir unaufhörlich an, den Zanga keinen Schwarzen sein zu lassen, da der schwarze Anstrich ihn eines Haupthebels seines Spiels beraubte. Mir stand nun aber Zanga als Schwarzer da, wie er denn auch als solcher in der Erzählung vorkommt. Darüber verlor ich die Lust und ließ das Stück mit dem ersten Akte liegen. Nun begab sich aber das Sonderbare, daß Küstner zu seiner bald darauf erfolgenden Einnahme ein Stück brachte, dem gleichfalls ein objektiver Traum zu Grunde lag. Ob das Zufall war, oder Küstner, der es überhaupt mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahm, sich nach vagen Erinnerungen ein solches Stück von einem andern Dichter bestellt hatte, weiß ich nicht. Es machte wenig Eindruck, nahm mir aber doch die Lust, an dem meinigenden weiter zu arbeiten, da die Neuheit der Sache einmal verloren war.

So viele mir ungewohnte Aufregungen, zugleich die sich immer mehr aufbringende Überzeugung, daß meine rein künstlerischen Ansichten mit einer in Deutschland sich mehr und mehr Platz machenden Ideologie in geradem Widerspruch ständen, so daß auf eine ungetrübte Wirksamkeit nicht zu rechnen sei, griffen meine von Natur schwache Gesundheit bedeutend an. Unsere verbesserten Umstände machten einen von den Ärzten angerathenen Landaufenthalt nunmehr möglich. Wir wählten Baden bei Wien, um so mehr, als meiner Mutter der Gebrauch der dortigen Bäder verordnet worden war. Hier sollte ich, wieder durch den Zufall, den Stoff zu meiner dritten dramatischen Arbeit finden. Wir waren in Baden angekommen, indes unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Federichs mythologisches Lexikon. Darin herumblickend, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun mußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berühmigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen,

gliederte sich mir auch dieser ungeheure, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt. Das goldene Vließ war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessierte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abtheilungen auseinander fallen. Also eine Trilogie, obwohl mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Demungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach. Ich hatte darin doppelt unrecht. Einmal ist die Trilogie oder überhaupt die Behandlung eines dramatischen Stoffes in mehreren Theilen für sich eine schlechte Form. Das Drama ist eine Gegenwart, es muß alles, was zur Handlung gehört, in sich enthalten. Die Beziehung eines Theiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Episches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert. Die Trilogie des Aeschylos ist eine Aneinanderreihung dramatisch unabhängiger Stücke. In den Choephoren treten ganz neue Personen auf, und es entlehnt aus dem Agamemnon nichts, als den ohnehin jedermann bekannten Gattenmord, wie denn auch Sophokles und Euripides beide Elekten ohne Vorstücke geschrieben haben. Die Eumeniden sind ein athenisch-patriotisches Stück, eine Verherrlichung des Areopags und der Nationalgotttheit Athene, so daß das Schicksal Orestes gleichsam in den Hintergrund tritt. Der durchgehende Faden verknüpft, ohne zu be-
dingen. Anders ist es im Wallenstein. Das Lager ist völlig überflüssig, und die Piccolomini sind nur etwas, weil Wallensteins Tod darauf folgt. Diese Form ist die fehlerhafte, unbeschadet der Vortrefflichkeit unsers deutschen Meisterwerkes. Außer diesen formellen Bedenken hätte mich auch die Rücksicht auf die Natur meiner poetischen Begabung zurückhalten sollen. In mir nämlich leben zwei völlig abgesonderte Wesen. Ein Dichter von der übergreifendsten, ja sich überstürzenden Phantasie, und ein Verstandesmensch der kältesten und zähesten Art. Nun war nicht zu hoffen, daß, meine schwankende Gesundheit in Anschlag gebracht, ich mich durch einen so langen Zeitverlauf, als diese Ausarbeitung voraussetzte, immer auf dem Standpunkte der Anschauung werde erhalten können, und sobald ich zur Reflexion Zuflucht nehmen mußte, war alles verloren. Dabei waren noch gar nicht hemmende und unglückliche Ereignisse in Anschlag gebracht, die in der Folge wirklich eintraten. Ich gab also nach, und wenn ich nicht gleich zur Arbeit schritt, war es nur der Zustand meiner Gesundheit, der sich von Tag

zu Tag verschlimmerte. Magen und Eingeweide versagten ihren Dienst, ein heißer Kopf und kalte Füße deuteten auf Krämpfe und eine Verstimmung der Nerven, gegen die der Arzt keinen Rat mehr wußte. Da besuchte mich eines Tages der damalige Prälat von Lilienfeld, spätere Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker. Als er meinen Zustand sah, forderte er mich auf, mit ihm nach Gastein zu gehen, wohin er eben ins Bad abreisen wollte. Ich zog den Arzt zu Räte, er billigte das Unternehmen, und zwei Stunden darauf saß ich mit Pyrker im Wagen, und wir zogen nach Gastein. Dieses Bad hat mir damals wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich kam gestärkt und wieder arbeitsfähig zurück.

Es ging nun an die Ausführung des Goldenen Bließes. Nie habe ich an etwas mit so viel Lust gearbeitet. Vielleicht war es gerade die Ausdehnung und Schwierigkeit der Aufgabe, die mich anzog. Die ersten beiden Abteilungen sollten so barbarisch und romantisch gehalten werden, als möglich, gerade um den Unterschied zwischen Koldhis und Griechenland herauszuheben, auf den alles ankam. Ich erhielt mich glücklich auf der Höhe, die ich mir vorgesetzt, und war über die Hälfte der zweiten Abteilung gelangt, so daß ich hoffen konnte, diese baldigst zu vollenden. Aber oben war es anders beschlossen. Während ich mich in Gastein befand, hatte meine Mutter immerfort gekränkelt. Sie hatte ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht und befand sich auf dem gefährlichen Punkt, wo die weibliche Natur einen großen Umschwung erleidet. Trotz des Beistandes eines sehr geschickten Arztes verschlimmerte sich ihre Krankheit von Tag zu Tag, sie konnte endlich das Bette nicht mehr verlassen, ja es stellte sich periodenweise eine eigentliche Geistesverwirrung ein. In diesem Zustande begehrte sie, da die österliche Zeit heranrückte, aufzustehen und zur Kommunion zu gehen, obschon sie sonst gerade nicht sehr religiös gestimmt war. Auf mein Befragen erklärte der Arzt, daß von einem Selbstbesuch der Kirche für sie durchaus nicht die Rede sein könne, ja selbst die Kommunion im Hause schien ihm, wegen der damit verbundenen Aufregung, bedenklich, um so mehr, als an eine nahe bevorstehende Todesgefahr gar nicht zu denken sei. Sie könnte, meinte er, sich und andern zur Qual in ihrem gegenwärtigen Zustande noch mehrere Jahre leben. Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, nächsten Tages den Priester mit dem Allerheiligsten holen zu lassen, indem ich hoffte, daß bis dahin sich ihre Besinnung wieder hergestellt haben werde. Und so legte ich mich zu Bette. Nach Mitternacht gegen Morgen wurde ich durch ein Klopfen an meine Thüre aufgeweckt. Es war die Magd, die neben der Köchin eigens zur Pflege der Kranken aufgenommen worden war. Sie bat

nich um Gottes willen, hinüber zu kommen, da die gnädige Frau durchaus nicht ins Bette zurückgehen wollte. Ich eilte ins Zimmer meiner Mutter und fand diese, halb angekleidet, an der Wand zu Häupten ihres Bettes stehend. Ich beschwor sie, sich keiner Verkältung auszusetzen und sich wieder niederzulegen, erhielt aber keine Antwort. Ich faßte sie an, um allenfalls ihrer Schwäche nachzuhelfen, da, bei dem Scheine des von der Magd gehaltenen Lichtes, sehe ich ihre Züge starr und leblos. Ich hielt meine Mutter tot in meinen Armen. Wahrscheinlich war ihr während der Nacht der Gedanke wiedergekommen, in die Kirche zur Kommunion zu gehen. Während sie sich anfleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Kniee sich gegen den vor ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Moments läßt sich begreifen. Da aber vielleicht noch Hilfe möglich sein konnte, befahl ich den Mägden, die Frau ins Bette zu bringen, und eilte augenblicklich fort nach dem Arzte, der mir auch ebenso schnell folgte. Als wir kamen, hatten sich die dummen Weibsbilder nicht getraut, die Tote anzufassen, und sie stand noch immer neben ihrem Bette. Wir brachten sie in dieses, wobei aber sogleich der Arzt erklärte, daß hier von einer Hilfe keine Rede mehr sei. Was ich empfand, könnte nur derjenige beurtheilen, der das, ich möchte sagen, Idyllische unsers Zusammenlebens gesehen hätte. Seit ich nach dem Verfliegen ihrer eigenen Hilfsquellen allein die Bedürfnisse des Hauses bestritt, vereinigte sich für sie in mir der Sohn und der Gatte. Sie hatte keinen Willen als den meinigen, mir fiel aber auch nicht ein, einen Willen zu haben, der nicht der ihrige gewesen wäre. Alles Äußere überließ ich ihr blindlings, wogegen sie sich aber auch alles Einnemmens in meine Gedanken, Empfindungen, Arbeiten und Überzeugungen gleicherweise enthielt. Sie hatte, nach der Art der weiblichen Zeitgenossen ihrer Jugend, wenig sogenannte Bildung, von Lernen besonders war damals bei dem weiblichen Geschlechte wenig die Rede, aber nach dem Künstlerischen ihrer musikalischen Natur fehlte es ihr nicht an Sinn für jedes, und sie konnte in alles eingehen, wenn sie's auch nicht verstand. Aus unserm Zusammenleben konnte ich abnehmen, daß ein eheliches Verhältnis meinem Wesen gar nicht entgegengesetzt war, obwohl ein solches Verhältnis sich nicht gefunden hat. Es liegt etwas Rekonzilians und Nachgiebiges in mir, das sich nur gar zu gern selbst der Leitung anderer überläßt, aber immerwährende Störungen oder Eingriffe in mein Inneres dulde ich nicht, kann ich nicht ertragen, wenn ich auch wollte. Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein

anderes sei, meinen Anteil an dem wechselseitigen Aufgeben des Störenden hätte ich herzlich gern beigetragen. Aber eigentlich zu zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens. Einmal schien ein solches Verhältniß sich gestalten zu wollen, es ward aber gestört, weiß Gott, ohne meine Schuld.

Die, wenigstens für mich, gräßlichen Umstände bei dem Tode meiner Mutter griffen meine Gesundheit aufs feindseligste an. Die Ärzte rieten zu einer augenblicklichen Entfernung von Wien. Die frühe Jahreszeit, es war im Monat März, erlaubte einen Landaufenthalt nicht; also eine Reise; aber wohin? Italien stand mir zwar von jeher lockend da, aber die Reise eines Beamten ins Ausland brauchte damals so viele Vorbereitungen. Es mußte ein Vortrag an den Kaiser oder dessen Stellvertreter erstattet werden, und erst nach erlangter höchster Genehmigung wurde der erforderliche Paß ausgefertigt. Auch waren die Reisegelegenheiten damals nicht so organisiert, wie gegenwärtig. Extrapost zu nehmen, erlaubten meine Geldmittel nicht, selbst Silwägen gab es nicht, alle übrigen Transportmittel waren eher gesundheitzerstörend als heilend. Da erscheint mein Vetter und Freund Baumgarten und sagt mir: ein Graf Deym wolle mit eigenem Wagen und Extrapost nach Italien reisen und suche einen Gefährten auf halbe Kosten.

Es war nämlich in demselben Jahre (1819) der Kaiser von Osterreich mit Frau und einem beträchtlichen Gefolge nach Rom und Neapel gereist, auch schon an ersterem Orte angelangt. Graf Deym war kaiserlicher Kämmerer und hielt für seine Pflicht, seinem Herrn in der Fremde aufzuwarten, wohl auch seine Dienste anzubieten. Man beschrieb mir den Mann als wunderbar, aber gutmütig; so war er auch. Die fehlende kaiserliche Genehmigung zu meiner Reise erbot sich der Finanzminister Graf Stadion dadurch zu ersetzen, daß er mir auf eigene Verantwortung die Erlaubnis erteilte; mit dieser sollte ich einen Passierschein der Wiener Polizei erheben, der förmliche Paß würde mir später nachgesendet werden. Der Wiener Polizeidirektor gab mir, auf Grundlage der Erlaubnis des Grafen Stadion, einen Passierschein für das Inland und einen versiegelten Brief, insofgeheßen man mir in jeder Provinzialhauptstadt einen Reisepaß ins Ausland ausfertigen würde. Mein Entschluß war gefaßt, ich begab mich mit Graf Deym auf den Weg. In Graz übergab ich meinen versiegelten Brief der dortigen Polizeidirektion, man erbrach ihn, las ihn und gab mir ihn neu versiegelt wieder, indem man mir sagte, in Laibach würde ich sicher einen Reisepaß bekommen. In Laibach dasselbe Manöver. In Triest begnügte man sich nicht einmal damit, sondern die Polizei war sogar so gefällig, uns zur Mietung eines Handelstrabakolo zur Reise

nach Venedig behilflich zu sein, dessen Gouverneur, wie man sagte, die Macht hätte, mir einen Paß fürs Ausland auszufertigen. Ich war also noch immer in Gefahr, an der Grenze wieder umkehren zu müssen.

Befanden sich die Kommunikationsmittel zu Lande für einen Reisenden, der Eile hatte, damals in einem übeln Zustande, so war es mit den Gelegenheiten zur See noch schlimmer. Man hatte gerade in jenem Jahre ein Dampfboot in Triest eingerichtet, das aber nur ein- oder zweimal die Woche nach Venedig abging und gerade am Tage unserer Ankunft dahin abgegangen war. Wir mußten uns daher in das kleine Handelstrabakolo einsperchen lassen, das von Käse und Tran stank, um schon am Lande Übelkeiten zu erregen. Ein Beamter der Polizei begleitete uns auf das Fahrzeug, ich weiß nicht, ob aus Gefälligkeit, oder zur Überwachung. Ich möchte wohl wissen, was in dem versiegelten Briefe des Wiener Polizeidirektors gestanden hat.

Unsere Überfahrt war, theils durch die Unbequemlichkeit unserer Barke, theils durch abwechselnde Windstillen und widrige Winde, beinahe unendlich. Wir brauchten von Triest nach Venedig, ein Zwischenraum, den man mit dem Dampfboote in wenigen Stunden zurücklegt, zwei volle Tage. Zugleich quälten mich die Anfänge der Seekrankheit, ein Leiden, das mir immer um so unerträglicher war, da meiner Körperbeschaffenheit die natürliche Erleichterung als Heilmittel versagt ist.

Ich kam halb krank in Venedig an, was mich aber nicht hinderte, die wundervolle Stadt, diese versteinerte Geschichte, mit all ihrem Zauber in mich aufzunehmen. Auch für den Rest meiner Reise sollte hier gesorgt werden, da der Gouverneur von Venedig, Graf Goëß, ein lebenswürdiger, menschenfreundlicher Mann, sich bereit erklärte, mir meinen Paß auszufertigen, was auch geschah. Er lud uns wiederholt zu Tische, ja er erbot sich sogar, mir die Bekanntschaft von Lord Byron zu verschaffen, der sich damals eben in Venedig befand. Er wollte ihn über den dritten Tag zu sich laden, da die andern Tage mit offiziellen Dinern besetzt waren. Unter allen andern Umständen, sagte er, würde Lord Byron die Einladung ausschlagen, aber eben jetzt ist er mir großen Dank schuldig, weil ich ihn in der Entführungsgeschichte mit jener Bäckersfrau vor der Wut des Pöbels geschützt habe. Er wird kommen, freilich so wenig als möglich sprechen, aber Sie werden ihn wenigstens sehen, und wer weiß, ob Sie ihm nicht denn doch Rede abgewinnen. Nun hatte ich Lord Byron gewissermaßen schon gesehen, im Theater nämlich. Da setzte er sich aber geflüstert in den Schatten der Logenwand, so daß mein schlechtes, obgleich bewaffnetes Auge

von ihm nichts unterscheiden konnte, als daß er beleibter war, als ich mir ihn vorgestellt hatte. Das Anerbieten des Grafen Goëß setzte mich in große Verlegenheit. Einerseits hätte ich alles darum gegeben, mit Lord Byron zusammen zu sein, andererseits rückte die Osterwoche heran, und die kirchlichen Feierlichkeiten in Rom ließen sich nicht nachtragen. Da nun zugleich mein Reisegefährte wenig Lust hatte, um Lord Byrons willen die Osterzeremonien zu versäumen, so mußte ich auf die interessante Bekanntschaft Verzicht leisten, und wir reisten desselben Abends weg. Noch erinnere ich mich des zauberischen Eindrucks, als bei Novigo die Sonne aufging und, indes wir uns auf dem Wege durch Kärnten und Krain mit Schnee und Eis herumgeschlagen, in Venedig aber nichts als zeitlose Steine und Mauern gesehen hatten, mit einem Male der Frühling mit Blättern und Blüten vor uns stand. Dieser Frühling hinderte aber nicht, daß, als wir nachts die Alpenlinien passierten, wir eine Kälte ausstanden, wie ich sie im Leben nie mehr empfunden habe. Ja, diese Kälte verschaffte mir den ersten und einzigen Hauch meines Lebens. Wir reisten Tag und Nacht, trotz der Warnungen vor Mäubern, ja selbst der Widergesetzlichkeit der Postillone. In Radicofani aber war es durchaus nicht möglich, weiter zu kommen, und wir beschlossen, zu übernachten. Auf die Frage des Wirtes, welchen Wein wir trinken wollten, überließen wir ihm die Wahl, und er brachte uns zwei Sorten: Montefiascone und Lacrima Christi, in den bekannten welschen großen Korbflaschen, wo man denn nach Maßgabe des entstandenen leeren Raumes bei der Zechen bezahlt. Wir versuchten die beiden Gattungen, fanden sie beide vortrefflich und tranken am Kaminfeuer bis in die Nacht, ohne daß ich auch nur die geringste Annahmung einer Befangenheit des Kopfes verspürt hätte. Als ich aber, dem Kammeriere nach meinem Schlafzimmer folgend, den kalten Gang betrat, verlor ich augenblicklich die Besinnung, ging aber nichtsdestoweniger mechanisch hinter ihm her, ohne daß er, wie es scheint, nur das Geringste von meinem Zustande bemerkte. Des andern Morgens fand ich mich unausgekleidet auf meinem Bette, das Licht im Leuchter bis zu Ende herabgebraunt, übrigens aber ohne Kopfweh und vollkommen reiserüstig. Wir kamen denn auch am Donnerstag vor Ostern in Rom an, so daß die Feierlichkeiten des Mittwochs bereits versäumt waren. Diese Feierlichkeiten sind jedermann aus tausend Beschreibungen bekannt. Das wunderbare Miserere von Allegri, durch die herrlichsten Stimmen ausgeführt, wobei man mit theatralischer Kunst den Zeitpunkt abwartet, wo die sizilianische Kapelle mit Michel Angelos Meisterwerken sich schon in Dunkelheit zu hüllen anfängt und nun aus dem allein erleuchteten Chor die Töne wie aus dem Himmel herab-

steigen, die Fußwaschung, die Pontificalmesse mit dem Segen des Papstes, dazu der Drang, in den freien Zwischenzeiten die Gemälde und Antiken, bis zu näherer Betrachtung, wenigstens zu durchkosten, das alles, verbunden mit den Beschwerden der übereilten Reise und den vorhergegangenen erschütternden Ereignissen, machten auf mich einen Eindruck, der allenfalls einen Schlagfluß begreiflich gemacht hätte. In den Antikensälen des Vatikans befiel mich eine Übelkeit, so daß ich den Antrag eines Beamten der Wiener Staatskanzlei annehmen mußte, mich in seiner (natürlich päpstlichen) Equipage nach Hause zu bringen. Demungeachtet konnte ich meinem Eifer keine Grenzen setzen. Von morgens bis abends in den Galerien oder auf antiquarischen Exkursionen, und zwar letztere zu Fuß, da meine angeborene Abneigung, zu fahren, noch dadurch unterstützt wurde, daß sämtliche Fahrgelegenheiten von den durch die Anwesenheit des österreichischen Hofes in Unzahl herbeigezogenen Fremden in Beschlag gelegt waren. So ging ich denn unermüdet in der schon heiß gewordenen Jahreszeit, und immer allein, da ich mit meinem Reisegefährten schon halb zerfallen war. Er beanspruchte eine Gemeinschaftlichkeit der Exkursionen, wobei er aber landwirtschaftliche und gewerbliche Zwecke im Auge hatte, was sich mit meinem künstlerischen Heißhunger nicht vereinbaren ließ. Den deutschen Künstlern mich zu nähern, hielt mich aber der Widerwille vor einer damals unter ihnen herrschenden affektierten Richtung ab, zufolge welcher sie in mittelalterlicher Tracht herumgingen und auch in ihren Werken einer abgeschmackten Nürnbergerei nachhingen, obwohl, wie sich in der Folge zeigte, nicht alle, und unter den Bessern mit spätern lobenswerten Belehrungen. Den Ausschlag gab eine Wanderung zum Grabmale der Cecilia Metella in der größten Tageshitze. Ich bekam den Durchfall. Indem ich ihn mit aus Deutschland gewohnten Mitteln bekämpfen wollte und eine Flasche Bordeaux trank, vermehrte ich das Übel. Ich wohnte in der strada fratina bei einem der größten Schurken von Rom, einem Advokaten, der einmal sogar den Wagen meines sorglosen Reisegefährten verkaufen wollte, ja ihn schon wirklich verkauft hatte, so daß nur, weil er auch den Käufer, einen Engländer, betrügen wollte und vor Übergabe des Wagens den abgemachten Preis steigerte, der Betrug an den Tag kam und ich durch die Drohung, die Sache vor den Fürsten Metternich zu bringen, den Kauf rückgängig machte. Ganz das Gegenteil des Hausherrn waren seine Frau und seine Tochter Dudurina (ein Name, den ich fruchtlos versucht habe, auf eine Kalenderheilige zurückzubringen). Sie saßen ganze Tage lang bei mir und unterhielten mich mit Gesprächen, wobei denn freilich ein Hauptthema war, wie viele Deutsche in Rom schon am Durchfall und

am römischen Fieber gestorben seien. Das Fieber ließ auch bei mir nicht auf sich warten. Da drangen sie mir endlich ihren Hausarzt auf, einen Don Bucciolotto, eine Karikatur, wie sie bei Goldoni vorkommen, in Perücke, Staatskleid und ellenlangen Manschetten, offenbar denselben, dessen sich, wie ich später gefunden habe, auch Rozebue bei seinem Aufenthalte in Rom bedient hat. Er verschrieb mir eine Mixtur in einer ziemlich bedeutenden Flasche. Als ich ihn fragte, wie viel Köffel voll ich davon auf einmal nehmen sollte, antwortete er mit Gebärde: *il tutto*. Ich nahm also diesen Trank im eigentlichsten Verstande, das Übel wurde aber nicht besser, so daß mir die Idee, nicht mehr aus Rom herauszukommen, schon ziemlich geläufig wurde. Da fiel mir ein, daß sowohl der anwesende Kaiser von Oesterreich als Fürst Metternich gewiß deutsche Ärzte bei sich hätten, die meine nordische Natur besser verstehen möchten, als mein marktischerischer Dulcamara. Vom Kaiser wußte ich, daß ihn sein Leibarzt, Staatsrat Stifft, begleitete, der aber, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als praktischer Arzt eines sehr geringen Vertrauens genoß. Es kam also darauf an, den ärztlichen Begleiter des Fürsten Metternich herauszubringen. Zufällig hatte ich erfahren, daß Friedrich Schlegel, den der Fürst in der getäuschten Hoffnung mitgenommen hatte, daß er etwas Literarisches über die Reise veröffentlichen werde, in meiner Nähe wohne. Ich hatte den Mann in Wien nie kennen gelernt, ja seiner Bekanntschaft ausgewichen, da mir seine Art und Weise widerlich war. Nun machte ich aus der Not eine Tugend und besuchte ihn, was er sehr gut für einen seiner Celebrität dargebrachten Zoll aufnehmen konnte. Es war gegen Abend, und ich fand ihn und seine Frau in Gesellschaft eines welschen Geistlichen, der ihnen aus einem Gebet- oder sonstigen Erbauungsbuche vorlas, wobei die Frau mit gefalteten Händen zuhörte, der Gatte aber mit gottseligen Augen der Lesung folgte, indes er aus einer vor ihm stehenden Schüssel mit Schinken und einer großen Korbflasche Wein seinen animalischen Teil „erfrischte.“ Den Geistlichen vertrieb bald meine weltliche Nähe. In dem darauffolgenden Gespräche ward es mir leicht, herauszubringen, daß Fürst Metternich den berühmten Augenarzt und auch in den übrigen Zweigen der Medizin mit Recht hochgeschätzten Dr. Friedrich Jäger in seinem Gefolge habe. Ich begab mich des andern Tages zu ihm. Er empfing mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, und mit einer einzigen Arznei milderte und hob er bei kurzem Gebrauche das Übel, an dem die Kunst seines römischen Kollegen gescheitert hatte. Ich war in der Besserung begriffen, als mich ein Bedienter des Grafen Wurmbrand, Obersthofmeisters der Kaiserin, aufsuchte und aufforderte,

mich zu seinem Herrn zu verfügen. Ich ging hin, fand den gutmütigsten und herzlichsten Mann in dem Grafen, und es zeigte sich bald die Ursache meiner Berufung. Mein Vetter, Ferdinand Panngarten, der in Wien zurückgeblieben war und, nebst seiner Stelle im Kabinette des Kaisers, auch die Dienste eines Sekretärs der Kaiserin besorgte, hatte in der Zwischenzeit meinen von den heimischen Behörden ausgefertigten Reisepaß behoben und, da er meine Wohnung in Rom nicht wußte, das Dokument an seinen Vorgesetzten, den Obersthofmeister der Kaiserin, gesendet mit der Bitte, mich in Rom aufsuchen und mir den Paß zustellen zu lassen. Das geschah nun, und wir sprachen über dies und jenes. Der Graf bemerkte mein übles Aussehen, erfuhr die Ursache und meinte, ich sollte mich so bald als möglich von Rom entfernen, besonders da die *aria cattiva* sich bereits fühlbar mache. Ich war derselben Meinung, mußte aber notgedrungen ausharren, da bei der nächst bevorstehenden Abreise des österreichischen Hofes nach Neapel alle Postpferde für ihn in Bereitschaft gehalten wurden, sämtliche Betturinis aber bereits abgezogen waren, da die Fremden, welche die Anwesenheit des Hofes nach Rom gezogen hatte, die Empfangsfeierlichkeiten in Neapel nicht versäumen wollten. Als ich ihm das erklärte, versetzte der Graf: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich fahre in einer vierspännigen Kalesche allein im Gefolge des Kaisers und langweile mich. Wollen Sie einen Platz an meiner Seite bis Neapel annehmen, so machen Sie mir eine Freude. Die Verantwortung gegenüber des Hofes nehme ich auf mich.“ Der Antrag war lochend, der Graf gefiel mir sehr wohl, und ich willigte mit Dank ein. Und so fuhr ich am zweiten Tage in einer prächtigen Equipage von Rom ab und langte unter Glockengeläute und Kanonendonner in Neapel an. Hier angekommen, begleitete ich den Grafen in seine Wohnung im Albergo reale, wo eine Reihe von Prachtzimmern auf Kosten des Hofes von Neapel für ihn in Bereitschaft standen. Als ich Abschied nehmen wollte, fragte er mich: „Was werden Sie nun anfangen?“ — „Wohnung suchen,“ war meine natürliche Antwort. „Jetzt, bei einbrechender Nacht?“ versetzte er. „Glauben Sie nicht, daß die Fremden, die Ihnen in Rom die Pferde weggenommen haben, es in Neapel mit den Wohnungen nicht ebenso gemacht haben werden? Bleiben Sie über Nacht bei mir, morgen haben Sie den ganzen Tag, um nach Bequemlichkeit Quartier zu suchen.“ Dagegen ließ sich nun wieder nichts einwenden, und ich blieb. Des andern Tages frühstückten wir zusammen, und da kam denn ein neuer Vorschlag. „Sie sehen,“ sagte er, „die Reihe von Zimmern, die man mir bereitet hat und ich nicht einmal benützen kann, da mich mein

Dienst den ganzen Tag bei Hofe festhält; bewohuen Sie eines davon, und wenn Sie glauben, daß darin eine Gefälligkeit von meiner Seite liegt, so erweisen Sie mir eine zweite und helfen Sie mir die Rechnungen der Kaiserin in Ordnung zu halten.“ Diese Rechnungen waren das Einfachste von der Welt und bestanden nur darin, die Almosen und Trinkgelder, die der Graf für die Kaiserin bestritt, am Ende der Woche in eine Summe zu bringen, ein Geschäft, das kaum mehr als zehn Minuten in Anspruch nahm, demungeachtet aber den Grafen, der ein schlechter Rechenmeister war, nicht wenig beirrte. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der vortreffliche Mann bei seiner Güte für mich ursprünglich eine Nebenabsicht hatte; später mochte aber eine solche Rücksicht doch mitgewirkt haben. Ein anderer an meiner Stelle oder vielmehr ich in der meinigen, wenn ich mir die Sache genauer überlegt hätte, würde nicht eingewilligt haben, aber mein natürlicher Widerwille gegen alle häuslichen Weitläufigkeiten und dazu die Erfahrung von dem Schmutz der italienischen Wohnungen und der Spitzbüberei der Hauswirthe, verleiteten mich zur Ausnahme, und doch lag darin, wie sich später zeigen wird, die Quelle von allen Mißgeschicken, die mich seitdem so reichlich betroffen haben.

Wir wirtschafteten übrigens sehr gut zusammen, frühstückten gemeinschaftlich und sahen uns den übrigen Teil des Tages nicht mehr, so daß mich nichts an meinen Excursionen hinderte, die ich theils allein in Neapel und den Galerien, theils in der Umgegend gemeinschaftlich mit einigen Landsleuten machte, die ich schon in Rom getroffen und mit denen ich eine Weiterreise nach Sizilien verabredet hatte. Letztere Reise wurde übrigens dadurch vereitelt, daß, wie in Rom die Malaria, so in Neapel die Hitze und der Sirokko mir gewaltig zusetzten. Ein dänischer Arzt, den ich zu Rate zog (die italienischen waren mir verleidet worden), erklärte bei der vorgerückten Jahreszeit die Beschwerlichkeit einer Reise in Sizilien als geradezu verderblich für mich. Ich begleitete daher meine Landsleute mit schwerem Herzen bis zum Schiff und blieb selbst in Neapel zurück.

Ich habe vorher gesagt, daß Graf Wurmbrand keine Nebenabsicht in Bezug auf mich gehabt habe, muß aber dem zum Teil widersprechen, nur war es eine äußerst wohlwollende, nach seiner Meinung auf meinen Nutzen gerichtete Nebenabsicht. Er zeigte nämlich ein unermüdelndes Bestreben, mich in die Nähe seiner Gebieterin, der Kaiserin von Oesterreich, zu bringen. Er sagte mir wiederholt und oft: die Kaiserin wird morgen da- oder dorthin kommen, gehen Sie eben dahin, ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, mit Ihnen zusammenzukommen. Nun lag es aber gar nicht in meinen Wünschen, in irgend ein Verhältniß

zum Hofe zu kommen. Die Kaiserin, eine der vortrefflichsten und gebildetsten Frauen, war zugleich wegen der Strenge ihrer religiösen Überzeugungen bekannt, indes meine eigene Religiosität sich nicht sehr in den kirchlichen Formen bewegte. Jede Annäherung oder irgend ausgesprochene Gunst hätte mir bei meinen künftigen Arbeiten die Rücksicht aufgedrungen, ob ich damit nicht gegen die Ansichten hoher Gönner verstieße. Zugleich hatte sich im Gefolge des Kaisers die Meinung verbreitet, ich würde Sekretär der Kaiserin werden, ja ich sei es vielleicht schon gar. Nun versah aber dieses Sekretariat mit Vermehrung seines Einkommens mein nächster Verwandter und damaliger bester Freund. Ich hätte daher vor allem diesen ausstechen müssen, was mir natürlich so fern als möglich lag. Auf alle Aufforderungen des Grafen Wurmbrand wiederholte ich daher immer: wenn die Kaiserin mich eines Gespräches würdigen will, braucht sie mir nur Tag und Stunde zu bestimmen, mich aber aufzudringen oder durch eine Hintertüre einer solchen Ehre theilhaftig zu werden, widerspricht meinen Grundsätzen. So habe ich die hohe Frau, als deren einstiger Sekretär ich in den Konversationslexikons erschien, während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal auch nur gesehen. Begegnet einmal, aber auch da nicht gesehen. Ich machte nämlich mit meinen Landsleuten und projektierten sizilianischen Reisegefährten eine Exkursion nach dem Vesuv, der dem österreichischen Hofe die Ehre antat, einen seiner beträchtlicheren Ausbrüche zum besten zu geben. Nach einem lustigen und luxuriösen Mittagmahle in Portici, es gehörte nämlich zur Gesellschaft ein junger Fürst Esterházy und ein Graf Karoly mit ihren Begleitern nebst dem damaligen Hauptmann, jetzigen Feldzeugmeister Woher, durch welchen letzteren ich mit den übrigen zusammenhing; also nach Tische, mehr als heiter gestimmt, machten wir uns zu Esel auf den Weg, um bei einbrechender Nacht die Spitze zu erreichen. Mein Sauntier war das trügste von allen, und nur schwer gelang es mir, es durch Stoßschläge in Trott zu bringen, wo es denn nun aber auch allen andern vorauslief. In der Nähe der Einsiedlerwohnung kommt uns eine Kavalkade von einigen verschleierten Damen mit Begleitung entgegen. Aus der Livree der Bedienten merkte ich, daß es die Kaiserin von Oesterreich sei. Ich suchte nun vor allem meinen dahinstürmenden Esel zum Stehen oder wenigstens aus der Mitte des Weges zu bringen, welches letztere mir aber nur so gelang, daß er sich neben den Weg mit dem Kopf nach außen stellte, so daß die hohe Frau an unsern beiderseitigen Rücken vorüber reiten mußte und ich nur den Hut abziehen, sie aber nicht sehen konnte.

Nach Fürst Metternich erwies mir die Ehre, mich zu Tische zu

laden. Ich erwähne dies nur um eines dabei vorkommenden merkwürdigen Umstandes willen. Der Fürst war liebenswürdig wie immer, nach Tische beim Kaffee aber rezitierte er mit Begeisterung aus dem Gedächtnisse den damals eben erschienenen und mir noch unbekannten vierten Gesang von Lord Byrons *Gilde Harold* in englischer Sprache von Anfang bis zu Ende, wobei ihm nur seine anwesende Tochter, die seitdem verstorbene Gräfin Joseph Esterházy, eben auch aus dem Gedächtnisse, bei einzelnen Anständen soufflierte. Es war außer der Gräfin Esterházy nun ihr nunmehr auch verstorbener Gemahl und Doktor Friedrich Zäger zugegen, welcher letzterer die Wahrheit meiner Angabe bezeugen kanu.

Nach Vereitelung meiner Projekte nach Sizilien, schickte ich mich zur Abreise von Neapel an, da, als ich eines Abends in unsere Wohnung im Albergo reale zurückkehre, finde ich den Platz vor dem Hause mit Menschen bedeckt. Ich frage und erfahre, daß der Obersthofmeister der Kaiserin von Oesterreich, der seinen Hof auf das englische Admiralschiff im Hasen begleitet hatte, indem er einen durch die Schiffsluken reichenden ladierten Lustschlauch für einen Mastbaum nahm, bei zu starker Annäherung in den untersten Schiffsraum hinabgestürzt und nur durch die Reibung der Wände des Schlauches vor völliger Zerschmetterung bewahrt worden sei. Schwer beschädigt habe man ihn eben in seine Wohnung gebracht. Ich eile hinauf, finde den Grafen unter den Händen der italienischen Wundärzte, wo er mir denn, traurig, aber nicht kleinmütig, die Hand reicht, und, als ehemaliger Militär, von der Sache als einer wenig bedeutenden spricht. Die königlichen Wundärzte waren derselben Meinung. Es sei kein Knochenbruch vorhanden, und in acht bis zehn Tagen werde der Patient das Bette verlassen können. Des andern Morgens rückt der Graf mit einem Anliegen hervor. Der Hof werde in einigen Tagen von Neapel abreisen. Krank, in einem fremden Lande mit zwei Bedienten, von denen keiner ein Wort italienisch verstehe, zurückzubleiben, sei ihm unerträglich; ob ich mich entschließen könne, meine eigene Abreise aufzuschieben und die kurze Zeit bei ihm anzuhalten, bis er wieder transportabel sei; er würde mich dann zurückbringen, bis wo er wieder mit dem Hofe zusammentreffe, wo ich dann Herr meiner weiteren Bestimmungen sei. Ich hatte den Mann lieb gewonnen, war durch sein Wohlwollen zu Dank verpflichtet, es handelte sich nur um acht oder zehn Tage; ich willigte daher ein, obgleich unter einer Bedingung. Mein Urlaub als Beamter der Finanzhofsstelle ging zu Ende. Eine Verlängerung ansuchen wollte ich nicht, da ich schon dem Dienstrange nach der nächste zu einer bald bevorstehenden Beförderung war. Ich erklärte daher,

daß, wenn Se. Majestät der Kaiser mich zu bleiben autorisiere und daher selbst meinen Urlaub verlängere, ich allerdings bei ihm aushalten wolle. Ich erhielt demnach eine Zuschrift von dem Oberstkämmerer und Reisemarschall Grafen Urbna, nach deren Inhalt Se. Majestät meinen Antrag, bei dem kranken Grafen Wurmbrand zurückzubleiben, mit höchster Billigung annahm; wegen Verlängerung meines Urlaubs ergehe unter Einem das Nötige an die Finanzhofstelle. Kaum war dies aber geschehen und der Hof abgereist, so änderte sich die Lage der Dinge. Gleich nach dem Unglücksfalle war ein Stabsarzt von Mailand verschrieben worden. Er kam an, verwarf die Behandlungsart der italienischen Ärzte, da ein Knochenbruch wirklich vorhanden sei, worin er, wie der Erfolg zeigte, vollkommen recht hatte. Während die Ärzte stritten und der österreichische Militärchirurg unabänderlich sein System befolgte, verstrich die Zeit, statt einer Woche mußte ich drei oder vier Wochen in Neapel bleiben, da der Graf mich durchaus nicht von sich lassen wollte, während welcher Zeit ich, mit Ausnahme der Wohnung, durchaus auf eigene Kosten lebte. Der Graf meinte nämlich, der Hof werde mir meine Auslagen vergüten, als ich aber in der Folge in Wien davon nur Erwähnung machte, meinte man, ich solle die Quittungen der Gastwirte beibringen, bei denen ich zu Mittag und zu Abend gegessen hatte, so daß ich die Sache mit Ekel fallen ließ. Als Graf Wurmbrand endlich die Rückreise antreten konnte, war, wie früher mein Urlaub, so jetzt mein Reisegeld zu Ende, und ich mußte notgedrungen seinen Antrag annehmen, mich bis nach Wien zurückzubringen. Wir kamen nach Rom, wo der Graf im Quirinal einquartiert wurde und er, um mich bei sich zu behalten, mich, wie ich später erfuhr, allerdings für den Sekretär der Kaiserin ausgab. Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate, der im Kriegsdepartement angestellt war, zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meine Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssekretär, Kardinal Consalvi, angekommen, um den Obersthofmeister der Kaiserin zu complimentieren; er erfuhr, daß der Sekretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei, und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Türen meines Zimmers, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf und Kardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdbärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Türe auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Kardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentiert ihn mir, eine Ehre, die wohl

wenigen Menschen widerfahren ist. Eine zweite Ehre erfuhr mir infolge meiner angemessenen Würde am Peter- und Paulsfeste in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontificalmesse ein eigenes Oratorium angewiesen worden. Am Tage selbst fühlte er Schmerzen in seinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benutzen. Der alte Papst Pius VII., der von diesem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium stehen und erteilte mir einen Spezialsegen in aller Form.

Dafür sollte ich aber auch für einen Mangel an kirchlicher Pietät empfindlich gestraft werden. Bei meinem ersten Aufenthalt in Rom hatte mir der österreichische Gesandte, Fürst Kaunitz, der mich samt seiner Familie aufs liebenswürdigste empfing, angetragen, mich mit mehreren andern Landsleuten dem Papste vorzustellen. Ich war immer ein Feind solcher leerer Schaustellungen, besonders aber, wie ich gestehen muß, schreckte mich die damit verbundene Verbindlichkeit des Handlusses zurück. Ich lehnte daher ab und sollte jetzt bestraft werden. Indem ich zum letztenmal die Peterskirche besuchen wollte, begegne ich einem Grafen Schaffgotsche, einem innerlich und äußerlich wohlbeschaffenen, liebenswürdigen schlesischen Edelmann. Als Katholik in einem größtenteils protestantischen Lande war er dem Papste vorzugsweise interessant, und er hatte daher schon mehrere Male Unterredungen mit ihm gehabt. Jetzt trug er ein großes Paket unter dem Arme. Es waren Rosenkränze, die er gekauft und der Papst ihm zu segnen versprochen hatte. Mir fiel ein, daß ich mehrere meiner weiblichen Bekannten durch solche Rosenkränze sehr erfreuen könnte. Der Laden, wo sie feil standen, war in der Nähe, ich kaufte daher auch eine ziemlichliche Anzahl und begab mich mit Graf Schaffgotsche in den Vatikan. Er wurde überall eingelassen, und wir gelangten in die inneren Gänge, wo wir uns aufstellten und unsere Rosenkränze auf unsere seidenen Schnupftücher am Boden auslegten. Endlich öffnen sich die Thüren der päpstlichen Gemächer, Schweizergarden, Monsignori treten heraus, hinter ihnen der Papst, dessen ehrwürdige Gestalt sich in einem weißseidenen Pilgergewande und einem rotseidenen Schifferhute etwas wunderlich ausnahm. Wir knieten nieder, der Papst näherte sich im Vorübergehen dem Grafen Schaffgotsche, machte eine kleine Kopfbewegung, wie zu einem Bekannten, segnete seine Rosenkränze und schleifte dann mit dem Fuße vorwärts, den der junge Mann andächtig küßte. Zu mir gekommen, den er freilich nicht kannte, segnete er dennoch meine Rosenkränze und machte dieselbe Fußbewegung, wo mir denn, auf die Gefahr, von den Schweizern zum Fenster hinausgeworfen zu werden,

nichts übrig blieb, als meine Ehrfurcht auf gleiche Art zu beweisen. Und so mußte ich, der ich dem Papste nicht hatte die Hände küssen wollen, nunmehr seinen Fuß küssen. Alles rächt sich in dieser Welt.

In Florenz trafen wir mit dem Hofe unmittelbar vor dessen Abreise zusammen, und so ging es in einem Zuge bis nach Wien, wobei ich jedoch meinem ursprünglichen Reiseplan untreu werden mußte und zweimal über Venedig kam, indes ich die Rückreise über Mailand, Verona und die italienischen Seen durch Tirol richten wollte.

Bei meiner Zurückkunft nach Wien zeigte sich sogleich die erste traurige Wirkung meiner Reiseverwicklungen. Im Gefolge des Hofes hatte sich, wie gesagt, die Meinung verbreitet, ich sei Sekretär der Kaiserin geworden; das schrieben sie denn auch ihren Bekannten nach Wien, und es ward dort zum allgemeinen Gerüchte. Ich hatte den Urlaub meiner vorgesetzten Behörde überschritten, die Verlängerung desselben durch Se. Majestät war entweder nicht eingelangt oder diente nur zur Bestätigung jenes Gerüchtes, kurz, eine wirkliche Konzipistenstelle, die in demselben Departement, in dem ich diente, in Erledigung kam, wurde, nicht ohne Mitwirken meines elenden Bureauchefs, verbunden mit der Vorliebe des Kanzleidirektors, einem Jüngerdienenden aus dem Bureau dieses letzteren verliehen. Man tröstete mich mit einem verzeihlichen Mißverständnis, die nächste Stelle jedoch könne mir nicht entgehen. Aber auch diese wurde einem im allgemeinen kürzer, aber speziell länger bei einer Hofbehörde Dienenden erteilt. Die dritte erhielt der gänzlich unfähige Bruder eines allerdings sehr fähigen Hofrates. Ich war empört und beschloß, die Staatsdienste zu verlassen, glaubte jedoch meinem Gönner, dem Finanzminister Grafen Stadion, davon die Anzeige machen zu müssen. Dieser erwiderte, wenn ich die Staatsdienste verlassen wolle, so könne ich es ohne seine Einwilligung thun; wenn ich aber diese begehre, so werde er sie mir nie erteilen. Bei den obwaltenden Zensur- und sonstigen Verhältnissen sei es in Oesterreich für jemanden von meiner Richtung unmöglich, von der Literatur zu leben. Ich solle ausharren, für meine Beförderung werde er sorgen. Da ich mich aber durch die erfahrenen amtlichen Mißhandlungen in jener Gemütsruhe gestört finde, die zur Vollendung eines poetischen Werkes erforderlich sei, so erteile er mir hiernit einen unbeschränkten Urlaub, den ich benützen könne, solange es meine Arbeit nötig mache. Als ich ihn bat, mir diesen Urlaub schriftlich zu erteilen, überkam ihn der Arger über das Benehmen der ihm untergeordneten Hofkammer gegen seinen Schützling, und er trug mir auf, zum Präsidialsekretär dieser Hofkammer zu gehen und ihm zu sagen, der Finanzminister habe mir Urlaub erteilt; wenn er daran zweifle,

möge er kommen und sich anfragen, wo er den mündlichen Bescheid erhalten werde. Ich setzte das getreulich ins Werk, das Präsidium der Hofkammer fragte sich aber nicht an und behandelte mich fortwährend als einen unbefugt Abwesenden. Überhaupt ward ich jetzt das Opfer der Reibung zwischen zwei Behörden. Der Finanzminister Graf Stadion hatte, um sich die lästigen Details vom Halse zu halten, der ihm untergeordneten, mit der Ausführung seiner Maßregeln betrauten Hofkammer völlige Freiheit über ihre inneren Angelegenheiten zugestanden. So oft nun eine Stelle bei dieser Hofkammer in Erledigung kam, erließ Graf Stadion ein Ministerialschreiben, in dem er mich für dieselbe in Erinnerung brachte. Die Hofkammer aber, um ihre Selbstständigkeit zu wahren, verließ jedesmal die Stelle einem andern. Ja, die Hofräthe, die mir am meisten wohlwollten, wurden vermöge dieses Gemeingeistes meine heftigsten Gegner. Erst nach ein paar Jahren, als eine Konzipistenstelle im Finanzministerium selbst erledigt wurde, verließ mir sie Graf Stadion augenblicklich, und zwar die beste und nächste um seine Person, mit der damit verbundenen Gehaltszulage. Es waren aber inzwischen die Hälfte aller kürzer dienenden Beamten meine Vormänner geworden, und ich wurde für immer in den mindern Bereichen des Dienstes festgehalten.

Überhaupt ist es merkwürdig, daß meine meisten Mißgeschicke mich gerade durch diejenigen trafen, die sich meiner annahmen und mein Wohl fördern wollten. Da war Graf Herberstein, der mich aus einer meinen Neigungen gemäßen Stellung in der Hofbibliothek wegnahm und in die Finanzverwaltung brachte, bald darauf aber durch seinen Tod mich ohne Anhaltspunkt in einem unerlosenen Meere zurückließ. Da war Graf Wurmbbrand, der redlich in Italien für mein Bestes sorgen wollte, mich aber dadurch in alle späteren Verwicklungen stürzte. Graf Stadion, der großartigste Mann, dem ich je begegnet bin, zwang mir die Theatergeschäfte auf und brachte mich in die Mitte seines Konfliktes mit der mir unmittelbar vorgesetzten Hofkammer. Ein vierter, viel später endlich, der mir seine Geneigtheit schriftlich und mündlich zu erkennen gegeben hatte, als ich in einer Stellebewerbung mit dem Schüßling eines anderen, noch viel höheren Staatsmannes in Konkurrenz trat, bestätigte, amtlich über mich befragt, meine Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit aufs wärmste, fügte aber — um dem Schüßling des mächtigen Gönners den Weg frei zu halten — hinzu, daß ich auf meiner dormaligen Stelle als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich sei. Ich als Archivsdirektor der Hofkammer unentbehrlich! Für einen dritten mag das einen guten Spaß gegeben haben.

Damals nun suchte ich den mir vom Finanzminister erteilten Urlaub aufs beste zur Vollendung meines durch die italienische Reise unterbrochenen Goldenen Blieſes zu benützen. Aber es zeigte sich ein trauriger Umstand. Durch die Erschütterungen beim Tode meiner Mutter, die gewaltigen Reiseeindrücke in Italien, meine dortige Krankheit, die Widerlichkeiten bei der Rückkehr war alles, was ich für diese Arbeit vorbereitet und vorgebracht, rein weggewischt. Ich hatte alles vergessen. Vor allem den Standpunkt, aber auch alle Einzelheiten deckte völliges Dunkel, letzteres um so mehr, als ich mich nie entschließen konnte, derlei aufzuschreiben. Die Umrisse müssen im voraus klar sein, die Ausfüllung muß sich während der Arbeit erzeugen, nur so verbindet sich Stoff und Form zur völligen Lebendigkeit. Während ich in meiner Erinnerung fruchtlos suchte, stellte sich etwas Wunderliches ein. Ich hatte in der letzten Zeit mit meiner Mutter häufig Kompositionen großer Meister, für das Klavier eingerichtet, vierhändig gespielt. Bei all diesen Sinfonien Haydns, Mozarts, Beethovens dachte ich fortwährend auf mein Goldenes Bließ, und die Gedankenembryonen verschwammen mit den Tönen in ein ununterscheidbares Ganzes. Auch diesen Umstand hatte ich vergessen oder war wenigstens weit entfernt, darin ein Hilfsmittel zu suchen. Nun hatte ich schon früher die Bekanntschaft der Schriftstellerin Caroline Pichler gemacht und setzte sie auch jetzt fort. Ihre Tochter war eine gute Klavierspielerin, und nach Tische setzten wir uns manchmal ans Instrument und spielten zu vier Händen. Da ereignete sich nun, daß, wie wir auf jene Sinfonien gerieten, die ich mit meiner Mutter gespielt hatte, mir alle Gedanken wieder daraus zurückkamen, die ich bei jenem ersten Spielen halb unbewußt hineingelegt hatte. Ich wußte auf einmal wieder, was ich wollte, und wenn ich auch den eigentlich prägnanten Standpunkt der Anschauung nicht mehr rein gewinnen konnte, so hellte sich doch die Absicht und der Gang des Ganzen auf. Ich ging an die Arbeit, vollendete die Argonauten und schritt zur Medea.

Meine italienische Reise sollte aber wie eine Pandorenbüchse ein neues Unglück gebären. Ich hatte in Italien mehrere lyrische Gedichte geschrieben, unter anderen eines auf die Ruinen des Campo Vaccino, im Kolosseum selbst mit Bleistift angefangen und dort auch zum größten Theile vollendet. Bei meiner Begeisterung für das Alterthum, vermehrt durch den Eindruck dieser Statuen und Monumente, stellte sich das neue Kirchliche oder vielmehr dem Alten aufgedrungene Pfäffische ziemlich in Schatten. Das Übelste, was man von dem Gedichte sagen kann, ist, daß der Grundgedanke schon unzähligmal da war und nur die topographische Aneinanderreihung sämtlicher als mit Empfindung begabt angenommener Denkmäler allenfalls eine neue Wendung

genannt werden kann. Selbst den überkatholischen Grafen Stolberg hat auf dem Campo Vaccino dieselbe Empfindung angewandelt. Mein Wiener Verleger Wallishausser gab einen Almanach: „Aglaja“ heraus, für den er mich immer um Beiträge quälte. Ich gab ihm diese italienischen Gedichte, und sie kamen in die Hände Schreyvogels, der sich der guten Sache zuliebe als Zensor hatte aufnehmen lassen, um nämlich so viel zum Drucke zu erlauben, als irgend möglich war. Er nahm keinen Anstand, das Imprimatur zu erteilen, der Almanach wurde gedruckt, gebunden, und es waren bereits vierhundert Exemplare ins Ausland versendet worden. Da ergab sich plötzlich ein literarischer Aufstand. Die damals noch in herbis befindliche kirchliche Partei hatte Argernis an meinen Ruinen des Campo Vaccino genommen. Das Gedicht wurde förmlich denunziert, und der Sturm ging von allen Seiten.

Der Kaiser nahm vor allem übel, daß — wie denn höchstgestellte Personen die kleinen Umstände nie genau wissen können — daß also, indem ihm in Rom alle Ehre widerfahren war, jemand, der Rom in seinem Gefolge besucht hatte, sich derlei Äußerungen zuschulden kommen lasse. Auf welche Art ich — erst bei der Abreise von Rom — ins Gefolge des Kaisers, oder vielmehr in den Wagen des Grafen Wurmbrand gekommen bin, habe ich erst vorher auseinandergesetzt. Am eifrigsten war die Staatskanzlei. Fürst Metternich, der den vierten Gesang von Byrons Childe Harold, in dem doch ganz andere Dinge vorkamen, auswendig wußte und mit Begeisterung rezitierte, stand geradezu an der Spitze der Verfolgung, wenn nicht vielmehr seine elende Umgebung, die den ausgezeichneten Mann im Jahre 1848 zu so schmähhchem Falle vorbereitete. Um sämtliche Teilnehmer nach Möglichkeit zu entschuldigen, muß ich eine Version beibringen, die mir viele Jahre später durch einen hohen Staatsmann des beteiligten fremden Hofes an die Hand gegeben worden ist. Mein Verleger hatte, ohne daß ich es wußte oder mich darum kümmerte, seinen Almanach der Gemahlin des ebenso wegen seiner erleuchteten Kunstansichten als wegen seiner strengen Religiosität bekannten Kronprinzen eines benachbarten Hofes zugeeignet. Dieser nahm von dem Almanach um so mehr Notiz, als mein Verleger wahrscheinlich auf eine goldene Dose oder derlei als Gegengeschenk spekuliert hatte. Er fand sich nun von meinem Gedichte im höchsten Grade geärgert, und, ohne die Folgen seines übereilten Schrittes zu bedenken, ließ er an die höchsten Orte in Wien schreiben, wie die Zensur habe zugeben können, daß ein Almanach, in dem sich ein solches Gedicht (das meinige) befinde, seiner Gemahlin zugeeignet werde. Eine solche Insinuation einer hochstehenden

und noch dazu nahe verwandten Persönlichkeit ließ sich nun freilich nicht ganz ignorieren. Daß die untergeordneten Schurken und Dummköpfe, die fürchten mochten, daß ich ihnen irgend einmal im Wege stehen könnte, alles taten, um die Flamme zu schüren, versteht sich von selbst, oder vielmehr ich weiß es.

Die Zensur tat alles mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämtlichen noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unversehrte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgend eine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten, als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gegessen worden wäre, wie Gras.

Das war aber noch nicht alles. Durch ein vom höchsten Orte ergangenes Handschreiben, in dem ich mit der in Steckbriefen gewöhnlichen Bezeichnung: ein sicherer Grillparzer, höchst unsicher gemacht wurde, erhielt der Präsident der Polizei- und Zensur-Hofstelle den Auftrag, mich persönlich zur Verantwortung aufzufordern. Meine Verantwortung wäre nun ganz kurz gewesen. Das Gedicht hatte das Imprimatur der Zensur erhalten, und so war ich als Schriftsteller vollkommen gedeckt. Dadurch fiel aber das Vergehen auf den Zensor, meinen Freund Schreyvogel, zurück, und das mußte abgehalten werden. Ich schrieb daher in einem Aufsatze, den ich dem Polizeipräsidenten überreichte, alles zusammen, was sich zur Rechtfertigung oder Milderung der Gedanken und Ausdrücke irgend sagen und anbringen ließ.

Die erste Hitze mochte vergangen sein, die Sache blieb auf sich beruhen, selbst Schreyvogel wurde nicht angefochten. Aber von da an glaubte jeder Lump sich an mir reiben, mich angreifen und verlästern zu können. Jeder Wunsch und jede Aussicht wurde durch die stehende Formel von oben, „ja, wenn er die Geschichte mit dem Papst nicht gehabt hätte“ (so beliebte man sich auszudrücken), im Reime vereitelt, man hielt mich, wie einst der alte Graf Seilern, für einen halben Jakobiner und Religionspötker, und es brauchte der traurigen Ereignisse des Jahres 1848, um die Regierung (auf wie lange?) zu überzeugen, daß sie keinen wärmeren Anhänger ihrer Sache, als zugleich

der Sache meines Vaterlandes, habe als mich, der zugleich als Mensch und Schriftsteller die gesteigerten Ansichten der Poesie und die gemäßigten Anforderungen des Lebens sehr gut voneinander zu unterscheiden wisse.

Die damaligen Widerwärtigkeiten nun hemmten meinen Eifer in Ausführung meines dramatischen Gedichtes durchaus nicht. Ich erinnere mich noch, daß ich die Verse, die Kreusa im zweiten Akte der Medea als ein Lieblingsliebchen Jasons hersagt, im Vorzimmer des Polizeipräsidenten, einer stürmischen Audienz harrend, mit Bleistift niedergeschrieben habe; da ich aber wohl fühlte, daß die Aufregung des Ingrimms bald der Abspannung des Mißmuts Platz machen werde, so eilte ich so viel als möglich zum Schlusse und weiß noch, daß ich die beiden letzten Akte der Medea, jeden in zwei Tagen, geschrieben habe. Als ich zu Ende war, fühlte ich mich völlig erschöpft, und ohne das Stück zu überarbeiten und ohne daß, außer den Korrekturen im Verlauf des ersten Niederschreibens, etwas geändert worden wäre, trug ich es in halb unleserlichem Konzepte zu Schreyvogel hin. Dieser beobachtete, nachdem er es gelesen hatte, ein langes Stillschweigen, meinte aber endlich, das wunderliche Ding müßte denn doch noch ein wenig liegen. Ich, mit meiner gewöhnlichen Unbekümmertheit um das äußerliche Schicksal meiner Arbeiten, suchte mir durch Zerstreuungen aller Art, aber auch durch Beschäftigung mit den Alten und mit Kants Philosophie, die mir erst seit kurzem bekannt geworden war, die lästigen Gedanken über Gegenwart und Zukunft aus dem Kopfe zu schlagen. Da kommt auf einmal Schreyvogel zu mir, umarmt mich und meint, das Goldene Vließ müsse unmittelbar in die Szene gesetzt werden. Was diese Aenderung in seiner Ansicht bewirkt hat, weiß ich nicht. Hatte er anfangs das schlecht geschriebene Manuskript nicht gut lesen können, hatte er erst bei wiederholter Durchlesung sich meine Absicht bei der allerdings barocken, aber von vornherein gewollten Vermengung des sogenannten Romantischen mit dem Klassischen deutlich gemacht, ich kann es nicht sagen, denn wir haben uns später nie darüber besprochen. Allerdings mochte es aber den ausgezeichneten Mann, dem ich so vieles verdankte, verdroffen haben, daß ich ihm meine Stücke als fertige und abgeschlossene zur Aufführung übergab, ohne sie vorher seiner Kritik zu unterziehen. Ich hätte nun allerdings ein Tor sein müssen, wenn mir die Bemerkungen eines solchen Freundes über das Einzelne gleichgültig gewesen wären, ich wußte aber aus Erfahrung, daß seine desiderata auf das Innere und das Wesen der Stücke gingen, und das wollte ich mir rein erhalten, auf die Gefahr, einen Fehlgriß getan zu haben. Aus demselben Un-

abhängigkeitsgefühle bin ich allen literarischen Koterien fern geblieben. Nie hat ein Journalist oder eine Celebrität von mir einen Brief erhalten, mit Ausnahme von zweien, als Antwort auf vorhergegangene von ihrer Seite. Ich stand immer allein da, wurde daher auch anfangs von allen Seiten angegriffen und später ignoriert, was ich mit hochmüthiger Schadenfreude hinnahm, obgleich es mir später die Lust an der Hervorbringung verkümmerte. Ich trage hier nur noch nach, daß ich bei der oben erwähnten Vermengung des Romantischen mit dem Klassischen nicht eine läppische Nachäfferei Shakespeares oder eines sonstigen Dichters der Mittelzeit im Sinne hatte, sondern die möglichste Unterscheidung von Kolkhis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weshalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort, in Anwendung kommen.

Dieses Monstrum sollte nun zur Aufführung gebracht werden. Mit Übergehung des elenden Theaterhofrates wendete ich mich mit meinen Wünschen unmittelbar an den Grafen Stadion, der mir bereitwillig entgegenkam, ja dessen Geneigtheit durch die mir kürzlich widerfahrenen Unbilden nur verstärkt schien. Die Rolle der Medea gehörte der Schröder. Daß ich aber während der Arbeit auf sie gedacht oder, wie man sich auszudrücken pflegt, die Rolle für sie geschrieben, zeigt sich schon dadurch als lächerlich, weil ich mich in diesem Falle gehütet haben würde, in den beiden Vorstücken die junge und schöne Medea vorzuführen, indes die Schröder sich dem fünfzigsten Jahre näherte und nie hübsch gewesen war. Für die Rolle der Amme brauchte ich eine Persönlichkeit, in Organ und sonstigem Betragen noch um einige Tinten dunkler als die gewaltige Kolkhierin. Graf Stadion bewilligte mir eine Alt Sängerin der Oper, Madame Vogel, die auch recht gut spielte. Die helle Krensa paßte für Madame Löwe, die, obschon in gleichem Alter mit der Schröder, doch noch Reste einer unverwüthlichen Schönheit bewahrte. Ich habe überhaupt immer viel auf das Verhältniß der Figuren und die Bildlichkeit der Darstellung gehalten; das Talent setzte ich als Schuldigkeit voraus, aber das physisch Zusammenstimmende und Kontrastierende lag mir sehr am Herzen. Ut pictura poesis. Hierbei kam mir mein in der Jugend geübtes Talent zum Zeichnen, sowie für die Versifikation mein musikalisches Ohr zu statten. Ich habe mich nie mit der Metrik abgegeben.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt, und das Stück ging mit würdiger Ausstattung in die Szene. *) Die Wirkung war, viel-

*) 26. und 27. März 1821.

leicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese Medea ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nicht österreichischen Bühnen unseres deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte, und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor allem aber, daß ein Hauptbestandteil der Kunst, die Phantasie, aus den Zuschauern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfang, ein Abgang, den man durch doktrinaire, spekulative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte — diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner spätern Stücke auf die österreichischen Lande beschränkt.

Ich habe immer viel auf das Urtheil des Publikums gehalten. Über die Konzeption seines Stückes muß der dramatische Dichter mit sich selbst zu Räte gehen; ob er aber mit der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, darüber kann ihn nur das Publikum als Repräsentant dieser Menschennatur belehren. Das Publikum ist kein Richter, sondern eine Jury, es spricht sein Verdikt als Gefallen oder Mißfallen aus. Nicht Gesetzkunde, sondern Unbefangenheit und Natürlichkeit machen seinen Rechtsanspruch aus. Von dieser Natürlichkeit, die im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten ist, hat sich in Oesterreich ein großer Rest erhalten, verbunden mit einer Empfänglichkeit, die bei gehöriger Leitung durch den Dichter bis zum Verständnis in unglaublichem Grade gehoben werden kann. Das Gefallen eines solchen Publikums beweist wenig, denn es will vor allem unterhalten sein, sein Mißfallen aber ist im höchsten Grade belehrend. Diesmal begnügte es sich mit einem *succès d'estime*.

Diese Achtung oder wohl gar Vorliebe für den Dichter zeigte sich aber sehr wenig praktisch. Meine drei Trauerspiele, da sie zwei Theaterabende ausfüllten, sollten mir als zwei Stücke honorirt werden. Da erklärte nun Graf Stadion schon vor der Aufführung, mir die eine der beiden Hälften auf die gewöhnliche Art honoriren zu lassen, für die zweite wolle er ein Theatergesetz Kaiser Josephs, das nie widerrufen worden sei, von neuem in Anwendung bringen, ein Gesetz, zufolge dessen bei neuen Stücken der Verfasser die Wahl zwischen dem Honorar oder dem Ertrag der zweiten Einnahme haben sollte. Durch letzteres hoffte er dem Publikum, dem ich durch meine Ahnfrau und

Sappho so viel Vergnügen verschafft hatte, Gelegenheit zu geben, mir seine kunstsinuige und patriotische Anhänglichkeit, allenfalls durch Überzahlung der Logen und Sperrsitze, auf eine tätige Art zu beweisen. So geschah es, der Tag erschien, aber von den siebzig oder achtzig abonnierten Logen des Hofburgtheaters waren nur drei genommen. Die Hälfte der Sperrsitze leer, der übrige Schauplatz gefüllt; da aber die Beamten der Theaterdirektion für die Einnahmen eines Fremden sich zu keiner gar so genauen Kontrolle verbunden glaubten, war der Ertrag des Abends so gering, daß er kaum die Hälfte des gewöhnlichen Honorars erreichte. Ich erwähne dies nur, um das Wiener Publikum, das ich kurz vorher gelobt und das mich beinahe der Undankbarkeit anklagte, wenn ich ihnen nicht alljährlich ein Stück brachte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie mich jedesmal in Stich gelassen haben, wo ich von ihrer Anhänglichkeit mehr als leeres Händeklatschen in Anspruch nahm.

Der wenig durchgreifende Erfolg des Goldenen Bließes, insofern er mit meinen eigenen Bedenklichkeiten zusammenfiel, hat mir übrigens in meinem Innern großen Schaden getan. Ich fühlte wohl, daß ich meine Kräfte überschätzt hatte, und die harmlose Zuversicht, mit der ich an meine bisherigen Werke ging, fing an, sich zu verlieren. Ich beschloß daher, bei meinen künftigen Arbeiten mir das Ziel näher zu setzen, was mich vorherhand um so mehr störte, als mir bereits ein Stoff im Kopfe herumging, der zwar an sich nicht so weitgreifend, doch wenigstens ungeheure Vorarbeiten nötig machte. Doch davon später.

Der Grund des mir erteilten Urlaubes war nunmehr erloschen, und ich kehrte in die Geschäfte zurück. Um mir die Nähe der feindselig gesinnten Hofkammer zu ersparen, nahm mich Graf Stadiou, obgleich in meiner bisherigen Eigenschaft als Praktikant, in eines seiner eigenen Bureaus bei dem ihm unmittelbar untergeordneten Finanzministerium. Ich muß hier einen Umstand aus meinem Aufenthalt in Neapel nachtragen. Während meiner dortigen Anwesenheit kam der Hofrat im Finanzministerium, Baron Rübeck, auf ein paar Tage dahin, um dem Kaiser einen wichtigen Gegenstand vorzutragen. Graf Wurmbrand erzählte mir das, wie auch, daß Baron Rübeck von mir gesprochen habe; ich möchte ihn doch besuchen. Ich tat das des nächsten Tages, erhielt aber im Vorzimmer den Bescheid, daß Baron Rübeck beschäftigt sei und niemand vorgelassen werden könne. Ich fand das natürlich, ging daher und kam nicht wieder. Ein paar Tage darauf, als jener schon wieder abgereist war, sagte mir Graf Wurmbrand: „Sie hätten doch ein zweites Mal hingehen sollen, denn Baron Rübeck brauchte einen Hilfsarbeiter für die weitläufigen Ausfertigungen, und

er hatte auf Sie gezählt.“ Und das sagte mir der gute Mann, der von Geschäften gar keine Vorstellung hatte, erst nach der Abreise des hochgestellten Staatsmannes. Er nahm mir dadurch die Gelegenheit, in die Nähe desselben zu kommen, und wer den Weg und die gegenwärtige Stellung des Baron Rübbeck kennt, weiß, von welcher Bedeutung eine solche Nähe gewesen wäre.

Wer mich so viel von ämtlichen Ausichten oder Honoraren reden hört, dürfte wohl zu dem Schlusse kommen, daß es mir an jenem hohen Sinne gefehlt habe, der den Künstler nur die Kunst im Auge halten und alles andere gering schätzen ließe. Vielleicht hat er recht; ich will mich aber auch nicht besser schildern, als ich bin, sondern wie ich bin. Da ich aber einmal die Last des Staatsdienstes auf mich genommen hatte, wollte ich doch aus der Reihe der Handarbeiter herauskommen und durch eine bessere Stellung mir die Möglichkeit verschaffen, in ein anderes Fach überzutreten, das meinen Neigungen mehr zusagte, als der Dienst bei den Finanzen. Zugleich hat die innewährende Zurücksetzung und jene insolence of office, mit der erbärmliche Menschen mir gar zu gern ihre Amtsautorität gegen mich geltend machten, mein Gemüth verbittert. Als nun noch dazu die Abnahme meiner Geltung in der deutschen Literatur kam, bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Verlassenheit, das, bei einer hypochondrischen Anlage, endlich auch jener Stimmung gefährlich wird, die gerade zur Hervorbringung poetischer Arbeiten vor allem erforderlich ist. Was aber Geld und Geldeswert betrifft, so ist das eine Vorausnahme der Zukunft. Zur Zeit hat es mich wenig gekümmert. Jetzt aber, im vorgerückten Alter, mit körperlichen Gebrechen behaftet, fühle ich oft nur zu sehr den Abgang jener Bequemlichkeiten und Erleichterungen, die beim weiteren Vorschreiten endlich sogar zu Nothwendigkeiten werden. Hätte ich mich verheiratet, wie ich vielleicht gesollt, ich müßte geradezu mit Nahrungsorgen kämpfen.

In meiner neuen ämtlichen Bestimmung kam ich unter unmittelbare Leitung des Bureauchefs Baron Willersdorff, der im Jahre 1848 so viel von sich reden gemacht hat. Weit entfernt sei es von mir, daß ich die Rolle billige, die er in diesem letztern Jahre gespielt, ich theile vielmehr die allgemeine Verwerfung. Noch aber ist in mir das Gefühl der Bewunderung lebendig, das ich, trotz meiner Abneigung gegen ämtliche Dinge, für Baron Willersdorff damals fühlte, als ich mit ihm in geschäftliche Verührung kam. Dieser Scharfsinn, diese Ruhe, diese Gabe der Entwicklung und Darstellung, ja diese Festigkeit des Charakters — solange die Sache sich hinter dem Schreibtisch abmachen ließ — sind mir in der Folge nicht wieder vorgekommen, und ich fühlte wohl,

daß es ein Geschäftsgenie gebe, das sich in der Reihe der menschlichen Befähigungen jeder andern Genialität würdig an die Seite setzen könne. Er, in Verbindung mit Baron Rübek, hat Licht und Ordnung in das Chaos der österreichischen Finanzen gebracht. Unter seiner Leitung zeigte der Staatshaushalt im Jahre 1830 zum erstenmal seit Jahrzehnten einen Ueberschuß der Einnahmen gegen die Ausgaben. In demselben Jahre war das Patent schon gedruckt, durch welches der Zinsfuß der Staatsschuld von fünf auf vier Prozent herabgesetzt wurde, und wenn die Julirevolution in Frankreich um ein paar Monate später eintrat, so war die finanzielle Operation für alle künftige Zeiten vollbracht. Eben im Jahre 1830 widersezte er sich den Rüstungen, die das Land in eine neue Schuldenlast gestürzt haben und die, als man nach einigen Jahren die Kosten nicht mehr aufbringen konnte und sich zu Reduktionen genötigt sah, bei den spätern Katastrophen den Staat ohne Geld und ohne Soldaten gelassen haben. Er widersezte sich dieser Maßregel, obwohl er wußte, daß er damit das Todesurteil seines Einflusses aussprach. Er wurde auch unmittelbar von der Leitung der Finanzen entfernt und als Vizepräsident zu einer andern Hofstelle versetzt, wo er mit der Revision fremder Konzepte und der Ausbesserung orthographischer Fehler die achtzehn schönsten Jahre seines Lebens zubrachte. Diese Versetzung war mit Unwürdigkeiten begleitet, die verdienten, aufgezeichnet zu werden, aber nicht hierher gehören. Ob diese Ereignisse in ihm nicht einen Keim von Rachsucht, anderseits aber eine Abspannung erzeugt haben, die sich im Jahre 1848 als Wechsel von Schwäche und erkünstelter Energie darstellten, will ich nicht entscheiden.

Ich stand nie in besonderer Gunst bei Baron Pillersdorff. Nachdem er fruchtlos versucht hatte, mich in die höheren Geschäfte einzubeziehen, behandelte er mich mit Achtung, aber Gleichgültigkeit; demungeachtet drängt es mich, einer Zeit, die alles vergißt, ins Gedächtnis zurückzurufen, daß der Mann, über den jetzt jeder Tropf abspricht, seiner Zeit der Ausgezeichnetste unter den Ausgezeichneten war und dem Lande unendliche Dienste geleistet hat. Hier fällt mir ein Zug des Grafen Stadion ein, den ich nicht übergehen will. Graf Stadion, als Diplomat von Jugend auf, hatte, wie er selbst aufrichtig gestand, nur geringe finanzielle Kenntnisse. Seine Gegner, die ihm immer Verlegenheiten zu bereiten suchten, wollten schon früher dem Baron Pillersdorff eine andere Bestimmung geben. Nun war dem Grafen Baron Pillersdorff persönlich zuwider. Demungeachtet erklärte er jetzt, daß, wenn man ihm diesen ausgezeichneten Hilfsarbeiter entziehe, er sein Amt niederlegen müsse, das er ohne ihn fortzuführen

außer stande sei. Das ist groß, dünkt mich. Es hat zwar keine Beziehung auf mich, aber ich schreibe meine Erinnerungen, und da gehört meine Zeit ebensogut hinein als ich. Oder vielmehr, ich will mich amüsieren, und es freut mich, Personen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die mir wohlgevollet haben, der Übelwollenden war obuehin die größere Anzahl.

Wenn Baron Pillersdorffs Versuche, mir Interesse an den Geschäften beizubringen, fruchtlos waren, so lag die Ursache zum Theile darin, daß mich ein neuer dramatischer Stoff eingenommen hatte. Das Schicksal Napoleons war damals neu und in jedermanns Gedächtnis. Ich hatte mit beinahe ausschließlicher Begierde alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von andern geschrieben worden war. Es tat mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte Ähnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheuerem Abstände, tatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Börsartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der habsburgischen Dynastie in Osterreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Ähnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigentümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand. Um nun nicht ohne Not eigene Erfindungen einzumischen, fing ich eine ungeheure Leserei von allem an, was ich über die damalige österreichische und böhmische Geschichte irgend aufreiben konnte. Ja, selbst mit der mittelhochdeutschen Sprache — die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständnis alle Hilfsmittel fehlten — mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reichschronik Ottokars von Hornek war. Ich war damals noch fleißig und notierte und excerpierte in ganzen Massen.*)

*) Im Nachlasse des Dichters fanden sich auf Hunderten von Blättern, die eingehendsten geschichtlichen Vorstudien zum „Ottokar.“

Ich besand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Abbernheiten ausgeframt haben. In der That Abbernheiten. Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Anteil aus dem Reich des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldentaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwicklungen, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakespeare fand das, was man damals history nannte, vor und hat es eben auch kultiviert. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zutat das Interessante: die komischen Personen in Heinrich IV. nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzerreißenden Szenen in König Johann u. s. w.; zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Ubrigens, was ist denn Geschichte? Über welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.

Dies scheint im Widerspruch mit dem Obigen zu stehen, wo ich einen Wert darauf gelegt habe, daß alle Ereignisse im Ottokar entweder durch die Geschichte oder wenigstens durch die Sage beglaubigt seien. Ich habe es aber auch nur als eine Kuriosität angeführt, obgleich anderseits das den Schluß bildende und in seinen Wirkungen bis in die Gegenwart reichende Faktum, die Gründung der habsburgischen Dynastie in Oesterreich, der Wahrhaftigkeit der Ereignisse ein patriotisches Interesse verlieh.

Der Stoff hatte sich gegliedert, die Begebenheiten waren eingereiht, die Komposition mußte ich eine vorzügliche nennen: demungeachtet ging ich nur schwer an die Ausführung; ich hatte es nämlich mit einer Form zu tun, die mir durchaus nicht empfehlenswert schien: dem

historischen Drama. Ich hatte in meinen bisherigen Arbeiten immer die Ereignisse so nahe aneinander gedrängt als möglich, jetzt sollten entfernt liegende miteinander verbunden werden. Man hat viel über die drei Einheiten gespottet. Die Einheit der Handlung gibt jeder Vernünftige zu. Die Einheit des Ortes hängt mit der Einrichtung der alten Theater zusammen und wird nur bedeutend, wenn sie mit der dritten Einheit zusammenfällt. Diese dritte, die Einheit der Zeit, hingegen ist höchst wichtig. Die Form des Drama ist die Gegenwart, welche es bekanntlich nicht gibt, sondern nur durch die ununterbrochene Folge des nacheinander Vorgehenden gebildet wird. Die Nichtunterbrechung ist daher das wesentliche Merkmal derselben. Zugleich ist die Zeit nicht nur die äußere Form der Handlung, sie gehört auch unter die Motive: Empfindungen und Leidenschaften werden stärker oder schwächer durch die Zeit. Wenn ich den Zuschauer zwingen, die Stelle des Dichters zu vertreten und durch Reflexionen und Rückerinnerungen die weit entfernten Momente aneinander zu knüpfen, so verliert sich jene Unmittelbarkeit der Wirkung, welche die Stärke derselben bedingt und das Charakteristische des gegenwärtig Wirkenden ist. Der Eitelkeit des gegenwärtigen literarischen Publikums, welches mehr angeregt als befriedigt sein will, schmeichelt zwar dieses Mitgeschäftigsein, dieses Deuten und Suppliren; in die aufnehmende Empfindung kommt aber dadurch etwas Willkürliches, das dem Gefühle der Nothwendigkeit entgegengesetzt ist, welche die innere Form des Dramas ausmacht, wie die Gegenwart die äußere. Das Drama nähert sich dem Epos.

Was den Inhalt betrifft, so macht die Masse der Begebenheiten es unmöglich, jeder einzelnen ihr Recht widerfahren zu lassen; die Motive müssen verstärkt, die Charaktere dem Übertriebenen näher gebracht werden; bekanntlich aber sind das Bunte und Grelle eben nicht Zeichen eines guten Geschmacks.

Zu meinem Troste konnte ich mir übrigens sagen, daß mein Stoff wenigstens jenes Erfordernis habe, das eine historische Tragödie allein zulässig macht, daß nämlich die historisch oder sagenhaft beglaubigten Begebenheiten imstande wären, eine gleiche Gemüthswirkung hervorzubringen, als ob sie eigens zu diesem Zwecke erfunden wären.

Diese meine Bedenken und diesen meinen Trost werden freilich diejenigen lächerlich finden, für welche die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff ist. Ich muß mir ihr Lachen gefallen lassen, oder vielmehr ich bin so frei, ihnen dieses Lachen im verstärkten Maße zurückzugeben.

Meinem Zögern wurde durch ein immer heftiger werdendes Halsübel ein Ende gemacht, das, ohne daß ich jedoch ärztliche Hilfe an-

gewendet hätte, mich doch zwang, während eines ganzen Wintermonats mein Zimmer zu hüten. Oder vielmehr, nachdem die Abgeschiedenheit und Langeweile mich zum Beginn der Arbeit veranlaßt hatte, nahm ich mir vor, bis zum Abschluß mein Zimmer nicht zu verlassen, ging mittags in das gegenüberliegende Gasthaus „Zum Jägerhorn“ essen, kehrte aber unmittelbar in meine vier Wände zurück, die ich mit meinen Gestalten bevölkerte. Ich darf des Anteils nicht vergessen, den ein „Mars Moravicus“ in folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses Mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Diese Figur reizte mich an, meine Gestalten nach auswärts zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen. Ebenso hatte, als ich an den Argonauten schrieb, die turmartige Wendeltreppe in dem Hofe eines uralten Nachbarhauses, in den eines der Fenster unserer damaligen Wohnung ging, meiner Phantasie zu einem willkommenen Stützpunkt gedient.

Ich machte nun meiner freiwilligen Gefangenschaft ein Ende, und mein erster Gang war zur Theaterdirektion, der ich mein Stück überreichte, und zwar im Konzept, da, indem ich den Stoff so lange in mir getragen, das Niederschreiben beinahe ohne Korrektur von staten ging. Diesmal war Schreyvogel gleich von vorneher einverstanden. Wir ließen das Stück abschreiben und gaben es zur Zensur, von der wir keine Anstände besorgten, da, wenn das regierende Haus eigens einen Schmeichler bezahlt hätte, dieser der Handlung keine günstigere Wendung geben konnte, als die dramatische Notwendigkeit von selber aufgedrungen hatte.

Jetzt erhielten auch meine ämtlichen Verhältnisse eine günstige Wendung. Der sogenannte Ministerialkonzipist des Finanzministeriums, nämlich der Konzeptsbeamte, der, in der unmittelbaren Nähe des Finanzministers, im eigenen Bureau desselben fungierte, wurde befördert, und Graf Stadion verlieh mir augenblicklich diese Stelle, mit der außer dem gewöhnlichen Gehalte auch noch eine besondere Gratifikation von einigen hundert Gulden des Jahres verbunden war. Diese Beförderung erfreute mich um so mehr, als ich nun auch dem Hoftheater meinen Kontrakt als bestallter dramatischer Dichter zurückgeben konnte und von nun an freie Hand über meine Arbeiten hatte. Meine neuen Geschäfte waren höchst geringfügig und erhielten erst einige Bedeutung in Verhinderungs- und Krankheitsfällen des Ministerialsekretärs,

weil man dann die eingelangten Geschäftsstücke dem Minister persönlich vorzulegen und von jedem den Inhalt in kurzem anzugeben hatte, insolgedessen er die wichtigeren zur eigenen Lesung bei sich behielt, die andern aber zur Verteilung an die Departements zurückstellte. Auch dieser Teil der Geschäftsführung wurde nur dadurch beschwerlich, daß sich Graf Stadion, noch von seiner diplomatischen Laufbahn her, an eine sonderbare Verlehrung der Tageszeiten gewöhnt hatte. Er legte sich erst gegen Morgen zu Bette und stand auf, wenn die andern Leute sich zum Mittagmahl setzten. Da galt es denn, ihm nach Mitternacht, wenn er aus den Gesellschaften nach Hause kam, über Akten und Geschäfte Rechenschaft zu geben, was in halber Schlafrunkenheit nicht immer fließend von statten ging. Glücklicherweise war der Ministerialsekretär auf seine Sonnennähe so eifersüchtig, daß er so selten als möglich krank wurde und eine andere Abwesenheit sich nicht leicht zuschulden kommen ließ. Bei Reisen des Ministers aber, worunter besonders der Sommeraufenthalt auf seinen Gütern gehörte, fiel die ganze Last auf den Konzipisten, der ihn alsdann zu begleiten hatte, eine Last, die durch die peinliche Mittelstellung zwischen angenehmem Gesellschafter und untergeordnetem Beamten bedeutend erschwert wurde. Außer diesen Ausnahmefällen bestand das Geschäft des Ministerialkonzipisten nur in der Protokollirung der eingegangenen Stücke und ihrer Verteilung an die Departements. Mein Vorgänger hatte auch über diesen Teil seiner Amtsführung ein mysteriöses Dunkel zu verbreiten gewußt. Er lief zehnmal des Tages ab und zu. Man sah ihn nie ohne ein versperrtes Aktenportefeuille unterm Arm. Ein veredtes Stillschweigen deutete an, daß er weiß Gott was für Geheimnisse wisse. Nun gab es allerdings im Finanzministerium höchst wichtige und geheime Dinge, derlei kamen aber unmittelbar unter eigener Adresse und zu eigener Eröffnung an den Minister selbst, der klug genug war, sie erst nach der Bearbeitung und Ausföhrung, wenn sie aufgehört hatten, geheim zu sein, an das Protokoll zur Einschaltung abzugeben. Da ich nun über diesen Umstand auf Befragen kein Hehl hatte, meine unbedeutenden Geschäfte so einfach und schnell als möglich abtat, so verschwand bald der Nimbus meines Amtes, und alle, die meinen Vorgänger angestaut und ob seiner Geschäftslast bedauert hatten, sagten von mir: ich hätte nichts zu tun, worin sie der Wahrheit so ziemlich nahe kamen.

Des Hauptvorteils meiner Stellung, der Nähe des Ministers, sollte ich bald durch eigene Schuld verlustig gehen. Die Zeit meines eigentlichen Dienstes, der Sommer, kam, und ich mußte den Grafen auf seine Güter begleiten. Human, wie er war, zog er den jeweiligen ämtlichen Begleiter auch in seinen Familienkreis, und er hatte kein

Hehl, wie es ihn erfreue, seiner Familie, statt meines hornierten Vorgängers, einen Dichter und Mann von Geist zuführen zu können.

In Wien bestehen über meine geselligen Talente die entgegengesetztesten Ansichten. Die einen finden mich höchst liebenswürdig, die andern unerträglich. Ob die ersten recht haben, weiß ich nicht, die letztern können unzweifelhafte Erfahrungen für sich anführen. Den Erklärungsgrund bildet, daß für mich das Schrecken aller Schrecken die Langeweile ist. Die vorzugsweise Beschäftigung mit Büchern, mit guten nämlich, erzeugt eine Gewohnheit, interessiert zu sein, die sich endlich zum Bedürfnis steigert. Selbst mit geistlosen Menschen kann ich umgehen, wenn irgend ein Charakterzug, ja eine unschuldige Verkehrtheit hervortritt, die einen Anknüpfungspunkt darbietet. Weiter zu sein, ja selbst Spaß zu machen, fällt mir unter solchen Umständen nicht schwer, nur darf es nicht zu lange dauern oder sich zu oft wiederholen; wenn die Situation ausgekostet ist, hat der Reiz ein Ende. Unerläßliche Bedingung ist jedoch, daß ich mich unbefangen und ungehindert gehen lassen kann; treten Rücksichten ein, die diese Freiheit der Bewegung hemmen, dann wird mir der Zustand unleidlich. Gegenüber von unbedeutenden, gleichgültigen oder wohl gar übelwollenden Personen weiß ich mir sehr gut zu helfen, und zwischen der Ortsveränderung und der eigentlichen Grobheit liegen eine Menge Mittelstufen, deren ich mich in solchen Fällen schon mit Glück bedient habe. Sind es aber gute, wohlwollende, etwa gar Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, so gerathe ich in einen Zustand der Abspannung, der sich nur durch die Willkürlichkeit der äußern Bewegung vom Schlafe unterscheidet. Dadurch, daß ich mich dieses Mangels an Herrschaft über meine Stimmung, nicht vor andern, sondern vor mir selbst schäme, gerathe ich immer tiefer hinein, ein geistiges Dunkel umgibt mich, und ich weiß kaum mehr, was ich tue oder sage.

Die Familie des Grafen bestand aus seiner Gemahlin, einer, wie man sagte, aristokratisch stolzen, aber höchst gutmüthigen, nur auch ebenso hornierten Frau; aus zwei herangewachsenen Töchtern, die Geist haben mochten, sich aber immer in den Redeschränken wohlerzogener Komtessen hielten; einer Schwester oder Schwägerin, die etwas Spöttisches hatte, ohne durch ihr Wesen dazu berechtigt, oder aus jener Sphäre heraus zu sein, die selbst zum Gegenstand des Spottes macht; aus zwei Söhnen, von denen der eine später für kurze Zeit eine bedeutende Rolle gespielt hat, die aber damals ziemlich wilde Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren waren. Dazu kam ein Hofmeister, der in die Familienverhältnisse genug eingeweiht war, um in das leerste Gewäch ein Wort mit hineinwerfen zu können, der aber im Bewußtsein der

Atmosphäre sich wohl hütete, irgend etwas allgemein Interessantes zur Sprache zu bringen, obwohl er ein zwar etwas verworrener, aber wirklich bedeutender Mensch war. Wenn sich nun noch Besuche von adeligen Familien aus der Nachbarschaft oder von Diplomaten zweiten Ranges aus der ehemaligen Sphäre des Grafen einstellten, so gab das ein Gemenge und Getreibe, dem meine Kopfnerven durchaus nicht gewachsen waren. Als die Leersten und Geistlosesten zeigten sich die Diplomaten, und ich mußte in der Folge oft seufzen, wenn ich dieselben Namen in den politischen Verhandlungen früherer Zeit als Mitwirkende und Teilnehmer las. Sie unterhielten den Grafen mit einer ungesalzenen *chronique scandaleuse* aus ihrem Umgangskreise, man sah ihnen aber wohl an, daß sie auch bei ihrem gegenwärtigen Wirte nur Stoff zu Zwischenträgereien für die Unterhaltung der eben jetzt Verspotteten suchten. Der Graf wußte das so gut als ich, es kümmerte ihn aber nicht.

Er war überhaupt einer der charaktervollsten Männer seiner Zeit und übte über sich selbst eine unglaubliche Gewalt aus. Für das Gesellschaftliche war ihm freilich die Längeweile der Hofzirkel und der diplomatischen Salons eine gute Vorübung gewesen; demungeachtet aber blieb es bewundernswürdig, wie er jeder Lage eine Seite abzugewinnen wußte, um sich zu unterhalten oder zu zerstreuen, oder wenigstens die Zeit vorwärts zu schieben. Dieselbe Gewalt, die er über sich ausübte, forderte er aber auch, mit Recht, von jedem eigentlichen Manne, und ich bin überzeugt, daß er mir mein knabenhaftes Herrnuntarmeln sehr übelnahm, obgleich er nie davon ein Zeichen gab. Gerade diese Güte aber war es, die mir jedes energische Herausreißen unmöglich machte.

Wie nun auch immer, das Verhältniß gestaltete sich mir als unendlich, und als des nächsten Sommers die Zeit des Landaufenthaltes herankam, benützte ich eine leichte Unpäßlichkeit, um mich der Begleitung zu entheben, eine Gelegenheit, welche ein untergeordneter Beamter, der dem Grafen nicht unangenehm war, mit Begierde ergriff. Der vortreffliche Mann hat mich über alles das wahrscheinlich mehr entschuldigt, als ich mich selbst. Wie weit es aber doch etwa auf seine Geminnung einwirkte, konnte nicht deutlich werden, da er bald darauf starb.

Ich habe hier scheinbar einen langen Zwischenraum seit Überreichung meines *Ottos* übersprungen, der aber eigentlich keiner ist, denn zwei Jahre waren verfloßen, und ich stand mit meinem Stücke noch auf demselben Punkte. Es war bei der Zensur eingereicht worden, dort aber verschwunden. Es wußte niemand, wo es hingekommen sei.

Anfangs hieß es, es sei der Staatskanzlei mitgeteilt worden und befinde sich in den Händen des Hofrates Genz. Ich ging denn zu Genz.

Noch erinnere ich mich des widerlichen Eindrucks, den die Wohnung des Mannes auf mich machte. Der Fußboden des Wartsalons war mit gefütterten Teppichen belegt, so daß man bei jedem Schritte wie in einen Sumpf einsank und eine Art Seekrankheit bekam. Auf allen Tischen und Kommoden standen Glasglocken mit eingemachten Früchten, zum augenblicklichen Naschen für den sybaritischen Hausherrn, im Schlafzimmer endlich lag er selbst auf einem schneeweißen Bette im grauseidenen Schlafrocke. Ringsherum Inventionen und Bequemlichkeiten. Da waren bewegliche Arme, die Tinte und Feder beim Bedarf näher brachten, ein Schreibpult, das sich von selbst hin und her schob, ich glaube, daß selbst der Nachtopf, allensfalls durch den Druck einer Feder, sich zum Gebrauch darreichte. Genz empfing mich kalt, aber höflich. Er hatte mein Stück allerdings empfangen und gelesen, aber bereits wieder abgegeben. Ich ging. Neuer Kreislauf, neue Ungewißheit, zuletzt Verschwinden aller weitem Spur.

In welche Lage mich das setzte, kann jedermann denken. Es fiel mir nicht einmal ein, einen neuen Stoff zu wählen, denn wenn dieser loyal patriotische Anstände fand, was war irgend sonst durchzubringen?

Da kam endlich Hilfe von einer Seite, wo man's am wenigsten erwartet hätte. Die jetzige Kaiserin-Mutter, damals regierende Kaiserin, befand sich unwohl. Der Dichter Matthäus Collin, einer der Lehrer des Herzogs von Reichstadt, kam zu ihr, wahrscheinlich um Bericht über die Fortschritte seines Zöglings abzustatten. Da ersucht ihn die gebildete Frau, ihr Bücher zur Lektüre vorzuschlagen. Er nennt ihr einige Werke, die sie aber bereits kennt. Gehen Sie doch zur Theaterdirektion, sagt sie ihm, und fragen sie an, ob nicht irgend ein interessantes Manuskript vorliege, bei der künftigen Aufführung werde ich es mit doppeltem Interesse sehen. Collin geht zur Theaterdirektion und erfährt, daß nichts als unbedeutende Bluetten da seien, die erst durch die Aufführung einen Wert bekommen. König Ottokars Glück und Ende könnte allensfalls Ihre Majestät interessieren, es liege aber seit zwei Jahren bei der Zensur, und man könne es trotz aller Bemühungen nicht zurückerhalten. Collin nimmt seinen Weg auch zur Zensurhoffstelle, und als man dort den Zweck der Nachfrage erfährt, ist das Stück augenblicklich gefunden.

Collin liest es der Kaiserin vor, die nicht genug erstaunen kann, daß man das Stück verbieten wolle. In dem Augenblick tritt ihr

Gemahl ins Zimmer. Die Kaiserin teilt ihm ihre Verwunderung mit, und wie sie in dem Stücke nichts als Gutes und Löbliches gefunden. Wenn sich das so verhält, sagt der Kaiser, so mag Collin zur Zensur gehen und ihnen sagen, daß sie die Aufführung erlauben sollen. Collin, ein im höchsten Grade ehrenwerter Mann, hat den Vorgang vor niemand verhehlt, und so habe auch ich ihn erfahren. Und so bedurfte es eines Zufalls, um eine Arbeit, die mir, alles andere abgerechnet, eine mehr als jahrelange Sammlermühe gekostet, nicht aus der Reihe der Dinge verschwinden zu lassen.

Man ging nun an die Aufführung. Anschütz gab den Ottolar sehr gut. Die Schröder übernahm die kleine Rolle der Margarete. Es fanden sich für alle andern passende Schauspieler. Noch erinnere ich mich der Wunderlichkeit, daß Heurteur, der Darsteller des Rudolf von Habsburg, der alles bildlich nahm und wegen Unpäßlichkeit der Leseprobe nicht beiwohnen konnte, als er mir ein paar Tage darauf auf dem Glacis begegnete, anhielt, um mich über seine Auffassung der Rolle zu Räte zu ziehen. Nun, und wie wollen Sie den Rudolf spielen? fragte ich. Halb Kaiser Franz und halb Heiliger Florian, war seine Antwort. Sehr gut, versetzte ich. Wir gingen auseinander, und Heurteur gab seine Rolle höchst befriedigend.

Als der Tag der Aufführung kam,*) gab es ein Gedränge, dergleichen man im Hofburgtheater weder früher noch später erlebt hat. Leider konnte ich die Ehre dieses Zulaufs nicht bloß mir anrechnen, es war vielmehr das Gerücht, daß das Stück von der Zensur verboten gewesen sei, was dem Publikum die Aussicht auf ein allfälliges Scandal eröffnete. Als nun alles höchst loyal und unverfänglich ablief, selbst die Versuche, längstvergangene Ereignisse an neue und an gegenwärtig lebende Personen anzuknüpfen, nicht recht gelingen wollten, sah man sich in einem Teil seiner Erwartungen getäuscht. Zugleich war die Form des Historischen damals glücklicherweise noch nicht geläufig, man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die, wegen Mangels des Raums, auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermiste die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklimmt, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm mißfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höhern Bildung gibt. Es wurde ungeheuer viel geklatscht, oder vielmehr, da das Gedränge das Klatschen

*) 19. Februar 1825.

unmöglich machte, gejubelt und gestampft, aber ich merkte wohl, daß der Eindruck nicht lebendig ins Innere gedrungen war. Der Beifall erhielt sich bei allen Wiederholungen, demungeachtet war es, als ob das Stück durchgefallen wäre, wenigstens wichen mir alle Freunde und Bekannten aus, als ob sie ein Gespräch über das neueste theatra-
 lische Ereignis gefürchtet hätten. Am übelsten waren die Bewunderer meiner Sappho zu sprechen, sie wendeten auf das eine Stück an, was von dem andern galt, als ob sie von der Verschiedenheit der Stoffe gar keine Vorstellung hätten, und ich entfernte mich aus den wenigen Häusern, die ich bisher besucht hatte, um nur nicht sachunkundige Einwendungen in einem fort berichtigen zu müssen.

Was bei den übrigen heimlich rumorte, sprachen in höchster Ent-
 rüstung die in Wien lebenden Böhmen aus. Die tschechische Nation ist gewohnt, den König Ottokar als den Glanzpunkt ihrer Geschichte zu betrachten. Darin haben sie ganz recht; wenn sie ihm aber durch-
 aus löbliche Eigenschaften zuteilen, so widerlegt sie schon der Umstand, daß seine neuen Untertanen sich gegen ihn gewendet und seine alten ihn verlassen haben. Im ganzen dürfte meine Auffassung auch histo-
 risch ziemlich richtig gewesen sein. Wenn ich ihm etwas Zufahrendes und, wie ich es oben genannt, Wachtstubenmäßiges gegeben hatte, so war es, weil mir der Kaiser Napoleon vorschwebte; man kann aber nicht sagen, daß Ottokar nicht so gewesen ist, weil niemand weiß, wie er wirklich war. Die Aufzeichnungen über ihn sind höchst dürftig. Indem ich vorzugsweise österreichischen Quellen folgte, geriet freilich — was übrigens schon die dramatische Notwendigkeit forderte — die Haupt-
 figur etwas ins Dunkle, aber vor ein paar Jahren hatte man ein Stück: „Ottokar“ von Rozebue aufgeführt, in dem der Held zu einer Art Kinderschreck gemacht war, ohne daß jemand dabei ein Urges ge-
 habt hätte.

Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Auf-
 hezerei, und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzleirat böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Anteil an den ursprünglichen Zensurhindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihn nämlich im Ministerium des Außern das Fach der Zensur zugeteilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge. Um ihn und die Art, wie damals das Zensor-
 amt ausgeübt wurde, zu zeichnen, will ich einen guten Spaß anführen, obwohl er mich selbst nichts angeht. Baron Hormayr, dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte, hatte für sein eigenes historisches Taschenbuch einen Auf-
 satz: Philippine Welser, geschrieben. Als derselbe dem obgedachten

staatskanzleirätlichen Zensor in die Hände kam, erklärte er, darüber nicht aburteilen zu können. Da es sich um eine Mesalliance in dem kaiserlichen Hause handle, müsse vor allem der Chef des Hauses, der Kaiser selbst, befragt werden. Das ist allerdings richtig, versetzte Hornmahr, wenn Sie den Erzherzog Ferdinand hindern wollen, die Philippine Welfer zu heiraten. Sollte aber die Heirat schon vor dreihundert Jahren wirklich vor sich gegangen sein, so sehe ich nicht ein, was der Chef des Hauses noch dazu oder davon wegtun könnte.

Die nationale Aufregung, die von den böhmischen Studenten in Wien ausging, setzte sich aber auch nach Prag fort. Ich erhielt von dort anonyme Drohbriefe, von denen ich noch einen aufbewahre, wo schon auf der Adresse die Grobheiten beginnen, indes im Innern mit der Hölle als Strafe für meine teflischen Verleumdungen gedroht wird. Es ging so weit, daß, als ich im nächsten Herbst eine Reise nach Deutschland beabsichtigte und dabei Prag als eine der interessantesten Städte nicht übergehen wollte, meine Freunde mir ernstlich abrieten, weil sie von der gereizten Stimmung eine Gefahr für mich befürchteten. Ich ging trotz Stimmung und Warnung über Prag und habe während eines dreitägigen Aufenthaltes wohl schiefe Gesichter gesehen, aber sonst nichts Unangenehmes erfahren.

So lächerlich mir einerseits diese Übertreibungen eines im Grunde löblichen Nationalgefühles waren, so weh tat es mir anderseits, gerade des Löblichen der Grundlage wegen, ohne Absicht Anlaß gegeben zu haben, daß ein ehrenwerter, in denselben Staatsverband gehöriger Volksstamm sich meine harmlose Arbeit zu einer Verunglimpfung und Beleidigung formuliere. Ich wußte in der That nicht mehr, was ich tun sollte. Wo ich hintrat, stieß ich an; und wo ich Dank erwartet hatte, machte man mich für fremde Absurditäten verantwortlich. Es ist ein Unglück für Osterreich, in seinen Länderkomplex zwei der eitelsten Nationen dieser Erde einzuschließen, die Böhmen nämlich und die Ungarn. Damals schlummerte diese Eitelkeit noch und war in dem Streben nach einer allgemeinen Bildung eingehüllt, als aber in der Folge die deutsche Literatur die Nationalitäten hervorhob, wobei sie aber nicht die Deutschen zur Wahrung ihres Nationalcharakters ermuntern, sondern ihnen einen ganz neuen Charakter an bilden, sie aus einem ruhigen, verständigen, bescheidenen und pflichttreuen Volke zu Fenerfressern und Weltverschlingern machen wollte, da übersetzten Tschechen und Magyaren die deutsche Albernheit unmittelbar ins Böhmisches und Ungarische, dünkten sich originell in der Nachahmung und erzeugten jene Ideenverwirrung, die im Jahre 1848 sich so blutig Bahn gebrochen hat. Sie vergaßen dabei, alles andere abgerechnet, daß ein

Volksstamm kein Volk, so wie ein Idiom oder Dialekt keine Sprache ist, und wer nicht allein stehen kann, sich anschließen muß.

Da ich bei der damals in Deutschland herrschenden Erbitterung gegen Oesterreich nicht hoffen konnte, für meinen durchaus österreichisch gehaltenen Ottokar einen Platz auf den übrigen deutschen Bühnen zu finden, und zugleich in der Heimat Rücksälle der Zensur fürchtete, so hatte ich zugleich mit der Aufführung mein Stück im Druck erscheinen lassen, wo sich denn das Merkwürdige begab, daß mein Verleger an einem Tage, dem der Aufführung nämlich, neunhundert Exemplare verkaufte, ein Absatz, der sich freilich in der Folge ins natürliche Verhältnis zurücklenkte.

Als von einem gedruckten Stücke, für das man daher kein Honorar zu bezahlen brauchte, bereitete auch ein zweites Wiener Theater, das an der Wien, die Aufführung vor. Wie diese beschaffen war, kann man daraus abnehmen, daß der mit der Rolle des Ottokar betraute Schauspieler, der jetzt in Berlin engagierte Herr Rott, am Tage nach der ersten Darstellung im Burgtheater einen meiner Bekannten über den gestrigen Erfolg, vor allem aber über die Art fragte, wie Anschütz den Ottokar gehalten habe. Als dieser ihm sagte: streng, heftig, hart; erwiderte Rott, der das Stück noch gar nicht kannte: Ich werde ihn mild geben.

Ich muß noch eine Anekdote als hierher gehörig anführen, und zwar eine Zensuranekdote. Ein paar Jahre später fuhr ich mit dem Hiezingner Gesellschaftswagen von Hiezing nach Wien. Ich kam neben einen Hofrat der Zensurhoffstelle zu sitzen, der mir schon früher als Polizeidirektor in Venedig während meines dortigen Aufenthaltes alle Freundlichkeiten erwiesen hatte und mir bis auf diesen Augenblick immer zugetan geblieben ist. Er begann das Gespräch mit der damals in Wien stereotypen Frage: warum ich denn gar so wenig schriebe? Ich erwiderte ihm: er, als Beamter der Zensur, müßte den Grund wohl am besten wissen. Ja, versetzte er, so seid ihr Herren! Ihr denkt euch immer die Zensur als gegen euch verschworen. Als Ihr Ottokar zwei Jahre liegen blieb, glaubten Sie wahrscheinlich, ein erbitterter Feind verhindere die Aufführung. Wissen Sie, wer es zurückgehalten hat? Ich, der ich, weiß Gott, Ihr Feind nicht bin. — Aber, Herr Hofrat, versetzte ich, was haben Sie denn an dem Stücke Gefährliches gefunden? — Gar nichts, sagte er, aber ich dachte mir: man kann doch nicht wissen —! Und das sprach der Mann im Tone der wohlwollendsten Gutmütigkeit, so daß man wohl sah, der mit den Angelegenheiten der Literatur betraute Beamte habe nicht die geringste Vorstellung von literarischem Eigentum, sowie daß die Arbeit des

Dichters wenigstens ebensoviel Anspruch auf Geltung und Vergeltung habe, als die des Beamten oder des Handwerkers.

Daß unter diesen Umständen in dem damaligen Österreich für einen Dichter kein Platz sei, wurde mir immer deutlicher. Ich versank immer mehr in eine hypochondrische Stimmung, in der mich weder ein früher vorbereiteter Stoff zur Ausführung reizte, noch ein neuer hinzukam, welches letztere von da an der Grundtypus meiner poetischen Produktionskraft geblieben ist. Auf alte Stoffe zurückkommen, hat aber immer etwas Gefährliches. Selbst die Fortschritte in der Bildung, die man in der Zwischenzeit gemacht hat, werden zu Hindernissen. Man fühlt sich genötigt, am Plane zu ändern, was manchmal auf die Geschlossenheit der Form, manchmal sogar auf die Einheit der Anschauung von nachtheiliger Wirkung ist.

Mir war damals zu Mute, als ob ich nie mehr etwas schreiben würde. Dazu traten noch in Verwirrung gekommene Herzensangelegenheiten. Ich beschloß, dem Zustande durch eine Reise ein Ende zu machen.

Was die Herzensangelegenheiten betrifft, so werde ich, weder jetzt noch später, ihrer im einzelnen Erwähnung machen, obwohl sie eine große, obwohl leider nicht förderliche Rolle in meinem Entwicklungsgange gespielt haben. Ich bin Herr meiner Geheimnisse, aber nicht der der andern. Wie jeder wohlbeschaffene Mensch fühlte ich mich von der schönen Hälfte der Menschheit angezogen, war mit mir aber viel zu wenig zufrieden, um zu glauben, tiefe Eindrücke in kurzer Zeit hervorbringen zu können. War es aber die vage Vorstellung von Poesie und Dichter, oder selbst das Schwerflüssige meines Wesens, das, wenn es nicht abstößt, gerade aus Widerspruchsgeist anzieht: ich fand mich tief verwickelt, während ich noch glaubte, in der ersten Annäherung zu sein. Das gab nun Glück und Unglück in nächster Nähe, obwohl letzteres in verstärktem Maße, da mein eigentliches Streben doch immer dahin ging, mich in jenem ungetrübten Zustande zu erhalten, der meiner eigentlichen Göttin, der Kunst, die Annäherung nicht erschwerte, oder wohl gar unmöglich machte.

Eine Reise ist ein vortreffliches Heilmittel für verworrene Zustände. Dieses Mal sollte das Ziel der meinigen Deutschland sein. Die deutschen Größen hatten zwar so ziemlich Abschied genommen, noch aber lebte einer, Goethe, den zu sprechen oder auch nur zu sehen, mich im voraus glücklich machte. Ich war nie, wie damals der Modeton ging, ein blinder Anbeter Goethes, so wenig als irgend eines andern einzelnen Dichters. Da wo sie alle zusammentrafen, schien mir die Poesie zu liegen; die einzelnen Abweichungen gaben ihnen theils den Reiz der

Individualität, theils waren sie nicht frei von dem allgemeinen Los der Menschheit: zu irren nämlich. Besonders Goethe hatte sich seit Schillers Tode von der Poesie ab- und den Wissenschaften zugewendet. Indem er seine Wärme in zu viele Richtungen verteilte, wurde sie schwächer in jeder, seine neuesten poetischen Hervorbringungen waren lau oder kühl und, wenn er sich, der Haltung wegen, dem Antiken zuwendete, manieriert. Die Empfindungsmattigkeit, die er der damaligen Zeit mittheilte, hat vielleicht vor allem zum Verfall der Poesie beigetragen, indem sie der darauf folgenden Noth des jungen Deutschlands, der Volkspoesie und des mittelhochdeutschen Unsinn's Thür und Thor öffnete; das Publikum war froh, nur wieder etwas Substantielles zwischen die Zähne zu bekommen. Nichtsdestoweniger ist er einer der größten Dichter aller Zeiten und der Vater unserer Poesie. Klopstock hat den Anstoß gegeben, Lessing den Weg gezeigt, Goethe ist ihn gegangen. Vielleicht ist Schiller ein größeres Besitztum der deutschen Nation, denn ein Volk braucht starke, fortreizende Eindrücke, aber Goethe scheint der größere Dichter zu sein. Er füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menschlichen Geistes, indes Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. So wenig ich nun mit der neuesten Wirksamkeit Goethes einverstanden war und bei seinem damaligen ablehnenden Quietismus hoffen konnte, daß er den Dichter der Ahnfrau und des Goldenen Vließes nur irgend einer Beachtung würdigen werde, so war mir doch, als ob schon sein Anblick hinreichend wäre, mir neuen Mut in die Seele zu gießen. Dormit puer, non mortuus est.

Außer dieser echt katholischen Reliquienandacht zog mich auch noch der nur halb klare Gedanke nach Deutschland, mich umzusehen, ob da vielleicht ein Ort sei, wo man ungestörter der Poesie nachhängen könne, als in dem damaligen Wien.

Ich begab mich daher auf den Weg, und zwar allein, wie ich immer geliebt habe. In Prag genoß ich die verkörperten historischen Erinnerungen der herrlichen Stadt, und vorbereitete Stoffe aus der böhmischen Geschichte gingen auffordernd durch meinen Sinn. Von da über Teplitz nach Dresden und zwar mit dem Landkutscher, da es damals mit Reisegelegenheiten schlecht bestellt war. Den Weg verkürzte mir übrigens ein ältlicher Mann mit seiner jungen Frau, der unerschöpflich in dem Lobe von Prag war. Haben Sie die Gemälbessammlung gesehen? fragte er. Ich wußte gar nicht, daß es eine solche in Prag gab. Das sind Bilder! sagte er, besonders eines darunter von Raffael oder Gabriel, wie er heißt.

In Gießhübel hörte ich zuerst von einem, dem Anscheine nach vornehmen Mann den sächsischen Dialekt sprechen, und ich glaubte ver-

gehen zu müssen. Die österreichische Mundart ist plump, die sächsische aber abgeschmackt. Einen noch viel wunderlicheren Eindruck machte es auf mich, als ich in der Gegend von Meissen eine ziemlich hübsche Kellnerin mit einigen Fuhrleuten die größten Zoten in dem reinsten Deutsch vorbringen hörte. In Dresden zog mich die Bildergalerie so an, daß ich ihr fast meine ganze achttägige Zeit widmete und erst am letzten Tage nach Tharandt hinausfuhr, um doch auch etwas von der schönen Natur zu genießen. Winkler (Theodor Hell) nahm mich sehr gut auf. Sonst kannte ich niemand, als Tiedt, der mich in Wien besucht hatte, und Böttiger, mit dem ich zur Zeit der Sappho einmal Briefe gewechselt, wo denn mein Antwortschreiben sich in den anerkanntesten Ausdrücken erging, weil ich bei meinem schlechten Gedächtnisse und geringer Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ihn mit Vertusch in eine Person zusammenwarf, welcher letzterer bei mir durch seine Uebersetzung des Don Quichotte und seine Andeutungen über die spanische Literatur in gutem Andenken stand. Höchst komisch war es, als ich ihn besuchte und statt seiner eine junge Frauensperson, vielleicht seine Tochter, antraf, die eben des Vaters kleine antiquarische Sammlung reinigte. Sie hielt nämlich eben eine kleine, höchst obscöne Erzfigur mit einem für die Schamhaftigkeit viel zu kurzen Mantel in der Hand, an der sie unbefangen fortputzte, während sie mit mir sprach. Auch zu Tiedt ging ich, der mich für den Abend auf die Vorlesung eines Shakespeareschen Stückes einlud. Tiedt las vortrefflich, aber höchst ermüdend, da er zwischen den Akten keine Absätze machte und auch die redenden Personen weder durch die Namen, noch, mit Ausnahme der komischen Figuren, durch Abwechslung der Stimme bezeichnete. Die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer nickte daher auf den Sitzen ein und wurden nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt, in welche sie lebhaft mit einstimmten. Mich selbst strengte die Vorlesung so an, daß ich darauf bei sinkender Nacht eine Stunde im Freien herumgehen mußte, um meine Geister für den Schlaf in Ruhe zu setzen. An einem der folgenden Abende ließ er mir die Wahl des zu lesenden Stückes. Um den Umfang seines deklamatorischen Talentes kennen zu lernen, wählte ich ein antikes. Er las den Oidip auf Kolonos von Sophokles. Da war aber das Merkwürdige, daß er bei Lesung des Titels das zweite O in Kolonos kurz aussprach, also nicht wußte, daß es im Griechischen mit langem O geschrieben wird. Das Merkwürdigste aber, daß er nun auch durch das ganze Stück gegen Versmaß und Rhythmus immer Kolonos mit kurzem O las, als ob er den Text verbessert und nicht einen Boß geschossen hätte. Trotz seiner mannigfachen Gaben habe ich doch Tiedt nie leiden mögen. Im Romisch-

Parodischen ist er mitunter vortrefflich, und wenn nicht das Formlose seiner Anlage wäre, er hätte ein guter Lustspiieldichter werden können. Alles übrige ist gesucht und gemacht. Er und Jean Paul gehören unter die frühesten Verderber unserer Literatur.

Soll ich hier auch meine Meinung von Jean Paul niederschreiben, da sich später wohl keine Gelegenheit findet? Jean Paul hatte, im Gegensatz von Tieck, eine wirkliche und wahre Empfindung; er ging ihr aber als einem Genußmittel nach und verfiel dadurch in Empfindelei. Da nun zugleich seine Phantasie nicht gleichen Schritt hielt, so geriet er, so oft die Empfindung vorherrschte, in Nebelgestalten, und wenn er objektiv sein wollte, auf Gemeinheiten. Nur in seinen Stilleben gelang es ihm, beide zu vereinigen, und da ist er auch vortrefflich.

Wem es hart scheinen sollte, so begabte Schriftsteller als Kunstverderber bezeichnet zu sehen, der mag nur wissen, daß die jeweiligen Verderber der Kunst immer begabte Schriftsteller sind, da nur solche zur Billigung oder Nachahmung verlocken. Unbegabte verläßt man, und sie verderben niemanden als sich selbst.

Von Dresden ging es nach Berlin. Ich kannte von den dortigen Literatoren niemanden, wohl aber ein paar Justizkommissäre, vortreffliche Leute, die kurz vorher in Wien gewesen waren. Einer von ihnen war Vormund der Sängerin Sontag, und ich machte die Bekanntschaft dieser halben Landsmännin eben erst in Berlin. Überhaupt bildete damals das Königsstädter Theater die Hauptunterhaltung. Das königliche Schauspielhaus wurde, wenn ich mich recht erinnere, zur Zeit (im Jahre 1827 oder 1828) eben erst gebaut, und in dem prächtigen alten Opernhause waren die Milber und die Seidler schon bedeutend in der Abnahme. Ich war im Königsstädter Theater zugegen, als die Sontag nach ihrer ersten Pariser Reise zum erstenmal wieder auftrat. Das germanische Publikum empfing sie mit Pfeifen und Pöcen. Fort mit der Französin, wurde von allen Seiten gerufen. La petite morveuse war aber durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen, sie spielte und sang, als ob all der Lärmen sie nichts anginge, und am nächsten Abende war sie schon wieder der unbestrittene Liebling des Publikums. Das reizende Geschöpf von damals ist sie noch.

In die literarischen Bekanntschaften wurde ich durch einen mir bis dahin gleichfalls unbekannten Literator eingeführt, dessen erste Erscheinung aber mit einem höchst störenden kleinen Unglücksfalle begleitet war. Ich war eben am Rasieren, als mir der Kellner im „König von Portugal,“ wo ich wohnte, einen Offizier anmeldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich deckte daher schnell ein offenes Schnupftuch über das Rasier-

geräte und empfing den Fremden, der, in voller Uniform und mit Orden geschmückt, niemand anderer als Baron Lamotte Fouqué war. Wenn man gegenwärtig den Namen Fouqué nennt, so verziehen sich die Gesichter zu spöttischem Lächeln; damals aber war er in so hoher Geltung, daß ein großer Teil der Nation ihn dem Altmeister Goethe an die Seite setzte. Ich besitze noch ein gestochenes Porträt von ihm, das durch seine Inschriften und Embleme nicht weit von einer Apotheose entfernt ist. Überhaupt übersfällt einen Deutschen, der das sechzigste Jahr überschritten hat, ein wunderliches Gefühl, wenn er die unzähligen Geschmackswendungen, den immerwährenden Wechsel von philosophischen und sonstigen Überzeugungen sich zurückerst, die er in dieser Zeit erlebt: Überzeugungen, die von einer Überschwenglichkeit begleitet waren, die ihnen eine ewige Dauer zu versprechen schien, indes sie doch nach kaum mehr als zehn Jahren in nichts zerfloßen waren. Goethe, Schiller und Lessing sind zwar, die einzigen aus unserer ganzen Literatur, geblieben bis diesen Tag, niemanden aber fällt ein, zu glauben, daß der Wert dieser Heroen nicht bloß in ihrem Talent, sondern auch in ihren leitenden Grundsätzen lag. Man ändert, bessert, schreitet vor, und immer glaubt man wieder das Rechte gefunden zu haben. Da überschleicht einen solchen Beobachter denn wohl gar der Zweifel, ob aus einer so wetterwendischen, in ihren Ansichten so unklaren, in ihren Überzeugungen so schwankenden Nation je etwas Vernünftiges werden könne? Das war der Grund, warum ich im Jahre 1848 — doch davon zu seiner Zeit.

Gegenwärtig befinde ich mich in Berlin, Fouqué sitzt an meiner Seite, genießt eines nicht ganz unverdienten Ruhmes und ist demungeachtet so natürlich, lieb und gut, als nur immer möglich. Ich mußte ihm versprechen, mit ihm seinen kranken Freund Franz Horn zu besuchen, und er erbot sich, mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einzuführen. Als er ungefähr nach einer Stunde wieder ging, trat das Unglück ein. Ich wollte mein Rasiergerät wieder aufnehmen, über das ich ein Schmutztuch gebreitet hatte, vergaß, daß das Messer geöffnet war, und griff durch das Tuch in die Schneide, so daß ich mir das oberste Glied von dem Zeigefinger der rechten Hand vollkommen spaltete. Das Blut wurde schwer genug mit Wasser gestillt, man riet mir, ich glaube: Feuerschwamm auf die Wunde zu legen, die auch heilte, aber die getrennten Teile standen in zwei Hälften auseinander. Ich mußte chirurgische Hilfe ansprechen. Der Finger wurde von neuem zum Bluten gebracht und vereinigte sich endlich auch bei der Genesung. Die Narbe davon ist noch jetzt sichtbar. Dieser Umstand verbitterte mir ein wenig meinen Berliner Aufenthalt und war

zum Theil Ursache, daß ich meine Reise nicht bis nach Hamburg fortsetzte, wie anfangs meine Absicht war.

Ich fuhr nichtsdestoweniger fort, mir Berlin nach allen seinen Seiten anzueignen. Fouqué führte mich zu Franz Horn, der im Bette lag und aus dem Kranksein eine Art Geschäft zu machen schien. Über alles, was er dachte und sagte, war eine Mattigkeit verbreitet, die ich später auch in seinem Kommentar zu Shakespeare wiederfand. Er war der erste dieser Kommentatoren, die sich von Tieck bis Gerwinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen. Wenn ich Shakespeare verständlich nenne, so meine ich nicht, daß man ihn demonstrieren könne. Demonstrieren kann man überhaupt keinen Natur- und daher auch keinen vollkommen natürlichen Kunstgegenstand. Aber denselben Hamlet, den Goethe sich fruchtlose Mühe gegeben hat, zu deduzieren, versteht der Schneider in der vierten Galerie, das heißt, er findet es natürlich, daß die Menschen sich so und nicht anders benehmen, und faßt das Ganze in eine erhöhte Empfindung auf. Eine Dichtung mitleben heißt aber sie verstehen. Wir mindern Poeten müssen uns an die Konsequenzen der Natur halten, die großen Dichter sind aber nur darum groß, weil sie auch die Inkongruenzen der Natur zur Geltung und Wirklichkeit zu bringen imstande sind.

Ich glaube, es war auch Fouqué, der mich in die literarische Mittwochsgesellschaft einführte. Die Versammlung war nicht zahlreich, da der schönen Jahreszeit wegen die meisten sich von Berlin abwesend befanden. Ich lernte da Varnhagen und Chamisso kennen, der mir, bis auf seine langen Haare, sehr wohl gefiel. Varnhagen ging mit mir nach Hause. Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen, meinte er, er wolle seiner Frau — jener später bekannten Rahel, von der ich aber damals nichts wußte — meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben, war daher herzlich froh, als man uns an der Hausthüre sagte, die Frau Legationsrätin sei nicht daheim. Als wir aber die Treppe hinuntergingen, kam uns die Frau entgegen, und ich fügte mich in mein Schicksal. Nun sing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte, etwas einer Fee, um nicht zu sagen Hexe, ähnliche Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verslog oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben, oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört. Leider war es gegen das Ende meines Aufenthaltes, und ich konnte daher den Besuch nicht wiederholen.

Schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft besuchte mich ein Herr Stieglitz. Ich weiß nicht, war es derselbe Dichter, der später durch den Selbstmord seiner Frau eine so traurige Celebrität erlangt hat, oder ein anderer gleichen Namens. Meine bis heute währende literarische Unschuld hat öfter zu Verstößen und Verwechslungen Anlaß gegeben. Dieser schien ein bevorzugter Schüler Hegels zu sein. Nach den ersten Höflichkeiten fragte er mich, ob ich den großen Philosophen nicht besuchen würde. Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht getraue, da ich von der Wirksamkeit und dem System desselben nicht das Geringste wisse. Nun vertraute er mir, daß er mit Vorwissen Hegels komme, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich ging daher hin und wiederholte dem Meister, was ich dem Schüler gesagt hatte: der Grund, warum ich ihn nicht früher besucht, wäre, weil man bei uns erst bis zum alten Kant gekommen und mir daher sein, Hegels, System ganz unbekannt sei. Um so besser, versetzte, höchst wunderbar, der Philosoph. Es schien, als ob er besonders an meinem Goldenen Blicß Interesse genommen habe, obwohl wir uns kaum darüber und überhaupt über Kunstgegenstände nur im allgemeinen besprachen. Ich fand Hegeln so angenehm, verständig und rekonziliant, als ich in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden habe. Er lud mich für den folgenden Tag zum Tee, wo ich seine schlicht-natürliche Frau kennen lernte und auch die niedliche Sontag fand, so daß der Abend unter heiterm Gespräch und Musik verging, ohne daß man durch irgend etwas an den Ratheder gemahnt wurde. Ebenda erfolgte eine zweite Einladung, ich weiß nicht mehr zu Mittag oder Abend, indem mich zugleich Hegel um Erlaubnis bat, einen meiner Landsleute beziehen zu dürfen. Ich erwiderte, daß, wenn er die Ehre seiner Gesellschaft gönne, mir gleichfalls willkommen sein werde. Es zeigte sich am bestimmten Tage, daß damit Herr Saphir aus Wien gemeint war, der gerade damals sein Unwesen in Berlin trieb, sich aber dem Philosophen gegenüber sehr schweigselig und untergeordnet benahm. Man sagte mir, Hegel begünstige ihn, theils aus Lust an seinen wirklich oft guten Späßen, theils aber auch, um bei Gelegenheit durch ihn seine Gegner lächerlich zu machen. Es war das einzige Mal, daß ich mit Herrn Saphir unter einem Dache gewesen bin.

Für mein leibliches Wohl, doch nicht ohne Geistigkeit, sorgten vier oder fünf Justizkommissäre, von denen ich zwei, wie ich schon früher sagte, in Wien kennen gelernt, mit den übrigen aber in Berlin durch jene ersten bekannt geworden war. Sie luden mich in der Reihe zu Gast, wo ich denn bemerken konnte, daß, wenn man auch tagtäglich in Berlin frugaler lebe als in Wien, bei Gastmählern dagegen Wien

offenbar die Segel streichen müsse. Da einer von ihnen Mitdirektor des Königsstädter Theaters, ein zweiter aber Vormund der Sontag war, so fehlte auch die Liebliche höchst selten. Der Eifrigste unter ihnen war der Justizkommissär Marchand, der samt seiner vortrefflichen Frau mich mit Vorsorge überhäufte. Wo irgend eine lokale Merkwürdigkeit war, führte er mich hin, unter andern in die Weinhandlung zu Rutter und Wegener, wo sonst der phantastische Hoffmann seine Abende zubrachte. Hoffmann selbst — auch eine mit Unrecht vergessene Celebrität — war damals vor kurzem gestorben, und seine Zechbrüder saßen stumm und vereinzelt. Endlich kam auch ihr Matador, der Schauspieler Ludwig Devrient. Als man mich ihm vorstellte, benahm er sich wie ein im Geiste Abwesender, und auf meine spätere Frage: wo er wohne? sah er mich an, als über die Zumutung erstaunt, daß er selber wisse, wo er selber wohne. Erst nach ein paar Gläsern Wein kam er aus seinem Stumpfsinne zurück. Ich sah übrigens damals Devrient nicht spielen, weil, wie gesagt, das Schauspielhaus eben in Bane begriffen war. Ein paar Jahre darauf kam er nach Wien, und auch da habe ich ihn nur in weniger bedeutenden Rollen gesehen, da bei bedeutendern das Theater allzu überfüllt war. Ich erinnere mich daher keines, seinem großen Rufe entsprechenden Eindrucks. Nur eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle andern gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Szene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt und der Sohn, weil er ihn tot glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein, so bis ins Einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein zweites Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessierte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-im-Eisen-Platze im dritten Stode wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung, befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerks etwas Weißes, das ebenfogut ein Mann als eine Frau, oder wohl gar ein Stück aufgehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblicke aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermutung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Beschaffenheit der Linse, sondern von einer

Schwäche des Nerven herrühre, die sich durch Aufregung und Zufließen des Blutes für Momente verliert. Diese Schwäche meines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als zehn Jahren besuche ich keines mehr.

Auch an Gelegenheit, mit Höhergestellten in Beziehung zu kommen, fehlte es nicht. Man wollte mich in die Terebinthe eines Ministers, Stägemann, glaub' ich, hieß er, einführen, was ich aber ablehnte, weil ich weder den Tee noch die Minister liebe. Dem Fürsten Wittgenstein, damaligem Oberaufseher der Theater, meine Aufwartung zu machen, wurde ich so oft aufgemuntert, daß ich fast glaube, es lag die Absicht vor, mich mit dem Berliner Theater in eine Verbindung zu bringen. Ich ging aber nicht hin, da die Schaubühne im allgemeinen eine Schöne ist, der ich sehr gerne den Hof machen, die ich aber durchaus nicht heiraten will. Auch, so sehr mir Berlin gefiel, hätte es mir Wien nicht ersetzen können. Abgerechnet die Schönheit der Natur rings um die österreichische Kaiserstadt, ist, wie in Wien zu wenig Bildung, in Berlin zu viel. Nun hat aber die deutsche Bildung das Eigentümliche, daß sie sich gar zu gern von dem gesunden Urtheile und der natürlichen Empfindung entfernt. Auch war mir die Einstimmigkeit der literarischen Meinungen zuwider. Oft habe ich mich in Wien gefreut, wenn mir jemand sagte, er finde Goethe langweilig und Shakespeare roh; nicht als ob ich ihm recht gegeben hätte, sondern es war mir angenehm, daß ich bei meiner Frage nicht die Antwort schon voraus wußte. Nun herrscht zwar in Frankreich oder herrschte noch vor kurzem dieselbe Einstimmigkeit; dort geht sie aber aus dem Charakter der Nation wie eine Art Naturnotwendigkeit hervor, in Deutschland dagegen werden die Meinungen von Kriterien der Nation gegen ihre Natur — wie schon der ewige Wechsel zeigt — gewaltthätig aufgedrungen.

Da ich schon dabei bin, so interessiert mich, mich selber zu fragen, worin denn der Grund dieser literarischen Feigheit der deutschen Nation oder vielmehr des deutschen Publikums, d. h. des sogenannten gebildeten Theiles dieser in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Nation, allenfalls liegen mag? Mir scheint die Ursache in dem vielleicht durch das Klima bedingten Mangel eines starken Naturells, in der Sprödigkeit, um nicht zu sagen Stumpfheit der Auffassungsorgane, und der ihnen entsprechenden Begehrungen zu liegen, zusehends das Wirkliche nur einen schwachen Eindruck auf sie macht. Oder wenn dieser Eindruck auch stark im ganzen wäre, so fehlt die Unterscheidung der

Bestandteile der unendlichen Mannigfaltigkeit, die in jedem einzelnen liegt. Dadurch werden sie zu Allgemeinheiten und Abstraktionen hingezogen, die, da sie im Geiste keine hinlängliche Rechtfertigung finden, im Wirklichen aber keinen Maßstab und kein Gegenbild haben, man ihnen geben und nehmen kann, wie man will. Sobald man scheinbar ihren Verstand überzeugt hat, folgt das Naturell ohne Widerstand; dem scheint zu widersprechen, daß in der Iffland=Koszebueschen Zeit gerade die Darlegung der Einzelheiten des bürgerlichen Lebens Glück machte. Aber solche gedrückte Organisationen erfreuen sich auch, wenn man ihnen Unterschiede bemerklich macht, die ihrer eigenen Auffassung entgangen waren, nur fehlt dann das geistige Band, die Erhebung der Seele, die erst den eigentlichen Kunstgenuß ausmacht. Diese Lenkbarkeit, gegenüber welcher das: Es gefällt mir oder es gefällt mir nicht, keinen Grund ausmacht, ist, was ich die Feigheit des deutschen Publikums genannt habe. Ein feiges Publikum aber erzeugt endlich notwendig eine unverächtete Literatur.

Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke, die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam. Als er hörte, daß ich nach Leipzig gehe, erbot er sich mir zum Reisegesellschafter, was ich bereitwillig annahm. Des andern Tages machten wir uns auf den Weg, und zwar über Potsdam und Sanssouci, das ich mir eigens für diese Gelegenheit aufgespart hatte. Wir verfolgten dort alle Erinnerungen an Friedrich den Großen, der mir immer widerlich war, ohne deshalb weniger groß zu sein. Besonders, im Vergleich mit Napoleon, darum, weil seine Größe gerade im Unglück am leuchtendsten hervortrat, indes sie bei Napoleon sich jedesmal, und nur zu sehr, verdunkelte.

Von da machten wir uns auf den Weg nach Leipzig. Solange mein Geld währte, bestritt ich die Postpferde und die sonstigen Auslagen. Auf der Hälfte unserer Reise aber meinte ich, daß nun die Reihe an meinen Gefährten gekommen sei. Da fand sich nun aber zum beiderseitigen Schrecken, daß er ohne Groschen Geld war. Als ich nämlich in Berlin von der Seidler Abschied nahm, sagte ich, ich müsse zum Bankier gehen, um Geld zu beheben. Nachdem ich aber meine Barschaft überzählt hatte, fand ich, daß sie für die halben Reisekosten hinreiche, und beschloß, erst in Leipzig von meinem Kreditbrief Gebrauch zu machen. Mein Graf, der sein Geld in Berlin vertan hatte, zweifelte nach meiner Äußerung bei der Seidler nicht, daß ich

damit versehen sei, und beschloß echt edelmännisch, mein Schuldner bis Leipzig zu bleiben. Nun war Not an Mann, und mein Reisegefährte mußte seinen, wie es sich zeigte, höchst baufälligen Kredit anstrengen. Er fand aber doch, als in seinem Vaterlande und einer der besten Familien Sachsens angehörig, einmal einen Postmeister, der ihm Pferde auf künftige Zahlung gab, ein andermal jemanden, der ihm ein paar Taler borgte, und so kamen wir wie ein paar Lümpe in Leipzig an.

Dort war Messe und die Stadt überfüllt. Mein Graf verschaffte mir aber ein Stübchen im Hôtel de Bavière, dessen Eigentümer er mich, unter Nennung meines Namens, als einen Dichter aus Wien empfahl. Der Wirt aber kannte keinen Wiener Dichter, als den Spasmacher Castelli. Er nahm mich daher für diesen und behandelte mich als solchen mit vieler Aufmerksamkeit. Ich ließ mir das nach dem Vespasianischen Wahlspruch sehr gern gefallen und befand mich sehr wohl dabei.

In Leipzig lernte ich den Professor Wendt, der mir durch die Verwechslung seines Namens mit dem ähnlich klingenden West die Bekanntschaft Schreyvogels verschafft hatte, und den Justizrat Blümner, einen kenntnisreichen und sogar kunstverständigen Mann, kennen. Mit ihnen und meinem kreditarmen, aber gar nicht ungebildeten Reisegefährten brachte ich drei Tage recht angenehm zu.

Je näher die Zeit meiner Abreise heranrückte, um so schwerer wurde mir das Herz. Es ging nun nach Weimar. Einerseits freute ich mich darauf, anderseits aber sank meine ohnehin nicht große Meinung von mir selbst Grad für Grad in mir selbst zusammen. Übrigens mußte es sein, und ich fuhr in der Landkutsche ab. In Weisensfelds, wo der damals als Dichter und Kunsttrichter geschätzte und gefürchtete Adolf Müllner wohnte, hielten wir Mittag. Ich fuhr weiter, ohne ihn zu besuchen, obwohl mich sogar der Kellner im Wirtshause dazu aufforderte, mit dem Beisatze, daß der Herr Doktor sehr gerne Fremde bei sich empfangen. Der Mann hatte sich gar zu niederträchtig gegen mich benommen. Müllners Bosheit hinderte nicht, daß er doch so ziemlich der letzte sachkundige Kritiker in ästhetischen Dingen war. Es ist nämlich seitdem der Begriff von Kunst verloren gegangen, den Müllner wenigstens festhielt.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutschland bekannten Gasthose zum „Elefanten,“ gleichsam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da sandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr

Geheimerat habe Gäste bei sich und könne mich daher jetzt nicht sehen. Er erwarte mich für den Abend zum Tee.

Ich aß im Gasthause; durch meine Karte war mein Name bekannt geworden, und der Geruch desselben verbreitete sich in der Stadt, so daß es an Bekanntschaften nicht fehlte.

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar gewordenen Herrn Geheimerrats wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe mittags bei sich hatte — ein Hofrat Jacob oder Jacobs mit seiner ebenso jungen als schönen und ebenso schönen als gebildeten Tochter befand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj einen literarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete sich eine Seitenthüre und er selbst trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust, gerader, beinahe steifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er sprach mit diesem und jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengesetzten Seite des Zimmers stand. Er fragte mich, ob bei uns die italienische Literatur sehr betrieben werde? Ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, die italienische Sprache sei allerdings sehr verbreitet, da alle Angestellten sie vorschriftsmäßig erlernen mußten. Die italienische Literatur dagegen werde völlig vernachlässigt, und man wende sich aus Modeton vielmehr der englischen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimischung von Verbotheit habe, die für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur, vornehmlich der poetischen, mir nichts weniger als förderlich scheine. Ob ihm diese meine Äußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wissen, glaube aber fast letzteres, da gerade damals die Zeit seines Briefwechsels mit Lord Byron war. Er entfernte sich von mir, sprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte sich endlich, und wir waren entlassen.

Ich gestehe, daß ich mit einer höchst unangenehmen Empfindung in mein Gasthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt gewesen, Goethe hatte mich im Gegentheil freundlicher und aufmerksamer behandelt, als ich voraussetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Faust, Clavigo und Egmont, als steifen Minister zu sehen, der seinen Gästen den Tee gesegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten gesagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir fast lieber gewesen. Ich bereute fast, nach Weimar gegangen zu sein.

Demnach beschloß ich, den nächstfolgenden Tag zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Weimars zu verwenden und bestellte im Gasthaus die Pferde für übermorgen. Des nächsten Vormittags kamen Besuche aller Art, darunter der freundliche und ehrenhafte Kanzler Müller, vor allen aber mein Landsmann, der seit mehreren Jahren in Weimar angestellte Kapellmeister Hummel. Er hatte Wien verlassen, ehe ich durch meine poetischen Arbeiten die Aufmerksamkeit auf mich gezogen, wir kannten uns daher von früher gar nicht. Nun war aber die Freude fast rührend, mit welcher der sonst im Umgange trockene Mann mich begrüßte und sich aneignete. Einerseits brachte ich ihm wohl die Erinnerung an seine schwer verlassene Vaterstadt zurück, dann mochte es ihm wohlthun, in Weimar, wo er nur abschätzige Urtheile über die geistige Begabung Oesterreichs zu hören bekam, einen Landsmann literarisch geehrt und geachtet zu finden. Endlich bekam er Gelegenheit, mit einem Wiener wienerisch zu sprechen, welche Mundart er mitten unter Anderssprechenden rein und unverfälscht erhalten hatte. Ich weiß nicht, war es der Abstich oder habe ich in meinem Leben nicht so schlecht deutsch sprechen gehört. Während wir den Besuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten und Kanzler Müller, der meine Herabstimmung bemerkt haben mochte, mir versicherte, die Steifheit Goethes sei nichts als eigene Verlegenheit, so oft er mit einem Fremden das erste Mal zusammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächstfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern und bestellte die bereits für morgen besprochenen Pferde ab. Der Vormittag verging mit Besichtigung der literarisch berühmt gewordenen Örtlichkeiten der Stadt. Am meisten interessirte mich Schillers Haus, vor allem aber der Umstand, daß in des Dichters Arbeitszimmer, einem eigentlichen Dachstübchen im zweiten Stockwerke, ein Greis, der noch zu Schillers Zeit als Couffleur beim Theater gestanden haben soll, einen kleinen Knaben, seinen Enkel, im Lesen unterrichtete. Die offene und geistig angeregte Miene des Kleinen gab der Illusion Raum, als ob aus der Studierstube Schillers dereinst ein neuer Schiller hervorgehen könnte; was freilich nicht eingetroffen ist.

Die Ordnung der Tage verwirrt sich mir. Ich glaube, es war an diesem ersten, da ich bei Hummel zu Mittag aß, und zwar ganz allein mit seiner Familie. Ich fand da seine Gattin, die einst so hübsche Sängerin Mansfeld Röckel, die mir in Pagenkleidern und prallen seidenen Trifots noch immer vor der Erinnerung schwebte. Jetzt war sie eine tüchtige, ehrenwerte Hausfrau, die mit ihrem Gatten

an Freundlichkeit wetteiferte. Ich fühlte mich zur ganzen Familie mit Liebe hingezogen, so wie ich Hummel, trotz etwas Handwerksmäßigem in seiner Gesinnung, doch als den letzten unverfälschten Schüler Mozarts achtete und verehrte.

Abends ging ich mit Kanzler Müller ins Theater, wo man ein unbedeutendes Stück gab, in dem aber Graff spielte, der der erste Wallenstein Schillers gewesen war. Ich fand ihn durch nichts ausgezeichnet, und als man mir erzählte, daß nach jener ersten Vorstellung Schiller aufs Theater geeilt sei, Graff umarmt und ausgerufen habe: jetzt erst verstehe er seinen eigenen Wallenstein! dachte ich mir: um wieviel größer wäre der große Dichter geworden, wenn er je ein Publikum und echte Schauspieler gekannt hätte. Übrigens bleibt merkwürdig, wie der im Grunde wenig objektive Schiller sich in der Darstellung so ganz und gar objektivieren läßt. Er wurde bildlich, während er nur beredt zu sein glaubte. Ein Beweis mehr für sein unvergleichliches Talent. Bei Goethe ist gerade das Gegenteil. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es größtenteils auch ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Notwendigkeit. Das sind übrigens spätere Reflexionen, die gar nicht hierher gehören.

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit seiner Mittagsstunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäste waren schon versammelt, und zwar ausschließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj schon am Morgen nach jenem Teeabende mit ihrem Vater abgereist und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geschiedenen Tochter später so wert geworden ist, damals von Weimar abwesend war. Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Goethe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen. Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermesslichen Abstände beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Tränen aus. Goethe gab sich alle Mühe, um meine Ueberheit zu maskieren. Ich saß bei Tisch an seiner Seite, und er war so heiter und gesprächig, als man ihn, nach späterer Versicherung der Gäste, seit langem nicht gesehen hatte. Das von ihm belebte Gespräch ward allgemein. Goethe wandte sich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber sprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachts-

blatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über diese Reise nichts aufgeschrieben. Oder vielmehr, ich fing an, ein Tagebuch zu halten. Als mir aber durch meine Verwundung in Berlin das Schreiben anfangs unmöglich, später schwer wurde, entstand eine große Lücke. Das verleidete mir zum Theil die Fortsetzung, zum Theil währte die Schwierigkeit des Schreibens selbst noch in Weimar fort. Ich beschloß daher, unmittelbar nach der Rückkunft in Wien bei noch frischer Erinnerung das Fehlende nachzutragen. Als sich aber dort, wie man sehen wird, sogleich eine andere Beschäftigung aufdrang, kam die Sache in Vergeffenheit, und ich habe von diesem, ich hätte bald gesagt: wichtigsten Moment meines Lebens nichts als die allgemeinen Eindrücke im Gedächtnis behalten. Von den Tischereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gespräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Stücke Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschiede forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessierten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zuteil.

Als ich mich des andern Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkappchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen. Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen schien, worin er freilich gewissermaßen sich selbst lobte, denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflegt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen

haben: daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es größtentheils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit heraustrat und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen. Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Österreich in Karlsbad bezog; endlich das kaiserlich österreichische Privilegium gegen den Nachdruck für seine gesammelten Werke. Auf letzteres schien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konservative Haltung Österreichs gefiel oder, im Abtich der sonstigen literarischen Vorgänge in diesem Lande, als Kuriosum. Diese Schätze waren, halb orientalisches, jedes Zusammengehörige einzeln, in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und Goethe benahm sich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs liebevollste entlassen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu besuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Besuch ihm durchaus nicht unangenehm sein. Erst später fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwissen gesagt haben konnte.

Nun begab sich meine zweite weimarische Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethen gegenüber vorgebracht zu werden. Dann habe ich meine eigenen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt; im Abstände von dem Frühergewesenen, namentlich hier in der Vaterstadt der deutschen Poesie, kamen sie mir höchst roh und unbedeutend vor. Endlich habe ich schon gesagt, daß ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen hatte, welches Gefühl sich in Weimar bis zur eigentlichen Niedergedrücktheit vermehrte. Goethen aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich.

In diesem Ansturm war übrigens doch auch ein Körnchen Sinn. Goethes damalige Abneigung gegen alles Heftige und Gewaltthätige war

mir bekannt. Nun war ich aber der Meinung, daß Ruhe und Gemessenheit nur demjenigen anstehe, der imstande ist, einen so ungeheuern Gehalt hineinzulegen, als Goethe in der Iphigenie und im Tasso getan hat. Zugleich meinte ich, daß jeder die Eigenschaften ins Spiel bringen müsse, in denen er seine Stärke hat. Das waren nun bei mir damals warme Empfindung und starke Phantasie. Die Gründe einer solchen Abweichung von seinen Ansichten ihm selbst gegenüber zu verteidigen, fühlte ich mich, auf meinem damaligen Standpunkte der unbefangenen Anschauung, viel zu schwach; seine Darlegung aber mit einer geheuchelten Billigung oder einem lügenhaften Stillschweigen hinzunehmen, dazu hatte ich vor ihm viel zu viel Ehrfurcht.

Wie nun immer, ich ging nicht hin, und das hat Goethen verstimmt. Mit Recht mochte es ihm auffallen, daß ich die dargebotene Gelegenheit, mich über meine Arbeiten und mich selbst aufzuklären, so gleichgültig veräumte. Oder er kam der Wahrheit näher und meinte, daß die Ahnfrau und die Vorliebe für ähnliche, ihm widerliche Ausbrüche bei mir noch nicht erloschen sei. Oder er durchsah meine ganze Stimmung und urtheilte, daß Unmännlichkeit des Charakters auch ein bedeutendes Talent zugrunde richten müsse. Er war von da an viel kälter gegen mich.

Was aber jene Unmännlichkeit betrifft, so gestehe ich und habe schon gestanden meine Schwäche, so oft ich mich einer verworrenen Masse von kleinen Beziehungen, vor allem aber dem Wohlwollen, der Ehrfurcht und der Dankbarkeit gegenüber befinde. So oft ich mir das Widerstrebende scharf begrenzen konnte, sowie im Ablehnen des Schlechten und im Beharren auf der Überzeugung, habe ich früher und später eine Festigkeit bewiesen, die man freilich auch Hartnäckigkeit nennen könnte.

Im allgemeinen aber kann man wohl aussprechen: Nur aus der Verbindung eines Charakters mit einem Talente geht das hervor, was man Genie nennt.

An einem dieser Tage wurde ich auch zum Großherzoge beschieden, den ich im sogenannten römischen Hause in all seiner Schlichtheit und Natürlichkeit antraf. Er unterhielt sich über eine Stunde mit mir, und meine Schilderung der österreichischen Zustände schien ihn zu interessieren. Nicht er, aber die meisten übrigen ließen einen Wunsch durchblicken, mich für das Weimarer Theater zu gewinnen, ein Wunsch, der nicht zugleich auch der meinige war.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthalts von Goethe Abschied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte sich, daß ich schon so früh Weimar verlasse, und fügte hinzu, daß, wenn ich später

von mir Nachricht geben wolle, es sie sämmtlich erfreuen werde. Also „sie“ in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abstände, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Am Tage meiner Abreise gab mir das sämmtliche Weimar einen Abschiedschmaus im Schützenhause, zu dem Goethe auch seinen Sohn hinausgeschickt hatte. Es ging sehr lebhaft her, und auf mein Wohl und eine glückliche Reise wurde vehement getrunken. Ich war damals eine deutsche Celebrität. Das Interessanteste war mir mein Landsmann Hummel, der sich zum Schlusse ans Klavier setzte und phantasierte, wobei er die Melodie des sächsischen Posthornes zum Thema nahm. Ich habe ihn weder früher noch später so hinreißend spielen gehört.

Endlich saß ich im Wagen und fuhr über Jena nach Kahla. In Jena wurden Pferde gewechselt. Da aber eben Ferienzeit war, sah ich nur einige Studenten in ihrer damals noch höchst wunderlichen Tracht. Vor Kahla wäre ich bald in die Saale gefallen. Ich war bei hereinbrechendem Abend im Wagen eingeschlafen, und der Postillon ahnte mein Beispiel nach. Plötzlich erweckte mich ein lautes Geschrei. Es kam von einem Manne, der in die Zügel der Pferde griff, die bereits mit den Vorderfüßen auf dem Abhange standen, der hoch und steil in den Fluß hinuntergeht.

Man hatte mir die Verbindung mit Süddeutschland von Kahla aus als leicht dargestellt. Ich hatte aber alle Mühe, dort oder in der Nähe mit einer ungeheuren Diligence zusammenzutreffen, in der ich, auf gräßlichen Wegen, als einziger Passagier in der Nacht den Thüringer Wald passierte. Auch in Koburg mußte ich einen Tag verweilen, wo ich mich gräßlich langweilte, ohne bei meiner geringen literarischen Topographie zu wissen, daß sich der Dichter Rückert dort aufhielt, der mir am Ende vielleicht noch übel genommen hat, daß ich ihn nicht besuchte. Endlich traf ich mit einem leidlichen Silwagen zusammen, der mich bis nach München brachte.

München war damals im Entstehen. Von all den jetzigen Prachtgebäuden war erst die Glyptothek fertig, und zwar auch erst von außen. Von den Deckengemälden im Innern war erst der Göttersaal im Angriff. Ich hatte den Genuß, mit Cornelius auf den Gerüsten herumzusteigen und in ihm den einzigen Maler kennen zu lernen, bei dem das deutliche Bewußtsein der Idee der Gediegenheit der Verwirklichung nicht im Wege stand.

In ein naheß Verhältniß kam ich mit dem damaligen Minister Schenk, einem liebenswürdigen und poetisch begabten Manne. In seinem Hause, in dem er damals eine nicht mehr ganz jugendliche, aber höchst anziehende Verwandte beherbergte, habe ich sehr glückliche Stunden verlebt. König Ludwig hat weder damals noch später von mir Notiz genommen.

Der Aufenthalt in München und die Reiseeindrücke überhaupt hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen, das ich, statt eines langweiligen Verkehrs durch Briefe, Goethen zueignen wollte.

Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem literarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren. Diese wollte ich nun einen nach dem andern vornehmen, jedes Jahr ein Stück schreiben und dem hypochondrischen Grübeln für immer den Abschied geben.

Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Zensurschwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Bancannus, dem „treuen Diener seines Herrn,“ obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen. Ich war auf ihn folgenderweise gekommen.

Als die damals regierende Kaiserin zur Königin von Ungarn gekrönt werden sollte, kam ihr Obersthofmeister, Graf Dietrichstein, zu mir und forderte mich im Namen der Kaiserin auf, ein Stück zu schreiben, das bei ihrer Krönung in Preßburg gespielt werden könnte. Mir war nicht unlieb, durch einen solchen Anlaß von außen aus meinem Schwanken von einem Stoff zum andern und überhaupt zur Tätigkeit gebracht zu werden. Ich nahm daher die ungarischen Geschichtschreiber Bonfinius und Istvanfynus vor und hatte auch bald eine passende Fabel gefunden. Es war die Geschichte jenes Auftruhres, der gegen den König Stephan und seine bayrische Gemahlin Gisela theils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christentum, theils aus alter Abneigung gegen die Deutschen entstand. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Auftruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im „Treuen Diener“ der Palatin Bancannus.

Als ich jedoch die Sache näher betrachtete, fanden sich bedeutende Schwierigkeiten. Einmal schien es wunderlich, zur Feier eines Krönungsfestes die Geschichte eines Auftruhres zu wählen. Dann wären

in meinem Stücke zwei Kalenderheilige vorgekommen: der heilige König Stephan und sein Sohn Emerau; eine Profanation, welche die Zensur nie zugegeben hätte. Ich erklärte daher dem Grafen Dietrichstein auf seine Anfrage: ich hätte keinen passenden Stoff gefunden. Man ließ demnach für die Gelegenheit von einem höchst subordinierten Schriftsteller ein anderes Stück schreiben, dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden.

Bei Durchgehung der ungarischen Chroniken geriet ich auf den Palatin Bancbanus, dessen Geschichte ich darum eine Sage genannt habe, weil dasselbe Ereignis in zwei Epochen mit geringen Verschiedenheiten zweimal vorkommt und daher wahrscheinlich nichts als eine Einkleidung für die Abneigung der Ungarn gegen die Deutschen ist.

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinn, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort, trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Bancbanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann geschildert ist.

Das Stück erfuhr gar keine Hindernisse von Seite der Zensur und wurde, ohne daß fast ein Wort gestrichen worden wäre, mit ungeheuerem Beifall aufgeführt.*) Am Schluß des dritten Aufzuges beehrte das Publikum den Verfasser. Als dieser nicht erschien, währte das Klatschen und Rufen beinahe bis zur Respektwidrigkeit gegen den anwesenden Hof, den ganzen Zwischenakt hindurch. Nach dem vierten Aufzuge ließ mich der Oberstkämmerer und, als solcher oberster Leiter des Theaters, Graf Czernin, rufen, um mir im Auftrage Sr. Majestät zu sagen, daß dem Kaiser mein Stück sehr gefalle, und daß, wenn das Publikum mich am Schluß wieder zu sehen begehre, ich mich demselben zeigen sollte. So geschah es. Der Beifall wollte nicht enden, ich erschien auf der Bühne und stattete durch eine stumme Verbeugung meinen Dank ab. Meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfnis befriedigte.

Des nächsten Vormittags wurde ich zum Präsidenten der Polizeihofstelle, Grafen Sedlnitzky, berufen. Mir schwante nichts Gutes und

*) 28. Februar 1828.

ich ging. Der Graf empfing mich sehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit. Er sagte mir, er habe den Auftrag von Sr. Majestät, mir zu eröffnen, daß Höchstdenenselben mein Stück sehr wohl gefallen habe. Ich versetzte, daß ich dasselbe schon gestern durch den Grafen Czernin erfahren hätte. Graf Sedlnitzky fuhr fort: das Stück habe Sr. Majestät so sehr gefallen, daß Sie alleiniger Besitzer desselben zu sein wünschten. Ich fragte: wie das zu verstehen sei? Die Antwort war: ich sollte mein ursprüngliches Manuscript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und einzelnen Rollen abgefordert und das Ganze in der Privatbibliothek des Kaisers aufgestellt werden, der alleiniger Besitzer des Stückes zu sein wünsche, weil es ihm gar zu gut gefallen habe. Man werde mir jeden Vorteil ersetzen, der mir aus der Auf- führung auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, es wäre vielmehr die Meinung, daß ich in meinen Forderungen nicht allzu ängstlich sein sollte; Se. Majestät seien sogar zu Opfern bereit. Auf meine Entgegnung: man werde mich doch nicht für so erbärmlich halten, daß ich eine meiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man mir: die Frage ob? wünschten Se. Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen, es handle sich nur um das: wie? — Ich führe das alles wörtlich genau an.

Da man mir mein Stück im Notfalle auch ohne Einwilligung wegnehmen konnte, dachte ich auf Auskunftsmittel. Ich sagte daher der Wahrheit gemäß, daß ich gar nicht mehr Herr über mein Stück sei. Ich selbst hätte mein Manuscript abschreiben lassen, beim Theater sei es wiederholt kopiert worden. Jedermann wisse, daß die mit der Kopiaturs betrauten Souffleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben. Der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne meine Schuld, der Öffentlichkeit entzogen werde. Ich sah, mit welcher Freude der Präsident diese meine Äußerung aufnahm, wie denn überhaupt in dem ganzen Vorgange ebenso gut ein Tadel gegen die Zensur, die mein Stück erlaubt, als gegen mich selbst, der es geschrieben hatte, verborgen lag. Er forderte mich auf, diese meine Bemerkungen schriftlich aufzusetzen und ihm zur weiteren Beförderung zu überreichen.

Das geschah. Ich setzte meine innern und jene äußern Gründe auseinander und übergab die Schrift dem Präsidenten. Als ich nach einiger Zeit wiederholt des Erfolges wegen nachfragen wollte, wurde ich nicht mehr vorgelassen, indes man mich vorher mit Zuorkommenheit empfangen hatte. Die Sache war eingeschlafen. Das Stück wurde noch ein paarmal gegeben und dann zurückgelegt. Als ich es für

den Druck einreichte, erhielt ich das Imprimatur, ohne daß ein Wort gestrichen worden wäre.

Was dem Kaiser an diesem bis zum Übermaß loyalen Stücke mißfallen, oder wer ihm, nachdem er es selbst mit Beifall angesehen, etwas darüber ins Ohr gesetzt habe, ist mir bis auf diesen Augenblick ein Geheimniß geblieben. Personen, die, ohne zur nächsten Umgebung des Kaisers zu gehören, doch mit dieser Umgebung genau bekannt waren, haben nichts darüber erfahren können. Nur so viel weiß ich, daß der Polizeipräsident selber völlig im Dunkeln war, woher auch seine Verlegenheit entstand. Wie viel in dem ganzen Vorgang Aufmunterung zu künftiger poetischer Produktion lag, überlasse ich jedem zu beurtheilen.

Bei meiner Zurückkunft aus Deutschland hatte ich mir vorgenommen, meine erste poetische Arbeit Goethen zuzueignen und deshalb unterlassen, ihm, nach seiner Erlaubnis, zu schreiben. Als es nun an den Druck des Treuen Dieners ging, fand ich das Stück viel zu roh und gewaltthätig, als daß ich glauben konnte, daß es auf ihn einen guten Eindruck machen werde. Ich unterließ daher die Dedikation, und da ich auch vorher unterlassen hatte, ihm zu schreiben, so mochte Goethe wohl denken, mein Besuch in Weimar sei nur eine Sache der Mode und der Neugier gewesen, und ich fühlte nicht jene Liebe und tiefe Verehrung für ihn, die ich bewahren werde bis ans Ende meiner Tage. Er hat in der Folge dieser und jener in Schriften und Gesprächen erwähnt; meiner nie. Es scheint, er warf mich mit dem übrigen Gesindel zusammen.

Um diese Zeit — ich weiß nicht mehr die Folge der Jahre — trat auch eine Änderung in meiner ämtlichen Bestimmung ein. Ich führe sie nur an, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie ich immer in meinem Vaterlande behandelt wurde. Ich war in meiner Anstellung als Ministerialkonzipist an die Person des Finanzministers angewiesen und bezog in dieser Eigenschaft eine jährliche Gehaltszulage. Nach dem Tode des Grafen Stadion kam ein neuer Finanzminister, ein gutartiger, rechtschaffener, aber höchst bornierter Mann, eigentlich nur ein Namensträger für den Vizepräsidenten Billersdorff, der die Geschäfte leitete. Dieser herzensgute Mann, der gegen jedermann wohlwollend war, hatte eine eigene Abneigung gegen mich gefaßt. Ich weiß nicht, war die Ursache, daß ich in früherer Zeit unfreiwilliger Zeuge der geringschätzigen Art sein mußte, mit der ihn sein damaliger Vorgesetzter, Graf Stadion, behandelte, oder war es der Nachklang einer Polizeigeschichte, die ich früher übergangen habe, jetzt aber doch als charakteristisch für die damalige Zeit anführen muß.

In Wien bestand seit mehreren Jahren eine lustige Gesellschaft, die sich und ihren Versammlungsort die Ludlamshöhle nannte. Anfangs höchst zufällig durch das Zusammenkommen einzelner Literatoren in einem Gasthose gegründet, fanden sich bald ohne Wahl Gesellschafter aller Art ein, so daß das Ganze den Charakter von niedriger, ja obscöner Späßmacherei bekam. Die Bessern darunter änderten ihr Lokal, schlossen die räudigen Schase aus und verfaßten sogenannte Statuten, die nichts als die Abhaltung der Unanständigkeit bezweckten. Die neue Gesellschaft fand großen Anklang, und bald gehörten alle bessern Maler, Musiker und Literatoren der Residenz ihr an. Die Leute besaßen auch, theils durch natürliche Anlage, theils durch lange Gewohnheit, eine Virtuosität im nicht unanständigen Spaß, daß es etwas Ähnliches, wenigstens in Deutschland, wahrscheinlich nie gegeben hat. Vorlesungen, improvisierte Parodien am nämlichen Abend im Theater neu aufgeführter Stücke, Gesang, Musik, unschuldiger Spott ließen die Stunden im Flug vorübergehen. Durchreisende Künstler und Literatoren suchten und fanden Zutritt und haben noch lange später gestanden, gleich vergnügte Abende niemals und nirgends zugebracht zu haben. Mein Altersgenosse, Baron Zedlitz, der damals noch im Gegensatz seiner jetzigen diplomatischen Richtung stand, hatte sich gleichfalls aufnehmen lassen, und nun drang alles so sehr in mich, ein Gleiches zu tun, daß die Weigerung beinahe zur Unhöflichkeit geworden wäre. Ich ging einmal hin, mir die Sache anzusehen, wurde durch Akklamation zum Mitgliede aufgenommen und brachte von da an einige vergnügte Abende dort zu. Vorgelesen habe ich in der Gesellschaft nichts als jene Vision, die ich bei der Genesung des Kaisers Franz von einer schweren Krankheit schrieb und die, im höchst loyalen Sinne, eine unglaubliche Wirkung in der ganzen Monarchie hervorgebracht hat. Ubrigens währte meine Mitgliedschaft nicht länger als sechs oder acht Wochen, ja ich glaube, daß mein und Zedlitzens Beitritt die Katastrophe herbeigeführt oder doch beschleunigt hat.

Es war damals ein Polizeidirektor in Wien, den ich wohl einen Schurken nennen darf, da er wenig später wegen Geldunterschlagung sich selbst den Tod gegeben hat. Er hatte damals eine Beförderung im Sinn, und da er den Widerwillen, um nicht zu sagen die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, so beschloß er, um sich ein Verdienst zu machen, die Ludlamshöhle als geheime Gesellschaft zu behandeln und als solche aufzuheben. Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammelungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus. Ja, man hatte ihnen sogar Geldbeträge, die sie von dem Ueberschuß der eingegangenen Strafgeselder für wohlthätige An-

stalten alljährlich abführten, als von dieser Gesellschaft herrührend ämtlich quittiert.

Trotz dem allen wurde das Versaumlungslokal in einem Gasthause bei tiefer Nacht von Polizeibeamten überfallen, die Türen gesprengt, die vorhandenen Schriften und Musikalien weggenommen und im Triumph davongetragen. Am darauffolgenden frühen Morgen fanden sich bei mehreren Mitgliedern, aber wohlgerneht nur bei Schriftstellern, worunter auch ich gehörte, gleicherweise Polizeibeamte ein, welche die Schriften versiegelten, Protokolle aufnahmen und mit einer Wichtigkeit die Verhöre betrieben, als ob das Heil des Staates in Gefahr stünde. Ich durfte denselben Tag meine Wohnung nicht verlassen, ja nicht einmal meinen Bedienten ins Gasthaus um Essen schicken. Ein Polizeidiener holte das Mittagsmahl, das wir, ich mit dem Zurückgebliebenen der beiden Beamten, mein Bedienter mit dem im Vorzimmer aufgestellten Polizeidiener, gemeinschaftlich verzehrten.

Ob schon die Polizeibehörde noch am Abende des nämlichen Tages merkte, daß sie eine Dummheit begangen habe, trieb sie es doch bis zum wirklichen Urteilspruche, der, als über ein schweres Polizeivergehen, die bürgerliche Stellung der in der Gesellschaft befindlichen Beamten gefährdet hätte. Das Urteil wurde nun zwar von der politischen Oberbehörde als lächerlich kassiert; für die Angstlichen und Schwarzeher blieb aber immer eine Makel auf denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten.

Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm.

Unter die Angstlichen und Schwarzeher, deren ich oben erwähnt habe, gehörte nun auch mein Vorgesetzter, der Finanzminister. Wenigstens als ich mich, da eben Staatspapiere nach Brüssel zu überbringen waren, zur Reise erbot, lehnte er es gegen den Kanzleidirekter ab, und zwar darum, weil ich ein Mitglied der Rudlam gewesen sei. Diese Abneigung hatte zur Folge, daß, indes allen vom Grafen Stadion hinterlassenen Ministerialbeamten ihre Gehaltszulagen ohne Weigerung ausgezahlt wurden, der uene Minister nur bei mir eine Ausnahme machte und ich nach Verlauf jedes Quartals Vorbitter und Protektionen bedurft hätte, um zum Genuß des Meinigen zu kommen. Ich konnte diese Zulage aber um so weniger entbehren, als ich im Vertrauen auf diese Mehreinnahme die ständige Unterstützung meines zweiten Bruders mit seiner Familie auf mich genommen hatte, der durch eigene Schuld in die betrübtesten Umstände geraten war.

Während ich auf allen Seiten nach Auswegen suchte, starb der

Archivdirektor der Finanzhofsstelle. Sein Gehalt betrug genau so viel, als mein bisheriger, zusammen mit der Zulage. Ich ergriff dieses Auskunftsmittel und setzte mich um diese Stelle in Bewerbung, die ich auch erhielt, weil keiner meiner Kollegen sie mochte. Ihr Antritt war nämlich zugleich auch ein Ausscheiden aus jenem Geschäftsbereich, der zu höhern Beförderungen berechnigte, gewissermaßen ein Abschneiden jeder weiteren Aussicht. Ebendeshalb bezog mein Vorgänger im Archiv außer jenem festen Gehalte noch eine Personalzulage, um, bei den eben berührten Verhältnissen, einen Beamten, der die philosophischen und Rechtsstudien zurückgelegt hatte, zu vermögen, mit dieser letzten Hoffnung für das ganze Leben sich zu begnügen. Auch diese Zulage wurde mir zugesagt, mit dem Beisatze jedoch, daß erst nach drei- oder viermonatlicher Dienstleistung man mit Berufung auf meine gezeigte Geschäftstüchtigkeit bei Sr. Majestät auf diese Gehaltsvermehrung antragen könne. So trat ich denn mein neues Amt an, das mir anfangs durch die feindliche Gesinnung meiner Untergebenen, von denen die Ältestdienenden sich selbst um die Direktorsstelle beworben hatten, sehr sauer gemacht wurde.

Als die Zeit herankam, bei Sr. Majestät um jene Zulage einzuschreiten, hatte sich ein neues Unglück begeben.

Die Vaterlandsliebe war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer dem, was davon in jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Österreichers ein mir gemäßes, wohlthätig warmes Element. Ich hatte mich deshalb auch mit dem übrigen Deutschland nicht ganz befreunden können. Diese Liebe des Vaterlandes trug ich nun auch gar zu gern auf die regierende Familie, als die Repräsentanten desselben, über. So wenig Gutes mir bis dahin noch von ihnen widerfahren war, so brauchte es doch unendlich lange, bis ich mit einem oder dem andern von ihnen mit mir selbst aufs reine kam. Um diese Zeit war der Kronprinz, nachmalige Kaiser Ferdinand, schwer erkrankt. Die Meinungen über diesen jungen Prinzen waren sehr geteilt. Die einen dachten gering von seinen Fähigkeiten, die andern schlossen aus seinem Schweigen bei der staatsrätlichen Verhandlung unbeliebter Maßregeln auf oppositionelle volksfreundliche Gesinnungen. Über seine vollkommene Gutmütigkeit war jedermann einig. Als er nun schwer krank daniederlag, machte ich meiner Besorgnis und meinen Hoffnungen in einigen Strophen Luft, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, zur Lyrik nur als einem Mittel der Selbsterleichterung Zuflucht zu nehmen, weshalb ich mich auch für einen eigentlich lyrischen Dichter nicht geben kann. Der Sinn des Gedichtes war, der

Wahrheit gemäß, daß erst die Zukunft seine geistigen Eigenschaften enthüllen müsse, vorderhand mache es uns glücklich, zu wissen, daß er den höchsten Vorzug des Menschen, die Güte, die in ihrem vollendeten Ausdruck selbst eine Weisheit sei, ganz und vollkommen besitze. Mir entging nicht, daß diese Wendung übeln Deutungen ausgesetzt sein könnte; ich schrieb das Gedicht aber auch für mich und dachte auf keine Veröffentlichung. Als es vollendet auf meinem Arbeitstische lag, besuchte mich ein Freund, der, ohne selbst Literator zu sein, doch mit allen Literatoren Wiens in Verbindung stand. Ich wurde abgerufen, und in der Zwischenzeit las er ziemlich unbescheidenerweise das offen daliegende Gedicht. Er war, vielleicht gerade, weil die Darstellung inner den Grenzen der Wahrheit blieb, ganz entzückt und sprach davon in diesem Sinne zu seinen literarischen Freunden. Diese begehrten es nun auch zu hören, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Ich las es abends im Gasthause vor, wo wir ein abgesondertes Zimmer innehatten, und nun drang alles, vorzüglich aber der Redakteur der damals bestehenden Wiener Zeitschrift in mich, es drucken zu lassen. Einerseits beruhigte mich die ausnahmslose Billigung so vieler ganz gescheiter Leute über die Furcht einer möglichen übeln Deutung, anderseits mußte das Gedicht der Zensur vorgelegt werden, die, wenn sie ein Arges fand, es ohnehin verbieten würde. Es wurde daher ausgemacht, daß es der Redakteur der Wiener Zeitschrift dem uns allen wohlbekannten Zensor nicht ämtlich, sondern als Freund überreichen und, wenn dieser Bedenken fände, das Gedicht wieder zurücknehmen sollte. Das geschah. Der Zensor, selbst Dichter und durch einige Zeit Theaterdirektor, erklärte, die Bewilligung zum Drucke nicht auf sich nehmen zu können. Als aber der Redakteur der Zeitung das Gedicht wieder zurückverlangte, entgegnete jener, das laufe gegen seine Pflicht, er müsse es der höhern Behörde vorlegen. Ob das nun unverständiges Bestreben, die Drucklegung zu fördern, oder Schurkerei war, weiß ich nicht. Die Druckbewilligung wurde verweigert, zugleich aber das Gedicht in unzähligen Abschriften verbreitet. Gerade diejenigen, die von dem Prinzen übel dachten, sahen in meinen Versen eine beabsichtigte Verspottung desselben. Feile Schufte schrieben in gleichfalls abschriftlich verbreiteten Knüttelreimen gegen mich und mein Gedicht. Es war ein literarisch-dynastischer Aufruhr. *)

Unter diesen Umständen gelangte der Vortrag der Finanzhofsstelle mit dem Einraten auf eine Gehaltszulage an Se. Majestät.

Es ist in Oesterreich die Gewohnheit, daß diejenigen, für welche eine

*) Dieses Gedicht, mit einem Nachwort: „Die Klage“ findet sich Bd. I, S. 153.

sogenannte Gnadensache Sr. Majestät zur Entschlußfassung vorgelegt wird, sich persönlich dem Kaiser in besonderer Audienz vorstellen. Theils konnte ich nicht, theils wollte ich gerade in meinem Falle von dieser Übung nicht abweichen. Man hatte mir den Kaiser als höchst erzürnt über mein Gedicht vorgestellt. Mir lag daran, wenn er sich etwa in diesem Sinne äußern sollte, seine falsche Ansicht nach Möglichkeit zu berichtigen.

Ich meldete mich zur Audienz und wurde angenommen. Es war das einzige Mal, daß ich den Kaiser Franz sprach. Bei meinem Eintritt in den Vorsaal zischelten sich mehrere heimlich in die Ohren; ein hochgestellter Geistlicher, sonst mein vertrauter Freund, tat alles mögliche, meine Nähe zu vermeiden, ja einer der beim Eingang in das Arbeitszimmer des Kaisers aufgestellten Gardisten sprach allerlei von der üblen Stimmung desselben und seiner Strenge im Zorn, was offenbar auf mich gemünzt war. Ich dachte mit Goethes Georg im Götz von Berlichingen: Gnäd' ihr —! Endlich wurde ich, der allerletzte oder einer der letzten, eingelassen. Der Kaiser empfing mich sehr gütig. Als ich meinen Namen und den Gegenstand meiner Bitte nannte, fragte er — ob schon er es wahrscheinlich so gut wußte als ich — „Sind Sie der nämliche, der der Autor ist?“ Ich bejahte und setzte meine Gründe und Ansprüche auf die mit der Archivsdirectorsstelle verbundene Gehaltszulage auseinander. Der Kaiser hörte mich ruhig an und sagte: „Ihr Besuch ist ganz billig, da Sie ganz in dem Falle Ihres Vorgängers sind.“ Endlich entließ er mich mit den Worten: „Sein Sie nur fleißig und halten Sie Ihre Leute zusammen.“ Da der Kaiser meines Gedichts nicht erwähnte, fühlte ich mich auch meinerseits nicht berufen, darüber ein Wort zu verlieren, und ging. So mild aber seine Worte waren, so wenig waren es seine Handlungen. Er hatte schon damals den mich angehenden Vortrag der Finanzhofsstelle unter diejenigen Aktenstücke gelegt, die er entschlossen war, während seines ganzen Lebens nicht zu entscheiden. Erst länger als ein Jahr nach seinem Tode wurde es mit Mühe unter den Rückständen aufgefunden, die aus ähnlichen Ursachen sich angehäuft hatten. Aber auch als es sich jetzt fand, hatte bereits ein Staatsrat, auch einer meiner Maulfreunde und Gönner, sein Mütchen an mir oder vielleicht nur an der Finanzhofsstelle, die seinen Sohn nicht nach Wunsch beförderte, ämtlich geküßt, indem er statt der Gehaltszulage auf eine Gehaltsvermehrung einriet, durch welche ich freilich aber 200 Gulden jährlich verlor; ein Verlust, der mir erst später unter dem Ministerium des Baron Rübner gutgemacht worden ist.

Auch der Hauptbeleidigte, der Kronprinz, war gegen mich so sehr

erzürnt, als seine wirkliche Gutmütigkeit ihm erlaubte. Es befand sich damals eben der Bauchredner Alexandre, ein ziemlich gebildeter Mann, in Wien, mit dem ich zufällig bekannt wurde. Er machte seine Künste auch bei Hofe, und in einem Gespräche mit dem Kronprinzen erwähnte er auch meines Gedichtes, und wie er wisse, daß ich gar keine üble Absicht dabei gehabt habe. Er hat sie allerdings gehabt, sagte der Prinz; man hat ihn aufmerksam gemacht, und dennoch wollte er es drucken lassen. Als Alexandre mir das erzählte, dachte ich wieder mit Götz von Berlichingen: „Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder,“ obwohl ein Bauchredner eigentlich kein Räuber ist. Wer dem Kronprinzen jene böswillige Lüge gesagt hat, weiß ich freilich nicht.

Ich stand nunmehr sowohl mit dem gegenwärtigen, als mit dem künftigen Kaiser in dem übelsten Verhältnisse, was für keinen Fall erfreulich ist.

Ganz literarisch untätig war ich in der Zwischenzeit nicht gewesen. Die Ereignisse bei Gelegenheit meines Otkar und des Treuen Dieners hatten mich belehrt, daß historische Stoffe zu behandeln in den österreichischen Landen höchst gefährlich sei. Meine Empfindungs- und Leidenschaftstragödien aber verlieren ihr Interesse bei des Dichters zunehmenden Jahren. Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen österreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingelebter Österreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Ausführung, und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge. Ein gelesenes Drama ist ein Buch, statt einer lebendigen Handlung. Wenige Leser haben die Gabe, sich jene Objektivierung, jene Wirklichkeit hinzuzudenken, welche das Wesen des Drama ausmacht, wenigstens seinen Unterschied von den übrigen Dichtungsarten.

Da fiel mir einmal der erste Akt von: „Traum ein Leben“ in die Hände, welches Stück ich schon in meiner frühesten Zeit begonnen, aber weggelegt hatte, weil der mit der Rolle des Zanga betheilte Schauspieler statt des Negers durchaus einen Weißen haben wollte. Das Bunte, Stoßweise des Stoffes war eben geeignet, mir selber einen Anstoß in meiner Verdrossenheit zu geben.

Es ist hier vielleicht der Ort, über das Gewalttätige zu sprechen, das sich in meinen meisten Dramen findet, und das man leicht für Effectmacherei halten könnte. Ich wollte allerdings Effect machen, aber nicht auf das Publikum, sondern auf mich selbst. Die ruhige Freude am Schaffen ist mir versagt. Ich lebte immer in meinen Träumen und Entwürfen, ging aber nur schwer an die Ausführung,

weil ich wußte, daß ich es mir nicht zu Dank machen würde. Die schonungsloseste Selbstkritik, die sich in früherer Zeit unmittelbar nach der Vollendung Platz machte, fing jetzt schon an, sich während der Arbeit einzustellen. Es war daher immer entweder die Schwierigkeit der Aufgabe oder die Heftigkeit des Anlaufs, was die Lust am Vollenden vor dem Schlusse nicht erkalten ließ. Zugleich war ich kein Freund der neuern Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nebst Shakespear zogen mich die Spanier, Calderon und Lope de Vega, an; nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Sich immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer auf Untersuchung gestellten Zeit.

Als ich mit meinem Mondkalbe fertig war, übergab ich es meinem Freunde Schreyvogel zur Aufführung. Dieser war gar nicht gut darauf zu sprechen. Er zweifelte an der Möglichkeit einer Wirkung auf dem Theater, die bei mir völlig ausgemacht war; hatte ich es doch aufführen gesehen, als ich es schrieb. Dieses Mißfallen war um so sonderbarer, als vor mehreren Jahren, als ich Schreyvogeln die erste Idee mittheilte, er davon ganz entzückt schien. Der vortreffliche Mann wurde aber leicht ängstlich, wenn ihm ein Neues vorkam, wozu er kein Gegenbild in den klassischen Mustern fand. Auch mochte der Titel „Traum ein Leben“ ihn stören, da es sich dadurch gleichsam als ein Seitenstück zu Calderons: „Leben ein Traum“ anzukündigen schien, das Schreyvogel selbst für die deutsche Bühne bearbeitet hatte. Bei seiner großen und gerechten Verehrung für Calderon mochte ihm diese Gegenüberstellung, als Kunsttrichter und als Bearbeiter, mißfallen.

Da ich gar nicht willens war, mit Schreyvogel in Konflikt zu geraten, legte ich das Stück ruhig hin. Hatte es doch seinen Zweck, mich zu beschäftigen und zu zerstreuen, vollkommen erreicht.

Ich habe schon gesagt, daß ich über die Zeitfolge der Ereignisse in großer Verwirrung bin. Die Ursache davon ist, daß ich bis auf den gegenwärtigen Augenblick immer bestrebt war, sie zu vergessen. Ich fühlte mich vielleicht etwas hypochondrischerweise so von allen Seiten bedrängt und eingeengt, daß ich kein Hilfsmittel wußte, als die marternden Gedankenfäden abzureißen und mich in eine neue Reihe zu versetzen. Das hat mir übrigens auch sonst unendlich geschadet. Es hat das ursprünglich Stetige meines Wesens, um mich Kantisch auszudrücken, zum Fließenden gemacht, und selbst mein Gedächtnis, das in der Jugend gut war, wurde durch das immerwährende Ab-

reißen und Neuanknüpfen untreu und schwach. Ich möchte jedem, der etwas Tüchtiges werden will, anraten, die unangenehmen Gedanken fortzudenken, bis sie im Verstande eine Lösung finden. Nichts ist gefährlicher als die Zerstreuung.

Also ich glaube, es war um diese Zeit, daß ich von Beethoven angegangen wurde, ihm einen Operntext zu schreiben. Ich habe die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Beethoven und dieses Operntextes in einem besondern Aufsatze beschrieben, ich erwähne daher hier nur so viel, daß mein Verleger Wallishausser, der ein gutes Geschäft zu machen glaubte, mir mein Autorrecht auf diesen Operntext abkaufte und mir dadurch die Möglichkeit einer Reise verschaffte.

Sie ging diesmal nach Paris und London. Außer meinem gewöhnlichen Reisezwecke, einmal freier Atem zu holen, war es diesmal auch der Wunsch, mir von diesen oft erwähnten Weltstädten eine deutliche Vorstellung zu verschaffen. Ich ging, wieder allein, über München, Stuttgart, Straßburg nach Paris. In Stuttgart machte ich die Bekanntschaft Uhlands, des letzten deutschen Dichters, der bei sich zu Hause ebenso liebenswürdig ist, als in der Fremde schweigselig und neblicht. In Paris hütete ich mich, die französischen Schriftsteller zu besuchen. Diese Leute sind ungemein von sich eingenommen, weil ihnen nicht deutlich wird, daß sie zwei Dritteile ihres Ruhmes dem Umstande verdanken, daß sie französisch, also in der Weltsprache, schreiben. Da sie nun zugleich von fremden Literaturen, größtentheils mit Recht, nichts wissen, so kommt man mit ihnen immer in die Stellung eines Handwerksburschen, der auf seiner Wanderung bei einem fremden Meister vorspricht. Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine damalige Maitresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau,“ für die er, als selbst dem genre romantique angehörig, einen großen Respekt bezeugte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Wlle. Ida, die auch nur ein paar deutsche Worte wußte, indes er selbst nicht ein einziges verstand. Dieser Ruf der Kennerschaft fremder Literaturen ist übrigens in Paris leicht zu erwerben. Ich saß einmal im Théâtre français zwischen zwei Herren, die in mir leicht den Deutschen erkannten. Sie sprachen daher von deutscher Poesie, indem sie dabei auf einen etwas seitwärts von uns auf der vorderen Bank sitzenden Mann wiesen, den sie als einen grand connaisseur de littérature allemande bezeichneten. Während sie nun von Schillair und

Go-ëthz sprachen, wendete sich der Kenner um und verbesserte: on prononce Gouthé.

Wenn ich in Wien nie ins Theater ging, ging ich beinahe täglich in Paris. Der Unterschied interessierte mich. Das Théâtre français war damals ganz im Verfall. Talma war tot und die Rachel noch nicht erschienen. Die Mars spielte nur noch bei einzelnen Gelegenheiten. Ich sah sie in den „Falschen Vertraulichkeiten,“ einer ihrer Glanzrollen, wo ich mir aber sagen mußte, daß Madame Löwe in Wien mir besser gefallen hatte, selbst was die Haltung und die Feinheit des Spiels betrifft. Dagegen war sie in der „Blinden Gabriele,“ deren sentimentale Jugendlichkeit mit ihren sehr vorgerückten Jahren im schreiendsten Kontrast hätte stehen sollen, unübertrefflich. Das übrige war mittelmäßig und, wenn sie tragierten, widerlich. Vigier ist ein gräßlicher Mensch. Am besten gerieten ihnen noch neuere Tragödien, aber eine von Racine, die sie gaben, sah sich an wie ausgewaschener Kattun.

Desto besser waren die kleinen Theater. Was der Franzose selbst beobachten kann, das stellt er mit Meisterschaft dar, aber das Stilisieren und Idealisieren gelingt ihm durchaus nicht.

Auch die große Oper ist höchst interessant, schon wegen der Vollendung der Mittel, wenn man auch mit dem Zwecke nicht immer einverstanden sein sollte. Eine Darstellung, wie die von Meyerbeers Hugenotten, die damals neu waren, hat man außer Paris wohl nie gesehen. In Wien mußte ich mir die Oper auf zwei Abende einteilen, in Paris habe ich sie fünf- oder sechsmal von Anfang bis zu Ende mit immer steigendem Interesse gesehen. Überhaupt lassen die französischen Darsteller eine Ermüdung nicht aufkommen. Sie überreiben, aber sie reißen hin. Es ist, als ob man eine Landschaft durch ein rotes Glas ansähe: die Farbe ist nicht mehr natürlich, aber die Einheit der Färbung erzeugt eben auch eine Harmonie. Die Kunst ist etwas anderes als die Natur. Voltaires genre ennuyeux hat seinen Wohnsitz in Deutschland.

Ich machte die Bekanntschaft Meyerbeers, der sich sehr liebenswürdig benahm und mir eben wiederholt Platz zu den überfüllten Aufführungen seiner Hugenotten verschaffte. Auch Thalberg war da, für mich der Klavierspieler par excellence.

Mit Alexandre Dumas hatte ich ein eigenes Unglück. Es war damals eben zwölftmal mit ungeheurem Beifall sein neuestes Trauerspiel „Don Juan de Marañá“ aufgeführt worden. Dumas lud mich ein, der dreizehnten Vorstellung beizuwohnen, er gab mir sogar eine Anweisung auf einen Sperrsiß, den man aber an der Kassa nicht

respektierte. Das Stück war, trotz einigen Zügen von Talent, das Absurdeste, was man sehen konnte. Hochromantisch oder phantastisch. Es kam eine Geisterredoute von Toten vor, die der Held des Stückes alle umgebracht hatte. Eine Szene spielte im Himmel, wo Engel der Jungfrau Maria räucherten, die aber nur bei den ersten Vorstellungen sichtbar war, in den spätern als in der Kulisse befindlich angenommen wurde. Das Stück hatte mit Beihilfe der Freunde und bezahlten Klatfcher einen ungeheuern Erfolg durch zwölf Darstellungen. Bei der dreizehnten, der ich bewohnte, mochte die Beifallsassuranz der Direktion zu kostspielig oder überflüssig scheinen. Das unbefangene bezahlende Publikum gewann die Oberhand, und das Stück wurde so entseßlich ausgepfeifen, daß es von da an nicht mehr auf den Brettern erschien. Selbst dieses Auspfeifen wurde mit einer Art richterlicher Haltung ausgeübt, wenigstens kamen Pöbelhaftigkeiten nicht vor, wie bei ähnlichen Anlässen in Wien. Der Kunstsinu des Franzosen ist nicht immer auf der rechten Fährte, was ihm aber im Wege steht, ist doch immer nur eine falsche Ansicht, nie die Gemeinheit.

Von den Menschen in Paris waren mir die interessantesten zwei deutsche Landsleute, Börne und Heine. Mit ersterem kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältnis. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende in seinen Schriften oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindruckes zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei, wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel; lange Zeit ohne Erfolg. Bis endlich die letzte Arznei wirkt und nun zugleich die Wirkung der früheren sich bis zum Übermaße Luft macht. Hätte er ein Jahr acht- undvierzig für möglich gehalten, er wäre etwa vorsichtiger gewesen.

Ich ging öfter zu ihm nach Auteuil hinaus und er kam mir zu- liebe nach Paris. Bis auf seinen wunderlichen Haß gegen Goethe fanden wir uns recht gut zusammen. Aber auch dieser Haß war nur gegen Goethes sogenannten Aristokratismus gerichtet. Als eben damals in Deutschland ein neuer Faust erschien, den der Verfasser Börnen zuschickte, zeigte sich in der Indignation über dieses Gegenübertreten der hohe Wert, den Börne auf den größten unserer Dichter legte. Das Schlimmste für unsere Zusammenkünfte war, daß man bei Börne immer deutsche Flüchtlinge antraf, die ihren Unsinn im Tone von Anno achtundvierzig anbrachten. So geschah es mir einmal, daß, als

ich einmal meiner Unzufriedenheit über die damaligen österreichischen Zustände in Gegenwart eines solchen Exilierten Luft machte, des nächsten Tages unser ganzes Gespräch mit Nennung meines Namens in einer Pariser Zeitung erschien. Ich weiß nicht, ob die österreichische Gesandtschaft von dem Blatte Notiz genommen hat. Börne selbst konnte sich in meine Stellung nicht finden. Als ich eines Tages bei ihm in Anteuil gefrühstückt hatte, forderte er mich auf, mit ihm in Paris zu Mittag zu essen. Wir waren bis zum Eingange des bestimmten Gasthofes gekommen, als er mir sagte, ich würde mich köstlich amüsieren. Es sei ein Gastmahl von Refugiés aller Nationen. Man würde Reden halten, meine Gesundheit, einen Toast auf die Befreiung des Menschengeschlechtes trinken u. s. w. Worauf ich, Abschied nehmend, erwiderte, er möge sich nur allein diese Unterhaltung verschaffen, ich würde in einem anderen Gasthause essen.

Heine fand ich in Fülle der Gesundheit, aber, wie es schien, eben in sehr beschränkter ökonomischer Lage. Er bewohnte in der cité bergère zwei kleine Zimmer, in deren erstem sich zwei Weibsbilder mit Betten und Kissen zu schaffen machten. Das zweite, noch kleinere, Heines Arbeitszimmer, bekam durch die Spärlichkeit der Möbel fast das Ansehen des Geräumigen oder doch des Geräumten. Seine ganze ostensiblen Bibliothek bestand in einem, wie er selbst sagte, entlehnten Buche. Er hielt mich anfangs für den Schriftsteller Eustine, mit dem ich Ähnlichkeit haben sollte. Bei Nennung meines Namens zeigte er große Freude und sagte mir viel Schmeicheles, das er wahrscheinlich in der nächsten Stunde vergessen hat. In der gegenwärtigen Stunde aber unterhielten wir uns vortrefflich. Ich habe kaum je einen deutschen Literator verständiger reden gehört. Er hatte aber mit Börne und überhaupt mit den selbst Verständigeren unter den Deutschen das gemein, daß er bei aller Mißbilligung des einzelnen einen großen Respekt für das Ganze der deutschen Literatur hatte, ja sie allen andern voransetzte. Ich aber kenne kein Ganzes, als welches aus einzelnen besteht. Diesen aber fehlt der Nerv und der Charakter. Ich will mit jemanden zu tun haben, wenn ich ein Buch lese. Dieses Sichselbstaufgeben hätte noch einen Wert, wenn es ein Aufgehen in den Gegenstand wäre. Aber auch der Gegenstand wird aus seiner ursprünglichen Prägung gerissen und zu Ansichten sublimiert, wo man sich denn in einer Mittelwelt befindet, in der die Schatten Geister und die Geister Schatten sind. Ich ehre die deutsche Literatur; wenn ich mich aber erfrischen will, greife ich doch zu einer fremden.

So sehr mir Heine im Gespräch unter vier Augen gefiel, ebenso sehr mißfiel er mir, als wir ein paar Tage später bei Rothschild zu

Mittage waren. Man sah wohl, daß die Hauswirthe Heinen fürchteten, und diese Furcht mißbrauchte er, um sich bei jeder Gelegenheit verdeckt über sie lustig zu machen. Man muß aber bei niemand essen, dem man nicht wohlwill, und wenn man jemand verächtlich findet, muß man nicht bei ihm essen. Es setzte sich daher auch von da an unser Verhältniß nicht fort. Unter den Gästen bei Rothschild befand sich auch Rossini. Ich hatte ihn vor Jahren flüchtig in Italien gesehen. Jetzt war er ganz Franzose geworden, sprach die fremde Sprache wie ein Eingeborner und war unerschöpflich an Witz und Einfällen. Seine Feinschmeckerei ist bekannt. Er war, obwohl Hausfreund, diesmal vornehmlich geladen, um die Proben einer anzukaufenden Partie Champagner zu versuchen, worin er als ein vorzüglicher Kenner galt. Beim Nachhausegehen gingen wir eine Strecke mitsammen. Ich fragte ihn, ob das Gerücht wahr sei, daß er für die Krönung des Kaisers von Oesterreich zum König von Italien eine Oper schreibe. Musikalisch merkwürdig war mir seine Antwort. Wenn man Ihnen jemals sagt, erwiderte er, daß Rossini wieder etwas schreibe, so glauben Sie's nicht. Erstens habe ich genug geschrieben, dann gibt es niemand mehr, der singen kann.

Im übrigen habe ich in Paris gesehen, was jedermann sieht, es ist daher darüber nichts zu sagen.

Als die Abreise nach London heranrückte, stellten sich gewaltige Bedenken wegen der Sprache ein. Ich hatte nämlich das Englische ohne Meister, bloß aus Grammatik und Wörterbuch gelernt, nie ein Wort englisch gesprochen, ja auch nie anders als im Vorübergehen englisch sprechen gehört. In den letzten Tagen, ehe ich von Wien abging, beiseite sich ein artiges Fräulein meiner Bekanntschaft, mich in etwas mit der Aussprache bekannt zu machen, eine Ventüßung, die ein Engländer, den ich in Paris fand und von Wien her kannte, einigermaßen fortsetzte. Aber das alles zeigte mir nur, wie himmelweit ich von den sprachlichen Chinesentum der Engländer entfernt sei. Da übrigens mein ganzes Wesen aus Bedenken und Unbesonnenheit zusammengesetzt ist, so beschloß ich, erst im Strome selbst das Schwimmen zu versuchen.

Ich ging nach Boulogne, um von da nach Dover überzusetzen. In Boulogne aber fand sich ein englisches Dampsschiff, welches sich erbot, um einen geringen Preis die Reisenden unmittelbar nach London zu bringen. Obwohl auf diese Art die Gelegenheit verloren ging, das Stück Land zwischen Dover und London kennen zu lernen, so war doch die Abkürzung der Reise zu verführerisch, um so mehr, als ich ohnehin beschlossen hatte, von der Hauptstadt Exkursionen, wohl gar bis Schottland zu machen. Ich schiffte mich also ein, überstand bei nicht stürmi-

scher, aber ziemlich bewegter See eine Nacht, die ich, trotz des kalten Windes, auf dem Verdeck zubachte, da schon der Dunst der überfüllten Kajüten mir Annahmungen des Seeübels hervorrief. Des andern Morgens gab ich sehr niederschlagende Proben meiner Aussprache des Englischen. Ich begehrte nämlich beim Frühstück Butter, und man brachte mir — Wasser. Die durchwachte Nacht und die gestörten Eingeweide verkümmerten mir in etwas den Eindruck der sich allmählich nähernden Weltstadt.

Im Zollhause angekommen, zeigte sich ein neues Mißgeschick. Ich hatte in Boulogne mit einem Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht. Da das Dampfschiff *Esmerald* mit einem zweiten konkurrierte und sie sich wechselseitig im Preise herabsteigerten, so daß das Fahrgeld halb im Auktionswege abgemacht wurde, der Franzose übrigens noch weniger Englisch verstand, als ich, nämlich gar nichts, so kamen wir überein, daß ich für beide die Fahrbillets lösen, er dagegen das gemeinschaftliche Gepäck besorgen sollte, zu welchem Ende ich ihm eine Karte mit meinem Namen gab.

Im Zollhause wurden die einzelnen Reisenden namentlich aufgerufen, in ein Nebenzimmer geführt, wo sie nach vorgängiger Visitation ihr Gepäck erhielten. Schon war mein Franzose, endlich die ganze übrige Gesellschaft abgefertigt, und mein Name erschien noch immer nicht. Da, als schon eine neue Dampfschiffsbemannung in den Saal trat, drängte ich mich neben den Namensaufrufer ins Amtszimmer, wo mein Koffer noch allein am Boden stand. Der windige Franzose hatte wahrscheinlich meine Karte weggeworfen oder verloren, und mein Name erschien daher gar nicht auf der Gepäcksliste. Glücklicherweise stand dieser Name auf dem Deckel meines Koffers, und die Identität desselben mit meinem Passe verschaffte mir endlich meine Habseligkeiten, was bei der bekannten Strenge der englischen Zollvorschriften für ein nicht geringes Glück gelten konnte.

Das war aber noch nicht genug. Schon im Paßbureau hatte ich erfahren, daß der Deutsche, der ein Kosthaus für Fremde hielt und an den ich eine Adresse von Wien mitbrachte, Bankrott gemacht und sich von London entfernt hatte. Wo sollte ich nun hin, in der mir ganz unbekannten Riesenstadt? Zum Glück erinnerte ich mich, daß mir in Paris ein dänischer Hauptmann Tscherning — derselbe, der später als Kriegsminister eine Rolle spielte — eine, wie er es nannte, Notadresse gegeben hatte an eine Mistress Williams, die in Russell-Street, Bloomsbury-Square, ein Kosthaus mindern Ranges hielt. Dahin ließ ich mich bringen, wobei mich der Cabführer durch halb London kutschierte, um das Fahrgeld so hoch als möglich zu steigern. Ich fand die Hausfrau

und ihre beiden hübschen Töchter höchst angenehm, nur daß sie mein Englisch und ich das Französische der ältesten Tochter nicht verstand. Doch merkten sie endlich, daß ich ein Zimmer wollte, was mir denn in möglichst bescheidenen Dimensionen zuteil wurde.

Des andern Tages begann ich meine Wanderungen, und zwar ohne Führer, dergleichen in unserm bescheidenen Hotel nicht zu haben war. Ich studierte meinen Weg auf dem Plane von London, dessen darauf bezüglichen Teil ich mir auf ein handgroßes Blatt nachzeichnete. Da es sich um die Pulsader von London, eine breite gerade Straße, handelte, die zur Bank führt, so bot die Richtung keine Schwierigkeit, ja ich fand endlich auch die Seitenstraße Bishopgate-Street, in der der Bankier wohnte, an den ich adressiert war. Denn vor allem englisches Geld holen, war mein Zweck. In Bishopgate-Street wußte aber niemand das Haus des Bankiers, obschon es einer der ersten von London war. Ich trat daher mit meiner Nachfrage in einen Spezereiladen; aber auch dort hatte man die Namen Louze and Civet nie gehört. Da holte endlich der Herr des Ladens einen Handels-schematismus von der Wand, und es fand sich, daß das Comptoir des Bankiers unmittelbar gegenüber lag. Und das wußte niemand von seinen nächsten Nachbarn. Aber so sind die Engländer überhaupt. Jeder kennt nur das, womit er in unmittelbarem Verkehr steht. Ein Bewohner der City z. B. ist im Westende ebenso ein Fremdling, wie ein eben angekommener Fremder. Das gibt den Londonern bei Nachfragen auch häufig den Anschein der Ungefälligkeit. Aber sie wissen das Gefragte selbst nicht. Freilich machen sie dabei keine Entschuldigungen, sondern wenden sich um und gehen ihrer Wege. Was sie wissen, erklären sie mit der gefälligsten Umständlichkeit, ohne sich übrigens in die leicht erklärliche Absicht des vielleicht aus Unkunde mangelhaft Fragenden hineinzuendenken, sondern sie beantworten einfach das Wort der Frage. So suchte ich einmal den St. Jamespalast, und als ich ganz in der angegebenen Richtung ein prächtiges Gebäude fand, fragte ich einen Vorübergehenden, ob das der St. Jamespalast sei. Er erwiderte, das Gebäude gehöre dem Herzog von Southerland, blieb gefällig stehen, erzählte mir eine Menge Wunderlichkeiten des Besitzers und nahm endlich Abschied, ohne mir zu sagen, daß dreißig Schritte weiter der St. Jamespalast liege, wie ich denn gleich später fand. Aber ich hatte auf das Haus des Herzogs von Southerland hingewiesen, darüber gab er mir Auskünfte; daß mir eigentlich um den königlichen Palast zu tun sei, fiel ihm nicht ein.

Meine Kenntnis Londons wurde mir übrigens sehr dadurch erleichtert, daß ein junger Mann aus Wien, Namens Figdor, der für

sein Handlungshaus Wollgeschäfte betrieb, meine Anwesenheit, ich weiß nicht wie, erfahren hatte, mich aufsuchte und mich theils in die nähern Umgebungen führte, theils die größern Industrieetablissemments kennen lehrte, die, so gleichgültig sie mir sonst überall in der Welt sind, doch in London einen solchen Charakter von Großartigkeit und Weltumfassung haben, daß sie fast den Eindruck von Epopöen machen. Zufällig fand sich eben Figdors Vater und seine höchst liebenswürdige Schwester zum Besuch bei dem jungen Manne, in deren Gesellschaft ich mich wie zu Hause fühlte.

Figdor der Vater veranlaßte einmal einen komischen Auftritt, der mich eine interessante Persönlichkeit, wenigstens vom Ansehen kennen lehrte. Es war damals eben im Parlament die irische Zehentbill in Verhandlung. Ich versäumte keinen Tag, oder vielmehr keine Nacht, der Diskussion, die oft bis vier Uhr morgens währte, beizutwohnen. Bei meinem für die Aussprache des Englischen ungeübten Ohre, verstand ich zwar kaum die Hälfte der Reden, aber schon als Schauspiel war das Ganze hinreißend. Ich weiß nicht, wie die Parlamentshäuser jetzt eingerichtet sind, aber damals war der Saal des Unterhauses lang und verhältnismäßig schmal, die beiden Parteien waren sich daher wie Kriegsheere ganz nahe, und die Redner traten wie homerische Helden vor und schleuderten die Speere ihrer Worte in die feindliche Schar. Am besten, wenigstens am lebhaftesten sprach Schiel. Der Minister Peel kalt, aber fließend und mit der Kraft der Überzeugung. O'Connell und die meisten übrigen hatten weniger Fluß der Rede, als ich voraussetzte und die gedruckten Verhandlungen glauben machen. Die vielen hear, hear! der Versammlung, die nach einer Art Melodie abgesungen werden, sind häufig nur ein Bestreben der Partei, das Stöcken des Redners zu verkleiden und ihm Zeit zur Anknüpfung zu geben. Das Ganze ist großartig und hinreißend.

Meistens ging ich allein, wo ich dann nur mit Hilfe der Police-Männer den Rückweg in meine Wohnung fand. Eines Abends begleiteten mich die beiden Figdor. Das Gedränge war groß, und wir mußten lange im Vorsaale warten. Auf einmal entfernt sich der Vater Figdor und kommt bald darauf ganz kleinlaut zurück. Später zeigte sich, daß er sich zu dem Türhüter begeben und einen Vorzug für uns unter der Angabe beansprucht hatte, es befinde sich ein deutscher Literator da, der ein Bekannter des Herrn Bulwer sei. Ich wußte von dem allen nichts und war wie aus den Wolken gefallen, als bald darauf der Türhüter mit einem elegant gekleideten und wunderhübschen jungen Manne zu uns trat und mir sagte: Hier ist Herr Bulwer, und zu letzterem: Hier ist der deutsche Gentleman, Ihr Freund. Bulwer

ersparte mir die Verlegenheit, indem er seinen Arm um meine Schultern schlang, mit mir im Vorsaale auf und nieder ging und mir sagte: heute sei der Saal zu überfüllt, um mich einzuführen, aber morgen — will sagen: niemals — möchte ich wieder kommen u. s. w. Er verließ uns wie taumelnd und machte auf mich ganz den Eindruck eines Betrunknenen. Bald aber erfuhr ich, daß er eben eine Rede gehalten, und was ich für Trunkenheit nahm, war die Nachwirkung der aufgeregten Lebensgeister. Ich unterließ um so mehr, ihm meinen Namen zu sagen, als er ihn ja doch nicht gekannt hätte. Wenn ein Deutscher nicht Schiller oder Goethe heißt, geht er unbekannt durch die ganze Welt.

Das Theater war, wie natürlich, ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Im Trauerspiele, sämtlich Shakespearische Stücke, war mir die Sprache nicht hinderlich, da mir jedes Wort, vom vielfältigen Lesen her, beizuwohnete. Desto weniger aber erbaute mich das Spiel. Macready polterte und übertrieb. Einer der beiden Remble, der, vom Theater bereits zurückgezogen, im Julius Cäsar Gastrollen gab, schien mir farblos, die Weiber waren letzteres im höchsten Grade. Das war in Coventgarden und Drurylane. Nur in der English opera habe ich einmal Romeo und Julie in den beiden Hauptpersonen überrtrefflich darstellen gesehen. Julietta war Miß Ellen Tree, den Namen Roneos habe ich vergessen.

Das englische ernste Theater muß aber notwendig zugrunde gehen. Die vornehme oder auch nur bessere Welt geht um acht Uhr abends zu Tisch, und das Theater beginnt um sieben Uhr. Den Anfang auf später zu verlegen oder, da man gewöhnlich zwei Stücke gibt, das Trauerspiel nach der Posse aufzuführen, geht schon darum nicht, weil der Pöbel sich das Recht nicht nehmen läßt, um neun Uhr um den halben Preis ins Theater zu gehen, ein Recht, das er so streng ausübt, daß er bei längern Trauerspielen mitten in der tragischen Katastrophe in Parterre und Logen hineinpoltert. Es müßten daher Shakespeares Stücke entweder nach neun Uhr vor einer unruhigen und gelangweilten Menge oder, wie jetzt um sieben Uhr, vor halbgleerem Hause aufgeführt werden. Zugleich aber tritt der Mangel an Pietät überall hervor. So habe ich in Coventgarden einer Vorstellung beigewohnt, wo nach Richard dem Dritten die französische Oper: Die Südin, als Schauspiel bearbeitet, aufgeführt wurde. Da in der Südin ganze Schwadronen von Pferden mitspielten, so mußte am Proszenium auf halbe Mannshöhe eine Verschränkung von starkem Eisendraht angebracht werden. Und da das wohl viel Mühe und Zeit brauchte, so geschah die Vorrichtung schon vor Anfang beider Vorstellungen, und

Shakespeares Richard der Dritte wurde hinter diesem eisernen Zaun gespielt.

Warum man das gemeine Volk an Wochentagen (an Sonntagen wird ohnehin nicht gespielt) so sorgfältig von ernsthaften Stücken ausschliesse, ward mir deutlich in einer Vorstellung am Pfingstmontage, dem einzigen halben Feiertage des englischen Kalenders. Man gab auch diesmal ein Shakespearisches Stück und eine elende Posse mit Musik. Das wegen des arbeitslosen halben Feiertages massenhaft versammelte Volk machte nun während das Shakespeareschen Trauerspieles einen solchen Lärm, daß man nicht etwa nur die Schauspieler nicht verstand, sondern auch nicht hören konnte, ob sie überhaupt sprächen oder nicht. Die entgegengesetzten Seiten der Galerie führten über das Parterre weg Gespräche untereinander, zankten, schrien, bekehrten, daß dieser oder jener hinausgeworfen werde. In einem Branntweinhaus voll Betrunkener kam es nicht anders hergehen. Kaum ließ sich aber der erste Ton der Musik zur zweiten elenden Posse hören, als eine Totenstille eintrat, die nur von Zeit zu Zeit durch Ausbrüche des lebhaftesten Beifalls unterbrochen wurde. Überhaupt ist der Engländer bei einem völlig unmusikalischen Ohre der größte Liebhaber der Musik. Alle öffentlichen Anstalten tun das möglichste, um das gemeine Volk auszuschließen. So haben die Eigenthümer der zoological gardens, wie mir einer der Direktoren selbst gestand, mir darum ein Eintrittsgeld festgesetzt, weil sie fürchten, daß der Pöbel die Tiere reizen, quälen, ja böswillig beschädigen werde. Anderseits scheinen mir alle diese Ausschließungsmaßregeln, ja die ganze puritanische Sonntagsfeier wieder nur da, um denselben Pöbel absichtlich in seiner Roheit zu erhalten.

So wenig mich die englischen Schauspieler in der Tragödie befriedigten, um so besser fand ich sie, gegen meine Erwartung, im Lustspiele. Sie haben weniger gute Komiker als die Franzosen, aber bessere komische Schauspieler. Ihre Laune hat etwas Männliches, man merkt ihren heitern Menschen an, daß sie auch ernsthaft sein können, wenn es not tut, und das ist es, was den Humor vom Witz und Spaß unterscheidet. Nur verstand ich unglücklicherweise von dem, was sie sprachen, anfangs kaum ein Wort. Ich merkte daher, daß die Schule für die Sprache, als die man das Theater preist, vorderhand für mich eine zu hohe sei.

Ich begab mich daher in die Gerichtsverhandlungen, und da fand ich, was ich suchte. Die pläbierenden Advokaten, besonders die jüngern, sprachen langsam, um sich besinnen zu können. Da nun zugleich der Engländer auf seine häßliche Sprache so stolz ist, als kaum eine andere Nation, und sich daher Mühe gibt, sie so gut als mög-

lich zu sprechen, so war mir der Gerichtssaal eine wahrhafte Sprachschule, und ich brachte es auch so weit, daß in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes mich jedermann verstand, nur ich die andern nicht, wenn sie nicht langsam sprachen wie meine Advokaten.

Auch sonst waren mir diese Gerichtsverhandlungen im höchsten Grade interessant. Das Publikum wohnte denselben nicht mit der Neugier der Franzosen, sondern mit einer Art kirchlicher Pietät bei. In der Untersuchung eines Unzuchtalles, der so öffentlich verhandelt wurde wie alle übrigen, tat der alte, ernste, in seine Perücke verummunte Richter zur Konstatierung der fleischlichen Umstände Fragen an die Zeugen, die überall sonst in der Welt wieherndes Gelächter erregt haben würden. Hier aber fiel niemanden ein, nur den Mund zu verziehen. Man merkte, daß das Gefühl von Recht und Gericht die geistige Atmosphäre der Versammlung bildete. Und dieses selbstrichterlichen Gefühls wegen tut es mir leid, daß die Geschwornengerichte in meinem Vaterlande wieder abgestellt worden sind.

Der Sommer des Jahres 1836 war einer der kältesten und regnerischsten des laufenden Jahrhunderts. Das Reisen ins Innere von England wurde dadurch beinahe unmöglich gemacht. Von Eisenbahnen bestanden damals nur einzelne Anfänge. Die Landkutschen waren in der Inseite zu teuer und die Außenseite des häufigen Regens halber nicht verwendbar. Vor allem hätten mich die Universitäten interessiert, als direkt den deutschen entgegengesetzt, die mir, ihres Prinzips der Vielwisserei wegen, zuwider waren, obwohl das Exklusive der englischen auch nichts Gutes sein mag. Aber dazu gehörten Bekanntschaften, die ich nicht machen wollte, obgleich es mir an Adressen und Empfehlungen nicht mangelte. Schlösser und Landeskultur zu betrachten hinderte das Wetter. Die gotischen Baudenkmäler, die mich in meiner Jugend entzückt hatten, waren mir durch die Übertreibungen meiner deutschen Landsleute so widerlich geworden, daß mir noch jetzt eine gotische Kirche unmittelbar den Eindruck des Asketischen, Ketzerverfolgerischen, Absurddummen macht. Ich trieb mich daher in London herum, das im Gegensatz von Paris anfangs wenig imponiert, aber allmählich zum Riesenhaften und Bewältigenden anwächst.

Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mir vorgenommen, die Hauptpunkte von Holland zu sehen und dann über Belgien nach Hause zu reisen. Bei der damals feindlichen Stellung beider Länder aber war die Überschreitung der Grenze mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich entschied mich daher für Belgien und ging mit dem Dampfboote nach Antwerpen. Von da auf Brüssel und Lüttich, wo ich zum erstenmal eine längere Strecke Eisenbahn besuhr (schon in

London gab es ein kleines Endchen in der Richtung nach Greenwich). Den weitem Weg weiß ich nicht mehr. Wer mir den Vorwurf macht, daß ich wie ein Mantelsack reiste, tut mir nicht unrecht. Mir war aber immer das Reisen zuwider, nur die Nachwirkung tat mir wohl.

Unterdessen war in meinem Vaterlande Kaiser Franz zu seinen Vätern versammelt worden, und an seiner Stelle regierte Kaiser Ferdinand oder vielmehr an dessen Stelle sein Oheim Erzherzog Ludwig. Ungefähr um diese Zeit wurde der Dienstplatz eines Bibliothekars an der Wiener Universitätsbibliothek erledigt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, von dem Aktenwesen loszukommen, und ich setzte mich dafür in Bewerbung. Eigentlich war es nur ein Diensttausch, da mit beiden Stellen der nämliche Gehalt verbunden war. Ich mußte der Übung gemäß dem Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ludwig, meine persönliche Aufwartung machen. Man machte mich im voraus aufmerksam, daß der Erzherzog die Gewohnheit habe, den Bittsteller anzuhören, ohne selbst ein Wort zu sprechen, daß sein Stillschweigen aber gar kein Vorzeichen einer ungünstigen Entscheidung sei. Wie war ich daher am Audienztage erstaunt, als mir der Erzherzog entgegentrat, mich freundlich anredete, sich mit mir längere Zeit unterhielt und mich endlich ebenso wohlwollend entließ. Die Stelle selbst aber erhielt nicht ich, sondern, trotz dieser hoffnungserregenden Freundlichkeit, ein Schreibersknecht der Hofbibliothek, der mir an Dienstjahren und Gehalt um die Hälfte nachstand, aber von einem dortigen Vorgesetzten empfohlen war, der selbst einer Empfehlung bedurft hätte, um jemanden andern empfehlen zu können. Dieser selbe Vorstand gehörte übrigens unter meine begeistertsten Freunde und Bewunderer. Im allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Wertschätzung mich vollkommen abgefunden zu haben.

Ich lehrte daher zu meinen Akten zurück, die mir täglich widerlicher wurden, indes sie mich anfangs wenigstens historisch interessiert hatten.

Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pretios klingende Titel: Des Meeres und der Liebe Wellen sollte im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Interesse konzentrierte sich auf die Hauptfigur, und deshalb schob ich die übrigen Personen, ja, gegen das Ende selbst die Föhrung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese

letzten Akte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben. Daß der vierte Akt die Zuseher ein wenig langweile, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht alles, wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will.

Als es zur Aufführung kam, erhielten die drei ersten Akte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus. Erst nach mehreren Jahren gelang es einer begabten Schauspielerin, das Ganze zu Ehren zu bringen, ohne übrigens meine Überzeugung von den Kompositionsfehlern dieser letztern Akte aufzuheben. In Deutschland wurde es nirgends gegeben. Es fehlte nämlich wie an Dichtern so auch allgemach an Schauspielern und endlich sogar an einem Publikum.

Tagebuch

auf der Reise nach Italien.

(1819.)

Triest und Venedig.

Als der erschte Morgen anbrach, waren wir über Planina, Adelsberg, Prewald hinaus, und Sessana, die letzte Station vor Triest, lag vor uns. Als ich zuerst vor der abnehmenden Dunkelheit um mich blicken konnte, war mir, als hätte mich ein Zauberer während der Nacht in ein weit entferntes Land versetzt. Da lag eine Wüste vor uns. Kastanienbäume, die ihr vertrocknetes Laub aus dem letzten Herbst — ein trauriger Gewinn — in den gegenwärtigen Frühling herübergerettet hatten, standen vereinzelt da, zwischen ihnen verkrüppelte Maulbeerbäume, von Reben umzogen. Felsentrümmer bedeckten zahllos die Felder und schufen das Ganze zu einem steinernen Meere um. Es war, als hätte Gott hier gestanden, als er nach dem Falle der Menschen den Fluch über die Erde aussprach.

Allmählich, wie wir uns Triest näherten, merkten wir eine beträchtliche Veränderung des Klimas, die rauhe, kalte Luft ward milder, und alles schien uns anzukündigen, daß wir am Eingang Hesperiens ständen. Einige Landleute, die, bizarr braun und rot gelleidet, zu Pferde und zu Wagen uns begegneten, stimmten mit all dem überein und spannten unsere Erwartung so hoch, als es nach drei durchwachten Nächten, nach einem Kurierritt von achtzig Meilen immer möglich war. Endlich die Dogana von Optschina. — Ein Hügel! — Hinauf! — Ah! und da lag es vor uns weit und blau und hell, und es war das Meer. Ich sprang aus dem Wagen und lief hin, daß mein Reisegefährte mir zurief, acht zu geben, um nicht hinabzustürzen. Mich ergriff eine sonderbare Empfindung. Früher schon hatte ich mich aus

Erzählungen überzeugt, daß der Anblick des Meeres mich bei weitem nicht mit dem Gefühl der Erhabenheit erfüllen würde, das es in der Phantasie in mir hervorbrachte, und ich hatte mich daher auf den wirklichen Anblick fast mehr gefürchtet als gefreut: ich fürchtete nämlich um ein erhabenes Bild ärmer zu werden und nur ein richtigeres dafür zu erhalten — ein zweifelhafter Gewinn für einen Dichter. Und was ich vorher geahndet, traf wirklich zum Theil ein. Das Bild vom Meere in meiner Phantasie war allerdings mächtiger, gewaltiger gewesen als die Wirklichkeit, und doch fesselte mich der Eindruck so, daß ich mich kaum trennen konnte, ich hatte mir das Meer nämlich nicht so schön gedacht, nicht so unbeschreiblich schön. Wie es dalag, ein holdes Mittelbild zwischen einer grünen wallenden Wiese und dem ruhigen blauen Himmel, so weich anzuschauen, daß die Sprache kein Wort hat, es zu bezeichnen, so sanft und mild, das starre, ungebändigte Element, wie eine besänftigte Geliebte, die doppelt schön ist, wenn sie gezürnt hat und getobt, und nun doppelt hold den Teuern schmeichelnd und besänftigend umfängt — so hatte ich mir's nie gedacht, und darum überraschte und fesselte es mich im höchsten Grade. Einen eigentlich großen Anblick gewährt das Meer bei Triest nicht. Die Unermeßlichkeit, welche die Vorstellung des Meeres begleitet und sie zur erhabensten macht, die die sichtbare Welt hat, verschwindet hier ganz, da auf drei Seiten die Ufer sichtbar sind, und auf der vierten, schrankenlosen, das Auge aus Wolken und Dünsten sich leicht auch ein Ufer bildet.

Überhaupt gewährt Triest, sowohl vom Berge herab, an dem es liegt, als von der Seeseite betrachtet, einen außerordentlich schönen Anblick. Das Meer in seiner Herrlichkeit, die zahllosen Masten der Schiffe, das Gewimmel von Menschen aller Kleidung und Sprache, alles ist ansprechend und neu. Einen besonders fremden Anblick gewährt es, mitten auf dem Platze der Stadt bedeutende Meerschiffe in den Kanälen liegen zu sehen, deren Masten die umliegenden Häuser weit überragen.

Wir kehrten in der Locanda grande ein, und sobald ich ein wenig adjustiert und der aufgesetzte, unbeschreiblich elende Kaffee getrunken war, ging ich aus, die Stadt zu besuchen. Wie fremd kam mir alles vor. Die Menschen wimmelten lebhaft untereinander — es war Sonntag — alles schrie statt zu reden, jubelte statt zu lachen, sang und zankte, lief und rannte, wie es jedem eben beikam. Die sonderbaren Kleidungen der Boccheseer, Albaneßer u. s. w., die recht jenen Eindruck machen, den die Griechen mit dem Ausdruck: barbarisch bezeichnen, stachen sonderbar gegen den französischen und englischen Zuschnitt der

Triester petits maîtres und maitresses ab. Außerst hübsch sind die Läden der Obstverkäufer, die sehr groß und so reich mit Äpfeln, Pomeranzen und getrockneten Früchten aller Art besetzt waren (andere Früchte hatte die frühe Jahreszeit noch nicht), daß sie wahrhaft Appetit erweckten. Ich ging in den Hafen auf den Molo. Mit den Schiffen ging es mir beinahe wie mit dem Meere. Jedes einzelne war kleiner, als meine Vorstellung davon gewesen war, aber alle zusammen, zu einem dichten Mastenwald vereinigt, erfreuten mich doch ungemein. Voran standen als Verteidiger und Führer der Herde ein paar Briggs, mit Kanonen und Soldaten besetzt, hinterher wimmelte das unzählbare Volk der Pieleghi, Trabaccoli, Barken u. s. w., auf denen die Schiffsjungen ihr lustiges Wesen trieben und unter Singen und Schreien wie Maulwürfe aus dem Verdeck in die Kajüten und wieder zurück durch enge Öffnungen schlüpften.

Wir hatten den Plan gefaßt, uns in Triest nach Ankona einzuschiffen, um so noch vor der Karwoche in Rom zu sein, aber wie wurden unsere Pläne vereitelt! Man verweigerte uns die Ausfertigung der Pässe, die wir in der Eile nur bis Venedig genommen hatten, und es blieb nichts übrig, als nach Venedig zu gehen und dort beim Gubernium unser Glück zu versuchen. Das Dampfboot, das von einem Orte zum andern geht, hatten wir versäumt: wir mieteten daher eine Barke, mit der wir morgen abends, wenn die bonaccia fortwährt oder wohl gar günstigere, frische Winde eintreten, nach Venedig abgehen wollen.

Gegen Abend ließen wir uns auf einer Barke im Golf spazieren fahren. Es war für mich ein ungemein erhebender Gedanke, das Adriatische Meer unter mir zu haben, und ich ließ mit Wonne die Wellen um meine hineingestreckte Hand spielen.

Die Sonne ging unter. Welch ein Schauspiel: Auf dem Meere ruhend und darin eintauchend, entzündete sie dasselbe samt der Luft des Horizontes, und die beiden geschiedenen Elemente schienen sich vereinigt zu haben in das des Feuers. Ist die See schön, wenn die Morgen- oder Mittagssonne sie beleuchtet, so ist sie es noch unendliche Male mehr beim Untergange. Die Wellen haben ihr sanftes Grünlichblau abgelegt und spielen, von der Sonne schräg beleuchtet, in allen Farben des Regenbogens. Blau und rot und grün und golden schwanen es um uns her, und ich dachte mir im Feenlande zu sein, bis die Sonne hinabgegangen war und die Herrlichkeit des Tages unterging in ein düsteres Grau. Geschaukelt von den durch den Abendwind etwas erregten Wellen kehrten wir zurück, und ich ging heim, mich zu erholen von der Entzückung, die mir die Natur, und

von dem Verdruß, den mir die Menschen (oder vielmehr die Polizei) bereitet hatten.

Um halb acht Uhr ins Theater. Man gab die unter uns als Oper bekannte Vestalin als Schauspiel. Das Theater ist sehr groß, aber geschmacklos. Wenige Menschen waren versammelt, die aber Lärm machten für viele. Nach einer mittelmäßigen Musik, zu der die Musiker in drei Reihen aufgestellt waren, ging der Vorhang auf, und auf einem im modernen Stil gemalten Forum standen Vicinius und Lucius mit mächtigen Backenbärten und in Sagunis mit langen, bis an die Finger reichenden Ärmeln und schrieen taktmäßig ihre Rollen ab, mit Bewegungen, die so waren, daß sie auf die Vermutung führten, man wolle die Alten nachahmen, die unter zwei Schauspielern die Deklamation und Aktion teilten, nur schien hier der Fehler obzuwalten, daß der Akteur immer später oder früher gestikulirte, als der Deklamator spräche, so abgeschmackt und unbedeutend war jede Bewegung. Der Console, Vater der Julia, entsetzlich. Es schien mir ausgemacht, daß die Schauspieler sich die italienischen Prediger zum Muster genommen hatten. Immer die Handbewegung, mit der drohend die Prediger ihre Lehren einschärfen, immer dasselbe schreiende Steigen der Stimme am Schlusse des Satzes, mit dem jene die Unbußfertigen zu Paaren zu treiben suchen. Julia schrie an den Stufen des Altars wie eine Nichtvestale, die man um ihren Verdienst betrügen will. Im zweiten Akt kamen nach einem elenden Waffentanze Gladiatorspiele vor, in denen Vicinius (!) den Preis gewann und von Julia bekränzt wurde. In den Spielen selbst rangen die Kämpfer wie die Schifferjungen auf den Gassen von Triest, sie warfen sich sieben-, achtmal hintereinander zu Boden, daß die kurzen Leibröcke über den Köpfen zusammenschlugen, und das jubelnde Publikum über die auf sie gefehrten Hintern der Kämpfer außer sich vor Freude kam. —

Jetzt ist's nacht; das Meer rauscht still unter meinen Fenstern. Auch der Mond ist untergegangen und nur die Sterne schauen, sich spiegelnd, in die stille See. Die Schifferjungen singen mehrstimmige Gesänge, kunstlos und zum Teil mit gellenden Stimmen, aber so rein und harmonisch, daß man staunen muß. Eine oft wiederkehrende Diskantpassage klingt äußerst lieblich. Der Gesang hört auf, ich will es auch tun und schlafen gehn.

Montag abends schifften wir uns um acht Uhr während eines leichten Landwindes ein, der, wenn er anhielt, uns eine leidliche Reise versprach. Es war ein kleines Trabaccolo, einem Römer gehörig, das uns aufnahm. Wir betraten die Kajüte. Gott im Himmel, welch ein Ort! Höchstens sechs Fuß Länge und etwa fünf Fuß Höhe und Breite,

dabei ein Leergefänk zum Erstickn, und zwei Betten, oder vielmehr Hundepelster, auf denen wir zwei Nächte zubringen sollten, denn der Wind, der bei unserer Abreise uns zu begünstigen schien, hörte bald ganz auf und beschränkte uns bloß auf den Gebrauch der Ruder, mit denen wir uns kaum von der Stelle bewegten. Wie unerträglich die Nacht in unserer Kajüte war, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Endlich brach der Morgen an. Taumelnd, schlaftrunken, die Eingeweide umgekehrt von dem unablässlichen Schaukeln des Schiffes, trat ich aufs Verdeck und sah die majestätische Sonne hinter den Bergen von Istrien hervorstiegen, aber beinahe ohne Seelenerhebung, so sehr wird das Innere durch den Körper bestimmt. So ging es fort einen langweiligen Vormittag. Mein ganzes Leben wird es mir gegenwärtig bleiben, wie wir zur Mittagszeit uns alle auf Matten aufs Verdeck lagerten und nun, den Himmel über und die spielende See unter uns, das frugale Schiffermahl verzehrten in recht patriarchalischer Einfachheit. Endlich erhob sich ein Lüftchen. Alle Segel werden aufgespannt, und jetzt ist die Spitze von Friaul erreicht und mit ihr die Hälfte des Weges. Gegen Abend erblickten wir den Glockenturm von St. Markus in neblichter Ferne, aber eine neue Windstille ließ uns nicht hoffen, ihn so bald zu erreichen. Noch einmal mußten wir hinab in unser Gefängnis, und schlafend trug uns die Barke, wie den Ulyß, in die Heimat, nach Venedig. Als wir erwachten und aufs Verdeck traten, lagen wir schon in den Lagunen, der Dogana gegenüber. Man hat oft den ersten Anblick von Venedig als so wunderbar beschrieben, ich habe es kaum so gefunden. Es hat zwar allerdings etwas Befremdendes, Häuser und Paläste gerade aus dem Meere heraufsteigen zu sehen, aber die Phantasie ersetzt leicht das fehlende Erdreich, und man glaubt eben einen breiten Fluß mit vielen Inseln vor sich zu sehen. Auch fehlt es in solcher Nähe, als ich beim Anbruch des Tages die Stadt bereits sah, dem Anblick an Einheit und Umfang; in einer größern Entfernung mag das anders sein. Der erste Eindruck, den Venedig auf mich machte, war befremdend, einengend, unangenehm. Diese morastigen Lagunen, diese stinkenden Kanäle, der Schmutz und das Geschrei des unverschämten betrügerischen Volkes geben einen verdrießlichen Kontrast mit dem kaum verlassenen heiteren Triest. Wenn man sich aber erst ein wenig erholt hat und den Totaleindruck dieser schwarzen Steinmassen gesondert auf sich einwirken läßt, dann wird man eben so ergriffen, als man vorher verstimmt war. Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, wo das Altertum mit solcher Lebendigkeit den Menschen ansprache. Rom ist tot, ein herrlicher Leichnam, aber Venedig regt sich noch und dehnt seine Riesenglieder zum unfreiwilligen Ab-

schied aus dem Leben. Wer nicht sein Herz stärker klopfen fühlt, wenn er auf dem Markusplatze steht, der lasse sich begraben, denn er ist tot, unwiederbringlich tot. Dieser Palast des Dogen, ein Bild der Republik und der Stadt, mit seinem unförmlichen Körper auf den Stützen wunderlicher Säulen und Bögen ruhend, vereinigend die Starrheit in seinen ungefügten, unbeworfenen Wänden mit aller Zierlichkeit der Kunst in seinen Arkaden und Zinnen. Ich weiß nicht warum, aber mir fiel ein Krokodil ein, als ich ihn sah, obschon seine Form nicht die geringste Ähnlichkeit mit diesem Tiere hat. Was da beschlossen wird, denkt man, muß geheimnisvoll sein und klug und unerschütterlich und hart. Wie ein Rätsel sieht er aus, dieser Palast, und scheint Rätsel zu beherbergen. Auf der andern Seite die Procurazien, schön, herrlich, aber sie gleichen andern Gebäuden und andere Gebäude gleichen ihnen: hier wohnt das Sichtbare, in jener Höhle brütete das unsichtbare Prinzip, das sich nur bemerkbar machte durch seine Wirkungen. Als ich in der Nacht beim Mondschein in der Gondel an diesem Palast hinumfuhr, bei den Staatsgefängnissen vorbei und nun in dem durch Streiflichter manchmal unterbrochenen Schatten, welchen diese Riesengebäude einander geheimnisvoll zuwerfen, der Ponte dei sospiri über mir schwebte, über den die Staatsverbrecher einst aus dem Gefängnis zum Tode geführt wurden, da überfiel es mich mit Fieberschauer. All die Gewesenen und all die Verbliebenen, all die Verfolger und Verfolgten, Mörder und Gemordete schienen aufzusteigen vor mir mit verhüllten Häuption. Auf dieser Brücke ging Marin Falieri, ging vor ihm und nach ihm so mancher dem Tode entgegen, und dort erwarteten sie Henker und Richter, die Menschenleiden nicht heben machte und ein Mord nicht zittern. Schaut hin, Unbeugsame, Starre, Unmenschliche! Das, wofür ihr gemordet habt und gerichtet, es ist nicht mehr. In Schutt liegt eure Größe, euren Abgott hat die Zeit verschlungen, eure Taten sind zur Fabel geworden und euer Streben zum Märchen. Über euren Gräbern wandelt eine entartete Menge, die bald den Namen vergessen wird, für den ihr starbet.

Noch einmal: Wer am Markusplatz sein Herz nicht schlagen fühlt, hat keines. Hier die drei Säulen mit den drei Kronen der drei Königreiche, die sich dienstbar nannten der stolzen Republik, dort die Pferde, Siegeszeichen aus dem eroberten Konstantinopel, und außer jenen zwei Säulen im Canal grande das Meer, das, gebändigt, statt zu grollen, schmeichelnd die Füße leckt der es beherrschenden Stadt. Steh auf aus dem Grabe, entschlafener Doge, und wirf deinen Ring hinab, deine Braut hat andere Bräutigame gefunden, seit du schläfst.

Man durchwandelt die Stadt: überall Größe, Stolz, Reichthum, Weltherrschaft. Palast an Palast, fast alle gleich gebaut. Zwei Eingänge, einer auf den Kanal, der andere ans Land. Im ersten Geschoße ein großer mit Marmor gepflasterter Saal, dessen eine Wand ganz aus Fenstern besteht, von außen mit Säulen geziert, wert, breitere Straßen zu zieren, alles düster, ernst, streng. Die Massen tragen den Charakter der Republik. Man möchte weinen, wenn man die Namen hört und die Reste sieht. Das Hôtel all' Europa, wo ich wohnte, war einst das Haus der uralten Giustiniani, und in dem Saale, wo der alte Badoar seine Siegesfeste feierte, putzt der Bediente meine Schuhe und hängt meinen Rock dahin, wo sonst eroberte Fahnen hingen. Als ich in den Laden des Buchhändlers Fuchs trat, um nach etwas zu fragen, stand ich in dem Zimmer, wo Bianca Capello geboren ist, kurz, für einen, der ein Gemüt hat, gibt's keinen zweiten Ort wie Venedig. Abends im Theater S. Simone, wo Oper war: der erste Akt vom Barbieri di Siviglia und der zweite der Capriciosa. Die Gesellschaft ist äußerst mittelmäßig, es sang jedoch eine Madame Fodor, die im Begriffe stand, nach Paris zu gehen, und die wirklich beinahe alles übertraf, was ich bis daher gehört hatte.

Wir haben Pässe erhalten und werden morgen nach Rom abgehen, drum schnell noch im Fluge kosten, da es zum Genießen zu kurz ist.

Donnerstag am 31. Ich war auf dem Torre di S. Marco. Ein herrlicher Überblick. Die Stadt liegt vor dem Blicke wie ein geöffneter Bienenstock voll summender Bienen (Drohnen?) und voll Zellen, aber der Honig ist ausgenommen. — Ponte di Rialto! Schön ist die Brücke nicht, wenngleich von Marmor, aber grandios, wie alles in Venedig.

Meine Gedanken drehen sich, solange ich in dieser Stadt bin, immer um den Palast S. Marco, ich ging daher hin, ihn von innen zu besehen. Gerichtsbehörden und Stellen haben darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen und treiben darin ihr Wesen, als ob es so sein müßte. Die Leute müssen sich offenbar nicht vor Gespenstern fürchten, sonst könnten sie nicht in diesen Sälen ihr Handwerk ausüben. In der Sala dei dieci hält der Appellationshof seine Sitzungen, und die toten Dogen sehen von den Wänden herab, lebendiger als die lebenden Appellationsräthe. Der Ratsaal des Dogen, ernst und würdig, die Sitze mit rotem, am Rande vergoldetem Leder beschlagen. Die Sala dei Pregadi macht eine außerordentliche Wirkung mit ihren schwarzen Tribünen und Sitzen. Hier ward der Untergang der Republik entschieden, zwischen entarteten Nobilis und ein paar Adjutanten Bonapartes. Alle diese Zimmer sind mit unaussprechlich schönen Gemäl-

den, vorzüglich von Paul Veronese, Titian und Tintoret verziert, die Gegenstände theils aus der heiligen, theils aus der venezianischen Geschichte genommen. Vorzüglich schön fand ich eine Verlobung der heil. Katharina und eine Europa, beide, glaube ich, von Veronese.

Der Saal der Bibliothek von S. Marco zeichnet sich vorzüglich durch seine Gemälde aus der venezianischen Geschichte von den berühmtesten Meistern, durch das Paradies von Tintoret und durch eine Suite von Porträts aller venezianischen Dogen aus. Erschütternd ist die schwarze Decke, die an der Stelle des Porträts von Marin Falieri hingemalt ist, mit den Worten: Hic locus Marini Falieri, occisi propter peccata. Das Paradies von Tintoret kann mir nicht recht gefallen. Es wimmelt von Figuren, die kaum ein Ganzes ausmachen, auch kam mir die Verteilung der dunklen und lichten Tinten widerlich vor. Die historischen Gemälde sind größtenteils vortrefflich. Ich danke Gott, daß ich kein Venezianer bin, der Anblick dieses Saales und dieses Palastes könnte einen wahnsinnig machen. Von den Antiken, unter denen eine Danae und ein Ganymed die berühmtesten sind, konnte ich dem letztern keinen Geschmack abgewinnen. Gewiß ist er aus keiner guten Zeit der Kunst, denn abgesehen von der geringen Reinheit der Form und der Ausdrucklosigkeit des Gesichts, ist auch die Idee, einen fliegenden Adler mit einem Jungen in den Klauen darzustellen, der also, als fliegend, nicht aufgestellt, sondern aufgehangen werden muß, der guten Zeit der Kunst unwürdig und vielleicht ohne Beispiel im Altertum. Die Leda hat einen außerordentlichen, beinahe malerischen Ausdruck. Ob Correggio diese Statue gekannt hat, da er seine Leda malte? Stellung und Ausdruck haben viel Ähnliches.

Endlich die Stunde der Abreise. Nicht als ob Venedig mich nicht festgehalten hätte mit seinen Herrlichkeiten, im Gegenteil zweifle ich, ob ich je etwas sehen werde, was ich ihnen an die Seite stellen könnte, aber der Zweck meiner Reise war denn doch Rom, und die nächste Absicht, noch in der Osterwoche dort zu sein, daher war mir jede Stunde der Verzögerung eine Marter.

Endlich eingepackt, die Gondel bestiegen und verlassen die Meeresbraut mit all ihrem Schmucke.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir Fusina und, wieder einmal festen Boden unter den Füßen, bestiegen wir freudig die vorausgesandte Kutsche zur weitem Pilgerschaft.

Nacht verhüllte rechts und links die Gegenden ringsumher, was uns um so mehr leid that, als wir in Venedig gar manches von den Schönheiten der Ufer der Brenta, an denen wir jetzt fuhren, gehört hatten, und herrliche Landhäuser, deren neblichte Umrisse maje-

statisch durch das Dunkel drangen, jene Sage in reichem Maße beflätigten.

Wie traurig, daß wir alle diese Gegenden durchfliegen mußten, die allein eine eigene Reise verdient hätten.

Endlich kündigte eine dunkel vor uns liegende Häusermasse eine Stadt an: es war Padua, das alte, berühmte Padua mit seinem Dom, mit seiner hohen Schule in all seiner historischen Merkwürdigkeit. Aber wir mußten vorüber, nur im Vorbeisliegen sahen wir die wahrhaft herrliche Domkirche, vermuteten an einem großen, mit Arkaden gezierten Gebäude die Universität gesehen zu haben, und wieder fort, mit frischen Pferden.

Noch in der Nacht passierten wir Monfelicce; endlich brach der Tag an, eben als Novigo vor uns lag. Ich schaute um mich her und schaute wieder, aber es war kein Traum. Schien es doch, als ob die Welt der Märchen wiedergekehrt wäre, und irgend ein wohlthätiger Zauberer uns in der Nacht in einen andern Weltteil geführt hätte. Auf unserer Reise bis Triest fanden wir überall noch Schnee und Winter; die See, das *als ἀρούρετος*, bot kein Grün als das ihres Wassers, in Venedig sproßt und grünt nichts, selbst keine Bäume; nach der Überfahrt über die Lagunen fanden wir das Land schon in Nacht verhüllt, wir befanden uns daher mit unsern Gedanken noch im Winter, und wenn wir auch glaubten, manches weiter vorgerückt zu sehen, als in den Gegenden, die wir verlassen, so konnte doch der Unterschied, Zeit und Entfernung betrachtet, unserer Meinung nach, nicht so groß sein. Nun stellte sich uns aber mit einem Mal eine ganz andere Welt dar. Grüne Felder, von lebendigen Bäumen umfungen, mit Feigen- und Maulbeerbäumen besetzt, an denen sich festonartig Weinreben fortwanden; mit einem Worte: wir waren in Italien angelangt. Man schilt die Italiener faul; hier herum sind sie's gewiß nicht. Man sehe diesen fortlaufenden Garten und urtheile.

Mit dem fremden Lande stimmten auch die fremdartigen Menschen überein. Jede Spur von Deutscher war von hier an verschwunden. In übergeschlagene Mäntel eingehüllt, den breitgekrempften Hut in die Augen gedrückt, schritten die Menschen auf der Straße einher, oder fuhren auf Kariolen mit zwei Rädern, die fast wie Schlaffessel aussehenden und pfeilschnell dahinslogen, oder ritten, meistens auf Maultieren oder Eseln, welches letztere auf uns Deutsche einen besonders komischen Eindruck macht, zumal wenn die Esel klein sind und die Reine des stämmigen Reiters beinahe auf der Erde nachschleppen. In Novigokehrten wir zuerst in einem Wirtshause auf echt italienische Weise ein. Lustige Zimmer, mit Ziegelsteinen gepflastert, zweischläfrige Betten,

Kamin statt des Ofens, Fenster und Türen verwahrloßt. Zum Frühstück: Frittata in Öl gebacken, mit geriebenem Käse bestreut, süßlichen Landwein, elendes, schlechtgebackenes Brot mit Käse, zum Beschluß getrocknete Feigen.

Nun ging es fort von Novigo nach Polesella mit vortrefflichen Postpferden durch schöne grüne Wiesen und Felder. Endlich zeigte sich von ferne ein Gewässer, es war der Po, der hier die Grenze zwischen dem venezianischen und päpstlichen Gebiete macht. Mit klopfendem Herzen betrat ich die Fähre, die bei Ponte di Lago Scuro uns und unsern Wagen ans jenseitige Ufer brachte: obschon noch so fern von Rom, betraten wir doch nun zum erstenmal das Gebiet, das demselben Herrn gehorcht. Am jenseitigen Ufer wimmelte alles von Menschen. Weiber, die wuschen, Zollbeamte und Fuhrleute, die fluchten und schrieten, dazwischen schwarze Schweine und Esel, die ohne Führer frei herumgingen, ihr Futter zu suchen, und die bei ihrer Menge einem manchmal glauben machten, man sei in Swifts Lande der Haubhühnms angelangt. Auch an päpstlichen Soldaten fehlte es nicht, die, ganz hübsch montiert, viel besser aussahen, als ich sie mir vorgestellt hatte und das Pax auf den rings herum hängenden päpstlichen Wappenschildern zu erfordern schien. Die Zollbeamten waren so höflich, als man es nur irgend wünschen kann, und ein Korporal der päpstlichen Soldaten schlug hochherzig ein Dreipaolstück aus, das ich ihm für seine Mühewaltung bei Untersuchung der Pässe anbot. Ich weiß nicht, entstand dieses Ablehnen aus wirklicher Großmut, oder genierte er sich vor den Beamten, die rings herum standen, so viel ist gewiß, daß ich etwas Ähnliches in ganz Italien weder beim Militär noch Zivil erlebt habe.

Während des Umspannens unterhielt ich mich mit einem engel-schönen Kinde, das mich angenehm erinnerte, daß ich mich dem Lande näherte, wo Raffael die Urbilder zu seinen Madonnen und Christuskindern gefunden hatte.

Hier hatten wir zum erstenmal Gelegenheit, uns von der Vortrefflichkeit der römischen Posten zu überzeugen. Schon im Venezianischen waren wir, in Vergleich mit den deutschen Posten, herrlich gefahren, aber wie man im Römischen dahinsiegt, davon hat man keine Vorstellung. Der Postillon sitzt nie auf dem Rutschsitz, sondern reitet, auch bei zwei Pferden, beständig. Von da herab setzt er mit einer kurzen Peitsche und unter fortwährendem aufmunterndem Geschrei den Tieren unaufhörlich zu, so daß wir einmal, aus Mitleid mit den Pferden und aus Besorgnis, den Wagen zu zerbrechen, den Postillon auffordern mußten, langsamer zu fahren. Immer geht es im Galopp oder

wenigstens in scharfem Trab. So angenehm das übrigens für den Reisenden ist, so gereicht der Grund dieses Eilens den römischen Postknechten eben nicht zur Ehre. Es ist nämlich nur auf das Trinkgeld abgesehen. Um einen Paolo mehr zu erhaschen, martert der Kerl seine Pferde, daß man Mitleid mit ihnen haben muß, indes der deutsche Postillon seinen letzten Bissen Brot mit seinen Tieren teilt, und durch kein Trinkgeld vermocht werden könnte, sie in Gefahr zu setzen.

Die Schönheit der Gegend von Ferrara ist unbeschreiblich. Überall Wiesengrün und Blütenrot und -weiß, dabei die herrliche, gepflasterte Landstraße. Man fühlt sich sehr glücklich da. Das Schloß, groß und altertümlich, voll Spuren ehemaliger Pracht, ist dasselbe, in dem Tasso lange lebte, liebte und litt. Ich fragte mehrere Personen nach dem Gefängnisse, in dem er gesessen und das noch zu sehen sein soll, aber niemand wollte etwas davon wissen. Einer meinte sogar, ich irre: nicht Tasso, Ariost sei der Gefangene gewesen, den eigentlichen Ort aber wisse er nicht. Ich muß zur Ehre Italiens bekennen, daß mir eine ähnliche Unwissenheit einheimischer Denkwürdigkeiten in dem ganzen Lande nicht wieder vorgekommen ist. Das Mittagmahl, das wir hier einnahmen, zeichnete sich durch Ugenießbarkeit vor allen bisher genommenen aus, was in der That viel sagen will. Nicht einmal der Kalbsbraten, an dem ich mich entschädigen wollte, war zu essen. Man hatte ihn nämlich mit Rosmarin gespickt und man hätte ihn fast als Brechmittel gebrauchen können. Die Kaufleute in Ferrara brachten uns übrigens keine sehr vorteilhafte Meinung von der Gefälligkeit der Einwohner bei. Wir wollten zu unserem Reisegebrauche hier römische Münze einwechseln, aber, trotzdem daß der Maire, an den wir adressiert waren, sich alle Mühe gab, wollte keiner der häufigen Wechselser sich zu der kleinen Gefälligkeit bequemen! Am Eingange des Schlosses stand ein Soldat in päpstlicher Uniform, der sich durch erbärmliche Haltung besonders auffallend machte. Der Maire, der mein Erstaunen bemerkte, versicherte, daß diese Soldaten nur auf den Tag aufgenommen würden, daher man sich über ihr schlechtes Aussehen nicht wundern müsse. Mir dachte der Grund beinahe noch wunderlicher als die Sache selbst.

R o m.

Beinahe schon hinter Viterbo kündigt sich die Nähe der Priesterstadt auf eine traurige Art an. Unfruchtbare dürre Heiden, ohne Kultur, ohne Wohnung, ohne Menschen, sagen vernehmlich: hier ist ein Wahlreich, und der Gewählte ist ein Priester, und dieser Priester ist gewöhnlich ein Greis. Man hatte wegen der Reise des Kaisers und seines Gefolges das Gesträuche weghauen lassen, das sonst zu beiden Seiten der Straße stand, weil es den Räubern zu Schlupfwinkeln diente. Dadurch aber ward die Gegend noch kahler, noch trauriger. Den Gipfel zu alledem setzen noch die zerrissenen Überreste von Räubern und Mördern auf, die, an der Sonne getrocknet, rechts und links an der Straße haumeln und dem armen Reisenden die Stellen bezeichnen, wo seine Vorgänger geplündert und ermordet worden sind. Schneidend ist der Kontrast dieser Ode mit der herrlichen Via Flaminia, auf der man fährt und die auf jedem Schritte erinnert, wie reich und glücklich einst Gegenden waren, wo man derlei Straßen bauen konnte. Mit einem eigenen Gefühl fährt man auf der Straße, auf der einst römische Heere zogen, und hinter jedem Hügel glaubt man beinahe Helme und Spieße hervorragen zu sehen.

Endlich hielt der Postillon, wies mit der Peitsche vor sich hin und sagte: Ecco la città, und am Horizonte zeigte sich ein ferner grauer Punkt, und es war die Peterskirche.

*

Wenn man Lust hätte, Vergleichen anzustellen, so würde man sagen, St. Stephan in Wien sei eine Kirche für deutsche, St. Peter in Rom eine für italienische Andacht.

Ich finde St. Peter auf allen bildlichen Darstellungen bei weitem erhabener, als beim ersten Anblick in der Wirklichkeit. Diese Kirche hat von außen den Hauptfehler, daß es keinen Totalüberblick davon gibt. Bevor man die Kolonnaden erreicht hat, steht man diese nicht, sondern bloß die Kirche, weil elende Häuser die erstere verdecken; hat man aber einmal die Kolonnaden erreicht, so muß man nicht bloß vor sich blicken, sondern auch um sich, und hat somit keinen Gesamtüberblick mehr. Auch machen die ungeheuren Verhältnisse, in denen diese Kirche gebaut ist, daß man nur durch Vergleichen mit daneben befindlichen Gegenständen sich die eigentliche Größe derselben versinnlichen kann. Nach einer solchen Vergleichung ist es aber denn auch natürlich

schon nun das Erhabene des Eindrucks geschehen, das als Unermeßliches erscheinen muß und daher durch Messen verloren geht. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Innern. Hier geben die Statuen und Verzierungen schon beim ersten Anblick unwillkürlich einen Maßstab zur Vergleichung, und daher verfehlt auch das Innere seine Wirkung nicht. Wenn man auch der Peterskirche als Kirche etwas vorziehen könnte, so kann man es doch nicht als Gebäude.

Es ist schauerlich, wie dieses Gebäude mit dem Himmel durch seine Kuppel und mit der Unterwelt durch das Grab der Apostel Peter und Paul zusammenhängt, das gerade unter der Kuppel auf geheimnisvollen Treppen unter die Erde hinabsteigt. Daß dieses Grab eine Treppe tief, statt mit einer Thür, mit einem goldenen, aber nur halb durchsichtigen Gitter verschlossen ist, zeigt, wie diejenigen, die die Kirche bauten, wußten, wie auf das Gemüt des Menschen gewirkt werden muß.

Von allen Osterfestlichkeiten, die ich bisher gesehen, hat keine so sehr auf mich gewirkt, als die Austheilung des päpstlichen Segens vom Altar der Peterskirche. Der ungeheure Altar, dunkelrot ausgeschlagen, mit einer Reihe von Kardinälen besetzt, von denen jeder für sich schon aussieht wie ein König, und nun, über all diesen Königen in Purpur hoch erhaben, auf seinem weit hervorragenden Throne der Papst in vollem Schmuck, mit ausgestreckter Hand den Segen spendend *orbi et urbi*, alles niedergeworfen, er allein, ein Gott, thronend hoch über allem — ich werde den Augenblick nie vergessen.

Man lacht über die Rüstungen der Schweizer am Osterdonnerstag: ich finde die Beibehaltung des Aertlichen gerade hier sehr an seinem Platze. Sehr gut sehen die Kerls darin aus, die sonst so ziemlich Hanswursten gleichen; und wäre ich ein Maler, ich würde nicht ver säumen, den alten, beinahe achtzigjährigen Schweizer=Cameriere des Papstes, der die Aufsicht am Eingang der Sixtina hat, zu malen in seinem Harnisch und grauseidenen Kleide. Er sieht aus wie ein Zurückgekommener aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In Rom ließ ich mir ein Beinkleid machen. Der Schneider, ein Lombard, versicherte auf meine Anstellungen, daß der Kasimir dazu von der feinsten Gattung sei. Ich äußerte meine Zweifel. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie hintergehen? rief er: ich bin kein Römer! Als ich mich weiter mit ihm ins Gespräch einließ, versicherte er, er könne keinen Römer als Gefellen brauchen, *i Romani sono tutti ladri*, meinte er.

Ostermontag. Wir hatten uns mit Meyern, dem Verfasser der *Dianafore*, verabredet, die Reste des Forums zu besuchen. Um neun

Uhr morgens fanden wir uns beim Bogen des Septimius Severus unterm Kapitol. Dieser Bogen ist nebst dem des Konstantinus beinahe das besterhaltene unter allen Denkmälern der Vorzeit. Von beiden diesen Bogen gilt fast das Nämliche: was daran aus früherer Zeit und von andern Denkmalen, besonders von denen des Trajan geraubt ist, kann man wohl vortrefflich nennen, die zeitgenössische Arbeit daran ist schlecht, wie z. B. die Siegesgöttinnen am Bogen des Konstantin und die meisten Basreliefs mit Ausnahme der obersten, die eben aus dem Bogen Trajans genommen sind. Die Tempel des Jupiter tonans und stator bestehen nur noch in einigen Säulen. Was uns in Rom am meisten auffiel, war die ausnehmende Kleinheit aller öffentlichen Gebäude. All diese Werke, die sich die Phantasie als zu groß vorstellt, waren, aus dem Raum zu schließen, der von einer Ruine bis zur andern geht, nur äußerst klein, und demungeachtet mußte wegen ihrer Menge das Forum so mit Gebäuden überladen sein, daß man kaum an ein gutes Aussehen desselben glauben kann. Hierzu kommt noch, daß die Gebäude offenbar ohne Symmetrie unter sich hingepflanzt waren; mit einem Wort, man kann sich keine klare Vorstellung machen, wie das je schön sein konnte.

Der Vorwurf der Kleinheit, den man den ältesten Bauwerken mit Grund machen kann, trifft keineswegs die Gebäude, welche die spätern Zeiten hervorgebracht haben. Der Tempel des Friedens, von Titus erbaut, von dem nur noch die Reste der hinteren Hälfte stehen, ist ein ungeheures Gebäude mit seinen drei mächtigen Hallengewölben und den Spuren einer Kolonnade, die sich von außen herumzog. Konstantin ließ das Ganze in eine Kirche umgestalten, und man hat Gelegenheit, durch Vergleichung des von ihm in die mittelfte Halle hinausgebauten Ausbuges die Verschiedenheit der Zeitalter in der Verschiedenheit der Arbeit zu beobachten.

Der Tempel der Sonne und des Mondes, oder der Roma und Venus, die miteinander vereinigt waren, steht nur noch mit halben Ruppeln.

Die Säule des Phokas ist ganz aus ältern Monumenten zusammengestohlen.

Die ungeheuren Mauern des Tempels des Antonin und der Faustina hat man benützt, um eine Kirche des heiligen Lorenz daran zu flicken, die jetzt Antonins herrliche Säulen unwillig schmücken. Dieses Gebäude zeichnet sich noch vorzüglich durch sein vortrefflich gearbeitetes Säulengebälke aus.

Der Bogen des Titus, der einfachste von allen, mit herrlichen Basreliefs, worunter der heilige Leuchter von Jerusalem bemerkbar ist.

Von hier gingen wir in die Bäder des Titus, eine unförmliche wildbewachsene Steinmasse. So bewundernswürdig alle diese Gebäude, besonders der spätern Zeit sind, so ist doch ihre Größe eine barbarische, und man kann nicht verkennen, daß sie von Despoten gebaut sind. Das dringt sich einem schon hier in den Bädern des Titus auf, noch mehr aber in den Kaiserpalästen. Hohe, aber enge Kammern und Gänge, ohne Fenster, ohne Licht, die sich schweigend winden durch die Nacht; ein lebensfroher Grieche hätte es darin gewiß nicht aushalten können. Zeigen auch diese Höhlen wilder Tiere jetzt noch Spuren kunstreicher Verzierungen, so ist doch auch die Art, wie sie angebracht sind, barbarisch. Ungeheuer hohe Gänge sind an der Decke mit Bildchen bemalt, die man in der Hand halten mußte, um sie betrachten zu können. Dort oben verschwinden sie beinahe zu unförmlichen Farbpunkten. So mißbraucht die Kunst nur ein Tyrann, und war Titus auch keiner *de facto*, so war er doch einer *de jure*, sein Zeitalter war so, wenn auch er nicht.

Der Umfang dieser Bäder ist über allen Begriff. Man hat nur den kleinsten Teil davon aufgegraben, und davon kann man auf das übrige schließen. In diesen Bädern ist der herrliche Laokoon gefunden worden.

Ein lebhaftes Bild der römischen Größe, so daß die Phantasie dadurch wirklich erweitert wird, gibt unter allen hiesigen Denkmälern alter Zeit beinahe allein das Kolosseum. Herrlicheres kann man nicht mehr sehen. Dieses wird besonders in Rom klar, wo man so viele vorzügliche Gebäude sieht und doch verschwinden alle in nichts vor diesem Kolosß. Es ist interessant, eine Vergleichung zwischen dem Eindruck anzustellen, den die noch ungeheurrere Peterskirche macht, gegen den des Kolosseums. Wenn man in Rom ausspricht, daß die Peterskirche beim ersten Anblick nur eine mäßige Idee von Größe erwecke, so pflegt man gewöhnlich zu sagen: das rühre von den richtigen Verhältnissen her, in denen sie gebaut ist. Aber ist es denn das Kolosseum in minder richtigen? und doch erscheint es beim ersten Anblick als ein Großes, indes man die Peterskirche mehreremal sehen und erst Vergleichen anstellen muß, um sie ganz zu würdigen. Meiner Meinung nach rührt diese Verschiedenheit nicht von daher, daß die Peterskirche in richtigen, sondern daß sie in ungeheuern Verhältnissen gebaut ist, das Kolosseum aber nur in großen. Diese fünf Reihen Bogen übereinander, deren jeder sich sogleich als sehr groß darstellt, machen mich die Größe des letztern beim ersten Blick erkennen; wer sagt mir denn aber bei der Peterskirche, wie hoch diese einzige Säulenreihe sei, welche das Gebälk trägt? Erst wenn man die Entfernung

des Petersplatzes praktisch erfahren hat, bewundert man die Kirche, und man muß die Größe herausrechnen, statt sie anzuschauen.

Wendet man sich nun hinüber gegen den palatinischen Berg, so hat man von den Stufen der Basilika St. Gregorio den herrlichsten Anblick der Kaiserpaläste, die sich in mannigfachen, übereinander gestürzten Mauern und Wölbungen auf jenen Hügel hinüberziehen. So ungeheuer diese Masse von Gebäuden ist, an der fast alle Kaiser der frühern Zeit gebaut haben, so genügte sie doch dem nach Betäubung und Sinnenberauschung haschenden Nero nicht. Sein goldenes Haus füllte nebst dem palatinischen Hügel auch das Thal zwischen diesem und dem esquilinischen und bedeckte sogar noch diesen letzteren, wo in der Folge Titus seine Thermen hinsetzte.

Auf dem Wege zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel hin liegen rechts die Trümmer des Circus maximus, an denen nichts mehr zu erkennen ist. Weiterhin, auf der Via di S. Sebastiano findet man die Thermen des Caracalla. Staunend betrat ich sie. Eine Reihe von einst gewölbten Hallen, jede so groß, daß sie für sich ein bedeutendes Gebäude ausmachen würden, ziehen sich aneinander hin. Überall ungeheure Massen, überall Spuren von Pracht, an den noch hie und da mit Marmor bedeckten Gewölben, an dem an manchen Orten aufgedeckten musivischen Fußboden aus den seltensten Marmorarten. In der Ecke von einer der innersten Hallen sieht man noch die Reste eines halb verlöschten Madonnenbildes, von wem gemalt, wann und zu welchem Ende? weiß niemand. Erst wenn man diese Thermen mit jenen des Titus zusammenhält, kann man sich einige Vorstellung von der eigentlichen Beschaffenheit solcher Kaiserbäder machen. Wahrscheinlich stand über dem noch vorhandenen Erdgeschoß der letzteren Thermen noch ein ähnliches Obergeschoß, wie hier Caracallas Bäder zeigen, was denn freilich die Sache verändert. Die Gemächer Caracallas haben übrigens durchaus Fenster, wenn nicht etwa die lichtlosen tiefer, noch unenthusüllt unter der Erde liegen.

Weiter fort auf der Straße liegen die Gräber der Scipionen, die aber, seit der dort gestandene Sarkophag ins Museum Clementinum gebracht worden ist, kein Interesse haben.

Durchs Thor St. Sebastian wandelt man auf der Appischen Straße fort, die, ob schon nicht der Flaminischen gleichkommend, doch noch in alter Herrlichkeit prangt. In der Kirche St. Sebastian ist der eine Eingang in die Katakomben. Ungeheure Felsengänge winden sich, bald eng, bald weiter, bald niedrig, so daß man mit gebücktem Haupte fortwandeln muß, bald höher strebend, unter der Erde fort, und rechts und links sind Höhlungen in den rippenförmig übereinander laufenden

Felsen, die wohl allerdings so aussehen, daß man sie als Grabhöhlen betrachten könnte. Mein Führer, der Küster von St. Sebastian, nannte mir eine unermessliche Zahl von Märtyrern, die hier begraben gewesen sein sollen. Übrigens begreift sich die düstere Richtung, welche die Religion des schönmenschlichen Christus bei seinen Verehrern genommen hat, einigermaßen, wenn man sieht, an welchen Orten sie gezwungen waren zu beten und zu lehren. Kristipp hätte in den Katakomben zum Heantontimorumenos werden müssen. Die tiefern Gänge der Katakomben sind jetzt vermauert, seit viele Menschen, unter andern auch, wie mein Führer versicherte, eine Abteilung von Zöglingen des Collegio Romano, darin sich verirrt und nie mehr den Rückweg gefunden haben.

Als ich herausgestiegen war aus diesen Klüften der Unterwelt und hinüberblickte nach dem herrlichen Rom und seinen Denkmälern der Vergangenheit, da ward mir nachdenklich und sonderbar zu Mute. Dort die Stadt, urbs et orbis, thronend und prangend, und hier die Katakomben, wie Repräsentanten des Heidentums und des Christentums. Und all deine Kraft und all deine Pracht hat dich nicht retten können, göttliche Roma, du bist erlegen, und auf den Zinnen deiner Götter prangt das Zeichen, das hervorging aus diesen Klüften und, langsam wandelnd, aber unablässig, dich überholte, als du müde warst und nicht mehr fliegen konntest.

Langsam weiter wandelnd sah ich noch die Ruinen von Caracallas Zirkus und das wohlerhaltene Grabmal der Cäcilia Metella, zu schön für eine so unbedeutende Frau, und müde, aber heiteren Geistes kehrte ich auf derselben Straße zurück, immer in einer Hand den Plan von Rom und in der andern Basis verdientliches Itinerario.

*

Ich war in Thorwaldsens Studio. Es war an einem unglückseligen Tage. Von einer Diarrhöe und verdorbenem Magen, den traurigen Wirkungen des römischen Klima und meiner Unbekanntschaft mit der hiesigen Lebensweise, geplagt, schlenderte ich mißmutig durch die lauten Straßen, an all den rings sich aufdrängenden Kunstwerken vorüber, ohne daß mir etwas auch nur einen Blick abgewinnen konnte. Da, vor dem Palast Barberini, gewahre ich Marmortrümmer. Gedankenlos trete ich hinzu und frage: es ist Thorwaldsens Studio. Ich trete hinein und fahre erstaunt zurück. So etwas hatte ich nicht vermutet. Als ich Canovas Werkstätte betreten, glaubte ich das Beste gesehen zu haben, was die neuere Zeit gegenüber der alten an Bildwerken aufzuweisen hätte, und achselzuckend bedauerte ich den unge-

heuern Abstand; aber hier — Canovas Bilder sind schön, aber tot und nebstdem so behandelt, daß mir dabei immer der Simson einfiel, den ich in der Osterwoche hier in einem Laden sah und der höchst kunstreich aus — Butter gemacht war. Dagegen Thorwaldsen. Ich habe keine seiner ganz fertigen Statuen gesehen, und ich weiß daher nicht, ob er in der Vollendung des mechanischen Theils der Arbeit seinem Nebenbuhler gleichkommt — und eine Statue in seinem Studio, von der mir die Gehilfen sagten, es fehle nichts als die Politur, schien diesen Zweifel eher zu bekräftigen, als zu heben — aber was die edle Form, die Belebung des Toten und die Komposition betrifft, hierin steht meiner Meinung nach Thorwaldsen weit über Canova. Da ist ein Ganymed, der den Adler trinken läßt. Die Formen schwächig, jugendlich, beinahe dünn, und doch wie reizend, gerade durch diese keusche Behandlung reizend. Welche himmlische Unschuld in dem ganzen Knaben, der auf nichts anders denkt, als sein Geschäft, und in genügsamer Geduld wartet, bis das gierige Tier genug getrunken hat. Und dagegen der Adler mit seinem gierigen Auge, als ob er Trank, Schale und Knaben mit einem Zuge verschlingen wollte, in herrlichem Kontraste mit dem sanften Kinde. — Ein anderer Hirtenknabe, wahrscheinlich auch ein Ganymed, mit der Rechten seinen Fuß nachlässig umfassend, die Linke hinter sich aufgestemmt und unschuldig, halb gedankenlos vor sich hin in die Welt blickend, weicht dem andern an Schönheit kaum. Ich habe durchaus in meinem Leben nichts gesehen, was in dieser Gattung jenen beiden Statuen die Wage halten könnte. — Eine Venus mit dem Apfel, unbeschreiblich reizend. — Ein Antinous, vielleicht weniger vollendet, ebenso ein Amor mit dem Pfeil. Herrlich wieder eine in köstliche Falten gehüllte Tänzerin. Alles andere aber übertreffen die Basreliefs. Da ist ein Herkules, gegenüber einer Hebe, in herrlichsten Kontraste. Bemerkt man gleich, daß der Bildner des Werkes den farnesischen Herkules gesehen hat, und ist vielleicht auch mit Rücksicht auf diesen der Nacken des Unbändigen zu stark geraten, so kann man doch der kühnen, übermenschlichen Form seine Bewunderung nicht versagen. Briseis, die Agamemnons Herolde dem Achill entführen; der eine Herold hat das Mädchen angefaßt, die, mit Zögern ihm folgend, den traurigen Blick zurückwendet nach dem blühenden Bettgenossen. Dieser sitzt herrlich auf einem Stuhle in der linken Ecke des Bildes, die linke Hand krampfhaft auf die Brust gepreßt. Vielleicht wäre übrigens, bei aller Vortrefflichkeit dieser Figur, mehr Zorn und weniger Schmerz besser gewesen. Beinahe wird er von dem im Vordergrund stehenden Patroklus verdunkelt. Oder wäre die Bedeutung der Figuren umgekehrt, dann wäre der Schmerz der sitzenden Figur zu

heftig; so trauert man nur über eigenen Verlust. Alles andere übertrifft der Triumphzug des Alexander, ein Basrelief, dergleichen ich kaum unter den Antiken gesehen habe. Diese Krieger, immer verschieden und nur an Schönheit sich gleich, diese Pferde, diese Kinder voll unschuldiger Bewußtlosigkeit, diese Viktoria, diese Griechen, diese Perser — was helfen die Worte, wo man kaum dem Sehen traut.

*

Ich war im Theater *El nobile teatro di Pordenone*. Man gab eine Oper *Isabella e Florange* mit Musik von Pacini, dann ein Schauspiel, dessen Namen ich vergessen habe. Ich hatte gehofft, daß man wegen Anwesenheit des österreichischen Hofes sich doch ein wenig ins Zeug werfen und den übeln Ruf zu widerlegen suchen würde, in dem das römische Theater in ganz Italien steht, aber vergebliche Hoffnung. Schon die Anordnung der aufzuführenden Stücke war sonderbar. Erst kam der erste Akt der Oper, dann ein Aufzug des Drama, hierauf die Fortsetzung der Oper, so daß der Rest des Schauspiels den Beschluß machte. Das Ding ging erst alle *due di notte*, d. h. gegen neun Uhr, an und dauerte daher wahrscheinlich bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, wenigstens war, als ich in der Hälfte der Vorstellung, ermüdet und halbtot vor Langweile, das Haus verließ, elf Uhr schon vorüber. Die Oper war wirklich elend: gewöhnliche italienische Musik, von einem höchst zahlreichen Orchester mittelmäßig ausgeführt. Unter den Sängern war noch ein Herr Bottari am erträglichsten, der einen eindringlichen Bass sang, sich aber zuweilen durch das Bestreben, die Stärke seiner Stimme zu zeigen, zu höchst ohrenzerreißenden Anstrengungen hinreißen ließ, wobei besonders lächerlich anzusehen war, wie er sich zu jeder Passage aufblies, wie der Frosch in der Fabel. Die Primadonna ein dürres, widerliches Geschöpf ohne nur irgend ausgezeichnete Stimme oder Vortrag. Der Buffo unergötzlich bis zur Widerwärtigkeit. Die Krone von allem war aber der erste Tenor. Gebant wie ein Lastträger, die emporgehobenen Schultern beinahe zum Buckel mißstaltet, den Kopf hinabgedrückt, das Gesicht ein Gemisch von Noheit, Häßlichkeit und Stupidität, dabei in ein pomeranzenfarbiges Gewand mit brennend blauer Leibbinde und goldenen Treffen auf den Nähten gekleidet, machte er einen wahrhaft unaussprechlichen Eindruck und glich auf ein Haar dem Prinzen Höckerich im Feenmärchen. Ihn als kampfsgerüsteten Ritter bei dem vorkommenden Lumpenturnier am Schluß des ersten Akts zu sehen, war wirklich merkwürdig. Zu dem allem noch die Dekorationen elend, die Kleidung geschmacklos und lumpenhaft, die Chöre schwach und schlecht, Auszüge und Komparsen so

erbärmlich, daß es vielleicht kaum in dem geringsten Landstädtchen in Deutschland ärger sein kann. Mehr unterhielt mich das regitierte Stück, halb Lustspiel, halb Drama, von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Trennbrüchigen sich einschleicht und mit Hilfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim alles wieder ins Geleise bringt. Hier sah ich zum erstenmal die Schauspielkunst des eigentlichen Italiens. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alledem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deutschen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin ward in dem gefälligen Theil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Hefigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das übrige war schlecht. — Artig ist das Innere des Theaters mit sechs Reihen verschiedenartig gezierter Logen übereinander, und das Publikum benahm sich ziemlich gut, indem es während der Regitative, statt zu schreien, laut zu sprechen sich begnügte. Es ist bei den hiesigen Theatern noch eine eigene Einrichtung, die mir nicht übel scheint. Sowohl Logen als Parterre haben keinen bestimmten Preis, sondern das Eintrittsgeld richtet sich nach dem Maße der Neuheit oder Beliebtheit des gegebenen Stückes oder der auftretenden Künstler. Auf diese Art bezahlen die ersten Abende immer die Hauptauslagen, und auch in der Folge wird das Theater wegen des niedrigeren Preises nie zu leer.

Die Römer sind bis zu einem unglaublichen Grade kindisch. Nicht allein, daß man Erwachsene allenthalben Spiele treiben sieht, die bei uns nur Knaben vergnügen; auch Leute von Distinktion bleiben stehen, wo dergleichen gespielt wird, und nehmen den lebhaftesten Anteil an dem Gange und dem Ausfalle der Kinderei. So sah ich heute einen Haufen Trasteveriner auf dem Petersplatze ein Spiel treiben, das darin bestand, daß einem die Augen verbunden wurden und er so blindlings versuchen mußte, den Obelisk zu finden. Die bärtigen Kerls gebärdeten sich alle wie besessen mit Jauchzen und Schreien, ja selbst Abbates, die dabei standen, hüpfen vor Lust und riefen ihr: *tocca, tocca!* so gut als die andern.

*

Wir hatten unsere Reise auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst des Vergnügens und der Gesundheit beschleunigt, um noch zu den Feierlichkeiten der Osterwoche in Rom zu sein, da wir uns nicht anders vorstellen konnten, als daß dieselben in der Metropole der katholischen

Christenheit von außerordentlicher Wirkung und Erhabenheit sein müßten, worin wir auch durch Erzählungen und Beschreibungen früherer Reisender bestärkt wurden. Hierin fand ich mich meistens ziemlich getäuscht. Alle Zeremonien der Karwoche, an sich rührend und erhaben, haben durch die Länge der Zeit und die abstumpfende Macht der Gewohnheit von Seite der mitwirkenden Personen so sehr alle Bedeutsamkeit, so allen Geist verloren, daß sie mit wenigen Ausnahmen sich beinahe komödienmäßig ausnehmen. Dazu kommt noch, daß der Zweck, zu verblüffen, zu blenden, auf den Haufen zu wirken, größtenteils so grell hervorsticht, daß an irgend eine Erbauung kaum zu denken ist. Dies war besonders der Fall mit der Pontifikalmesse des Papstes in der Peterskirche am Ostersonntag. Ich hatte einen sehr guten Platz auf einer Tribüne gewonnen, wo ich der in Andacht versunkenen Kaiserin gerade gegenüber war und den Papst kaum dreißig Schritte vor mir hatte. Der Einzug, in welchem derselbe auf Menschenschultern, die Tiara auf dem Haupte, in ein weißes, mit Gold gesticktes Gewand gekleidet, durch die ungeheuren Hallen der Peterskirche herumgetragen wird, während alles auf die Kniee fällt, hat etwas Erhebendes, das durch die ehrwürdige, geistvolle, durch Jahre und Leiden gebeugte Gestalt Pius' VII. sehr vermehrt wird und es noch mehr werden würde, wenn die häufigen Kreuzeszeichen langsam und weit vor sich hin, statt schnell und mit kaum vom Leibe getrennter Hand gemacht würden. Hinter dem Hochaltar wird der Tragthron niedergesetzt, worauf sich der Papst zum Gebet niederwirft und nach vollbrachter Andacht, von zwei Kardinälen geleitet (Consalvi und Ruffo), den auf mehreren Stufen erhobenen Thron besteigt, indes der ihn umgebende Haufe von Kardinälen und Prälaten sich zu beiden Seiten reiht. Das macht sich schön, wenngleich der Verstand sich zugeben sträubt, daß der oberste Priester der Gottheit, statt als *servus servorum* ein Beispiel der Demut zu geben, sich selbst als einen Götzen hinstellt, nicht minder hoch und glänzend auf seinem Thron, als der Gott gegenüber auf seinem Tabernakel. Wenn nun aber erst die langen und langweiligen, ohne Geist und Bedeutung abgehaspelten Zeremonien der Pontifikalmesse beginnen, während welcher die Kardinäle und Prälaten wie Gassenbuben sich auf die Stufen des Thrones halb hinsetzen und halb legen, wenn man in die geistlosen Gesichter dieses Kirchenvölkchens schaut, der da mitspielt, weil er seinen Anteil am Gewinn zieht, so efelt einem, und selbst der würdige Anblick des Papstes kann die widrige Empfindung nicht zerstreuen. Wie da die Zeremonienmeister herumlaufen, gleich als wäre der Dom ein Gesellschaftssaal, wie alles sich marionettenmäßig bewegt. Psui! — Ich wollte, man hätte uns

auf den Posten die Pferde hartnäckiger verweigert als man tat, damit ich erst nach der Osterwoche nach Rom gekommen und mir der Anblick solcher Entwürdigungen erspart worden wäre. Mit all diesen Ceremonien stimmt der Anblick des Innern der Peterskirche ganz überein. Dieses Gebäude ist durchaus mit keiner Kirche, sondern etwa mit den Rittersälen in den Schlössern unsrer Fürsten zu vergleichen. Ungeheurer, hell, geschmückt, ist Pracht und Majestät der erste Eindruck, den sie erweckt. Kein Betstuhl, kein Winkel, wo bescheidene Andacht sich zurückziehen könnte, um von niemand gesehen zu werden als von Gott. Wie in Rom Abbates die Stelle von Kammerherrn und Pagen vertreten, so muß die Peterskirche statt des Prunksaales dienen. Es bleibe daher jeder Andächtige fern und gönne seinen Platz dem Neugierigen.

*

Ich habe Maffei's *Merope* im Theater Pordenone aufführen gesehen. Die Raserei, mit der diese Italiener tragieren, ist unbeschreiblich. Die Königin gebärdete sich wie eine Megäre und schrie zum Zerplatzen. Wenn vom Niederstürzen die Rede war, so wirbelte sie blitzschnell die Arme und geballten Fäuste übereinander, wie man wohl in der outrierten Ballettmänier zu tun pflegt. In der höchsten Wut griff sie mit den Fingern in die Augen, als ob sie sich die Augäpfel ausreißen wollte. — Obgleich auch häufig bis zur Karikatur heftig, zeigte doch der Schauspieler, der den Agisth gab, unverkennbare Spuren von Talent. Der Ton einer jugendlichen Unschuld gelang ihm manchmal vortrefflich, und in der Szene, wo er das Geheimnis seiner Abkunft erfährt, riß er hin. Herrlich gebaut und mit einem ausdrucksvollen Gesichte, bot jede seiner Stellungen ein Modell für den Maler, besonders, da auch seine Kleidung, weit entfernt von den knappen Jacken, in denen wir unsere Griechen gleich Bäderjungen auftreten lassen, sehr gut gewählt war. Die übrigen Mitspielenden waren schlecht, hatten aber durchaus gut memoriert und spielten in den Ensembles rasch und gut zusammen.

*

Die Musik in der Sistine bei den Metten in der Karwoche hat wirklich etwas Außerordentliches. Ohne Instrumentalbegleitung wird sie bloß von Männerstimmen ausgeführt, die durchaus vortrefflich sind und worunter Diskant und Alt von Kastraten gesungen werden. Der Gesang dieser letztern verstärkt durch sein Sonderbares, Eindringliches die Wirkung ungemein. Den Anfang machen Psalmen in dem sogenannten *Canto fermo*, die, so schön sie in ihrer Art sind, doch durch

ihre Länge ermüden und zuletzt bei dem ungeheuren Gedränge, in dem man gequetscht dasteht, beinahe widerlich werden. Nun ist das letzte Licht an dem großen Leuchter verlöscht, die Psalmen verklingen und es wird still in der Kapelle, die während dem immer dunkler und dunkler geworden ist, mit Ausnahme des vergitterten Chors, der, beleuchtet, allein noch sparsames Licht austreut. Da — nach einer langen Stille, klingt auf einmal ein jammernder, schneidender Diskantton durch das Schweigen, und — das Miserere beginnt. Diese Verkettung der Töne, diese langsame, zögernde Auflösung der disharmonischen Klänge, dieses scheinbar einfache und doch kunstreiche Fortschreiten des Gesanges verfehlt seine Wirkung nicht. Selbst die derben Naturen der Engländer konnten der Macht dieser Musik nicht widerstehen, sie wurden still und horchten, sichtbar berührt. Aber auch die Ausführung der Sänger kann nicht genug gelobt werden. Durchaus genau und rein, kann das geübteste Ohr bei all den Ausweichungen und Auflösungen keinen falschen Ton bemerken. Die Diskante waren vorzüglich, besonders ausgezeichnet aber der Bassist, der mit einem sonoren Organ und richtigen Sinn kräftige Schatten in das Rembrandtsche Nachtmal einlegte. Man gibt abwechselnd zwei Kompositionen dieses Misereres von verschiedenen Meistern, wovon mir aber das von Allegri besser gefällt, da die gehäuftsten disharmonischen Töne des andern zu häufig sind und in ihrer Gesuchtheit häufig zu wirklichen Mißtönen werden.

Al! dieser Genuß wird einem übrigens sehr durch das unermessliche Gedränge verleidet, das in der engen Sistine in der Karwoche immer ist und heuer durch die Anwesenheit so unverhältnismäßig vieler Fremder ganz besonders war. Am Karfreitag fürchtete ich wirklich im Ernste, totgedrückt zu werden. Hierbei tritt nun die Verbheit der päpstlichen Schweizer in ihr volles Licht, die ich aber übrigens nicht Grobheit nennen möchte, da diese tüchtigen Kerls nur genau erfüllen, was ihnen befohlen worden, ohne daß sie je eigentlich beleidigen, wenn man sich nicht widersetzt oder der Drang so groß wird, daß eine gradweise Steigerung der Milde zur Strenge nicht mehr möglich ist. Man muß auch nur den Ungestüm sehen, mit dem sich alles, besonders die Engländer, bei solchen Gelegenheiten zudrängt. Da stoßen und schlagen denn endlich zuletzt die ehrlichen Schweizer, was das Zeug hält, und ich war selbst Zeuge einer solchen Szene, wo sie mit umgekehrten Hellebarden auf Herrn und Damen losschlugen, die mit Gewalt die Türe erstürmen wollten, die zu dem Saale der Fußwaschung führt. Einen solchen Lärm, ein solches Gewühl und Gedräng werde ich vielleicht nie mehr erleben. Wie alles die Treppen hinauffstürzte und die

Schweizer, beinahe übermannt, den andrängenden Haufen wieder die Stufen hinunterwarfen, daß die Mittelsten, von beiden Seiten gedrängt, beinahe erdrückt wurden. Drohen, Schreien, ohnmächtige Damen, brüllende Engländer, prügelnde Schweizer, ich war froh, aus dem Gedränge mit Aufopferung der Fußwaschung nur wieder herauszukommen.

*

Es ist ein Zeitpunkt, wo Rom dem Fremden, besonders demjenigen, der sich nur kurze Zeit dort aufhalten kann, unerträglich wird, nämlich in den ersten acht Tagen nach der Ankunft. Man langt an, von der Reise ermattet und körperlich herabgestimmt. Die ersten Eindrücke, welche man von der Stadt selbst und ihren Umgebungen erhält, sind nichts weniger als erfreulich, und demungeachtet quält man sich selbst, aus alledem etwas Bedeutendes herauszubringen, da man sich beinahe schämt, in dem hochgepriesenen Rom nur einen Augenblick kalt gewesen zu sein. In dieser unbehaglichen, mit Unzufriedenheit über sich selbst verbundenen Stimmung fängt man nun die Jagd nach Sehenswürdigkeiten an. Aber die Fülle von Gegenständen erdrückt. Dabei ist noch das Traurige, daß alles Einzelne beinahe durchaus unter der Idee bleibt, die eine dichterische, durch Hyperbeln der Reisebeschreiber gespannte Phantasie sich gebildet hatte, und erst wieder eine Bedeutung erhält, oder vielmehr, um es recht eigentlich auszudrücken: was man sieht, läßt beim ersten Anblick unbefriedigt, weil es die ungeheuern Bilder, die sich die Phantasie davon gemacht hat, nicht erreichen kann, in der Folge aber, wenn einmal der Verdruß über diese getäuschte Erwartung vorüber ist und man sich einmal gewöhnt hat, die Sache aus dem neuen gemäßigten Gesichtspunkte zu betrachten, fängt erst der Gegenstand wieder zu interessieren an, besonders, da doch die Umrisse, was sie an Größe verlieren, an Deutlichkeit gewinnen, wozu noch der unendliche Reiz kommt, der in jeder Verichtigung unserer Erkenntnis liegt.

Neapel.

Wir hatten einen Plan gemacht, nach dem wir unsere Exkursionen durch die Umgegenden Neapels einrichten wollten, und zufolge desselben sollte der Anfang mit der westlichen Seite gemacht und demnach zuerst der Meerbusen von Bajä mit seinen Trümmern und Naturwundern besucht werden. Am . . Mai brachen wir, durch Mißverständnisse bis zehn Uhr vormittags verspätet, in zwei Wagen auf. Wir machten eine frohe Gesellschaft von jungen Männern aus, an Büchern und antiquarischen Nachweisungen fehlte es nicht, ebensowenig als an kalter Küche und vielleicht nur zu reichlichem Vorrat von Wein; der Tag war herrlich, kurz, es ließ sich mit Grund aller nur ersinnlicher Genuß im voraus versprechen.

Am nordwestlichen Ufer des Golfs von Neapel läuft eine köstliche Hügelkette hin, die man den Posilipp nennt. Mit Landhäusern und anderen Gebäuden sowie mit Weinpflanzungen und Bäumen aller Art überdeckt, an seinem Fuße vom Meere bespült, gewährt er den reizendsten Anblick, den man sich nur irgend denken kann. Da wo seine Seite mit der Verlängerung der herrlichen Straße Chiaja zusammen trifft, ist, man weiß nicht von wem, der Hügel durchstoßen, und zu einer ungeheuren Pforte ausgehauen, stellt sich ein Durchgang dar, der von einer Breite, daß drei Wagen nebeneinander ausweichen können, und so hoch, daß die beträchtliche Breite fast eng scheint, den ganzen Berg durchschneidet und nach einer unterirdischen Fahrt von mehr als zehn Minuten auf der andern Seite wieder ans Tageslicht führt. So schauerlich ist der Eingang in eine Gegend, die die Natur schon vor Jahrtausenden zum Schauplatz ihrer Schauerzzenen gemacht hat. Nach einer ahnungsvollen Fahrt durch den hallenden Berggang, nachdem der Lichtpunkt, der schon am Eingange vom andern Ende herüberschimmerte, sich nach und nach zur Pforte vergrößert und als Ausgang den Wanderer von sich gelassen hat, stellt sich eine herrliche, üppig blühende Landschaft dem Auge dar. Auf einer vortrefflichen Straße, rechts und links mit Baumreihen und weiterhin mit Pflanzungen bedeckt, wo Weinreben von Ume zu Ume sich ihre Gehänge zureichen, dazwischen frischer Mais und Flachs mit blauen Blüten, gelangten wir wieder ans Meer, das, vom unbewölkten Himmel überwölbt, einen zweiten blauen Himmel aus seinen Wellen uns entgegenhielt. Die Wunder des Lago d'Agnano und seiner Umgebungen für den nächsten Tag versparend, schlugen wir den Weg ein, der links am Gestade des Meeres

nach Puzzuoli führt. Hier ist die rechte Seite der Straße mit Felsenreihen besetzt, die den Anfang der phlegäischen Felder machen und ihren vulkanischen Ursprung auf der grau und schwarzen, wild abgerissenen Oberfläche zur Schau tragen. Schauerlich ist der Anblick dieser Massen, deren Rücken aber, so kahl ihre Seiten sind, doch mit mannigfachem Grün und zum Theil selbst mit nutzbaren Pflanzungen bedeckt ist. Endlich, zwischen Meer und Felsen durch graue Staubwolken hingeschleppt, erblickten wir Puzzuoli, das auf einer Anhöhe malerisch daliegt. Diese Stadt, das alte Puteoli, der Schauplatz römischer Uppigkeit und römischen Frevels, ist am linken Gestade des Meeresbusens von Bajä.

*

Es ward beschlossen, den Vesuv zu besteigen. Man hatte mir so viel von den Beschwerlichkeiten dieser Bergreise gesagt, daß ich, besonders da ich mich eben nicht wohl besand, beinahe Anstand nahm, sie mitzumachen. Nur das Verlangen, das Wunder in der Nähe zu sehen, und die Betrachtung, daß meine Gesundheit wohl während meines ganzen Aufenthaltes in dem mir nicht zuträglichen Neapel dem Untergehen nie günstiger sein dürfte, bewogen mich, trotz des Abratens aller meiner Bekannten, in guter Gesellschaft es zu wagen. Freitags, am 14. Mai, fuhr ich mit Karolyi und Chialli nach Portici, wo wir bei Esterházy ein fröhliches Mahl einnahmen und dem Vesuv, der in seiner düstern Pracht vor uns lag, aus vollen Champagnergläsern nur allzuhäufige Lebehochs brachten. Endlich kam es zum Ausbruch, den die Freuden der Tafel wohl um zwei Stunden über unser erstes Vornehmen hinausgeschoben hatten, und wir fuhren um vier Uhr in zwei Wagen von Portici ab. In Mesina, von wo aus man nicht mehr weiter zu Wagen gehen kann, hielten wir an und waren in einem Augenblicke von einem Haufen zerlumpter Kerls umringt, die, jeder einen gesattelten Esel an der Hand, uns ihr Tier zum Besteigen anboten, wobei sie mit entsetzlichem Geschrei sich bald untereinander wegdrängten und wegstießen, bald sogar an uns selbst Hand anlegten, um uns Zögernde kurz und gut auf die Tiere hinaufzuheben. Ich suchte mir aus dem Haufen den stärksten Kerl samt dem tüchtigsten Esel aus und machte mich so reisefertig. Bald war die ganze Gesellschaft im Sattel, und umringt von Eseltreibern und lärmenden Gassenbuben, die theils Wein und Orangen nachtrugen, theils durch Eselhalten oder andere kleine Handreichungen eine buona mano zu erhaschen hofften, traten wir unsern komisch-romantischen Zug an. Der Berg lag vor uns da, von den Strahlen der dem Untergang nahen Sonne malerisch

beleuchtet, und der dicke Rauch, der seinem Gipfel entstieg, ließ auf eine interessante Nacht hoffen, was uns auch unsere Führer im voraus zusicherten. Man kann sich überhaupt nicht leicht etwas Schöneres denken, als diesen Besuch, besonders von der jenseitigen, der Stadt abgewendeten Seite betrachtet. Am Fuße mit herrlichem Grün bedeckt, schneiden sich die scharfen Konturen seiner höheren Teile durch ihr Schwarz herrlich von dem tiefblauen Himmel ab. Dazu die glühende Rauchsäule vom Gipfel und das blaugrüne Meer zu seinen Füßen — ich konnte während meines ganzen Aufenthaltes in Neapel nicht satt werden, ihn zu betrachten und mich zu freuen. Wir nun stiegen aber auf unsern Tieren den sanften Abhang hinauf, der von Resina zu dem Sattel führt, von dem aus die beiden Gipfel des Berges sich trennen, und wo die Hütte eines Einsiedlers als Grenzscheide dasteht zwischen dem Gebiete der Menschen und dem freien Reiche der ungebändigten Natur. Anfangs geht der Weg sehr anmutig zwischen Nebengehängen und Baumgruppen, aber bald wirft das Ungeheuer den gleißenden Schein ab und steht da, schroff und kahl und schwarz wie das Verderben. Nun hatten wir einige Höhe erreicht und konnten die veralteten Ströme der Lava verfolgen, wie sie von Epoche zu Epoche ihren verwüstenden Lauf genommen hatten ins blühende Tal. Hier weit verbreitet der Ausbruch von 1794, der Torre del Greco begrub und bis ins kochende Meer hinab sich stürzte, an dessen Ufern er noch gestockt dasteht wie ein gesprengter Fels; dort frühere und spätere, die sich durch Farbe und Dichtigkeit leicht unterscheiden lassen. Gräßlich ist der Anblick dieser Lavafelder, die von nun an, fast durch keine Vegetation unterbrochen, sich schwarz und schroff bis zur Hütte des Einsiedlers hin erstrecken. Aber blickt man hinter sich, dann merkt man wohl, daß man sich trotz all des Greuels doch noch immer auf der schönen Erde befinde, wo das Gräßliche wohl auch vorkommt, aber nur als Ausnahme, unbeschadet der lieblichen Regel. Rechts, tief unten, das herrliche Neapel und der sorgenbrechende Pausilipp, links die reiche Küste von Castell a Mare und Sorrent, samt Vico, von seiner Felsenplatte hinabschauend ins abendbelichtete Meer, das sich unermesslich ausbreitet, mit Inseln gekrönt. Hier begegneten wir der Kaiserin, die, grün verschleiert, auf einem Mantiere reitend, nur von ihrem Obersthofmeister und einigen Frauen begleitet, den Berg hinabstieg und sich fast feenhaft ausnahm, so beritten und begleitet mitten im Zauber dieser Wunderwelt. Symbolisch bedeutend dünkte uns allen das Erscheinen der herrlichen Frau gerade auf diesem Platze, der als ein verfühnender Vermittler daliegt zwischen des Berges schroffer Größe und der anmutigen Milde des Tales. Wir aber ritten aufwärts. Die

Sonne senkte sich glühend ins glühende Meer, vor uns begann's zu dämmern, schon leuchteten die Rauchsäulen des Vesubs und die Lava brannte. Endlich war des Berges Sattel erreicht, und wir sahen die Hütte des Einsiedlers, wo das Pflanzenleben als Laub und Gras zum letztenmal sich zeigt und Abschied nimmt von dem Wanderer zur Behausung des Feuers. Ohne uns aufzuhalten, setzten wir unsern Weg weiter fort, um noch vor einbrechender Nacht den Gipfel zu erreichen, der bei völliger Dunkelheit beschwerlich zu erklimmen ist, und bald war der Ort erreicht, wo der Berg so schroff sich emporhebt, daß an kein Reiten mehr zu denken ist und man sich den eigenen Füßen vertrauen muß. Auf dem Wege dahin begegnete mir, vom Berg herabkommend, ein einzelner Wanderer, der mich bei Namen rief und mühsam sein Reittier auf mich zuzulenken suchte. Ich hielt an. Es war der preussische Major Seidel. Allein mit einem Führer und totenblaß. Uns Himmels willen, rief er mir zu, wenn Ihnen Ihre Gesundheit lieb ist, kehren Sie jetzt noch um, da es Zeit ist! Man kann sich den Tod holen auf dem Berge! — Ich, die leuchtenden Flammen des Vesubs vor mir und von brennender Begierde angespornt, dachte weder an Gesundheit noch Gefahr, und mit lustigem Übermut für die Warnung dankend, ritt ich davon, dem allanziehenden Magnetberge entgegen. Jetzt waren wir am Fuße der letzten Spitze, auf deren Gipfel der Krater sich befindet. Wir stiegen von den Tieren, ergriffen mächtige Stöcke und folgten jeder unserm Führer, die, Gürtel um den Leib geschlungen, an denen man sich auf den beschwerlichsten Stellen anhalten kann, den Berg zu erklimmen begannen. Das ist nun wirklich ein höchst mühevolleres Beginnen. Einmal ist der Berg ungemein steil, so daß, wenn nicht das lebhafteste Interesse wäre, das er einflößt und das jede andere Betrachtung verschlingt, es einem manchmal schauerlich zu Mute werden müßte; dann wird das Klettern selbst noch dadurch sehr beschwerlich, daß man theils auf lockern Geschiebe fortklimmt, das dem Tritte nachgibt und hinabrollend den Fuß nach sich zieht, theils in Sand und Asche, in der man waten muß bis an die Knöchel, theils endlich auf fester Lava, die durch ihre Zacken und Unebenheiten sehr beschwerlich wird. So klettert man wohl eine Stunde. Ich aber war so begeistert von dem, was ich sah, daß ich oben auf dem Gipfel mich kräftiger fühlte, als unten am Fuß des Berges. Es war bereits dunkel geworden, als ein uns entgegenwehender schweflichter Dunst uns ankündigte, daß wir uns dem Feuerherde näherten. Zugleich fing der Boden unter unsern Füßen an warm zu werden; denn, da der Lavaström sich erst vor einigen Tagen geändert und aus der Richtung von Portici sich nach der Gegend von Torre del Greco hingezogen hatte,

wandelten wir auf Lava, die nicht älter war als drei Tage, und die erst auf der Oberfläche etwas abgekühlt war, unten aber noch glühte, wie wir leicht durch die tiefen Ritzen sehen konnten, die allenthalben klasten. Man sagte mir, das sei grausenhaft anzusehen, ich fand es nur begeisternd und erhaben. Habe Dank, Natur, daß es ein Land gibt, wo du herausgehst aus deiner Werkeltagsgeschäftigkeit und dich erweisest als Götterbraut und Weltenkönigin, habe Dank! Und mir sei vergönnt, dich von Zeit zu Zeit zu schauen in der Majestät, wenn du mich lang genug ermüdet hast in deiner Alltäglichkeit! — Dichter und dichter wurden die Dämpfe, heißer und heißer der Boden, da quoll's rechts hervor wie ein leuchtender Strom, und es war die Lava, die durch eine Seitenöffnung des Berges tief unter dem Krater sich glühend ergoß. Wir darauf hin über Rauch und Qualm. Der feurige Strom hatte sich eine Rinne gebildet aus seiner eigenen gestockten Masse, in dieser Rinne wälzte er sich nun, etwa ellenbreit, weitleuchtend fort. Wie geschmolzenes, schwerflüssiges Metall war sein langsamer Lauf, der in der Dunkelheit der bereits hereingebrochenen Nacht einen fürchterlich schönen Anblick darbot. Wir traten hinzu, ungeachtet der Hitze, die der im Innern eines Schmelzwerkes gleichkam und den Schweiß am ganzen Körper ausbrechen machte. Die Masse war so hochglühend, daß ein hineingestoßener Stod sich auf der Stelle entzündete, und so zäh und dicht, daß man nicht ohne Mühe tief hineinstecken konnte. Dabei war der Boden so heiß, daß man kaum einige Sekunden auf derselben Stelle stehen konnte und immer den Platz wechseln mußte. Meine Füße waren durch die Sohlen meiner ungewöhnlich starken Stiefel halb gebraten, als wir endlich uns entfernten, nachdem wir vorher sämtlich allerlei Münzen in herausgeholtte Lava getaucht und diese zum Andenken mitgenommen hatten.

Nun galt es, den letzten Aschenhügel zu erklimmen, auf dessen Spitze sich der Krater befindet. Dieser letztere liegt eigentlich, von Portici aus betrachtet, etwas tiefer und wird von einer Spitze gedeckt, die, mit ihm zusammenhängend, ihn überragt.

Eine dritte Spitze desselben Lavahügels liegt fast in gleicher Höhe mit dem Krater weiter links. Wir begannen die obengenannte zweite Spitze zu erklettern, von der man, da sie höher liegt, den Krater übersehen und auch zu demselben hinabsteigen kann. Bis dahin hatte sich der Berg ziemlich ruhig verhalten. Regelmäßige Ausbrüche, von mäßigen Steinwürfen begleitet, die alle größtenteils wieder in den Krater zurückfielen, schienen unserm Unternehmen günstig zu sein. Aber eben, als wir nun hinaufzusteigen begannen, änderte sich die Szene. Nach einer Stille, die länger dauerte, als sonst gewöhnlich, erdonnerte es

tief unten, und mit einer hoch emporschlagenden Flamme flogen Hunderte von Steinen nach allen Richtungen durch die Luft. Noch erreichte uns zwar der Wurf der Steine nicht, aber, wenn sie am Hügel niederfielen, sprangen die größten davon in weiten Sähen den Abhang hinunter, so daß man kaum ausweichen konnte und statt auf den Weg immer in die Luft sehen mußte. Von diesen Steinen, die bis zu unseren Füßen fielen und wohl noch tiefer hinabrollten, waren einige größer als ein Menschenkopf und nicht etwa ausgebrannte leichte Schlacken, sondern dichte Felstrümmer, die wir kaum mit unseren Stöcken vom Plaze fortschieben konnten, dabei so glühend, daß an einem derselben, der einen von uns beinahe am Fuße beschädigt hatte, unsere Führer die Fackeln anzündeten. Diese Ausbrüche wiederholten sich ohne Aufhören, so daß die glühenden Steine allenthalben herumflogen und wir zurückweichen mußten. Zugleich erklärten unsere Führer, daß sie um keinen Preis weiter vorgehen würden, da jeder Schritt todesgefährlich sein könne. Güte und Drohen war vergebens. Da es nun überdies wirklich Tollkühnheit gewesen wäre, sich in dunkler Nacht auf einem unsichern Wege, Gefahr von unten und oben, dem fortwährenden Steinregen auszusetzen, so blieb nichts übrig, als das Besteigen des Kraters auf einen ruhigern Tag zu verschieben und sich für jetzt mit der Betrachtung der Ausbrüche zu begnügen, zu welchem Ende wir die Spitze links vom Krater bestiegen und nun in das uns gegenüber liegende Flammenmeer hineinsahen, ohne daß die Steinwürfe uns erreichen konnten. Unausgesetzt, als wollte er uns ein Fest geben, fuhr der Berg in seinen Ausbrüchen fort, die mit ungewöhnlicher Stärke jedesmal die ganze Gegend in Flammen setzten und ein Schauspiel darboten, mit dem nichts verglichen werden kann. Nachdem wir eine Stunde uns an der Herrlichkeit geweidet und vergeblich erwartet hatten, daß ein Nachlassen der Ausbrüche uns Gelegenheit verschaffen würde, dennoch den Krater zu besteigen, traten wir unsern Rückweg an, der auf einer andern Seite steilrecht durch Asche und Gerölle geht, in der man ganz eigentlich bis über die Kniee waten muß. Wie wir nun mit großer Beschwerlichkeit beim Schein der Fackeln hinabglitten, die Hütte des Einsiedlers erreichten, ohne uns aufzuhalten, fortritten, um elf Uhr nachts in Portici angelangt, die Bergfahrt ebenso, wie wir sie begonnen — mit einem fröhlichen Mahle schlossen und endlich ziemlich ermüdet nach Neapel zurückkehrten, heut nichts dar, was einer besondern Erinnerung würdig wäre.

Ich war in der Sanuarikirche, um das Wunder der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen mit anzusehen. Leider konnte ich an dem eigentlichen Festtage, an dem Tage der Übertragung der Reliquien nämlich, nicht zugegen sein, wodurch ich den Hauptgenuß, den ersten Eindruck der Sache auf das Volk zu sehen, versäumte. Ich mußte mich daher mit der kirchlichen Feierlichkeit begnügen. In der Kapelle angelangt, fand ich sie weniger voll, als ich bei der allgemeinen Verehrung der Neapolitaner für ihren Heiligen vermutet hätte. Auf geziemendes Ansuchen bei einem der Bewahrer der Kirche ward mir und mehreren Fremden das Gitter des Altares geöffnet, so daß mir uns auf die Stufen reihen und die ganze Handlung aus der nächsten Nähe betrachten konnten. Während der Messe, die noch nicht zu Ende war, betrachtete ich mir die Kapelle. Geschmacklose Pracht schimmerte ringsherum. Eine Unzahl von Heiligenbüsten, durchaus von Silber, die silbernen Stirnen höchst widrig mit farbigen Infeln geziert, stand an den Wänden herum. Auf den Altären, deren größter gleichfalls massives Silber mit erhabenen Figuren war, wechselten silberne Leuchter mit Blumenstöcken, gleichfalls von Silber, wozu noch silberne ungeheure Randelaber kamen, so daß das Auge von der Einförmigkeit dieses, matt gearbeitet ohnehin nicht sehr gut in die Augen fallenden Metalles bis zum Überdruß ermüdet ward; besonders da der Kunstwert aller dieser Bildwerke nichts weniger als bedeutend ist. Kostbare Marmorgattungen bedecken die Wände, aber ohne daß die Verzierung irgend einen erfreulichen Anblick gewährte. Endlich war die Messe geendigt, und die Zeremonie ging an. Das Volk, das bisher ruhig gewesen war, geriet nunmehr mit einem Mal in Bewegung. Vorzüglich drängten sich die alten Weiber vor, denen man überall Platz machte, und die, wie man mir sagte, einen Vorrang auch mit Grund ansprechen, da ein altes Weib es war, die das Blut des Heiligen, als er enthauptet ward, im Sand auffing und so den Schatz auf die Nachwelt brachte. Auch schrie ein solches Weib, das durch seine markierte Physiognomie, sowie durch Grimassen und Geschrei während der Zeremonie sich vor allen auszeichnete, als man zögerte, sie vorzulassen: *via! via! son parente del Santo!* Man brachte nun Blumen und Schmuck, was alles auf dem Altar ausgebreitet wurde. Endlich erschien ein Domherr mit dem Blute des Heiligen. Dieses befindet sich in zwei Phiolen von ungleicher Größe, die wieder beide in einem größern Gefäße eingeschlossen sind, das auf beiden Seiten mit Gläsern versehen ist und an Größe und Gestalt fast unsern Wagenlaternen gleicht. Beim Erscheinen dieses Heiligtums fing das Volk an, unbändig zu schreien, wobei sich besonders die Weiber wie Besessene gebärdeten. Das Blut ward in der Mitte eines Blumen-

straußes auf dem Altare dem Anblick freigestellt, bis ein paar andere Geistliche die silberne und vergoldete Büste des Heiligen herbeigebracht und gleichfalls auf den Altar hingestellt hatten. Das Bild ward nun seines einfachen Mantels, seiner Bischofsmütze und eines umgehängenen Perlen schmuckes entkleidet und statt dessen in Goldstoff und Edelsteine gehüllt, aus welchen letzteren die Bischofsmütze ganz zusammengesetzt war, indes eine ungeheure Menge als Hals schmuck, als Sterne und Kreuze von allen Seiten herabhing. Nachdem nun der Heilige im Angesicht seines Blutes hingestellt war, ergriff der Domherr das letztere und zeigte es ringsherum, indem er dazu setzte: *è duro*. Das war es denn auch offenbar. Nach allen Seiten gewendet und geschüttelt, blieb es unverrückt in dem untern Teile der Flaschchen, und so weit war die Sache über alle Kritik. Nun faßte der Fungierende das Gefäß, wobei er den Stiel desselben in der geschlossenen rechten Hand hielt, den Daumen dieser letzteren aber über den untern Rand des Gefäßes an die Seite des Glases legte. Dabei stand er auf einem Schemel, ohne Not, da schon die Stufen des Altars ihn hinlänglich erhöhten. (Ich konnte den Schemel nicht näher untersuchen, aber ich habe beinahe auf einen Isolierschemel gedacht.)

Nun gingen die Bemühungen an. Der Domherr, das Gefäß, und ein Priester hinter ihm, ein Licht in der Hand haltend, mit dem er manchmal hinleuchtete, den Fortgang der Liquefaction zu beobachten, beteten laut, wobei das Volk schreiend einstimmte, indem es dem Heiligen alle ersinnlichen Schmeicheleien sagte, um ihn zu bewegen. Besonders wiederholten die Weiber immer in dem widerlichen Tone der aufdringlichsten Schmeichelei: *o che buono, che bello!* womit sie den Heiligen meinten. Ungefähr zehn Minuten waren vorüber und das Blut bewegte sich noch immer nicht. Das Volk ward lauter, die Geistlichen anscheinend ängstlicher.

Mir waren diese Pfaffen interessant. Der Domherr, der das Blut hielt, war ausgelernet. Er machte eine so verzückte Miene, so begeisterte Augen, zitterte so natürlich und wischte sich so eifrig den Angstschweiß von der Stirne, daß man ihn für wahrhaft hätte halten können, hätte ich nicht bemerkt, wie er in der höchsten Ekstase immer verstohlen nach mir schielte, der ich ihn unverrückt beobachtete, und wie er unter all den Grimassen gewaltsam die Augen zusammenpreßte, um eine Träne herauszupressen, die aber nicht kam, daher er die wegwischte, die nicht da war. Weniger geschickt war sein Assistent, ein wohlgenährter, feister Pfaffe. Auch er drückte die Augen zusammen und tat ängstlich und andächtig, es wollte aber durchaus nicht von statten gehen, so widerspenstig war sein mit Fett ausgepolstertes, unbewegliches Gesicht. Nur

ganz zuletzt, als es zur Traurigkeit durchaus schon zu spät und das Blut schon flüssig geworden war, erpresste er eine Träne, mit der im Auge er sich triumphierend gegen die versammelte Menge wandte. Siebenundzwanzig Minuten waren schon vorüber, und das Volk wurde bereits so laut, daß ich das Geschrei beinahe nicht mehr aushalten konnte. Da fingen auf einmal die Gesichter der Priester an, sich zu verklären, das Licht ward hingehalten, und siehe da! das Blut floß. Was das Volk nun trieb, wie es tobte und schrie, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Nun ward das Gefäß mit dem Blute im Kreise zum Rüssen herumgereicht und jedem einzelnen besonders gezeigt, nach allen Seiten umgekehrt, vornen und hinten beleuchtet, um nur zu überzeugen, daß das Wunder wirklich geschehen sei. Überhaupt war das Betragen dieser Menschen bei der Zeremonie ganz das der Taschenspieler, die vor und nach ihren Kunststücken immer den Armet und Schoß sehen lassen und aufmerksam machen, daß alles ohne Betrug abgelaufen sei. Dieses immerwährende Hindeuten auf die Möglichkeit eines Betruges ist überhaupt höchst naiv. Man hat schon früher bemerkt, daß die Flüssigkeit in den Phiolen nicht die Substanz von Blut hat, weil es am Glase nicht anklebt, und so ist es auch. Zudem ward dieses Mal nur die Flüssigkeit in der größern Phiole fließend, die in der kleinern blieb fest, ohne daß jemand daran ein Arges genommen hätte. Merkwürdig war mir die Toleranz der Neapolitaner bei dieser Gelegenheit. Ich und ein paar Engländer, wir betrachteten die Flaschen mit mehr Neugierde und Mißtrauen als Andacht; aber man zeigte uns das Heiligtum darum nicht minder und unermüdlich, so oft wir es nur verlangten. Il miracolo fu fatto, und alles verlief sich.

Ein Erlebnis.

Aus dem Tagebuche 1822.

1822. 5. Mai. Gestern begegnete mir einer der sonderbarsten Vorfälle in meinem Leben. Frau v. P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit gestorben ist, läßt mich bitten, sie zu besuchen. Beinahe ein volles Jahr vor dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Hause weggeblieben, theils weil ich in dem dort herrschenden Tone etwas Gesuchtes zu bemerken glaubte, theils weil ich fürchtete, es könne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältniß zwischen mir und der Tochter vom Hause, einem übrigens höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen, entstehen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs auch äußerliche Vorzüge genug besaß, um eine solche Furcht nicht ungegründet zu machen. Zu all dem gesellte sich noch meine alte Menschen- oder vielmehr Gesellschaftsscheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur schwachen und bald ganz aufgegebenen Versuchen, mich wieder in ihren Kreis zu ziehen, stellte sich auch die P.sche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Ursache zu glauben, daß sie, mutatis mutandis, ebensowenig mehr an mich dächten, als ich an sie. Verfloffenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. sei schwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel S. auf dem Balte gewesen, hatte stark getanzt, während ihr Bruder, der sich unwohl befand, unmäßig Tee trank, um sich von dem starken Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Übel stärker machte und vor Schluß des Balles mit seiner Schwester nach Hause fahren mußte. Zu Hause angekommen, nimmt der Schmerz zu; das Mädchen in ihrer Gutmütigkeit will niemand wecken, läuft selbst, noch vom Tanzen erhitzt, in die Küche, macht Tee, wärmt Tücher, besorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man sie in heftigem Fieber, sie hat sich

erfällt und ist nun selbst sehr krank. Die Krankheit nimmt zu, greift besonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geschickter Ärzte, und das Mädchen naht der Genesung.

Beinahe erst in diesem letzten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. In Zweifel, ob ich hingehen soll oder nicht, entscheidet sich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das letztere, und ich ging nicht. Kurz darauf höre ich, das Mädchen sei von neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun ganz einen nervösen Charakter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich diese, wie um etwas ganz Bekanntes: Du weißt ja doch, daß Marie P. gestorben ist? Ich war heftig erschüttert; obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache selbst, obschon ich das Mädchen wahrhaft geschätzt hatte und ihren Umgang gewiß gesucht haben würde, wenn ich überhaupt Umgang suchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf sie selbst geworfen hätte. In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängnis. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Anstalten dazu machte, und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall so gleichgültig lasse. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmählichen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideenegoisten machen wird, wie es Egoisten des Vorteils gibt. Wie gesagt, ich ärgerte mich über meine Gefühllosigkeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu stellen, wie weit das ginge. Der Leichenzug kam, die Bahre mit dem Jungfrauenkranz geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen saß, die Zeller gewechselt, sonst barsch, fast grob, jetzt in Tränen zerfließend, fast wankend bei all seiner derben Beleihtheit. Alle Anwesenden weinten „über das brave, schöne Fräulein, das so wohl ausgesehen und so früh sterben müssen.“ Da kam mir denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald wieder verschwand.

Ich habe diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingesegnet, ich lehnte während der Grabgefänge, in Dumpsheit versunken, an der Wand und ging ebenso wieder nach Hause. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verstorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte sie nicht ansprechen und grüßte nur im Vorüber-

gehen. Der Bruder sah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb trostlosen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgetan, ich dachte auf nichts weiter. Nur eins muß ich erwähnen, so lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Gespensterfurcht, die aber von Zeit zu Zeit bei einzelnen Anlässen bis zum Törichten sich vermehrte. Zum Beispiel: als ich die Ahnfrau schrieb; nicht bei meines Vaters, wohl aber sehr bei meiner Mutter Tode. Seit einer längern Periode war ich frei davon geblieben. Nach diesem Begräbnis kehrte sie auf einmal sehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie B. müsse mir erscheinen und — sonderbar genug! — müsse mir Vorwürfe machen, daß ich mit Ursache an ihrem Tode sei; sie habe mich heimlich geliebt. Zu letzterer Vermutung hatte ich um so weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und selbst, wenn wir beisammen waren, sie sich immer mehr um meine Arbeiten als um mich zu interessieren schien. Genug, so war's. Auch diese Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgestern, beinahe sechs Wochen nach dem Todesfalle, kommt der junge B. zu mir; in Tränen ausbrechend, bittet er mich im Namen seiner Mutter, sie nächsten Tages zu besuchen. Er ging bald und sagte nichts Näheres. Ich dachte: sie wollen dem Mädchen einen Grabstein setzen und verlangen von mir eine Inschrift. Manchmal kam mir der Gedanke, sie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlassen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich diese Idee wieder als Eingebung der Eitelkeit.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Thüre ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel auffuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versetzt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich, noch ihre Eltern etwas davon bemerkten, erst das Testa-

ment gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahndete die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältnis mit Ratty F* und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübssinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemanden etwas davon, setzte sich aber hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestinmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchten sie von dem Absterben ihrer Besorgnis zu überzeugen, Ärzte verlachten die Furcht der scheinbar von Gesundheit strotzenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr bekräftigten.

Verständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegenteile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Erinnerungen an Beethoven.

Ich lese einen Aufsatz von Herrn E. Kellstab: „Beethoven“ überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Unschuldbildung gilt nicht Herrn Kellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getrennt niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammen treffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen

anfang. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu lieblosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Türe aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle andern Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauffolgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das hauffällige Haus eines wegen seiner Niederlichkeit berüchtigten Bauers, Flehberger hieß er.

Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupstuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehenzubleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Kaufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Rats Herrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit lange verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. Die Alufrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er nicht vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem

großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näherzutreten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Kompositeur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgend einer Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat — zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die herausgetragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. Ihr Werk lebt hier, sagte er, indem er auf die Brust zeigte, in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Sägerchor, der

den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen? Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden u. s. w. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Umland ausgenommen — für das beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Heggendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee aufgegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishausser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishausser, abtreten, er würde dann das weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, der Sache los zu werden, ließ mir von Wallishausser eine mäßige Summe auszahlen, cedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishausser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetztes Geld nach Gewohnheit den Kopf voll zu jammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Hellstab sagte: „er habe anders gewollt, als ich.“ Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Unordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollenendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Heggendorf. Ich weiß nicht, sagte mir

Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor das seine, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wie viel mir beliebte. Als ich, ohne Schindler, der in Hezendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Thoren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohns, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr, wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: Ihre Oper ist fertig. Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Nüßrung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägung vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leihengäste entfernten sich in andächtiger Nüßrung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Äußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der That leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gekundene Denkvermögen zu gute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von einzelner, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries, weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt instande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Metastasio vorschlug, besonders eh' ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigentümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreuzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe wert findet, es zu komponieren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dies weiter auseinanderzusetzen scheint nicht an der Zeit, solange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen — solange derlei sachunkundige Schwärmer den deutschen Kunstboden inne haben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Taten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Es geht ein Mann mit raschem Schritt —
 Nun freilich geht sein Schatten mit —
 Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
 Und all sein Streben ist nach vorn;
 Ein Strom will hemmen seinen Mut,
 Er stürzt hinein und teilt die Flut;
 Am andern Ufer steigt er auf,
 Setzt fort den unbezwungenen Lauf.
 Nun an der Klippe angelangt,
 Holt er weit aus, daß jedem bangt,
 Ein Sprung — und sieh da, unverletzt
 Hat er den Abgrund überseht. —
 Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
 Als Sieger steht er schon am Ziel;
 Nur hat er keinen Weg gebahnt.
 Der Mann mich an Beethoven mahnt.*)

*) Vgl. Bb. I. S. 130.

Rede am Grabe Beethovens.

(29. März 1827.)

Indem wir hier am Grabe dieses Verbliebenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrig blieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchslog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Uelalaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Messopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergetheilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken,“ du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn

feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüths keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteines.

(Herbst 1827.)

Sechs Monden sind's, da standen wir hier an demselben Orte; klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbefegelt's Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denkmal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsre Enkel wissen, wo sie hinzuknieen haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein wie er selbst war im Leben,

nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf, und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Mann, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauer der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegt's und bewahrt's. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Heiligt euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach einem trachtend, um eines sorgend, für eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt, noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Argerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.

Erinnerungen

aus dem Jahre 1848.

Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre 48 niederschreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unstern scheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Anteil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch fremd blieb, eine mit meiner innersten Natur verbundene Empfindung hinderte mich sogar, den einzelnen Ereignissen Schritt für Schritt zu folgen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit den reinen Verhältnissen der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist.

Wer wird aber mit solchen Stimmungen sein Betragen rechtfertigen? Warst du mit dem vormärzlichen Zustande zufrieden? Hast du keine Änderung gewünscht? Glaubst du, daß der Mensch nicht Hand anlegen soll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältnisse zu verbessern? Alle diese Fragen mit ja beantwortet, muß doch bei allem Praktischen auf die Umstände Rücksicht genommen werden. Wäre der österreichische Staat ein kompakter, von ein und demselben Volksstamme bewohnter, oder wären diese Volksstämme von dem Wunsche des Zusammengehörens und Zusammenbleibens beherrscht; wäre die Richtung der Zeit eine solche gewesen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke voranzusetzen gewesen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformversuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Tatkraft anzudichten — wenigstens jeden solchen, wenn auch gewaltsamen Versuch mit meinen Wünschen und mit meinem moralischen Einfluß auf meine Landsleute unterstützt. So aber war —

und gerade damals im höchsten Grade — von alledem das Gegentheil. Italien befand sich bereits im Aufstande; Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der österreichischen Monarchie eine zentrifugale Bewegung eingebrückt; die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Überschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht vorausbestimmt werden konnte.

Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem österreichischen Staate ein großer Theil der nötigen Reformen gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrlose Weise notwendig zu Theil werden. Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Rebeibungen seines Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung, in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Oesterreich entweder aus dem deutschen Bunde ausscheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwicklung dargeboten hätten.

Man sage nicht — da auch in Preußen eine solche Umkehrung nicht ohne Unruhen vor sich gegangen wäre — es sei lieblos, von dem Schaden seines Nachbarn Vorteil zu ziehen. Denn einerseits ist ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel; anderseits hat Preußen alles das, was Oesterreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu überstehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserungen bedürftig. So wie Frankreich aus allen innern Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben.

So viel von jenen Umwälzungsbestrebungen, dem Grundsätze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, so zeigt sich, daß diese ebenso kindisch als jene gefährlich waren, obwohl hierin die Voraussicht von der Wirklichkeit widerlegt worden ist. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Absurdität seines ganz und gar absurden Gegners voraussetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden.

Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend, führte er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neuern Geschichte kaum ein Beispiel hat. Wenn er darin mit Ungarn eine Ausnahme machte, so war es theils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Konstitution hatte, theils weil er hoffte, in dem dort herrschenden aristokratischen Prinzip ein Gegengewicht gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Verarmung nicht gerechtfertigte Enthusiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einschlägt, wie denn auch aus den ungarischen Aristokraten augenblicks die wüthendsten Demokraten geworden sind. Den Ungarn also ward Spielraum gegeben; auf den übrigen Provinzen lastete ein eiserner Druck.

Fürst Metternich, von Hause ein liebenswürdiger, geistreicher, aber in seiner ersten Epoche leichtsinniger und sein ganzes Leben lang durch seine Gelüste (im bessern Sinne des Wortes) bestimmter Mann, war während der Regierung des Kaisers Franz der entschiedenste Tadler jener beengenden Maßregeln seines Herrn gewesen. Er machte sich mit seinen Vertrauten über die Kleinräumerei des österreichischen Staatswesens lustig, und seine Begeisterung für Lord Byron und ähnliche Geister zeigte deutlich, wie sehr seine ursprüngliche Natur allen Entwürdigungen der Menschennatur fremd war. Als aber Kaiser Franz starb, war er alt, bequem und hochmütig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und sie auch bei dem abgöttischen Ansehen, in dem er bei der Regierungsgewalt stand, durchgesetzt. Jetzt aber wußte er nichts, als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreinwillig adoptierten Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Systems, verlor aber eben durch dieses System all jene Beweglichkeit des Geistes, die seine frühere Laufbahn so glänzend gemacht hatte. Der Umstand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky stützte und hielt, reicht für sich schon hin, um allen Lobrednern Metternichs Still-schweigen aufzuerlegen.

Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, besaß fast alle jene guten Eigenschaften, die die Söhne Kaiser Leopolds zur ausgezeichneten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von seinem Bruder Franz, gleich allem, was in dessen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiserlichen Ähnlichkeit gepreßt worden, unterschied sich aber von jenem noch immer durch Gutmütigkeit und Wohl-

wollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er sich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert ebenso abgeben wollte, als er sie empfangen hatte.

Es war noch ein Mann da, Graf Kolowrat, eine Art Minister des Innern, der sich liberal gebärdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre.

Alle diese Staatsmänner, so sehr sie auch freiwillig oder notgedrungen das alte System fortsetzten, waren doch zugleich viel zu gutmüthig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortsetzen zu wollen. Und das hat sie zugrunde gerichtet. Ihr, wenigleich etwas spärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Oesterreich gestürzt. Das Regierungssystem Kaiser Franzens ließ sich nur ungetrennt von seinem Polizeisystem fortführen. Wie der Druck nachließ, schnellte die Feder von selbst in die Höhe.

So sehr nun die Polizeigewalt auf diese Art sich geschwächt fand, war sie noch immer ein Däse gegen die Veranstaltungen, die die liberale Märzpartei zur Durchsetzung ihrer Absichten ins Spiel setzte.

Daß die Landstände der verschiedenen Provinzen sich miteinander in Kommunikation setzten, um durch hartnäckiges Petitionieren gewisse, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksinteresse gemeinte Zugeständnisse durchzusetzen, war recht und gut, und zwar um so mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwischen den einzelnen Länderteilen fester angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie vorbereitete, um der Unschlüssigkeit der Regierung einen Anstoß zu geben, diese waren es, die ich unvorsichtig und zugleich kindisch genannt habe.

Ich muß hier eine Digression machen. Die ersten Revolutionen des neuern Europas, die amerikanische und die französische der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Nothwendigkeit; von einer Gefährdung der materiellen Interessen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Bestehens aus. Die spätern (mit Einschluß der Julirevolution) hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbstgefühl der Nation, ja, die allerletzte vielleicht geradezu in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp tat und unterließ, hat die Franzosen nicht so empört, als der doktrinaire Hochmut seines Ministers, des sonst so vortrefflichen Guizot. Etwas Ähnliches geschah in Oesterreich. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzustände am meisten getroffenen Klassen trugen ihr Schicksal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen, als die Vöotier von Europa angesehen zu werden, und als die Regierung bald nach der französi-

schen Februarrevolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in der nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge zugleich angekündigt wurde, daß in Oesterreich nichts geändert werden, vielmehr alles beim alten bleiben sollte, ging die Erbitterung des Publikums, das seine Wünsche mißachtet und sich selbst gewissermaßen verspottet fand, über alle Grenzen.

Zu diesem verletzten Selbstgeföhle gesellte sich auch die Eitelkeit. Um nicht von denjenigen zu sprechen, die bei einer Volksbewegung oder in einem dadurch herbeigeföhrtten Zustande eine Rolle zu spielen hofften, war das Streben nach Freiheit so sehr als Geist der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten sich nur dann dieses Namens wert erschienen, wenn sie in den allgemeinen Chorus mit einstimmten. Es ist überhaupt gar süß, sich dadurch aus seiner persönlichen Unbedeutendheit herauszuheben, daß man sich einer für erleuchtet geltenden Meinung anschließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts stehen. Daß in der vordersten Reihe sich die (s. v. v.) Schriftsteller befanden, versteht sich von selbst.

Was diese am meisten bedrückte, die Zensur, bestand dem Grundsätze nach in derselben Strenge, wie unter Kaiser Franz; die Praxis aber war, freilich größtenteils nur wegen der Unausführbarkeit, unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, so war der Umlauf derselben, und zwar der gefährlichsten am meisten, so allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe selbst einen Fiafer auf dem Kutschbock „Oesterreichs Zukunft“ lesen gesehen. Die Presse im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerseits gefiel sich Fürst Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäischem Rufe, wie Hofrat Hammer, oder Schriftsteller, die Zutritt in die Gesellschaft des Fürsten hatten, konnten so ziemlich drucken lassen, was sie wollten; anderseits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Oesterreicher, namentlich Dichter, von einigem Ruf ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur, als öffentliches Geheimnis, ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen oder einen falschen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigsten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewaltträger fühlten vielleicht sogar eine geheime Freude, daß ihre, wie sie glaubten, notgedrungene Strenge der Entwicklung der ausgezeichneteren Literatur denn doch nicht hindernd im Wege stehe. Eigentlich politische Schriftsteller konnten freilich auf weniger Nachsicht zählen.

Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Literatur gesorgt war, so fand sich eine andere Klasse da-

für in der äußersten Bedrängnis, die unbedeutende nämlich, die, als solche, keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden sich die dramatischen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptsächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politische Anspielungen und ein ungewaschenes Maul die organischen Mängel ihres Talentcs zu ersetzen.

Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Censur den Anfang der ganzen Bewegung.

Da ich denn doch meine Erinnerungen niederschreibe und der Vorgang ein Licht auf die Charaktere der meist Beteiligten wirft, will ich denn doch meinen Anteil an jener literarischen Agitation hierhersetzen, und muß daher um einige Jahre zurückgehen.

Es erschienen einige Schriftsteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze teilzunehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich, bei der bekannten Scheu der Regierung vor Associationen, im voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur schlimmer gemacht werden konnte, und das, was viele der andern, bei vielleicht gleicher Überzeugung, lockte, in den deutschen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus gelobhndelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang und ich weder den Anschein der Theilnahmslosigkeit oder gar der Wohlthuererei auf mich laden wollte, willigte ich endlich ein. Es wurden Schriftstellerversammlungen im Hause des Hofrates Hammer gehalten, eine Bittschrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung festgesetzt.

Die Versammlung reihete sich in einem mehrfachen Kreise um das Sofa, auf dem in der Mitte, als Hausherr, Hofrat Hammer saß, ihm zu beiden Seiten Professor Endlicher und ich. Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrat Hammer, der erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als dritter und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden.

Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst, in großmännischer Gencherei, erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch, als ein von den Gesezen verpönter Schritt, mache vorderhand jede Änderung unmöglich, und es bleibe somit beim alten.

Die Unterzeichner der Bittschrift — die, nebenbei gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vor-

auszusetzen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im voraus überzeugt gewesen — hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen.

Da bemerkte nun ich zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der erste stand, indes ich mir bewußt war, der dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrat Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunststradierer austradieren lassen und sich in die Mitte des Hausens eingeschrieben hatten, so daß ich, der ich allein den Schritt mißbilligt, nun als Hädelsführer an der Spitze stand. Mir war dies ziemlich gleichgültig, aber, wie es scheint, den beiden Herren nicht.

Wie sehr das Bedauern des Fürsten Metternich bei seinem ablehnenden Bescheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erscheinende Schrift von einem seiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse als unbedingt notwendig dargestellt wurde.

Da der Verfasser, wie gesagt, ein Vertrauter des Fürsten Metternich war und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürsten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, so mußte die darin ausgesprochene Meinung notwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums stieg aufs höchste. Bauernfeld schrieb gegen diese Broschüre, und je derber, je gröber diese Abfertigung war, um so größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgespräch über. Überhaupt hat die Eitelkeit Metternich so viel geschadet als sein Hochmut. Die Gewaltherrschaft muß, wie in Rußland, wie in Oesterreich unter Kaiser Franz, als ein Factum, als eine keines Erweises bedürftige Notwendigkeit dastehen; von dem Augenblicke, als sie sich verteidigt, hat sie sich zu Grunde gerichtet.

Bauernfeld, der Verfasser der Streitschrift gegen Baron Hügel, hatte seit längerer Zeit angefangen, eine politische Rolle zu spielen, und ich kann nicht vermeiden, von ihm zu reden. Er trat in die Literatur halb als Goethianer, halb als Tiedianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger hatten seine ersten dramatischen Hervorbringungen noch immer viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armut an Erfindung das nicht amüsierte Publi-

kum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zusammenhange gedachtes, gelang besser. Bei einem spätern habe ich ihn sogar genötigt, einen dritten Akt hinzu zu schreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besaß Verstand und literarische Rechtchaffenheit genug, um diesen Gebrechen seines Talents entgegen zu arbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsezte, das Einzelne steif und kalt geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Teile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampf war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, war alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor allem auch sagen können, und er ward von da an der wüthendste unter den Gegnern der Zensur. Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, geriet er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem dreißigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimniß, denn er war von Hause aus ein rechtschaffener Mensch, und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht.

Übrigens ging ihm viel hin, was man andern sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Konsequenz seien. Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kolowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte und Bauernfelds unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anseindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Rübke, wendete, den Kolowrat gleichfalls haßte, und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen

Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seinen hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte.

Weit entfernt sei es von mir, hier Bauernfeld anschuldigen zu wollen. Obgleich bei seiner Verbindung mit Graf Kolowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Anteil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch, in dem höheren Bereiche, an eigenen Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, so wie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwicklungen etwas Übles entstehen könne. Als das Üble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Art dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird, da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter so viel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit seine liebenswürdige Gutmütigkeit einer halb künstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte.

Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kolowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit, mit Baron Doblhoff, dem Vorseher der niederösterreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhoff hat zwar gegen mich wiederholt seine Mißbilligung von Bauernfelds Übertreibungen zu erkennen gegeben, nichtsdestoweniger aber hatte dieser vielen Einfluß auf ihn, schon aus Achtung für Bauernfelds — damals bereits oberflächlich gewordenen — gutmütigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent. Die Machinationen der Landstände waren bereits im vollen Gange, es sollten aber auch noch sonst die Gemüther präpariert werden. Man versiel darauf, Abendgesellschaften bei Baron Doblhoff zu veranstalten, in denen politische, aber auch literarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensibeln Absicht, der wirklich gar zu insipiden Wiener Konversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einigemal hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesen-

den, die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stifft aufgefallen, der gut sprach, weil er offenbar konsequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminister. Letzterer weniger durch das, was er sagte, als durch das sichtbare Bestreben, die von andern vorgebrachten schwankenden Phrasen auf eine präzise Geltung zu bringen. Mit letzterem bin ich ein Jahr später (1847) auf dem Linzer Dampfschiffe wieder zusammengekommen. Ich erinnere mich, ihm damals gesagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputierten auf einem Reichstage gemacht scheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns so nahe bevorstand. Überhaupt scheint Graf Thun ein vortrefflicher Mensch, dem auch die Gemüthsseite nicht mangelt, welsch letztere ihn übrigens auch Vorurteilen zugänglich macht. So hat er früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die tschechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß sie keine ist, so wie die Tschechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Überzeugungen scheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu sein.

Die Gesellschaft bei Doblhoff bestand theils aus niederösterreichischen Landständen, die von dem literarischen Theile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, theils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereins; letztere von den Riesenschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihrer Überzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend.

Dieser juridisch-politische Leseverein war vor kurzem durch junge, strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sednitzky, dem wenigstens die Nase des Spürhunds nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kolowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die Welt zu schicken — der allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können — nahmen sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet.

Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu sein, und eben von dem Liberalitätsparoxysmen des Fürsten Metternich die Rede ist, will ich die Entstehung der Wiener Akademie der Wissenschaften herher setzen, und zwar um so mehr, als sie gerade in diese Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für sie weiß. Diese Akademie der Wissenschaften ist eigentlich von den galizischen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es sich so: Baron Hammer hatte, wahrscheinlich aus Eitelkeit, Präsident einer Akademie

zu heißen, seit lange alles in Bewegung gesetzt, um eine solche in Wien zustande zu bringen. Man war jedoch seit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienstvollen, aber unbesonnenen und turbulenten Mannes keine Rücksicht zu nehmen. Ungefähr um diese Zeit griff Professor Endlicher die Sache auf. Als ein verständiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er statt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterstützte Privatgesellschaft für gemeinsame literarische Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung, zu der man aus jedem Fache einen und aus dem schönwissenschaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Statutur der Flügelmäner das Maß der künftigen Kompanie mit Grauen wahrnehmen. Ich suchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine solche Gesellschaft gehörig, auszuscheiden, um so mehr als meine poetischen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbischof Pyrker sich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anschluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Gesellschaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinschaftliche Gesuch ward übergeben, und es war nicht mehr die Rede davon. Da entstand der Aufstand in Galizien. Die treugebliebenen Bauern mordeten, sengten, wütheten, offenbar von den Lokalbehörden unterstützt, welche letztere deshalb gar nicht zu tadeln sind, da die Staatsgewalten alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten, und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsheeren wüthenden Bauern fanden. Ein Aufschrei des Entsetzens über diese Greueltaten ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. Fürst Metternich wollte eben der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung geben, dem Brandschaden des Staates ein liberales Pflaster auflegen, und dazu war ein solch wissenschaftliches Zugeständnis wie gemacht.

In diesen widersprechenden Richtungen bewegte sich der österreichische Staat, als die Februarrevolution in Paris ausbrach. Ohne sie wäre in Oesterreich, ja vielleicht in ganz Deutschland trotz des albernen Rokettierens von Seite des Königs von Preußen die Entwicklung auf wer weiß wie lange hinausgeschoben geblieben, nun hatte man aber ein Muster der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederösterreichischen Landstände (siehe Baron Doblhoffs Abendgesellschaften), der juridisch-politische Leseverein und sämtliche schlechte Schriftsteller, die das aktive Kontingent stellten. Eine Straßendemonstration bei Gelegenheit des bevorstehenden niederösterreichischen Land-

tages ward abgekartet und dabei die Studenten an die Spitze gestellt, weil sie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kastanien herzugeben. Die Sache wurde auf der Straße besprochen, jedermann wußte es, Tag und Stunde war bestimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verschwornen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu ins Gesicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu eurer Demonstration kommen lassen? sagte ich ihnen. Diese brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuschieben oder den Vätern der hüzigsten Studenten den Rat zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu schicken, und in der Zwischenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu lassen (welch letzteres auch wirklich, aber nur zu spät, in einem am 12. März erfolgten Höchsten Handschreiben geschah), um alle Vorbereitungen abortieren zu machen. Das Nichtvoraussetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt und der Krawall des 13. März fand statt.

Für diese Unterlassung von Seite der Behörden gibt es nur eine Erklärung: daß den beiden Parteien, die sich in die höchste Gewalt theilten, ein solches Ereignis nicht unwillkommen war, das sie beiderseits für ihre Zwecke auszubenten gedachten. Die Hofspartei wollte den Fürsten Metternich stürzen; dieser aber den Erzherzog Ludwig einschüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Konzessionen stimmen oder zu vermehrter Strenge veranlassen. Man hoffte, das Ereignis in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke ist in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver bestreut sind, daran dachte niemand. Vielleicht hat sich der jetzige Minister Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchsten Gunst erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewisser Hofsperonen war.

Am Morgen des verhängnisvollen 13. März oder vielmehr gegen Mittag ging ich aus meiner Wohnung, um zu sehen, ob denn von all dem projektierten Unsinn etwas und was allenfalls statffinde. Da die Sache von den Studenten ausgehen sollte, ging ich vor allem auf den Universitätsplatz, den Ort der verabredeten Zusammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menschenleer, sondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches stattgefunden habe. Ich nahm von da den Weg, den ungefähr ein Studentenanzug bis zum Landhause genommen haben konnte. Nirgend's eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menschen, die miteinander sprachen oder auf ein besonderes Ereignis hindeuteten. So kam ich auf die Freieung und ging ein Stück in die Herrengasse hinein. Hier endlich, in die Nähe des Landhauses gekommen, sah ich vor demselben etwa 200 bis 250 Menschen zusammen-

gedrängt, die von Zeit zu Zeit einen schwachen Ausruf hören ließen, aber so matt, so erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute schämte, daß, wenn sie schon krawallen wollten, sie's gar so unscheinbar anfangen.

Das war um halb zwölf Uhr, indes die Geschichte schon um acht oder neun Uhr morgens aufgefangen hatte. Damals noch hätte man den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taschendieb „einführen“ können, denn auf den nächstgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geschäften nach, ja in der Herrengasse selbst zeigte sich außer der nächsten Nähe des Landhauses nirgends eine Spur von Teilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beschämt, begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, dessen Aktensaal die Aussicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit gesetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: „Nun sind sie beim Fürsten Metternich!“ Ich folgte in den Aktensaal und sah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten, einer von ihnen auf den Schultern des andern oder auf einem Tische über die andern hinausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüberliegenden Mauer der Bastei aufgestellt. Der junge Mensch begann seine Rede, von der ich mühsam den Eingang verstand: „Ich heiße M. N. Burian, aus ** in Galizien geboren, 19 Jahre alt,“ teils konnte ich den Rest nicht mehr verstehen, teils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen oder sonstige Mißhandlungen vorkommen, ich verließ daher das Fenster und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Urges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer sich hinstellten und von den aufgestellten Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. — Das sind heldenmütige Kinder, sagte ich zu mir selbst.

Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gassenbüherei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, um so mehr, als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen. Ein Opfer war notwendig, dazu

wäre aber auch der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtenteils schuld an allen Übeln war.

Übrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugnis geben, daß sie sich in der ersten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden einzelnen hätte küssen mögen. Ich fing schon selbst an, meinen Besorgnissen zu mißtrauen. Mit so gutmütigen Leuten, schien es, könne man die gefährlichsten Experimente anstellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und sich von der Gesamtmonarchie losrissen, und die Menge, die das wußte, ihnen Vivats und Elzens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr Unbesonnenheit, mit Unwissenheit gepaart, gefährlicher ist als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren seien.

Übrigens war es die lustigste Revolution, die man sich denken kann. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, bewegte sich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiserlichen Burg angekommen — die indessen mit Militär und Kanonen besetzt worden war — erhob die Menge ein lautes Jubelgeschrei, so daß die im Innern Abgeschlossenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und alles bewilligten, was einzelne Unverschämte, die sich als Deputierte darstellten, nur irgend zu begehren Lust hatten. Überhaupt war es Mode geworden, daß jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tisch schlug und den Erzherzögen Grobheiten sagte.

Am ernsthaftesten, aber freilich auch am absurdesten nahmen es die Studenten, die sich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Erteilung der Konstitution zögerte, wollten sie die Burg stürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu sterben. Sie stritten sich um den ersten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngern und Schwächern begehrten, vorangestellt zu werden, damit, wenn sie erschossen wären, die Altern und Stärkern sich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Professor sagte mir: Ich bin überzeugt, sie nehmen die Burg ein. Endlich erschien das Versprechen einer Verfassung. Der Kaiser fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue überall, und zwar aus reinem Herzen.

Ich selbst war zur Passivität verdammt. Da meine Überzeugungen in allem das Gegenteil von der allgemeinen Begeisterung waren, so fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verständigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an mein Vaterland, wobei ich es aber

nicht an den eindringlichsten Warnungen fehlen ließ, besonders vor der Nachahmung der Ueberrheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutschlands. Man nahm das Gedicht gut auf, sogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer solchen bedürfe.

Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeisterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein literarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebst dem, daß die Bewegung des Jahres 48 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der damalige. In Deutschland, das immer von Fortschritten träumte, hatte die ganze Bildung einen solchen Charakter von Unfähigkeit, Unnatur, Übertreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhaltendes gar nicht zu denken war, und doch war hundert auf eins zu wetten, daß die Literatur, wenigstens anfangs, an der Spitze der Bestrebungen stehen werde, ich sage: anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede stehenden Schlechtigkeit Thür und Thor geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland. Oesterreich hatte trotz seiner Zensur das Übergreifen der deutschen literarischen Absurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von „Ausgehen in Deutschland“ träumten, so war es größtentheils, weil sie hofften, das deutsche wissenschaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in sich hineinschlingen zu können. Deshalb war ich auch zur Passivität verdammt; denn hätte ich gesagt: Was ihr für Weisheit haltet, ist Unsinn; — es hätte mir niemand geglaubt. Vor allem, weil ich alt und der Fortschritt nur in der Jugend beglaubigt war.

Anhang zur Selbstbiographie.

(Jugenderinnerungen.)

Eine Aufforderung des Buchhändlers Brodthaus, ihm einige Notizen über mich und mein Leben zum Behuf seines Konversationslexikons zu senden (was ich aber nicht tun will), haben mich darauf gebracht, meine erste Jugend mir wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Was mir davon einfällt, will ich niederschreiben, eh' ich's noch ganz vergesse.

Meine erste Lektüre war ein Teil von einer Biographie (oder wahrscheinlich von einem Roman) vom Korsenkönige Theodor. Ich war damals vielleicht noch nicht sechs Jahre alt, denn ich las auf dem Schoß von meiner Mutter Stubenmädchen sitzend, zugleich mit ihr, doch aber schon schneller als diese, indem ich mich erinnere, wie sehr es mich geärgert, wenn ich ein Blatt herabgelesen hatte, und nun warten mußte, bis das Mädchen umblätterte. Vom Inhalte entfiel mir in der Folge alles, bis auf den Namen des Helden, Baron Neuhof. Wie man einen so gewöhnlich klingenden Namen führen, zuerst ein Privatmann und dann König sein könnte, begriff ich durchaus nicht. Darauf folgte, gleichfalls auf dem Schoß des Stubenmädchens sitzend, das Textbuch der Zaubersflöte. Ich hielt es für ein höchst kostbares Werk, worin mich die Sorgfalt, mit der das Mädchen es bewahrte, und nebstbei der Umstand bestärkte, daß man die ersten Blätter, die abgerissen waren, in Handschrift beigelegt hatte. Das Personenverzeichnis fehlte. Ich verstand nichts davon, glaubte aber doch lauter Sprüche der Weisheit zu lesen. Der Prinz, von einer Schlange verfolgt, die drei Damen, die Königin der Nacht, die Flöte, das Glockenspiel, alles entzückte mich. Daß die Personen bald in lang ausgeschriebenen, bald in gebrochenen, übereinklingenden Zeilen sprachen, war mir unerklärlich. Daß man mir sagte, letztere würden gesungen, verwirrte mich noch mehr und nahm mir zuletzt die Freude an dem

Buche, von dem ich nur die mir zusagendsten Momente im Gedächtnis behielt, vor allem aber die Schlange und den von ihr verfolgten Prinzen. Endlich geriet eine uralte, beinahe undeutsche Übersetzung von Curtius' Leben Alexanders in meine Hände. Ich war damals noch so jung, daß die darin durchaus mit lateinischen Lettern gedruckten Eigennamen mir im Lesen unendliche Schwierigkeiten machten. Am traurigsten war mir, daß ich gleich das erste Wort, mit dem die Überschrift der ersten Seite begann, weder recht lesen konnte, noch weniger aber verstand. Wahrscheinlich hieß es: Supplementa oder so; da nämlich das von Curtius verloren gegangene vorausgeschickt war. Mein Entzücken über dieses Buch war unbeschreiblich. Ich lief erstlich damit zu meinem Stubenmädchen, das, nachdem es die erste Seite durchgesehen hatte, mir meinen Schatz naserümpfend zurückgab und es für dummes Zeug erklärte. Ich, der ich schon das Abenteuer mit dem Bucephalus vorher darin gelesen hatte, bekam von nun an eine solche Verachtung für die Urteilskraft dieses Mädchens, das vorher mein Orakel gewesen war, daß ich mich weder mehr um sie bekümmerte, noch weiter an ihrer Lektüre teilnehmen wollte, was, wie ich erst später einsehen lernte, für mich in mancher Hinsicht sehr vorteilhaft war. Nun fiel ich allein über mein Buch her, verschlang es, las es wieder und wieder und wieder. Tag und Nacht kam es nicht von meiner Seite. Hier finde ich das erste Anzeichen einer sich immer mehr entwickelnden Verschlossenheit und jenes Hanges zum Brüten in und mit sich selbst. So sehr es mich quälte, daß ich manches in meinem Buche nicht verstand, so sehr mich besonders das verzeifelte erste Wort quälte, so fiel mir doch nicht ein, meinen Vater oder sonst jemand um die Erklärung zu fragen. Da ich doch immer mehr oder weniger den Sinn erraten konnte, so las ich fort und ließ das Ganze im ganzen auf mich einwirken. Meine Mutter, zu der ich Vertrauen hatte, habe ich vielleicht manchmal um Erklärung angegangen, da sie mir aber für jeden Fall keine geben konnte, so blieb ich still und las fort. Als ich das Buch, das mir anfangs nur gelehnt worden war, in der Folge nun ein paar knapp abgesparte Groschen kaufte, so verlor es dadurch, daß es nun mein Eigentum war, viel von seinem geheimnisvollen Werte für mich.

In dieselbe Zeit gehört eine unsittliche Erinnerung. Ich war noch nicht völlig vier Jahre alt, als man mich, bei der so großen Leidenschaft meiner Mutter für die Musik, Klavierspielen zu lehren anfang. Ich trieb es mit großem Widerwillen, weil man mich dazu zwang, und das Herumtasten ohne Melodie mich gar zu sehr langweilte. Noch jetzt klingen mir die Fragen um die Namen der Noten auf den schwarzen Linien, den Nebenlinien, zwischen den schwarzen Linien, quasshaft

in den Ohren. Genug, ich spielte mit sechs bis sieben Jahren schon ziemlich geläufig auf dem Klaviere. Damals war die Hinrichtung Ludwigs XVI. noch in jedermanns frischem Andenken und man hatte uns unter andern Musikalien einen Marsch gebracht, der, ich weiß nicht, ob bei der Hinrichtung selbst gespielt, oder bloß auf diese Begebenheit hindeutend, später fertiggestellt worden war. Genug, zu Anfang des zweiten Theils desselben kam ein Rutsch mit dem Zeigefinger über eine ganze C-Oktave vor, der das Fallen des Mordeisens und das Rollen des Strickes ausdrücken sollte. So oft ich diesen Rutsch auf dem Klavier machte, stand die ganze Hinrichtungsszene mit einer Lebhaftigkeit vor meinen Augen, die kaum hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Von einer alten frommen Köchin dazu aufgefordert, spielte ich diesen Marsch unzähligemal, immer mit tiefster Rührung und von den Tränen meiner Zuhörerin begleitet.

*

Eine weitere musikalische Erinnerung besteht darin. Mein Musiklehrer, der bekannte Gallus, hatte einige Klaviersonaten mit Begleitung der Violine geschrieben und mir zu spielen gegeben. Zu derselben Zeit, als ich sie einübte, las ich einen gräßlichen Ritterroman, der schwarze Ritter, mit Gespenstern, sprechenden Totengerippen und dergleichen, der einen großen Eindruck auf mich machte. Die gleichzeitige Beschäftigung mit beiden Werken verwebte die Eindrücke in meiner Phantasie so sehr miteinander, daß ich zuletzt nicht mehr die Sonaten spielen konnte, ohne die Begebenheit des Romans vor mir zu sehen, noch den Roman lesen, ohne dabei die Melodien jener Sonaten zu hören. Die Sonaten selbst aber waren nichts weniger als düster oder heftig, vielmehr sehr lieblich, demungeachtet ergriff mich beim Spielen ein Schauer nach dem andern. Vorzüglich war dies der Fall bei jenen Stellen, wo die Melodie von der (bei mir fehlenden) Violinstimme aufgegriffen wurde, und das Klavier bloß die Begleitung in arpeggierten Akkorden hatte. Hier hatte die Phantasie den freiesten Spielraum und ersetzte das Fehlende halb mit Tönen und halb mit Bildern. Hier hatte ich schon Gelegenheit, zu bemerken, daß, was mich in der Musik vorzüglich ansprach, eigentlich der Ton, der Klang war, der als Nervenreiz Gemüth und Phantasie aufregt, wäre es auch nur, um sie dann dem Spiel mit ihren eigenen Bildern zu überlassen. Ebenso magisch als der Ton an sich, wirkte von jeher auf mich die Verbindung der Töne nach ihrem eigenen Gesetze, d. i. nicht nach der Bestimmung eines von außen Hinzugekommenen, als eines Textes, der gegebenen Aufgabe des Ausdrucks dieser oder jener Empfindung oder Leidenschaft,

Für mich hat die Musik als solche, bloß den Gesetzen ihrer Wesenheit und den Einflüssen einer begriffslosen Begeisterung gehorchend, immer etwas unendlich Heiliges, Überirdisches gehabt. Ich ziehe daher auch die Instrumentalmusik eigentlich jeder andern vor, und würde es noch mehr tun, wenn nicht der Zauber der Menschenstimme so sehr für gesungene Musik spräche. Aus eben dieser Ursache verzeihe ich einem Komponisten in letzterer Gattung nichts leichter, als wenn er seinem Text untreu wird, vorausgesetzt, daß er seinen Text bloß der organischen Entwicklung und Gestaltung des musikalischen Theiles opfert, und nichts ist mir unerträglicher als ein Opernkompositeur, der den Worten seines Textes nachläuft und ihm deshalb eine zerstückelte, nichtmelodische, nicht organisch ausgebildete und abgerundete Musik unterlegt.

*

Mein Vater hatte eine entschiedene Abneigung gegen alle Verse. Nicht als ob ihm Werke der Phantasie überhaupt unangenehm gewesen wären; vielmehr liebte er sie, besonders jene, die ihn ins Mittelalter zurückversetzten, doch wohlgemerkt nur, wenn sie in Prosa geschrieben waren. Verse schienen ihm affektirt und er haßte sie, wie alles Affektirte. Er hatte daher auch für mich jederzeit das Beispiel einiger schlechter Poeten unserer Bekanntschaft bei der Hand, die er mir als Schreckensbild aufstellte, indem er mir in seiner kräftigen Sprache sagte: „So wird's dir auch ergehn, trotz mancher Anlagen wirst du zuletzt auf dem Miste krepieren!“ Demungeachtet, wenn ich ihm in früherer Zeit etwas von meinen Gedichten zeigte, machte es ihm doch viel Freude, die er sich jedoch alle Mühe gab, bestmöglichst zu verbergen. Diese Freude aber entsprang nur von der Hoffnung, daß aus dieser Schreiberei sich einmal ein tüchtiger Stil in Prosa hervorilden würde, wofür er die höchste Achtung trug. Gewöhnlich gaben derlei Gedichte daher auch Anlaß zu den unangenehmsten Szenen. Beim Anfang des Lesens ging es gut. Die Spuren von Bildung, Belesenheit und Scharfsinn machten ihm Freude. Sobald aber ein poetisch=uneigentliches, etwa tropisch gebrauchtes Wort vorkam, dann ging's an. Wie kann einem das einfallen? — Es ist unverständlich — abgeschmackt — absurd — höchster Unsinn. — So steigerte er sich selbst bis zum Zorn und das Ende war jederzeit, daß er „den Wisch“ hinwarf, und seine Prophezeiung eines schmachvollen Endes wiederholte. Seine Ausbrüche waren so heftig, daß, als seine Brustkrankheit zunahm, ich nicht mehr wagen durfte, ihm etwas von meinen Arbeiten zu zeigen.

Die Ahnfrau.

(1817.)

Das Publikum hat sich wahrscheinlich mit mir darüber gewundert, daß über eine dramatische Arbeit, die bei so vielem Beifall zugleich so viele Gegner gefunden hat, als mein Trauerspiel: Die Ahnfrau, in den allzeit rüstigen Blättern des Tages, außer namenlosen, oberflächlichen Klatschereien und Schmähungen bisher so gar nichts erschienen ist, was der Aufmerksamkeit nur einigermaßen wert wäre und auch nur den geringsten Schein von Gründlichkeit für sich hätte. Diesem Mangel ist gegenwärtig abgeholfen. In der Nummer 24 der Wiener Modenzeitung hat Herr Alois Zeittelles das Schwert gezogen und die arme Ahnfrau mit einem gewaltigen Hiebe ekrasirt (ich entlehne dieses Wort ausdrücklich aus den weiland französischen Vulletins, da ich in der deutschen Sprache vergeblich nach einem gleich kräftigen gesucht habe). Mir ist die Existenz nur eines einzigen Alois Zeittelles bekannt, desjenigen nämlich, der durch eine im Jahrgange 1816 der Wiener Modenzeitung eingerückte, im — daß es Gott erbarme — Fouquéschen Tone herabgeleierte Erzählung: Der Schloßhauptmann von Coucy aufs bündigste erwiesen hat, wie der Geist aus dem ansprechendsten Stoff durch eine geistlose Behandlung mit Erfolg gebannt werden könne. In der Voraussetzung nun, daß der neu bestellte Kritiker Alois Zeittelles mit dem Verfasser jener Erzählung eine und dieselbe Person ist, richte ich — ohne ihn übrigens darnun als Gegner anzunehmen, da nach dem Duellgesetze sich nur Ebenbürtige schlagen — an ihn folgende, redlich gemeinte Worte: Lieber junger Mensch, ich finde es sehr recht gethan, daß du Schlegels Werke über dramatische Kunst und Literatur eifrig liest; einmal, weil in denselben auch für denjenigen, der in manchem von den Meinungen des Verfassers abweicht, sehr viel Schönes und Lehrreiches enthalten ist; dann besonders aber, weil für denjenigen, der seinen eigenen Füßen nicht trauen kann und doch einmal mitlaufen will, kein anderes Mittel ist, als sich nach einem tüchtigen Laufzaum umzusehen. Wenn du aber deine Lesefrüchte dem Publikum darbietest, so hüte dich künftig vor zweierlei. Gewöhne dir ab, zu sprechen: Ich sage, sondern sprich: Schlegel sagt, wobei du nebst andern auch noch den Vorteil haben wirst, daß der autoritätslüchtige Teil des Publikums Anstand nehmen wird, über deine Aussprüche zu lachen. Ferner mische nicht deinen eigenen Unsinn den Ideen eines Mannes bei,

dessen Talent selbst da, wo er einseitig wird, noch achtungswert bleibt.

Was das von dir Gesagte selbst betrifft, so wirst du mir nicht zumuten, in das Einzelne einzugehen, da alles, was du im wesentlichen vorbringst, schon damals, als es Schlegel zum erstenmal sagte, von mehreren Seiten besprochen und geprüft worden ist, es auch überdies hart wäre, im Streit über Meinungen jemand anzugreifen, der daran so unschuldig ist, als du es bist. Zur Feststellung der eigenen Ideen dann rate ich dir, mein unbekannter Freund, außer deinem, oder vielmehr Schlegels Kanon, Aischylos' Prometheus nämlich, auch die Werke der übrigen Heroen der griechischen Tragödie zu lesen, namentlich des Sophokles herrliche Trias vom Untergange des Labdakosstammes, wodurch sich, vorausgesetzt, daß du nicht bloß nachbeten, sondern denken willst und — kannst, deine Meinung über das antike Fatum und die antike Tragödie berichtigen würde. Was dein zweites Schubfach, in das du alle tragischen Werke einpacken möchtest, die romantische Tragik in deinem Sinne betrifft, so wirst du bei einiger Überlegung leicht einsehen, daß es ein leeres Gehäuse ist, das höchstens über Calderons standhaften Prinzen (bei weitem nicht die beste seiner Arbeiten) paßt, und den größten Teil der übrigen Werke der Neuern, besonders Shakespeares Riesenschöpfungen — der wohl weit genug von deinem gepriesenen Ahnen, Sehnen, Untergehen im Absoluten, entfernt ist — isoliert dastehen läßt.

Übrigens, lieber Freund, lerne einsehen, daß deine zusammengestoppelte Bücherweisheit verkleidete Torheit ist; gewöhne dich, die Kunst mit der vollen Kraft des Gemüthes, statt mit dem grübelnden Verstande aufzufassen, und du wirst einsehen lernen, daß nicht theoretisch erwiesene, sondern praktisch vorhandene Grundlagen es sind, die das Wesen der dramatischen Kunst ausmachen, ja der Kunst überhaupt, deren oberster Begriff, der der Schönheit nämlich, schon ein dunkler ist. Tritt hinaus ins Leben, laß Kummer und Leiden gegen die unbewehrte Brust anstürmen, und es wird dir mit Haarsträuben klar werden, was der Ahnfrau zugrunde liegt, und daß dieses Etwas, wenigstens subjektiv, kein leeres Nichts sei. Übrigens hüte dich künftig vor vorlautem Wesen und unberufenem Schwatzen, lerne anspruchsloses, bescheidenes Streben an andern schätzen, und ahme ihnen lieber nach, als sie mutwillig und (bei deiner Unfähigkeit) nutzlos in ihrem stillen Wirken zu stören. Vor allem aber hüte dich, in einem entscheidenden Tone zu sprechen, da, was du sprichst, nichts entscheidet. Und somit denn Gott befohlen! Wir beide werden uns, wie ich hoffe, nicht mehr sprechen. Dein Tadel ist mir gleichgültig, deine Schmähung verachte ich, dich selbst bedaure ich.

Und nun weiter. War mein Erstaunen über Herrn Zeittes' hirnverbranntes Gewäsch groß gewesen, um wie viel ward es gesteigert, als ich weiter las und fand, Herr Hebenstreit theile diese Ansicht. Herr Hebenstreit, der sich in seinen Theateranzeigen (Kritiken hat er bis jetzt nicht gegeben) immer durch ein gutes Theil gefunden Menschenverständes auszeichnete, solchen Menschenverständes nämlich, wie ihn etwa der bessere Theil des zuschauenden Publikums hat, und von dem freilich bis zum Kunsturtheil noch ein großer Abstand ist, dieser Herr Hebenstreit unterschreibt, ohne Beschränkung, die Ausgüsse eines träumenden Anabenverständes? Er hatte mir zwar schon seit längerer Zeit durch verstoßene Ausfälle gezeigt, daß er meinem Trauerspiele oder mir selbst nicht wohl wolle, aber ich hätte nie gedacht, daß ihn seine bisherige Urtheilsscheu so sehr verlassen, und er sich durch blindes Unterschreiben einer, und einer solchen Meinung dem Spotte preisgeben würde. Übrigens danke ich ihm für alles, was er sonst zu meinen Lobe gesagt habe, und bedaure nur, daß ich die hämischen Neckereien in frühern Blättern nicht vergessen kann, ich würde sonst wahrscheinlich seinem treuherzigen Tone geglaubt haben.

Nun noch ein Wort an das Publikum, der eigentliche Zweck der gegenwärtigen Erklärung. Aus der Art, wie mich meine Gegner angreifen, sollte jeder Unbefangene meinen, ich sei ein eitler, aufgeblasener Tor, der in seinem Trauerspiele ein Meisterwerk geliefert zu haben glaubt, jeden Tadel zurückweist und daher auch Züchtigung verdient, so daß nur geschicktere Exekutoren zu wünschen wären, um sie ihm auch wirklich zu geben. Von aller solchen Einbildung bin ich nun himmelweit entfernt. Ich berufe mich auf das Zeugnis aller derjenigen, die mich kennen, mit welchem peinigenden Gefühle ich unmittelbar nach dem Erkalten der mit dem ersten Hervorbringen notwendig verbundenen Wärme die Fehler meines Werkes eingesehen, wie ich selbst der Darstellung auf der Bühne mich so lange widersetzt habe, bis mich erfahrenere Freunde überzeugten, der erste Schritt wolle getan sein; kein Anfänger habe noch Fehlerfreies geliefert und — so glaubten sie — mein Trauerspiel enthalte mit allen seinen Fehlern doch auch manches, um für diese zu entschädigen; endlich, das Publikum werde einem Anfänger nicht jene Nachsicht entziehen, die von seinen Veteranen so häufig in Anspruch genommen wird. Ich hab's gewagt und bedaure es nicht. Daß Unfähigkeit, Mißgunst und Neid gegen mich ankämpfen, ist in der Ordnung. Ich werde mich durch ihr Geschrei nicht irre machen lassen, meinen Weg fortgehen, eingeschlichene Irrtümer durch eigene Beobachtung berichtigen und mich übrigens fern von dem Treiben einer faselnden, frömmelnden, geistlosen Schule halten, die, wenn

sie nicht bald in sich selbst zerfällt, unsere deutsche Poesie in ihr ehemaliges Nichts zurückführen wird, und deren Impotenz und Unfruchtbarkeit am Tage liegt.

So will ich's halten und dann sehen, wie weit sich's bringen läßt.

Am Schlusse verspreche ich dem Publikum noch, es künftig mit allen weiteren Behelligungen, Klagen, Streitschriften und dergleichen verschonen zu wollen. Mir ist derlei Geschreibe verhaßt, und wenn ich gegenwärtig meinem sonstigen Grundsatz entgegengehandelt habe, so geschah es nur darum, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht schweige. Sollte es einem von ihnen gelingen, wie es bei langem Heruntappen nicht anders möglich ist, die partie honteuse meines Stückes auszufinden, so soll mich's um der Sache willen freuen; bisher ist es noch nicht geschehen.

Sappho.*)

(1818.)

Als ich die Sappho schrieb, hatte ich im Grunde eine doppelte Absicht. Erstens lebte der Stoff wirklich in mir und forderte mich auf, ihn nach außen hinzustellen; zweitens aber wollte ich mir dabei selbst eine Aufgabe machen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß dasjenige, was der Ahnfrau den meisten Effekt verschaffte, rohe, rein subjektive Ausbrüche, daß es immer mehr die Empfindungen des Dichters, als die der handelnden Personen gewesen waren, was die Zuschauer mit in den wirbelnden Tanz gezogen hatte, in dem zuletzt alles sich herumdrehte und der Ballettmeister nach weggeworfenem Taktmesser auch. — Ich schämte mich. — Ich nahm mir vor, mein nächstes Produkt ein Gegenstück dieses tollen Treibens werden zu lassen, und suchte daher, mit absichtlicher Vermeidung effectreicherer, seit lange vorbereiteter Stoffe, nach einem solchen, der es mir möglich machte, mich von den handelnden Personen zu trennen und in der Behandlung eine Ruhe walten zu lassen, die mir des Strebens um so würdiger schien, je fremder sie meiner Individualität ist, und je mehr ich daher verzweifelte, sie je zu erreichen. Ich verfiel auf Sappho; ein Stoff, dessen hervorragende Punkte mich schon in der frühesten Zeit angezogen hatten. Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung,

*) Entwurf eines Briefes an Adolf Müllner.

das Zepter führt, bis die angeschwiedenen Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben, schien mir für meine Absicht ganz geeignet. Dazu gesellte sich, sobald das Wort: Dichterin ausgesprochen war, natürlich der Kontrast zwischen Kunst und Leben — (wenn die Ahnfrau unwillkürlich gewissermaßen eine Paraphrase des berühmten d'Alembertschen *malheur d'être* geworden ist, so dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres *malheur d'être poète* in sich fassen). Mit einem Worte, der Gedanke ergriff mich nach all seinen Beziehungen, und ich war, als ich zur Ausführung ging, vielleicht begeisterter als je in meinem Leben. Aber ich glaubte mich zurückhalten zu müssen. Ich habe die beiden ersten Akte und die erstere Hälfte des dritten, obwohl bei voller Wärme des Gemüths, mit einer Besonnenheit, mit einer Berechnung der kleinsten Triebfedern geschrieben, die mir Freude machen würde, selbst wenn ihre Frucht mißglückt wäre, bloß durch das Bewußtsein, daß ich ihrer fähig bin. Es stand übrigens schon vom Anfange her zu befürchten, daß diese durch ein wirkliches Heraustreten aus mir selbst bewirkte Stimmung bei der krankhaften Heißbarkeit meines Wesens von keiner gar langen Dauer sein würde, und diese Besorgnis ward, durch äußere Umstände beschleunigt, gegen das Ende des dritten Aktes wirklich. Ich wurde nämlich krank und mußte mit der Arbeit aufhören. Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und mit ihr mein ganzer Ideen- gang geändert. Gerade auf den Punkt, wo ich stehen geblieben, fiel der von vornherein beabsichtigte Wendepunkt in Sapphos Handlungsweise. Ich konnte nicht dazu gelangen, den Faden genau da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen gelassen, und der vierte Akt kam dadurch in einen ziemlichsten Kontrast mit dem früheren. Die Schlussszene des dritten Aktes und der größte Teil des fünften war mir schon beim Anfange zu deutlich, als daß meine veränderte Gemüths- lage darauf einen sehr wesentlichen Einfluß hätte nehmen können.

Das ist in kurzem die Geschichte des minder lebhaften Tons der ersten Akte, der mir in der Freude meines Herzens (wenigstens in Beziehung auf mich, auf die Entwicklung meiner Anlage) beinahe wie ein errungener Sieg vorkam. Ich sah sehr wohl den Kontrast ein, in dem die beiden Hälften des Stücks gegeneinander standen, aber ich war immer bereit, die Partie der geliebten ersten Hälfte gegen die letzte zu nehmen. Daß die ersten beiden Akte nicht genug Beweglichkeit, ja der erste selbst nur wenig eigentlich dramatisches Leben habe (insofern dieses im Gegensatz der *Pyra* darin besteht, daß die Gesinnung nur als Substrat der Handlung erscheinen darf), mußte ich mir selbst gestehen, aber — der Meister schafft, der Schüler löst Aufgaben! Mich hat

überhaupt von jeher bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung interessiert.

Aber auch in — mein Gott! Wie werden Sie denn das alles aufnehmen? Wird Ihnen nicht ein Streben, meine Fehler zu verteidigen, dasjenige scheinen, was doch nur eine Darlegung meines Ideenganges und keine Rechtfertigung, nur eine Entschuldigug desselben sein soll? Doch ins Himmels Namen! Ich mußte entweder nicht bis hierher gehen oder ich muß weiter! — Selbst in dramatischer Beziehung läßt sich, wie mir dünkt, einiges zugunsten der Art sagen, auf welche die ersten Akte behandelt sind. Wenn die Idee, deren Versinnlichung ich mir vorgenommen hatte, gehörig herausgehoben werden, wenn das Ende Sapphos all den Eindruck machen sollte, den ich mir vorgesetzt hatte, so mußte ihr erstes Auftreten in der Fülle aller inneren und äußeren Bedingungen geschehen, welche das Glück des Menschen sonst begründen. Daher der Triumphzug, daher der Jubel des Volks, daher diese gesättigte Ruhe, mit der sie auftritt. Auf diese Höhe hat sie die Bildung ihres Geistes, die Kunst, gestellt. Sie wagt einen Wunsch an das Leben und ist verloren. Weiter! Sappho ist Dichterin. Daß das hervorgehoben werde, ist durchaus nötig, die Wahrscheinlichkeit der Katastrophe hängt, wie ich glaube, wesentlich davon ab. Ein Meister hätte vielleicht verstanden, Sapphon selbst im Sturme der Leidenschaften die Farbe, die die Dichtkunst ihrem Charakter gab, sichtbar zu machen; ich, weniger geschickt, mußte vor dem Sturme eine Kraft anschaulich machen, die mit unter die erregenden Kräfte des Sturmes selber gehört. Die Dichtungsgabe ist kein in der gewöhnlichen Menschennatur liegendes Ressort, sie mußte daher herausgehoben werden. Ferner, Sappho ist in der Katastrophe ein verliebtes, eifersüchtiges, in der Leidenschaft sich vergessendes Weib; ein Weib, das einen jüngeren Mann liebt. In der gewöhnlichen Welt ist ein solches Weib ein ekelhafter Gegenstand. War es nicht durchaus notwendig, sie noch vor dem Sturm der Leidenschaften so zu zeigen, wie sie in ihrem gewöhnlichen Zustande war, damit der Zuschauer die Arme bemitleide, statt sie zu verabscheuen. Wenn es mir gelungen ist, den Zuschauer, so sehr er in der Mitte des Stücks geneigt sein muß, die Partie des unschuldigen Paares zu nehmen, dennoch mit seinem Interesse an Sapphon festzuhalten, so gebührt ein Teil des Verdienstes vielleicht auch dem ersten Akt. — Wie ermüdend lange braucht es, bis in Sappho die Eifersucht Oberhand gewinnt! Das Ermüdende daran ist offenbar meine Schuld; daß es lange braucht, bis der Widerstand ihres Geistes gebrochen wird, dünkt mich gut.

Ferner, Phaon und Melitta haben die Partie des Lebens. Es lag in meinem Plane, nicht die Mißgunst, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunst zu schildern, wie in Correggio oder Tasso, sondern die natürliche Scheidewand, die zwischen beiden befestigt ist. Ja, selbst aus dramatischen Gründen mußten Phaon und Melitta rein gehalten werden; das konnte nur geschehen, wenn sie über ihre Empfindungen gegen Sappho und gegen sich so lange ohne Klarheit blieben, bis ihre Empfindungen eine Stärke erreicht hatten, die bei nicht außergewöhnlichen Menschen ein Vergessen höherer Rücksichten verzeihlich macht, bis Sapphos Eifersucht, die in ihrer Überlegenheit zuerst zur Klarheit kommt, eine Stärke gewonnen, die durch verletzende Einwirkung den Trotz Phaons zum Auflehnen bringt und ihn durch die Menschen so gewöhnliche Verwechslung glauben macht, weil er Sapphon Unrecht tun sieht, sie sei von jeher gegen ihn im Unrecht gewesen.

Phaon kämpft eigentlich noch nicht, als er auftritt, er ahnet noch nicht, daß die sonderbaren Gefühle seiner Brust je zu einem Kampfe führen könnten. Von Sapphos Ruhm begeistert, wirft er sich in ihre Arme. Der Beifallruf des Volkes in Olympia, die Reise an ihrer Seite, ein fortgesetzter Triumphzug, erhalten ihn im Traume. Nur in Minuten der Einsamkeit fühlt er etwas in sich, das er, weit entfernt, es auf den Gegenstand seiner Liebe zu beziehen, auf seine Liebe selbst, auf einen Mangel an Gefühl, an Sinn für wahre Seelenreinheit schiebt. Der Jubel des Empfangs in Lesbos regt seine Phantasie von neuem auf. Sie macht ihren letzten effort in der dritten Szene des ersten Akts, wo — absichtlich — auch nicht ein Zug vorkommt, der auf eigentliche Liebe schließen läßt, obschon er darin begeistert genug ist, um Sapphos Träume wach zu erhalten. Selbst als er Melitten schon geküßt hat, ist ihm seine neue Leidenschaft noch nicht klar, erst Sapphos Äußerung bei der Erzählung seines Traumes hellt ihn auf, und seine Liebe tritt heraus, als er Melitten vor Sapphos Dolche schützt.

Ein Gleiches gilt von Melitten. Die vorletzte Szene des ersten Akts ist vielleicht die müßigste von allen. Ich wollte jedoch hier, nachdem sich Phaon in der vorigen Szene ausgesprochen, auch Sapphos Erwartungen und Besorgnisse über ihr Verhältniß laut werden lassen, und durch die Art, auf welche Sappho, obgleich poetisierend, ihre Stellung gegen Phaon mit Bangigkeit betrachtet, auf den folgenden Ausbruch vorbereiten. Auch dünkte es mich gut, den Kontrast zwischen Sappho und Melitta deutlich hinzustellen. Ob der unglückliche, weinbegossene Estrich — der wohl flüchtig hätte wegbleiben können, wenn ich was Besseres dafür gewußt hätte — eine eigene Motivierung durch den Scherz über das Niederschlagen der Augen verdient, weiß ich nicht.

Der Schlußmonolog des ersten Akts könnte leicht mehr dramatisches Leben haben, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die zweite der beiden übrig gebliebenen Oden Sapphos, die mir zu passen schien, in dem Stücke, das ihren Namen führt, aufzunehmen, damit man mir doch nicht sagen könnte, es sei gar nichts von ihrem Geiste darin.

Die Szene an der Tafel während des Zwischenaktes hat die Liebe noch nicht in Melitten erregt. Sie diente nur dazu, die Aufmerksamkeit des jungen Paares aufeinander rege zu machen und sie in jenen Zustand des Berührtseins zu bringen, das der Liebe den Weg bereitet. Darum machte ich mir auch keine Strupel, die Szene dazu hinter den Vorhang zu verlegen. Auch reizt er die sanfte Melitta gegen die verletzende Gebieterin, was für die Folge nicht ohne Nutzen ist. Melitta ist bei ihrem Auftreten im zweiten Akte in jenem dumpfen Staunen, das (um mich so auszudrücken) der Dunstkreis der Leidenschaft erregt, ehe ihr eigentlicher Körper uns berührt. Sie denkt nicht an die Liebe. Das Gespräch mit Phaon, der Kuß, den er ihr gibt, ist der Pfeil des Liebesgottes, und man muß so unschuldig, ja geistesarm sein als Melitta, um noch nicht zu merken, woran man ist. Ich wage es kaum, zu gestehen, daß ich mir auf den zweiten Akt etwas eingebildet habe.

Ende des fünften Bandes.

Grillparzers sämtliche Werke. V.

Inhalt.

(Die Zahl ohne Klammer bezeichnet die Entstehungszeit, insoweit dieselbe zu ermitteln; die eingeklammerte Zahl das Jahr des ersten Druckes, sofern derselbe zu Lebzeiten des Dichters erfolgt ist.)

Novellen:	Seite
Das Kloster bei Sandomir. (1828.)	3
Der arme Spielmann. (1848.)	27
Selbstbiographie	64
Tagebuch auf der Reise nach Italien. 1819.	
Triest und Venedig	202
Rom	213
Neapel	226
Ein Erlebnis. 1822.	235
Erinnerungen an Beethoven. 1814—1845.	240
Rede am Grabe Beethovens. 1827.	248
Rede am Grabe Beethovens bei der Enthüllung des Denksteines. (1827.)	249
Erinnerungen aus dem Jahre 1848	251
Anhang zur Selbstbiographie.	
(Jugend Erinnerungen.) 1822.	266
Die Mnfrau. 1817.	270
Sappho. 1818.	273

Franz Grillparzers Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Dr. Albert Bipper.

Mit drei Bildnissen des Dichters.

Sechster Band:
Vermischte Schriften.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Erste Abtheilung.

Die Jahrhunderte der Kreuzzüge.

Im Gang der Zeiten ist kein Stückwerk; ununterbrochen, ein ganzes Gewebe, läuft er in verschiedenen Formen und Schattierungen seit den ersten Uranfängen fort, und die Fäden, mit denen eine launenhafte Gegenwart spielt, sind dieselben, die sich durch die Begebenheiten einer einfachen Vorwelt schlingen.

Die gewöhnliche Art, die Geschichte zu studieren, kann nicht leichter sein, aber leider ist sie so unfruchtbar, als sie leicht ist. Nachdem man die Märchen und Rodomontaden der Griechen und Römer durchgearbeitet und tiefsinnig ausgeforscht, wie das Pferd Caligulas geheißен, und ob der Stein, der den König Pyrrhus getödet, ein Ziegel oder Bruchstein gewesen, geht man, wenn's ja hoch kömmt, zur neuesten Geschichte über, fängt etwa mit Karl V. an und sucht dem erliegenden Gehirne denselben Brei von Namen und Schlachten einzustopfen, den es schon in der Geschichte jener alten Gaunerstaaten bis zur Überfüllung verschluckt hatte. So wird die herrlichste der Wissenschaften, beinahe möchte ich sie einen Inbegriff aller übrigen nennen, zum Handwerk oder vielmehr Gedächtniswerk herabgewürdigt, so treibt der Mensch ihren lebendigen Geist aus, um seiner eigenen Geisllosigkeit eine entsprechende Nahrung zu gewähren.

Nun denn, das Tun des Menschen in seiner Verkehrtheit ist aus Stücken zusammengesetzt, die Welt ist ganz. Willst du das neunzehnte Jahrhundert kennen, so lerne es in der Geschichte des zwölften. Was da ist, wissen, ist nicht schwer, auch der Verstand des Pöbels reicht dazu hin; aber erkennen, warum es ist, das ist nur wenigen aufgespart. Wenn auch Roms und Athens Schicksale keinen unbedeutenden Einfluß auf unsern jetzigen Zustand hatten, so kann uns die Kenntnis derselben doch nur geringen Aufschluß über die gegenwärtige Lage der Dinge geben, denn von ihnen ganz verschiedne Völker, Sitten und Gesinnungen haben sich der Länder und Throne bemächtigt; ihr Wissen ward aus dem verschlingenden Strom der Zeiten zum Teil gerettet, ihre Weise zu leben und zu handeln ist mit ihnen untergegangen. Nicht aus

Roms zierlicher Feinheit, aus germanischer Barbarei hat sich unser Zustand entwickelt. Die alte Geschichte kann uns zwar einen Überblick im großen gewähren, genauere Details liefert nur das Mittelalter.

Dieser letztere Zeitraum ist es, der den Schlüssel zu den Rätseln kaum entschwundener Jahre, schon geschehener Umwälzungen und solcher, die noch die Zukunft verschleiert, darbietet. Was jetzt ist, was jetzt in herrlicher Vollendung dasteht, hat sich aus dem wilden Chaos jener dunkeln Jahrhunderte entwickelt, wie die Pflanze aus der Fäulnis des Samenkorns keimt.

Der ekle Geschmack, durch den Glitterstaat Roms und Athens verwöhnt, verschmäh't es, aus jenen Zeiten der verfeinertsten Verfeinerung auf einmal sich in ein rohes Zeitalter, unter Völker, die er als die Zerstörer jenes geträumten Utopia ansieht, zu versetzen, das Ohr an den Wohlklang griechischer Silben gewöhnt, mit dem barbarischen Latein unzierlicher Mönche zu quälen. Arme Schwächlinge! Des Menschen Größe besteht weder im Wissen, noch im Sprechen, sondern im Handeln, und weh' dem Elenden, den diese letzte Größe nicht erhebt, begeistert, in welchem Gewande er sie immer trifft. Man ist gewöhnt, jene rohen Naturmenschen aus den Wäldern Germaniens als Zerstörer aller Ordnung zu verabscheuen, da doch eben sie es waren, die, zwar nicht die römische, aber doch die Weltordnung erhielten und erneuerten. Wenn schwere Dünste die Luft schwängern und die Menschen daniederdrücken, die Seuche ihr Gift aushaucht, da brausen plötzlich Sturmwinde daher, entwurzeln morsche Eichen, empören die Wasser gegen ihre Ufer, Paläste und Hütten, Kirchen und Scheuern zertrümmert die stürmende Gewalt, und ringsumher ist Verwüstung. Da jammert der schwache Sterbliche, klagt murrend den Himmel an, indes der Weise den Lenker der Natur segnet, der selbst, wenn er zerstört, im Grunde nur baut, wenn er zu fluchen scheint, segnet, und froh hebt er in der gereinigten Luft gesunde Hände dankend zum Himmel empor.

Eine ähnliche Erscheinung sind jene Barbaren in der moralischen Welt. Roms Verderbtheit, Roms Erbärmlichkeit, Roms Despotismus hatte einen verderblichen Nebel über die Erde verbreitet; es mußte fallen, wenn die Menschheit bestehen sollte. Das war die heilsame Wirkung jener Völkerstürme. Auf diese Art hat die ewige Ordnung sich immer wirksam gezeigt; Rom hatte nicht die erste dies Los erfahren, Assyrien, Medien, Persien waren ihm vorausgegangen. So war es, so ist es, so wird es sein und jedes neue Rom wird die Wahrheit dieses Wortes einst mit Schrecken erfahren.

Lange blieben diese Horden, was sie gewesen, eine rohe, ungeformte Masse, der es aber keineswegs an Wildsamkeit fehlte. Der Keim alles

Großen und Edlen zeigt sich in ihren Taten, aber entstellt von den Umhüllungen einer großen Barbarei. Nur in Wechselwirkung mit sich, ohne Verbindung mit der übrigen Welt, lag der eiserne Koloss im Dunkeln da, bis er, spät erst, mit einem fremdartigen Körper zusammenstieß, und sieh da! Funken bligten, Funken, die zwar wohl manchmal den Unvorsichtigen brannten (doch wer kann dafür, daß der Dummkopf sich an einer Flamme verbrennt, die den Klugen erwärmt), Funken, die trüben Nachtvögeln einen Weltbrand zu drohen schienen, denen wir aber nichtsdestoweniger Kunst und Wissenschaft, Bildung und alles, was das Leben angenehm und schön macht, verdanken. Mit einem Worte: es entstanden die Kreuzzüge.

Dieses ist die wichtige Epoche, mit der das Leben unserer Kultur begann; zu der Zeit fing man zuerst an, die Fesseln, die Überwitz und Dummheit der Welt aufgelegt hatten, zu fühlen; damals ward man zuerst mit den Erzeugnissen der Kunst, die im Orient, wenn auch nur matt, fortlebte, bekannt, von hier aus ward diese Himmelspflanze in die nebelvollen, rauhen Gegenden der westlichen Länder versetzt; hier lernte man zuerst ahnden, obgleich die Einsicht erst späteren Zeiten aufbewahrt war, daß ein Nichtchrist doch auch wohl ein Mensch wäre; damals fing Aristoteles an, mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik in die Schranken zu treten; hier fing, im Konflicte mit Saladin, der Krieg an, eine Kunst zu werden, der vorher nur Menschenwürgerei gewesen war; und von dort aus verdrängte die Medizin eine mörderische Quacksalberei. Man rät einzelnen Menschen, auf Reisen zu gehn, um sich zu bilden; hier taten es einmal ganze Nationen, und in der That mögen gleich die Zeitgenossen die nächsten Folgen davon schon empfunden haben, die Nachwelt hat ihre Bildung doch größtenteils diesen abenteuerlichen Zügen zu verdanken.

Wer dabei am übelsten wegkam, war der heilige Stuhl. Man hat Gregor VII. die erste Idee der Kreuzzüge zugeschrieben, aber entweder diese Sage, oder die Sage von der großen Klugheit und tiefen Politik dieses in seiner Art einzigen Mannes ist falsch. Er wollte die Hierarchie befestigen, die Kreuzzüge haben sie bis ins Innerste erschüttert! Auch eine Erfindung Urbans II. scheinen sie nicht zu sein. Sein Geist war wohl nicht groß genug, um einen solchen Riesenplan zu fassen, der, von ihm selbst entworfen, lächerlich wäre; denn er, der die Gesinnung aller damaligen Herrscher kannte, konnte sich von keinem derselben Unterstützung für seinen Plan versprechen: denn weder Heinrich IV. von Deutschland, noch Heinrich I. von England waren wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl berühmt, Spanien war mit den Kreuzzügen in seinem eigenen Innern zu sehr beschäftigt, Philipp von

Frankreich, wenn er auch gleich den besten Willen gehabt hätte, konnte sein Land, das seine übermächtigen normännischen Vasallen bedrohten, nicht verlassen oder Hilfe leisten, da es ihm selber an Hilfe gebrach, die Italiener trachteten nur dem Kaiser die Spitze zu bieten, der Herzog von Apulien ward durch Ungarn und Venezianer in Schach gehalten, höchstens von dem staatsklugen Dogen der letzteren, Vital Michieli, hätte er aus politischen Gründen Hilfe hoffen können.

Der Plan zu dieser Unternehmung war wahrscheinlich in der Seele des Patriarchen Simon von Jerusalem erzeugt, der, wie der Schiffbrüchige nach einem Brett, verzweifelt nach dieser Idee griff, so gewagt sie auch scheinen mochte. Der Papst, zu kurzfristig, die entfernteren Folgen zu berechnen, des augenblicklichen Vortheiles gedenkend, willigte in einen Plan, der, so ungewiß auch sein Gelingen war, ihm nur nützen und nie schaden zu können schien. Ubrigens hütete Urban sich wohl, an der Sache offenen Theil zu nehmen, bis er durch den Unterhändler des Ganzen, Peter den Einsiedler, von der unerwarteten guten Stimmung der Welt für dasselbe Nachricht bekommen hatte.

Was niemand vernuten konnte, geschah. Die Blödsichtigkeit, die Raubsucht, die Begierde nach Abenteuern jener Zeiten waren wirklich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß trotz der Stimme der Vernunft, die ein solches Unternehmen für Raserei erklärte, sich dennoch ein Schwarm von Menschen fand, der auf das Wort des Papstes brannte, ewige Belohnung in jener Welt und die geträumten Schätze des Orients, des Eldorado der damaligen Zeit, zu erobern. Zum Unglück für die Unternehmung waren die Throne gerade damals von Köpfen besetzt, wie die beiden Heinrichs von Deutschland und England waren, und Gefindel und fanatische Abenteurer fanden sich bei dem Zuge ein. Wer ihre Gesinnungen kennen will, mag die Beschreibung davon im Guillelmus Tyrius lesen, der das ganze Zeitalter und diese heiligen Krieger besonders mit den schwärzesten Farben malt. *Videbatur mundus declinasse ad vesperam, sagt er, et filii nominis adventus secundus fore vicinior. — Causa sufficiens putabatur ut ad carceres quis traheretur quod aliquid habere crederent. Effringebatur hunc sanctuarium, usibus adiuncta coelestibus rapiebantur utensilia.* Zuletzt setzt er noch hinzu: *Nec clerus a populo vita nobiliore differebat.* Ebenso erbaulich ist die Zeichnung des Kreuzheeres. Wenn er nämlich von den Gründen, um derentwillen die meisten den Zug unternahmen, spricht, sagt er: *quidam ne amicos desererent, quidam ne desides haberentur, quidam sola levitatis causa, aut ut suos creditores declinantes eluderent.* Die Könige sahen dem Unfuge schweigend zu, denn wer hätte damals es wagen dürfen, nur dagegen

zu sprechen; zum Theil waren sie wohl froh, ihre unruhigen Köpfe auf so gute Art los zu werden, und solange Heinrich IV. und V. in Deutschland, Wilhelms des Eroberers Söhne, samt Heinrich II., dem größten seiner Könige, in England regierten, nahm kein Staat selbst Anteil an dieser Unternehmung, man mußte denn den romanhaften Robert von der Normandie, der Abenteuer suchte, wo er sie immer fand, hierher rechnen. Der Kreuzzug der Venezianer geschah ohnehin aus sehr weltlichen Absichten.

Die Stimmung des Kreuzheeres offenbart sich nur zu bald, das Jammergeschrei der kölnischen und mainzischen Juden, die rauchenden Trümmer von Ungarns geplünderten Städten zeugen laut für die Göttlichkeit ihres Berufs. Die verhöhnte Menschheit ward früh genug an diesen Mordbrennern gerächt; fast alle fielen unter dem Schwerte der Bulgaren und Ungarn.

Ein andrer Haufe, an Raubsucht dem anderen gleich, doch gezügelt durch das Ansehen kriegserfahrener Fürsten, die solche Greuelszenen verhüteten, aus Furcht vor der Rache, nicht aus Rechtlichkeit; denn dieselben Heerführer, die den gemeinen Mann strafte, wenn er, von Hunger getrieben, ein Lamm gestohlen hatte, verstanden ihren Vorteil gut genug der heiligen Sache anzuschmiegen, als sie das vom ganzen Heere eroberte Nicäa, zur großen Unzufriedenheit des gemeinen Mannes, an den griechischen Kaiser verkauften.

Die Türken, der neueren Art zu sechten ungewohnt, wurden überall geschlagen, obgleich ihre unausgesetzten Anfälle das Heer nicht wenig schwächten, und endlich erobert Gottfried mit dem kleinen Reste des einst ungeheuren Heeres das Ziel der Wünsche aller, die heilige Stadt, und er selbst besteigt auf Leichen den blutbespritzten Thron, den der ritterliche Herzog von der Normandie ausgeschlagen. Dies letztere will man auch vom Grafen von Toulouse behaupten, aber man muß den Charakter dieses Mannes nicht kennen, wenn man glaubt, daß das Heer ihm je die Krone angetragen, oder wenn es ja geschah, er sie zurückgewiesen habe.

Hätte Ovid in unseren Tagen geschrieben, er würde die Wohnung des Neides und der Verleumdung nicht nach Rimmerien, sondern an den Hof von Jerusalem verlegt haben, ungezügelter, öffentlicher herrschten diese Ungeheuer nirgends, selbst am Kaiserhofe zu Konstantinopel nicht, und das will viel sagen.

Dieser neue Staat wäre ebenso schnell zu Grunde gegangen, als er entstand, weniger durch die Waffen der Sarazenen, als durch die Verrätherei der christlichen Fürsten in Palästina, hätte nicht der Zufall einige Herrscher auf Europas Thron gesetzt, die entweder aus schwach-

sünniger Frömmigkeit, aus Durst nach Rittertaten, oder durch den Drang der Umstände genötigt, das nunmehr schwierig gewordene Abenteuer bestanden hätten.

Uebelverstandene Religiosität verleitete den sonst staatsklugen Ludwig, den Jüngeren, gegen den Rat seiner Getreuen, sich diesen Zügen anzuschließen. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, kaum dem Tode durch Christenhand entrinnend, mit Schande bedeckt, kehrte er aus Palästina zurück. Noch vor ihm Kaiser Konrad, zu stolz, der erste Höfling des französischen Königs zu sein, nachdem seine Armee theils gefallen, theils klüger als er, vor ihm nach Hause gezogen war.

Politischer als diese beiden betrug sich der . . . Verteidiger seiner königlichen Rechte gegen die Angriffe des Klerus, der Errichter der Konstitution von Clarendon, der große Heinrich II. von England. Was er baute, zerstörte sein unkluger, grausamer Sohn Richard. Nichts kann jene rohe Epoche besser charakterisieren, als daß dieser König, Löwenherz in jedem Sinne des Wortes, als der erste Fürst seiner Zeit geachtet wurde. Er entvölkerte sein Land, stürzte es in Armut und Elend, brachte der königlichen Gewalt den Todesstoß bei, um seiner Eitelkeit in Palästina ein Fest zu geben. Ihm folgte der König von Frankreich, Philipp, größer als sein Nebenbuhler, aber doch nicht groß genug, um sich über den Geist der Zeit zu erheben und mit gleichgültigen Augen einen scheinbaren Ruhm anzusehen, der Richards im heiligen Lande wartete.

Überhaupt entschied dieser Zeitraum das Schicksal der königlichen Macht in beiden Reichen auf immer. In Frankreich war die Pairschaft Herr, und der König, Erster unter Gleichen, hatte kaum mehr als die äußeren Zeichen der Königswürde. Anders war es in England. Von dem Eroberer des Landes nur um wenige Generationen entfernt, besaß Richard noch ungeteilt die Macht, die jener bei der allgemeinen Unterjochung sich vorbehalten hatte.

Er selbst regierte, ein Herr unter Dienern. Daraus ergibt sich ein wichtiger Unterschied. Mit jedem gefallenem Vasallen verlor der König von Frankreich einen Feind, der König von England einen Freund.

Überdies lösten in Frankreich die Beamten des Königs die Güter, welche die Sucht, dem Kreuzzuge zu folgen, wohlfeil verkaufte, häufig ein; ein Fremdling in allem, was Staatskunst heißt, ließ Richard Klöster und daheim gebliebene Vasallen sich durch den Ankauf vergrößern, zu dem ihm ohnehin das leichtsinnig versplitterte Geld fehlte. Lieber plünderte er arbeitssame Untertanen und verkaufte die Staatsämter, ein Verfahren, das seine Nachfolger teuer büßen mußten. Von der Zeit an hat sich das königliche Ansehen in England nicht mehr

erholt. Unter Richards Bruder Johann brach das durch jenen herbeigezogene Ungewitter aus: die magna charta entstand, anfangs durch das Talent fähiger Könige erschüttert, aber seit sie Karl I. mit seinem Blute besiegelt, fest, und den Bemühungen von ganz Europa trotzend.

Dadurch gewann nun Frankreich Zeit, seine Verfassung, die sich lange erhalten hat, ans sich selbst zu bilden. Aus Schattenkönigen, von ihren Vasallen tyrannisiert, wuchsen seine Fürsten zu dem mächtigsten Herrscher von Europa empor. Der Charakter des Franzosen bewährte sich auch hier: leichtsinnig, vorurtheilsvoll, nach dem Neuen strebend, verließen die mächtigsten Vasallen ihr Land, um sich im Ringen nach fernen, erträumten Königreichen Tod oder Armut zu holen, indes der kalt egoistische Engländer sich wenig um Güter bekümmerte, die er nur, sein angebetetes Vaterland verlassend, erwerben konnte. Nur Ergebenheit gegen ihren König, den sie liebten, weil er denn doch auch ein Engländer war, konnte sie bewegen, ein so gewagtes Spiel zu spielen. Aber keiner wagte einen so hohen Einsatz, als ihre leichten Nachbarn. Statt wie jene ihre heimischen Güter zu verkaufen, ließen sie sich noch ihre Bereitwilligkeit von den Richarden teuer bezahlen.

In Deutschland geschah während der Zeit eine große Veränderung. Es bildete sich der Bürgerstand. Auf eine Zeit befreit von der Macht ihrer kleinen, desto gefährlicheren Tyrannen hatten die Bewohner des flachen Landes Muße, sich ihren Wirkungskreis zu erweitern. Städte gab es wohl schon seit den Zeiten der fränkischen Heinriche, aber unterdrückt von mächtigen Nachbarn, waren sie nur ein Teil der Macht ihres Herrn, erst jetzt fingen sie an, eine eigene Macht zu bilden, die oft ihren eigenen Tyrannen furchtbar wurde. Künste, Gewerbe, Handel, vorher durch die Furcht vor den Plünderern der Großen niedergedrückt, begannen sich zu erheben und die in der Folge entstandene Hansa bewies, wie weit Deutschland darin vorgerückt sei.

Überhaupt zeigte sich zu der Zeit die erste Spur von Welthandel. Europas Handel war bisher wenig mehr als ein Austausch der Produkte zwischen benachbarten Ländern gewesen, und trotz des Verhältnisses der Venezianer mit dem griechischen Hofe scheinen selbst diese bis jetzt keinen Handel dahin getrieben zu haben. Denn wenn die Fürsten des ersten Kreuzzuges Geschenke vom griechischen Kaiser erhalten, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, es seien darunter Dinge gewesen „qualia prius non viderunt et quae ipsis stuporem mentis inferrent, nostrarum rerum modum ut dignitatem incidentia.“

Jene Franken also, die doch nicht unbedeutende Fürsten waren und als Vasallen den glänzendsten Hoffesten beigewohnt hatten, hatten dergleichen noch nie gesehen. Ein Beweis der geringen Ausdehnung

des damaligen Verkehrs. Erst mit den Zeiten der Kreuzzüge fingen die klugen Venezianer an, die Möglichkeit einer solchen Unternehmung einzusehen, und wenn ja früher etwa ein einzelner Kaufmann das Wagstück unternommen hatte, nach dem Orient zu handeln, so ward es nun Sache eines mächtigen Staates und gedieh mit reißender Schnelligkeit. Genuesen und Pisaner wetteiferten hierin mit Venedig, das seine Eifersucht so wenig verhehlte, daß sein Doge Vital Michieli auf dem ersten Kreuzzuge im Archipelagus eine aus gleich gottseligen Absichten dahin gekommene genuesische Flotte zerstörte. Die Absicht dieser italienischen Handelsstaaten zeigte sich in der Folge noch deutlicher, als sie in Palästina sich heftiger als die Sarazenen verfolgten. Als König Balduin Tyrus angreifen will, kann er den Dogen Dominiko Michieli nur durch die glänzendsten Handelsvorteile zur Mitwirkung bewegen. Überhaupt ward durch die Kreuzzüge der erste Schritt zu einer Verbindung der Welt zu einem Körper gemacht, da sie bisher aus so vielen einzelnen, isolierten Ganzen, als Weltteilen, bestanden hatte. Ein Schritt, dessen ungeheure Folgen nicht zu berechnen sind.

Dieser ganze Krieg wurde mit bei weitem geringerem Erfolge geführt, als man von der bekannten Tapferkeit der Franken hätte glauben sollen. Der Grund von dieser Erscheinung lag in dem Talente der beiderseitigen Heerführer, nebst der Art zu streiten beider Völker. Der Franke war nur im Zweikampfe furchtbar. Ein ungelenkbarer Koloss, auf einem ebenso schwerfälligen Streitrosse, warf er durch die Schwere des Stoßes alles, was sich ihm entgensetzte, darnieder; doch der Feind, der seinem ersten Anfälle auswich und durch leichte Wendungen Rücken und Flanke zu gewinnen suchte, war ihm unüberwindlich. Überhaupt gab es unter den Franken keine Schlacht, jede derselben war nichts als ein ins Tausendfache vervielfältigter Zweikampf. Der Heerführer, den nichts mehr mit Ehre bedecken konnte, als wenn er eine große Anzahl Feinde vom Pferde geworfen hatte, wetteiferte um diesen Ruhm mit dem gemeinsten Reiter und überließ es jedem einzelnen, für sich selbst so gut zu sorgen, als er konnte; je größer seine unbesonnene Tollkühnheit, desto größer sein Ruhm. Die Geschichte der Kreuzzüge ist mit derlei Großthaten bis zum Übermaße angefüllt. Mit einem Worte: die Christen hatten gute Soldaten, aber schlechte Feldherren. Anders war das bei den Sarazenen. Hier verbesserten talentvolle Feldherren, was ihre schlechten Truppen versahen; und die Erfahrung aller Zeiten, daß die Hände vom Kopfe besiegt werden, bewährte sich auch hier. Nicht selten ward das Kreuzheer Sieger beim ersten Angriffe, indem es sich, alle Disziplin und Ordnung scheuend, seiner Plünderungssucht überließ, in

den Armen des Sieges von den tätigen Heerführern der Sarazenen geschlagen. Fähige Köpfe im Christenheere sahen das bald ein, und nachdem man gegen hundert Jahre geschlachtet hatte, fing man endlich an, Krieg zu führen. In Palästina bildete sich Johann von Brienne zum ersten Feldherrn seiner Zeit. Kurz, eine Kriegskunst entstand, die in der Folge Spanier und Franzosen ausbildeten. Eduard von England gewann die Schlacht bei Azineourt vielleicht nur durch den Gebrauch der Pfeile im Treffen, eine Sache, die den Franken vor dem heiligen Kriege beinahe unbekannt war.

Ob der lange Umgang mit den wissenschaftlich gebildeten Sarazenen ohne Folge für den Geist der fränkischen Wilden blieb, mag uns der Zustand der Wissenschaften vor und nach dem Kreuzzuge, die Fortschritte der Aufklärung nach demselben und zum Theil selbst das traurige Schicksal des Tempelordens, bei dem freilich wohl der gute Same auf schlechten Boden gefallen sein mochte, der Eifer, mit dem sich Männer von Kopf damals bei sarazenischen Lehrern, die auf christlichen Schulen angestellt waren, auf die arabische Sprache verlegten, beweisen. — Die Achtung, in der sarazenische Gelehrte bei den beiden großen schwäbischen Friedrichen standen, bürgt nicht wenig dafür.

Hätte aber auch diese Unternehmung keine anderen günstigen Folgen gehabt, als daß sie die geisttötende Hierarchie Gregors VII. zerstörte, wer könnte es wagen, die Frage aufzustellen, ob die Kreuzzüge mehr genützt oder mehr geschadet haben. Gerade das, was erfunden ward, diese Gewalt zu erheben, stürzte sie auf immerdar, oder verwies sie vielmehr in die gebührenden Schranken, die sie seit der Zeit nie mehr so auffallend durchbrachen. Der Enthusiasmus, der über ein Jahrhundert lang die Welt für jene abenteuerlichen Züge begeistert hatte, konnte, wie der Enthusiasmus überhaupt, nicht der abkühlenden Kraft der Zeit widerstehen. Es gab keine Familie, die nicht unter den im Orient Gefallenen einen Angehörigen oder Freund beweinte, und mit all dem Aufwande von Blut war nichts gewonnen; denn durch die Schwäche und Treulosigkeit der christlichen Fürsten in Palästina ging zuletzt alles, was man dort besessen, verloren. Nach der übereinstimmenden Erzählung aller Zurückkehrenden hatten sie statt der gehofften orientalischen Schätze nichts als Wunden und pestartige Krankheiten geholt, die Gärung in Europas Innern, die ihren unslätigen Schaum gern an jene entfernte Küste spritzte, hatte sich größtenteils nach Absonderung des Unrats gelegt, und — wie jedem Toren, der fühlen muß, um zu begreifen — der getäuschten Welt gingen die Augen auf. Der heilige Stuhl, der unpolitisch genug, diese Krise übersah, ließ in seinem Eifer für die heiligen Kriege nicht nach und heilte da-

durch das Volk der Laien vollends von ihrer stumpfsinnigen Blindheit. Kurz, man fing an, das System des römischen Hofes einzusehen. Was das für Folgen haben konnte, begreift wohl jedermann. Was es für Folgen wirklich hatte, zeigt das Betragen Philipps des Schönen von Frankreich gegen Bonifaz VII. und Clemens V., und die Unwirksamkeit der päpstlichen Bannflüche, die sich seither selten gemacht haben.

Kurz, Europa ist damals mündig geworden und, wenn gleich die ersten Handlungen seiner Großjährigkeit nicht die glänzendsten Beweise der Nützlichkeit dieses Schrittes waren, wenn es auch jetzt noch, einem unerfahrenen Jünglinge nach der Endigung der Vormundschaft gleich, die Schätze seiner Kraft entweder verschwendet oder unbenuzt liegen läßt, so wollen wir doch von der Zukunft das übrige erwarten und in Hoffnung derselben uns des schwachen Lichtes freuen, das dem Menschengeschlechte aus dem Chaos jener nebelvollen Nacht angebrochen.

(Über Verfassungsänderung in Deutschland.)

1844?

Man erzählt sich, der König von Preußen gebe seinem Lande eine Konstitution. Das Ereignis wäre welthistorisch. Wichtig nicht bloß für Preußen, sondern für den ganzen Kontinent. In bezug auf Frankreich wird dadurch eine Bresche gebrochen in die feindliche Protestation der absoluten Mächte gegen die dortigen Zustände. Die Julius-Revolution ist anerkannt, und Frankreich tritt in die Familie der übrigen Staaten ein. Die Konstitutionen der kleineren deutschen Länder werden jetzt erst eine Wahrheit. Solange die einzelnen Regierungen in ihrer Opposition gegen die Volksstimme sich durch eine überlegene äußere Macht geschützt sahen, mußte die Vertretung des Landes ohnmächtig bleiben und endlich zu einem Beirate herabsinken. Rußland ist von nun an der gemeinsame Feind. Oesterreich, das seine dynastische Sicherheit in der Vereinzelnung seiner Provinzen suchen zu müssen glaubte, wird bald einsehen, daß es gegen die Anziehungskraft von außen einer Schwerkraft nach innen bedürfe, und würde, bei der Auslöcherung aller anderen Verknüpfungsbande, diese nur in einer Verfassung finden. Wenn der König von Preußen seinem Volke eine gute Konstitution gibt, so ist Oesterreich in zehn Jahren von heute konstitutionell.

Aber wohlgemerkt, wenn er eine gute gibt. Eine ungenügende würde schlimmer sein als keine. Streng genommen, ist der richtige

Zeitpunkt schon versäumt. Bei seiner Thronbesteigung oder ein Jahr später würde jede Form mit Dank und Jubel aufgenommen worden sein. Jetzt ist das Land, oder vielmehr die Meinung, schon in Opposition getreten. Die Gabe ist nicht mehr ganz freiwillig, oder vielmehr sie ist erzwungen, nur weil der König ein Ehrenmann ist; wäre er's nicht, so stünde es ihm frei, einen König von Hannover zu spielen, und ich bin überzeugt, es wäre ihm nicht schwer geworden, die Volksstimme niederzuhalten, ja, zum Schweigen zu bringen.

Der diese Zeilen schreibt, ist kein unbedingter Freund der Konstitutionen, oder vielmehr er hält ihre erste Einführung für gefährlich. Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat sich schon manchen Pflégbefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgischen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln sie das Übel in der Gegenwart, und mehr als ein Patient ist schon am Wundfieber gestorben. Der richtige Gang für jede solche Veränderung wäre der der englischen Verfassung. Vom Geringsen anfangend, durch das Bedürfnis vermehrt, im Gebrauche bestätigt, steht endlich das Ganze als ein notwendiger Organismus da, in dem selbst die Auswüchse durch den Zusammenhang gerechtfertigt erscheinen. Aber zu einer solchen Entwicklung aus dem Keime ist für Preußen der Zeitpunkt versäumt. Das Wenige genügt nicht mehr, man will etwas Fertiges, schon im Beginne Befriedigendes.

Woher nun den Bauplan für ein solches, nicht mehr natürliches, sondern Kunstprodukt nehmen? Die Vernunft allein genügt bei derlei praktischen Dingen nicht, das hat die französische Revolution der neunziger Jahre gezeigt. Also die Erfahrung, das schon anderwärts, zu andern Zeiten Geschehene — die Geschichte. Ich gestehe, daß mich eine Art Schauder bei diesem Worte anwandelt. Jeder Mensch erkennt sein Leben als eine Verkettung von Leidenschaften und Irrthümern, sieht dasselbe in dem Leben der andern vielleicht in verstärktem Maßstabe, und doch soll aus dem Gesamtleben der Menschheit, diesem Weltsystem von Irrthümern und Leidenschaften, das Wahre hervorgehen, die Wahrheit. Man spreche nicht von den unzweifelhaften ungeheuren Fortschritten, die trotz ihrer Verirrungen die Menschheit bis auf diesen Tag gemacht hat; denn dann müßte man ja vielmehr den gegenwärtigen Augenblick studieren, wo die Fortschritte schon gemacht sind, und nicht die Geschichte, wo sie erst zu machen waren.

Dieser geheime Schauder nimmt übrigens dem Studium der Welt-ereignisse nichts von seinem Werte; nur wird er mehr ein negativer: durch die Kenntniss dessen, wovor man sich zu hüten, als ein positiver: die Regel angehend für das, was zu geschehen hat.

Weiter, was ist denn Geschichte? Was gestern geschehen, ist für heute Geschichte, sowie, was heute geschieht, für morgen. Will man aber Geschichte im engeren Sinne, als durch die letzten Folgen belehrend, auf jene Zustände beschränken, die bereits zum Abschluß gekommen sind, so mag man bedenken, daß nichts als abgeschlossen betrachtet werden kann, als was zu Grunde gegangen ist und eben deshalb nur eine negative Lehre darbietet. Die Entdeckung von Amerika und das Christentum sind noch heute nicht abgeschlossen, eben weil ihre Wirkungen noch fortdauern.

Nihil novi in mundo, sagt man. In der Welt geschieht nichts Neues. Der Satz ist ganz richtig, ebenso richtig als der andere: das Alte kommt nie wieder. Wer in der Zeit immer nur das Alte sieht, ist ein Pedant. Wer in ihr nur Neues erblickt, ist ein Dummkopf, und ich fürchte, daß meine lieben Landsleute, die von einer neuen Welt, einer neuen Literatur, einer neuen Kunst faseln, sehr in dieses letztere Prädicament fallen. Das Alte unter immer neuen Umständen ist der ewige Gang der Welt. Wer die Geschichte richtig anwenden will, muß aus den neuen Umständen den alten Kern heraus erkennen und über den alten Bestandteilen die neue Zusammenfügung nicht übersehen. Das ist nicht leicht, und ein Geschichtskenner ist deshalb noch kein Welt-erfahrender. Durch diese Betrachtung wird das Maßgebende der Geschichte sehr ins Enge geführt und auf das unter gleichen oder vielmehr ähnlichen Umständen Vorkommende eingeschränkt.

Welche Geschichte soll also den Maßstab abgeben? Da läge als nächste: die Geschichte des eigenen Volkes, die deutsche. Nun fürchte ich sehr, daß die deutsche Nation allerdings Begebenheiten, wichtige, erhebbende, großartige Begebenheiten aufzuweisen hat, aber keine Geschichte, insofern dadurch ein Zusammenhang der Ereignisse, eine Entwicklung nationeller Anlagen und Zustände bezeichnet wird. Namentlich kommt das, was wir jetzt suchen, das Merkmal der Freiheit, nur in den absurdesten Verzerrungen darin vor. Um auf die frühesten Zeiten zurückzugehen (denn später erscheint es nirgends mehr), gibt der Roman des Tacitus de moribus Germanorum keinen Anhaltspunkt, eben weil es ein Roman ist; daß es aber ein solcher ist, geht schon daraus hervor, daß seine Schilderung der Deutschen mit denen der übrigen römischen Schriftsteller, des Julius Cäsar, der Beschreiber der cimbrisch-teutonischen Kriege, ja mit denen des Tacitus selbst in seinen übrigen historischen Schriften durchaus nicht zusammenstimmt. Indes wir nach dem erstgenannten Werke uns die Deutschen als eine einfach verständige, sich selber maßgebende, patriarchalische Nation denken müssen, kommen sie sonst überall, ja in den Annalen des Tacitus selbst, als

ein zügelloser, tumultuariischer, fast nur durch Wildheit tapferer Haufen, als eigentliche Barbaren vor. Der Hang nach Ungebundenheit ist allen Wilden gemein. Für die Freiheit aber ist da nichts zu lernen, wo der Begriff von Ordnung fehlt. Von da abwärts durch die Völkerwanderung, das Auftreten der Longobarden in Italien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien, beim Jornandes und Gregor von Tours, überall dasselbe Bild von roher Gewalttat, Grausamkeit, ja Treulosigkeit und Verrat. Ja selbst mit der Tatkraft jener Völker ist es übel bestellt, die den Antrieb dazu aus der Wildheit schöpfen. Wir sehen dies, um der Deutschen zu geschweigen, bei den Scandinaviern, die bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte ihre deutschen Brüder an Heldensinn und eigentlicher Ritterlichkeit weit übertreffen, welchen Eigenschaften aber die Fortschritte der Civilisation nur zu bald ein Ende gemacht haben.

Die Geschichte des darauffolgenden Mittelalters ist eine Geschichte der fortschreitenden Knechtschaft, und die deutsche Reichsfreiheit hat mit der menschlichen Freiheit nichts gemein. Überhaupt möchte ich die Anpreisler des Mittelalters fragen: welche der verschiedenen Epochen dieses Zeitabschnittes scheint euch denn wünschenswert oder auch nur erträglich mit Rücksicht auf Freiheit oder sonst? Wo aber alle Teile schlecht sind, da ist das Ganze nicht gut.

Es bliebe uns daher nichts übrig, als in der Geschichte fremder Nationen Belehrung zu suchen, und da böten sich denn als stammverwandte zuerst die Engländer dar. Aber nicht alle Brüder sind sich ähnlich. Die Grundlage des englischen Charakters sind die Tüchtigkeit und die Beharrlichkeit. Nun fällt mir nicht ein, den Deutschen sowie den meisten andern Nationen Tüchtigkeit abzusprechen; aber wie steht es mit der Beharrlichkeit? Einerseits scheint freilich dieser Zweifel wunderbarlich, da man den Deutschen ein Beharren an dem Gewohnten seit dreihundert Jahren zum Vorwurfe macht; anderseits aber dürfte es mit dieser Beharrlichkeit ebenso gehen, wie wir oben mit der Tapferkeit gesehen haben, sie dürfte ein Ergebnis der Unkultur sein und mit den Fortschritten der Kultur sich verlieren. In der That auch, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Bildung hinabsteigen, um so beharrlicher finden wir noch heutzutage den Deutschen, je höher wir aber dieselbe Leiter hinaufsteigen, um so veränderlicher. Betrachten wir zum Beispiel die Phasen der Literatur in den letzten fünfzig Jahren. Man weise dieses Beispiel nicht als zur Sache ungehörig zurück. Denn einerseits wollen wir ja gerade die gebildeten Stände abschätzen, anderseits geht die Billigung und Mißbilligung in der Literatur von der Urteilskraft aus, und von der Festigkeit des Urteils hängen zugleich alle praktischen Dinge ab.

Über die Aufhebung der Zensur.

1844.

Ἄσσοι δὲ σφι ποιεῖν οὐκ ἐξέστιν οὐδὲ
λέγειν ἐξέστιν. Herodot I. 138.

1.

Diejenigen, welche gegen die Zensur zu Felde ziehen, stellen an die Spitze ihrer Beweisführungen gewöhnlich den Satz, der Mensch habe das Recht zu sagen, was er denkt. Dieses Recht hat er aber nicht. Wenn er etwas Unrechtes, etwas Verkehrtes, allgemein Schädliches denkt, so hat er ebensowenig das Recht, es zu sagen, als es zu thun. True words are things sagt Lord Byron; Worte sind Sachen. Wer die Wahrheit dieses Ausspruchs bezweifelt und seine eigenen Worte nicht für Sachen, für Verpflichtungen nämlich hält, nach dem Gesagten auch zu handeln, ist ein Tropf, von dem nicht die Rede sein kann. Aber auch nach ihrer Wirkung auf andere sind Worte Thaten. Wer zum Verbrechen auffordert, wird als Teilnehmer des Verbrechens angesehen und bei Volksaufwiegelungen z. B. bestraft man den Aufwiegler durch Reden mit Recht schwerer, als den irregeleiteten Haufen, der nur die plumphen Hände zur Ausführung hergibt. Ja, die Verteidiger der vollkommenen Rede- und Schreibfreiheit widersprechen sich selbst, indem sie zugeben, selbst fordern, daß man für geäußerte Meinungen hinterher vor Gericht gezogen und bestraft werden könne. Wer aber nur tut, wozu er ein Recht hat, kann dafür nie bestraft werden. Es gibt also kein Recht, immer und auf jede Weise zu sagen, was man denkt, oder kürzer ausgedrückt: was ein Biedermann nicht denken sollte, darf er auch nicht sagen.

Diesen Anhaltspunkt aufgegeben und die Zurechnungsfähigkeit geäußerter Meinungen zugestanden, argumentiert man weiter: in der Zensur sieht sich die richterliche Gewalt in ihrer natürlichen Ordnung verkehrt. Allerwege straft man sonst Übertretungen nur, wenn sie erst begangen sind; hier aber geht die Strafe dem Vergehen voraus, was widersinnig und empörend sei. Aber einerseits ist die Zensur keine Strafe, sondern nur eine Abhaltung; dann ist der werktätige Voratz zu schaden schon durch die Vorbereitung zum Druck konstatiert, wie der Übeltäter, dem man das Gewehr vor dem Abdrücken entreißt, eben auch dem Gesetze verfallen ist, nicht bloß der, der abgedrückt und ge-

troffen hat. Endlich besitzt der Staat außer der richterlichen auch unbezweifelt noch eine andere, die Polizeigewalt nämlich, welche Verbrechen verhütet, die der zu spät kommende Richter nur bestrafen kann.

Nicht bloß in literarischen, in vielen andern Dingen wird die persönliche Freiheit im Wege der Prävention zum Wohl aller und mit allgemeiner Billigung beschränkt: das Tragen heimlicher Waffen, an sich unversänglich, ist untersagt; der Verkauf vieler Stoffe, Künsten und Gewerben unentbehrlich, aber in verkehrter Anwendung dem Menschenleben als Gift verderblich, findet sich heilsamer Einschränkung unterworfen. Und so bei vielem. Wollte Gott, es wäre möglich, alle Vergehen zu verhüten, statt sie hinterher zu bestrafen! In den meisten Fällen der Rechtsverletzung ist ein solches Zuorkommen unmöglich, bei Preßvergehen ist es möglich. Eine gute und vernünftig verwaltete Zensur wäre der Idee nach ein Heil für die Menschheit.

Wohlgerne, der Idee nach! Es gibt aber viele Dinge, die der Idee nach vortrefflich, in der Wirklichkeit aber unausführbar sind. Um ein Beispiel von den Regierungsformen zu nehmen, so sind vor der Vernunft eigentlich nur zwei vollkommen zu rechtfertigen. Die Wahlmonarchie, wo der Weiseste und Beste gewählt wird, die anderen zu regieren, und die Republik, wo jeder eine Stimme hat in dem, was jeden angeht. In der Ausführung aber zeigen sich gerade diese beiden Formen als die gefährlichsten und, in Europa wenigstens, fällt es keinem vernünftigen Menschen ein, nach ihnen zu begehren.

Wie wenn es mit der Zensur ebenso wäre? Wenn die ihr zu Grunde liegende, ihre Zulässigkeit bedingende Idee, außer der Möglichkeit der Ausführung läge? Bedenkt selbst, ihr Kenner der Völker und Geschicke! Ihr stellt der Preßpolizei die Aufgabe, zu fördern, was nützlich, und abzuhalten, was schädlich ist. Nützlich und schädlich für wen? Für die menschliche Gesellschaft? Für den Staat im allgemeinen oder den eurigen? Wenn letzteres, so dürfte ein Staat nur völlig schlecht eingerichtet sein, damit die Zensur alles Schlechte erlauben und alles Gute verbieten müßte. Sie hätte in Amerika die Sklaverei zu verteidigen, in der Türkei das Recht des Sultans, täglich sieben Menschen ohne Grund hinrichten zu lassen, in den Bezirken des Dalai Lama — doch genug der Beispiele! Aber unsere Staaten sind gut eingerichtet, werdet ihr sagen. Dann vereinfacht sich die Frage, und die Zensur hat zu erlauben, was wahr, und zu verbieten, was falsch ist. Überhaupt läßt sich eine andere Aufgabe der Zensur nicht denken, als diese letztere. Wenn das Wahre schädlich ist, der mag nur sich ändern und nicht das Wahre, und wer nur durch das Falsche bestehen kann, der gehe mit den Wölfen auf den Raub und bleibe fern

von der menschlichen Gesellschaft. Wahr also und falsch! Nun hat es aber ganze Zeitalter gegeben und gibt noch jetzt ganze Völker, in denen nicht ein einziger Mensch lebte und lebt, der ein sicheres Urtheil über das Wahre gehabt hätte. Wer weiß, was wahr ist? Wir! werdet ihr sagen. Ich muß euch das als guter Bürger zugeben; denn ihr besitzt die Unfehlbarkeit, wenn nicht der That doch dem Rechte nach. Aber übt ihr selbst die Zensur aus? Habt ihr Zeit und Lust, die unzählbaren Werke zu durchgehen, die das geschäftige Europa jährlich auf den literarischen Markt bringt? Sagt nicht, daß ihr an eurer Statt die Weisesten und die Besten mit dem Geschäfte beauftragen wollt! Die Weisen haben etwas anderes zu tun, als im Auszuge der Tagesliteratur nach einzelnen Körnern von dem zu suchen, worin selbst die Ausbeute aller Jahrhunderte ihnen nicht genügt: die Wahrheit, und die Guten würden vor der ungeheueren Verantwortlichkeit zurückschauern, durch ein Versehen die Welt um einen Gedanken zu berauben, der vielleicht der Schlüssel zu längst gesuchten Wahrheiten ist. Ihr müßt daher auf der Leiterstufe der Kapazitäten immer tiefer herabsteigen, bis ihr Subjekte findet, die anmaßend oder gewissenlos genug sind, um sich als Beschließer und Kerkermeister in der Welt der Geister gebrauchen zu lassen. Reinhold, selbst ein tüchtiger Denker, hat gestanden, daß er Kants Kritik der reinen Vernunft siebenmal durchstudiert, bis er den richtigen Sinn aufgefaßt zu haben glaubte, und Hegel klagte auf seinem Todbette, daß keiner seiner vieljährigen Schüler ihn ganz verstanden hätte. Ihr aber führt euern Zensoren die Bücher und Werke karrenweise zu.

2. *)

Nichts hat sich in neuerer Zeit allgemeiner gemacht, als die Invektiven gegen die Zensur. Ich bin nun gar kein Freund dieser Anstalt, aber die Gründe, die man dagegen anführt, scheinen mir höchst ungeschickt gewählt. Im ganzen gehen sie gewöhnlich da hinaus: die Zensur sei eine Beschränkung des Rechtes jedes Menschen, seine Meinung zu sagen.

Nun finde ich aber eine Meinung, die nicht Lust hat, sich durch Handlungen zu bekräftigen, eine höchst läppische Sache; die Handlungen finden wir aber allerwege beschränkt. Die Gesellschaft, das Wohlergehen aller hängt von dieser heilsamen Beschränkung ab. Wenn nun Meinungen, da sie den Willen bestimmen, zu Thaten führen, und gewisse Thaten verboten sind, warum nicht auch die Meinungen, der An-

*) Andere Bearbeitung derselben Gedanken. — N. d. H.

laß dazu? Sollte wirklich jedermann das Recht haben, seine Meinung zu sagen? Auch wenn sie schädlich, zum Bösen verlockend, sittenverderbend, das Gute verlachend, heilsame Beschränkungen angreifend wäre? True words are things, sagt Byron, „Worte sind Dinge,“ und ich glaube, er hat recht.

Im weitem Verfolge sehe ich nun auch, daß diese Verteidiger der Meinungsfreiheit allerdings ein Recht zugeben, schädliche Meinungen hintanzuhalten, aber nur durch Strafe nach der Begehung (Veröffentlichung). Aber dann hat ja die Meinung schon schädlich gewirkt, man sperrt den Stall zu, wenn das Pferd gestohlen ist. Dasselbe, werdet ihr sagen, ist der Fall bei den Handlungen. Man bestraft keinen als Dieb, als wenn er schon gestohlen hat. Selbst der Mörder wird erst als ein solcher behandelt, wenn die daliegende Leiche keinen Zweifel über seine Verschuldung mehr übrig läßt. — Wer wäre es für die menschliche Gesellschaft nicht unendlich besser, wenn man die That verhüten könnte, statt sie zu bestrafen? Seht selbst zu, ob nicht die Freiheit unschuldbarer Handlungen, eine Freiheit, die ebenso unzweifelhaft ist, als die der Meinungen, in hundert Fällen von vornherein beschränkt wird? Man erlaubt, Gifte, der Arzneikunst und manchen Gewerben unentbehrlich, nur unter Vorfichten zu verkaufen. Das Tragen verborgener Waffen, auch als Schutzmittel, ist verboten. Hasardspiele, dem Besonnenen ein unschuldiges Vergnügen, werden nicht gestattet. Ausweislose Menschen sehen sich einer lästigen Aufsicht unterworfen. Die Verirrungen mancher Genüsse nicht nur moralisch gemißbilligt, sondern auch durch gesetzliche Abhaltungen hintangehalten. Dieser Präventionszwang, diese verhütende Zensur der Handlungen würde zum Besten der Gesellschaft bis zum eigentlichen Unmöglichmachen des Verbotenen gehen, wenn es bei Handlungen nur möglich wäre. Aber bei Schriften, bei Druckwerken ist es möglich. Sagt selbst: wäre es nicht ein Glück für die Menschheit und die Literatur, wenn durch eine gute Zensur jedes unzweifelhaft schlechte, jedes verderbliche Werk vor der Verbreitung schon im Keime zerstört würde?

Es soll also eine Zensur bestehen? — Ja, eine gute. Da aber eine gute Zensur nicht möglich ist, eine schlechte aber verderblicher als keine, darum keine; aber nur darum.

Was nun eine gute Zensur betrifft, so müßte diese die gewöhnliche Frage: ist dies Werk, ist diese Meinung schädlich oder nicht schädlich? vor allem so umstellen: ist diese Meinung wahr, oder ist sie falsch? Denn wäre sie wahr und doch schädlich, so mag sich dasjenige ändern, dem das Wahre schädlich ist, denn es ist schlecht, das Wahre aber die Quelle alles Guten. Zum Schutz des Schlechten aber, weil es einmal

besteht, das Wahre und das Gute abhalten, ist der größte Frevel, dessen die menschliche Natur sich theilhaft machen kann.

Die Zensur soll also nur das Wahre (in Künsten das Schöne, was nach den verschiedenen Gesichtspunkten eins und dasselbe ist) zulassen, das Falsche und Schlechte aber verbieten. Nun frage ich: gibt es nicht ganze Länder, hat es nicht ganze Jahrhunderte gegeben, wo nicht ein Mensch lebte, der das Wahre und das Schöne in allen seinen Formen unter allen Umständen zu erkennen fähig gewesen wäre? Ja hat, so lang das ganze Menschengeschlecht besteht, nur ein Mann gelebt, der diese Unterscheidungsgabe sich in allen Fällen hätte zutrauen können? oder auch nur annähernd? Glaubt ihr, die ausgezeichneten Männer, die man noch allenfalls als Surrogat solcher Schiedleute zugeben könnte, würden, statt selbst das Wahre zu suchen und das Schöne darzustellen, sich der geisttötenden Mühe unterziehen, die endlosen Akten des wunderlichen Prozesses zu durchlesen, dessen Ergebnis die Bildung, die Wahrheit ist, um bei jedem prägnanten Falle zu sagen: mir scheint das so, mir scheint das anders, abzuurteilen aber fühle ich mich nicht berufen. Und wenn diese sich zurückgezogen haben, was bleibt euch übrig, als zu Mietlingen und Lohnknechten zu greifen, die wahr nennen, was bisher für wahr gegolten hat, und falsch, was sie nicht verstehen. Und diesen nun vertraut ihr die köstlichsten Güter der Menschheit an, das Wahre, das Gute, das Schöne?

Es kann keine Zensur geben, weil es keine Zensoren gibt.

(Lehr- und Lernfreiheit.)

Ein vor kurzem verstorbener Monarch hat bei einer feierlichen Gelegenheit den Professoren einer Landesuniversität rundheraus erklärt: Ich brauche keine Gelehrten! Diesem Ausspruche hätten wir zwar entgegensetzen können: Wenn Ew. Majestät keine Gelehrten brauchen, so brauchen wir sie. Befagter Monarch aber, der einen zwar wenig ausgedehnten, in seiner Beschränktheit aber ganz richtigen Verstand besaß, hat etwas ausgesprochen, dessen Wahrheit nicht geleugnet werden kann: Der Zweck des Staates bei Errichtung und Erhaltung von Universitäten ist nicht die Bildung von Gelehrten.

Man gefällt sich zwar in neuerer Zeit, den Staat als den Inbegriff und die Wesenheit alles Anzustrebenden und menschlich Erreichbaren aufzustellen, wobei man sich aber anderseits ebenso lebhaft gegen jene Bevor-

mundung von Seite des Staates sträubt, die aus einer solchen Ansicht notwendig hervorgehen müßte. Diese Ansicht und diese Bevormundung fand auch wirklich in den Staaten des Altertums statt, wo Fremder und Feind, oder wenigstens Fremder und Barbar, gleichbedeutende Ausdrücke waren. Wo der bestimmte Staat zugleich Quelle und Hüter alles Menschlichen ist, fällt alles Menschliche notwendig in seine Bestimmung und seinen Zweck. In neuerer Zeit aber, wo der Freizügigkeit die ganze Erde offen steht und man diesen oder jenen äußeren Staat leicht für einen bessern und wünschenswertern erkennen könnte, als den eigenen, hat sich der Zweck des Staates auf das reduziert, was jeder leisten kann und muß, wenn er überhaupt ein Staat genannt werden soll: Sicherheit und, als an den Ort geknüpft, Förderung des materiellen Wohles. Die geistigen Interessen fallen dadurch nicht weg, aber sie werden dem Nutzen dienstbar, mit ihrem Überschuß reichen sie über die Grenzen des Staates hinaus und gehören der ganzen Menschheit.

Wenn daher der Staat Unterrichtsanstalten gründet, so hat er vor allem den praktischen Nutzen der Wissenschaften im Auge. Eine Theologie, die, statt die Religion zu unterstützen, ihre Grundfesten angriffe; eine Jurisprudenz, die den Standpunkt des Rechtes als einen dialektisch sich aufhebenden darstellte und das Verbrechen als einen Fehler im Schließen oder ein Unglück betrachtete; eine Medizin, welche, die Heilung außer acht lassend, sich mit naturwissenschaftlicher Spekulation abgab, hätten durchaus keinen Anspruch, in den Kreis seiner speziellen Aufgabe gezogen zu werden.

Man hat zwar schon den Namen Universität, *universitas scientiarum*, urgiert und daraus gefolgert, daß alles Wissenswürdige auf diesen Anstalten gelehrt werden müsse. Das war auch der Sinn und die Absicht bei Gründung der Universitäten in der letzten Hälfte des Mittelalters. Da es in jener Zeit außer den Klassikern und den theologischen Scholastikern keine Bücher gab, und auch diese nur in seltenen und kostbaren Exemplaren, so war das Behübel der Bildung allerdings auf die Lehrstühle und den mündlichen Vortrag beschränkt. Gegenwärtig aber, wo die Literatur als eine zweite Sündflut die Welt überschwemmt und man ein Wunder von Gelehrsamkeit sein kann, ohne je eine Universität besucht zu haben, stellt sich das Verhältnis ganz anders heraus. Das Wissen um des Wissens willen wird in praktisch vernünftigen Ländern der Buchdruckerpresse und dem Privatfleiß überlassen, und die Staatsanstalten beschränken sich auf den Unterricht als Vollendung der Erziehung und als Bildung für praktische Zwecke.

Im Gegensatz mit dieser in allen Ländern Europas geltenden An-

sicht wurden nun in Deutschland die Universitäten auf die Gelehrsamkeit, auf die Befriedigung der Wißbegierde, um nicht zu sagen: wissenschaftlichen Neugierde, basiert. Mit dem Schimpfnamen der Brodstudien bezeichnet, traten die praktischen Fächer in den Hintergrund, und Lern- und Lehrfreiheit ward das Feldgeschrei der Schule. Was nun die Lernfreiheit betrifft, so „ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Die Staatsanstalten fordern bei der Aufnahme eines Kandidaten strenge Fachprüfungen, und wer da seine Lernfreiheit nicht auf das zu Lernende gerichtet hat, fällt durch. Viel schreiender aber ist der Unsinn der Lehrfreiheit. Der Schriftsteller, der für die gelehrte Welt, auf jeden Fall für Männer schreibt, ist Preßgesetzen unterworfen, die seine Richtung kontrollieren und die schädliche bestrafen; der Professor aber, der die unerfahrene und widerstandslose Jugend vor sich hat, soll, verstärkt durch das Gewicht der Autorität und der Persönlichkeit, jede Verkehrtheit und jeden Unsinn in die empfänglichen Gemüther schleudern können. Auf welche Art die Lehrfreiheit zu beschränken sei, gehört nicht hierher — auf keinen Fall durch die Polizei — daß sie aber in ihrer ganzen Ausdehnung nicht bestehen könne, leuchtet ein.

(Religiöse Bewegungen der Gegenwart.)

1845.

A force d'outrer tous les devoirs, le christianisme les rend impraticables et vains. Rousseau Emile II, 24.

Man kann sich in neuerer Zeit nicht genug wundern, daß wieder religiöse Bewegungen entstehen. Derlei hätte man als längst abgetan betrachtet. Es ist auch längst abgetan. Wenn man nämlich diese Bewegungen näher betrachtet, so haben sie allerdings die Religion zum Gegenstande — wie z. B. zur moralischen Abschätzung der Zeit auch die überhandnehmende Immoralität gehört — sie haben also die Religion zum Gegenstande, sind aber wesentlich irreligiös. Der Deutschkatholik will nicht glauben, was der römische Katholizismus vorschreibt, der protestantische Lichtfreund will das lutherische oder calvinische Symbolum nicht annehmen. Selbst der schweizerische Katholizismus ist nicht viel mehr als der rein menschliche Trotz gegen die Übergriffe der Margauer Radikalen. Der Rheinländer, der sich unter französischer Herrschaft um Religion gar wenig gekümmert hat, ist nur darum streng

katholisch, weil sein Landesfürst streng protestantisch erscheint. Es liegt ebensoviel politische Widerseßlichkeit in seinem Eifer als religiöse Überzeugung. Nichts ist in der gegenwärtigen Bewegung positiv religiös als der abgeschmackte Eifer einzelner Fürsten und Minister, ihre individuelle Überzeugung Völkern aufzudringen, die davon gar nichts wissen wollen.

Wodurch sind denn nun aber diese gar nicht unverständigen Leiter der Völker dahin gekommen zu glauben, daß gerade jetzt der Zeitpunkt für derlei Reaktionen gekommen sei? Die Antwort ist einfach: Sie haben sich durch Worte täuschen lassen. Es ist letzter Zeit, namentlich in der deutschen Literatur, so viel von Religion die Rede gewesen. Die Aufklärung und der Nationalismus wurden verspottet, ein religiöses Bewußtsein als das erste Erfordernis eines auf der Höhe der Zeit stehenden Mannes ausgesprochen, ja selbst die philosophischen Systeme fingen nachgerade an, sich nach positiven Stützpunkten umzusehen. Es war aber weiter nichts, als der Bankrutt der Spekulation. Man fing endlich an, einzusehen, daß aus all diesen Begriffsmengereien nichts Haltbares herauskomme, und man zog Wechsel auf die Ewigkeit, weil das bare Geld der Gedanken ausging. Ein Erlöser des Menschengeschlechts, ja eine Dreieinigkeit wurde postuliert, ohne aber genau auszumachen, ob damit ein Wischnu oder Christus, eine indische Trimurti oder eine christliche Dreifaltigkeit gemeint sei. Der Deutsche ist von der Schule her gewohnt, mit Verachtung des gesunden Menschenverstandes sich mit Worten zu begnügen, die in den Abelsstand der Begriffe erhoben werden. Ausdrücke wie konkrete Idee, objektives Denken, historische Grundlage, ja Nationalität und deutsche Einheit wuchern daher lange fort, bis irgend ein realer Anstoß sie zur Fixierung zwingt; wo sie sich denn in nichts auflösen.

Dazu kommt noch eine schwache Persönlichkeit, die bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften der Deutschen ihren größten, ja ihren Grundfehler ausmacht. Bedürfnis und Überzeugung, die bei andern Nationen nur zu vorschneß vorangehen, lösen sich in Deutschland in ein ewiges Suchen nach Gründen und nach dem Grunde des Grundes auf. Das Wirkliche übt eine geringe Macht über ihn aus. Er ist daher vor allen andern geeignet, sich Bedürfnisse zu machen und Überzeugungen einzubilden. So trat auch die Religion an die Stelle, die früher das Absolute, der objektive Begriff und was weiß ich für Nebelbilder eingenommen hatten.

Als letztes Unglück leben die deutschen Regierungen mit ihren Erinnerungen noch in einer Zeit, wo es für einen Staatsmann genug war, die Geheimnisse der Kabinette zu wissen, indes man jetzt die Geheimnisse der Völker kennen muß.

Der Kirchenstaat.

(1846.)

Die gegenwärtige Erledigung des römischen Stuhles böte Gelegenheit, die politische Lage des Kirchenstaates auf eine bleibende Art zu regulieren. Überhaupt ist die ganze Idee eines Kirchenstaates nur insofern zulässig, anderseits aber notwendig, als dadurch dem Haupt der katholischen Kirche die erforderliche Unabhängigkeit verschafft wird. Sein dermaliges Gebiet aber macht ihn gerade abhängig, von jenen Nachbarn nämlich, die ihn nach Umständen entweder bedrohen oder beschützen. Es müßte ihm daher eine isolierte Stellung gegeben werden, von jeder unmittelbaren Nachbarschaft getrennt, und das wäre nur auf einer Insel möglich, die durch ihre Lage mit niemand und mit jedermann in Verührung kommt. Sollte auch eine einzelne Macht auf die Meere einen vorzüglichen Einfluß ausüben, so wäre dies glücklicherweise eine protestantische, England nämlich, deren Einwirkung durch eine glückliche Glaubensantipathie so ziemlich paralyßiert würde. So viel für das Interesse des Katholizismus im allgemeinen. Zugleich aber haben die Bewohner des römischen Staates speziell den Anspruch auf eine bürgerliche und politisch regulierte Existenz, der bei der gegenwärtigen Priesterregierung niemals verwirklicht werden wird und jenes Mißvergnügen und jene Unruhe erzeugt, deren Ende, weil ohne Abhilfe, nicht abzusehen ist.

Glücklicherweise gibt die geographische Lage von Italien ein Auskunftsmittel an die Hand. Man räume dem Könige von Neapel den Kirchenstaat ein und gebe dem Papste die Insel Sizilien in voller Souveränität. Die Unterschiede der Einkünfte ließen sich leicht durch Otkroyierung dieser oder jener Gefälle unter Garantie der englischen Regierung ausgleichen. Da aber die Erinnerungen des Katholizismus wesentlich an der ewigen Weltstadt haften, so hätte das Trastevere mit der Petruskirche und dem Vatikan als ausgeschiedene Domäne dem römischen Hofe zu verbleiben und zwar so, daß, wenn von Zeit zu Zeit der Papst selbst oder, bei vorher festzusetzenden Gelegenheiten, durch einen Stellvertreter die großen kirchlichen Zeremonien der katholischen Kirche abhält, das Trastevere in das Verhältnis einer vollkommenen Unabhängigkeit von der neapolitanischen Regierung tritt. Der Weg von Sizilien nach Rom auf einem guten Dampfschiffe ist

weder weit noch beschwerlich, und der Papst macht ja jährlich Reisen und hält Villeggiaturen.

Sizilien, um vor dem Schicksale des dermaligen Kirchenstaates gesichert zu sein, müßte eine Konstitution bekommen, was bei der Romagna, der Nachbarschaft wegen, nun und niemals stattfinden kann. Es müßten dann die Geistlichen auf immer für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu bekleiden, mit Ausnahme allenfalls desjenigen Kardinals, der die Stelle des Papstes in weltlichen Angelegenheiten zu vertreten hätte, da das Zusammentreffen des politischen Machiavellismus mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in ein und derselben Person auf jede Art zu vermeiden wäre.

Bei einer solchen Scheidung der Obliegenheiten würde vor allem der Katholizismus selbst gewinnen. Das Zwitterwesen eines römischen Monsignore hörte auf, und man brauchte nicht abgeseimte Staatsmänner dahin zu stellen, wo Seelenhirten erforderlich sind.

Der Vorschlag mag abenteuerlich scheinen, und er ist es auch. Aber das Abenteurliche ist immer noch besser, als das Unmögliche; daß aber ein Fortbestehen des Kirchenstaates in den gegenwärtigen Verhältnissen unter die Unmöglichkeiten gehört, leuchtet jedermann ein.

Von den Sprachen.

(Um 1840.)

Wenn die Ungarn den Slawen die magyarische Sprache wenigstens für die öffentlichen Verhandlungen aufdringen wollen, so bedienen sie sich vornehmlich zweier Argumente. Das erste ist, daß sie die erobernde Nation seien und daher ein Recht hätten, ihre volle Nationalität auf die Besiegten zu übertragen. Wenn aber die Magyaren in frühester Zeit Ungarn erobert haben, so ist dasselbe in späterer Zeit von den Deutschen geschehen, die das Land den Türken entrissen haben, und die Deutschen hätten daher dasselbe Recht für ihre Sprache geltend zu machen, was auch unter Kaiser Joseph geschehen ist und, genau gesehen, für die ganze Einwohnerschaft das Vernünftigste wäre, wieder nur für die öffentlichen Verhandlungen, versteht sich.

Das zweite Argument ist, daß die Slawen bei Erlernung der magyarischen Sprache doch nichts verlieren, da sie auch früher die lateinische hätten erlernen müssen. Dabei ist nur der kleine Unterschied, daß

bei Aneignung der lateinischen Sprache man zugleich einen großen andern Besitz erwirbt, den der gesamten römischen Literatur nämlich, indes man mit der magharischen Sprache nichts erhält als ein Ausdrucksmittel, das kein Kulturmittel ist und auch nie eines werden wird. Die Ungarn sollten vielmehr selbst bedenken, daß, wenn bei der allgemeinen Kulturlosigkeit ihrer eigenen Nation sich in ihren bessern Köpfen, wie nicht zu leugnen, eine gewisse Originalität und Kraft kundgibt, sie dies vielleicht hauptsächlich der von Kindheit auf betriebenen römischen Literatur verdanken. Ich will der ungarisch-lateinischen Sprache nicht das Wort reden, sie hatte aber wenigstens einen Vorzug, das allgemeine Verständigungsmittel für drei verschieden redende, gleichberechtigte Nationen zu sein.

Die magharische Sprache wird dem Lande nie das werden, was die lateinische war. Dieselbe Nationalität, welche die Ansprüche der Magyaren hervorgerufen hat, ist — in verdoppeltem Maßstabe, wie immer bei den Unterdrückten — unter den Slawen rege geworden; sie werden sich die Sprache ihrer Bewältiger nie, als höchstens zu den öffentlichen Verhandlungen, aufdringen lassen, und zwar um so mehr, als die ungarische Sprache keine Zukunft hat. Ohne Zusammenhang mit irgend einem europäischen Idiom und auf ein paar Millionen größtenteils unkultivierter Menschen beschränkt, wird sie — abgesehen davon, daß in der ungarischen Nation sich nie ein wissenschaftliches oder Kunsttalent bemerkbar gemacht hat — nie ein Publikum haben. Und ohne Leser keine Literatur. Wenn Kant seine Kritik der reinen Vernunft in ungarischer Sprache geschrieben, so hätte er vielleicht drei Exemplare abgesetzt. Gedichte und allenfalls einzelne Romane, Zeitungsartikel und politische Diatriben können, besonders solange die Mode warm ist, mit Glück in der Landessprache debitiert werden; das ist aber die Literatur des Augenblicks und der Oberflächlichkeit, wo bleibt da die sonstige, die eigentliche Bildung? Ein Ungar, der nichts als Ungarisch kann, ist ungebildet und wird es bleiben, wenn seine Fähigkeiten auch noch so gut wären. Anders dagegen ist es schon mit dem Slawen. Er gehört einem weit verbreiteten Stamme, dessen Zeit nahe bevorsteht und schon da wäre, wenn nicht an der Spitze das mit Recht verabscheute Rußland stünde. Er hat also für seine Sprache wenigstens eine Aussicht, der Ungar keine, obwohl für die Gegenwart dem Slawen seine Aussicht eben auch nichts hilft und er, wie der Ungar, genötigt ist, zu einer andern Sprache als Bildungsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und das ist die deutsche.

Was folgt nun aus dem allem? Es folgt, daß, was die Ungarn gegen die lateinische Sprache getan haben, alles nicht für die ungarische,

sondern für die deutsche Sprache geschehen ist. Ungarn ist germanisirt und wird's mit jedem Jahre mehr werden. Jeder Kandidat der Bildung ist zugleich ein Kandidat der deutschen Sprache. Hier ist von keinem gewaltsamen Aufdrängen die Rede, wie Kaiser Joseph gethan hat, sondern die Sache nötigt und das ist der rechte Zwang. Fünf oder sechs große Nationalitäten haben den Raum der Welt eingenommen, und nur für die slawische ist noch Platz. Kleinere Korporationen gelangen nicht mehr an die Oberfläche. Der Schotte und Irländer befindet sich, was Sprache betrifft, wohl dabei, sich mit den Schätzen der englischen zu bereichern, und der Baske dies- und jenseits der Pyrenäen liest und schreibt französisch oder spanisch, je nachdem er diesem oder jenem Völkerverbände angehört, obschon von gleichem Stamme und im Verkehr mit Stammverwandten der mütterlichen Ursprache noch immer und mit Vorliebe sich bedienend. Sollten die Ungarn, um sich vor der zwingenden Gewalt des deutschen Idioms zu retten, auf die Möglichkeit einer Bildung durch die französische oder englische Sprache hinweisen, so wird dadurch die Verwirrung nur größer, der Viellern- und Nichtswisserei fände sich Thür und Thor geöffnet, und die magyarische Sprache gewänne doch auch nichts dabei.

Bildet daher eure ungarische Sprache aus und verbreitet sie ohne andern Zwang, als den ihrer Vorzüge, nach Möglichkeit, besonders da einmal die Mode der Nationalität gekommen ist, ein Artikel, den ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den verhorreszierten Deutschen durch Ansteckung ererbt oder doch in neuen Schwung gebracht habt. Aber bedenkt: mit Umschlag der Mode wird die jetzt verspottete Humanität wieder in ihre früheren Rechte treten, und man wird einsehen, daß das Beste, was der Mensch sein kann, eben ist, ein Mensch zu sein, ob er nun einen Attila trägt und ungarisch spricht, oder trotz seiner deutschen Sprache in einem englischen Frack und französischen Hut einhergeht.

Fürst Metternich.

(1839.)

Das Urtheil über Fürst Metternich dürfte
 bald fertig sein: ein ausgezeichnete Diplo-
 mat und ein schlechter Politiker.

Man hält den Fürsten Metternich ziemlich allgemein für einen großen Staatsmann. Ich war nie dieser Meinung. Das ist ziemlich gleichgültig für das Urtheil der Welt; übrigens hindert mich auch nichts, meine eigene Meinung zu haben. Gehen wir einmal die hervorragendsten Epochen seiner Laufbahn durch, vielleicht daß sich manches zur Begründung einer so abweichenden Ansicht vorfindet. Vor dem Jahre 13 kann von ihm nicht die Rede sein, denn bis dahin war seine Laufbahn rein diplomatisch, und ihn für einen der gewandtesten Diplomaten zu halten, darin vereinige ich mich gern mit der allgemeinen Stimme. Die Frage ist nur, ob er auch ein großer Politiker sei. Im Jahre 13 nun ist zuerst die Allianz gegen Napoleon. Man hat darin viel Großes gefunden. Wenn man aber weiß, daß es sich dort nur um einen Interessenschacher handelte und, wenn Napoleon sich hätte entschließen können, die illyrischen Provinzen mit Triest an Oesterreich zurückzugeben, letzteres seiner Partei treugeblieben wäre, so fällt das Großartige der Sache so ziemlich von selbst weg. Das Gelingen war ein Zufall, die Schlacht von Dresden hatte entschieden, und wenn Baudouine sich nicht so unvorsichtig bei Kulm benahm, war die Allianz zersprengt, denn nichts hätte den Kaiser Franz abgehalten, nach seiner Art in vierzehn Tagen einen Separatfrieden zu schließen. Ein Unbilliger könnte dem Fürsten Metternich daraus einen Vorwurf machen, daß er vor seinem Beitritt zum Bund der Mächte nicht die Theilung der Beute im voraus sicher gestellt und dadurch die ungeheure Vergrößerung Rußlands verhindert hätte, das unmittelbar nach Napoleons Sturze sich an dessen Stelle setzte, nur mit einer nachhaltigeren Furchtbarkeit, eben weil diese nicht wie dort auf einer Person, sondern auf Sachen beruhte. Dieser Vorwurf aber wäre unbillig. Die Mächte ließen sich ihre Eulzesse nicht träumen. Das Unerwartete, der Zufall trat ins Spiel, was aber anderseits wieder den Ansichten und Plänen der vereinigten Staatsmänner ihr Großartiges und Voraussichtiges benimmt. Daß er dazu half, den Enkel seines Kaisers zu entthronen, daran tat er ganz recht, denn es galt, nicht bloß Napoleon zu stürzen, sondern sein System,

das unter einem Nachfolger früh oder spät wieder aufgelebt hätte. Die Gründe aber, die ihn zunächst bestimmten, mögen wohl einer materielleren, in Zahlen auszudrückenden Natur gewesen sein. Gentz' Briefe werfen auf diese Seite des politischen Charakters unseres Mannes ein ziemlich helles Licht. Wenn ein Vorgesetzter die Geschenkannahme bei Untergebenen duldet, so nimmt er es gewöhnlich in dem Punkte selbst nicht gar genau, und der ungeheure Aufwand des Fürsten, sein Ankauf von Gütern, er, der den Nachlaß seines Vaters in Aridastand übernahm, deutet ziemlich klar auf diplomatische *pour boire*. Doch das mag so Sitte sein.

Die Einsetzung der Bourbons, die materialistische Verteilung der Welt unter die Nachfolger und Nachahmer von Napoleons Gewaltherrschaft sei ihm geschenkt, denn wer weiß, ob er diese Dinge gewollt und ob er sie hätte verhindern können. Das Geheimnis der heiligen Allianz, die wohl vornehmlich auf einer romanhaften Idee Alexanders im ersten Momente des Gelingens beruht haben mag, ist noch unerforscht; unzweifelhaft aber ist die diplomatische Geschicklichkeit, mit der man durch Niederträchtigkeiten aller Art, in denen Religion und Gewissensbisse wohl eine große Rolle spielen, den von Natur edeln russischen Kaiser bis zur völligen Sinnesänderung brachte. Aber, wie gesagt, an Metternichs diplomatischem Talente hat noch niemand gezweifelt.

Daß dieser Staatsmann unterließ, die gute Stimmung Deutschlands zu benützen, um die Reichskrone auf Oesterreich zurückzubringen, daran tat er recht Wer nicht zu antworten weiß, handelt klug, der Frage aus dem Wege zu gehen. Daß er sich aber von Preußen verlocken ließ, Oesterreich an die Spitze der antiliberalen Reaktion zu stellen, Oesterreich, das bei der Gesinnung seiner Völker der Streit gar nichts anging, und er dadurch die Neigung Deutschlands in Haß und Abscheu verkehrte, das zeigt, wie wenig großartig sein Blick von jeher war, eng auf die Kabinette beschränkt und ohne Ahnung, daß die Zeit der Völkerpolitik gekommen war. Hier fing auch offenbar der nachteilige Einfluß Gentzens auf ihn an. Dieser Mann von hellem Verstand, aber eine sybaritische, feige Natur, als deutscher Pedant; trotz früherer Beweglichkeit, brachte durch den Einfluß seiner Unterhaltung die Idee von System in das *moussoux* der geistreichen Natur des Fürsten. Ohne Instruktion, von einem mehr weiblichen, taktartigen, als männlichen, denkenden Verstande (wie er in den diplomatischen Gesellschaften und Antichambren ausgebildet wird), hatte der Fürst seine bisherigen Entzesse der augenblicklichen geschickten Benützung der Umstände zu verdanken. Nun kam ein neues Agens hinzu: Prinzipien, von denen er bisher nichts ge-

träumt hatte. Dieses neue Element schmeichelte seiner Eitelkeit, weil es Würde und scheinbare Konsequenz in seine Handlungen brachte; seinen aristokratischen Neigungen, denn der Aushängeschild hieß: Bestehen, Legitimität; ohne auf der andern Seite seinem aphoristischen Geiste zu enge Schranken zu setzen, denn es hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit mit einzelnen Intriguen dazwischen zu fahren und sein diplomatisches Gelüsten zu büßen, auf die Gefahr, durch solche Hinfarenstreiche all das wieder zu zerstören, was ein methodischer Gang seit Jahren festgestellt hatte. Hierbei kam ihm sein an Auskunfts Mitteln fruchtbares Talent zu statten, das immer wieder einzulenken und aus allen Zufällen Vorteil zu ziehen wußte. So oder so aber blieb der eigentliche Leitstern seiner Handlungen immer das Gelüsten und sein Haupt-, wenn nicht einziges Mittel: die Intrigue. Napoleon, der freilich seinen Feinden nicht gern Gutes nachredete, hat ihn auf St. Helena bezeichnet als: bugiardo, bugiardo e niente che bugiardo. Das klingt freilich hart. Wenn man aber die etwas grobe Wachtstubsensprache in Salonausdrücke übersetzt: Intrigant, Intrigant und nichts als Intrigant, so ist man der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe gekommen.

Dieses Sichandichten und Vorlügen von Gesinnungen und Prinzipien hatte nur die üble Folge, daß à force de répétition der Fürst endlich anfang, seine eigenen Lügen zu glauben, was immer der Zeitpunkt ist, wo der Betrüger in den Betrogenen übergeht. Auch der Fürst entging dieser Klippe nicht, und der als gran tacacño anfang, hat als Don Quichotte aufgehört.

Die erste üble Wirkung dieses Hervorstellens legitimistischer Gesinnungen war, wie gesagt, daß es Preußen möglich wurde, den Haß des konstitutionellen Deutschlands von sich auf Oesterreich zu wälzen. Gesah dies nicht, so konnte erstere Macht nie daran denken, unter dem Aushängeschild eines Zollvereines die politische Suprematie über Deutschland sich vorzubereiten.

Wir übergehen hier die Ungeschicklichkeit des in diese Zeitfolge fallenden Vertrages mit Bayern über Salzburg und Berchtesgaden, wo der Wiener Staatsmann eine Unkenntnis der gemeinsten geographischen Verhältnisse an den Tag legte und endlich zum Abschluß der Konvention seinen Haus- und Tischnarren sendete, bloß um dem arm-seligen Gecken zu einem Orden zu verhelfen. Besagter Geck ließ sich auch wirklich übertölpeln, was zur Folge hatte, daß die reichsten Bezirke Salzburgs nebst ganz Berchtesgaden an Bayern kamen, ja die Oesterreich gebliebenen Salzwerke nebst den Betriebswaldungen sich im Augenblicke des Abschlusses schon auf bayrischem Grund und Boden befanden,

was eine neue Konvention und neue Opfer erforderlich machte. Wir übergehen die Ungeschicklichkeit, die Sieben-Inseln, die (wie Metternich wenigstens selbst gegen einen venezianischen Bevollmächtigten versicherte) Oesterreich angeboten wurden, den Engländern zu überlassen, was den venezianischen Handel in einen immerwährenden Blockadezustand versetzte und (wie wieder die Venezianer versichern) jeden Aufschwung desselben für alle Zeit unmöglich machte.

Nach Übergehung aller dieser sekundären Griffe und Mißgriffe gelangen wir auf den zweiten Fall, wo der helle Verstand des Fürsten sich von Eitelkeit und aufgedrungenen Systemen irre, und zwar wie folgenschwer für die Zukunft! irre leiten ließ. Es ist dies die griechische Frage. Sonderbarerweise hat gerade dieses Ereignis am meisten dazu beigetragen, den Ruf des Fürsten als vollendeter Politiker festzustellen. Daß er von allen Staatsmännern der einzige war, der die aus jener Verwicklung hervorgegangene Übergewalt Rußlands vorher sah, der einzige, der den allgemeinen Schwindel nicht theilte, das hat ihn, sowie in jener Zeit zum Abscheu, doch, nach ausgefühltem Enthusiasmus, zum Gegenstande der Bewunderung von jung und alt gemacht.

Laßt einmal sehen, was an der Sache ist! Daß er, er und sein . . . Kaiser die einzigen in Europa waren, die kein Mitgefühl für die Leiden der Griechen hatten, die einzigen, bildungslos genug, um an der Erhaltung des Landes, von dem alle Bildung ausging, kein Interesse zu nehmen, oder endlich die einzigen, die von vornherein entschlossen waren, keinem menschlichen Gefühl Einfluß auf den Gang ihrer winkelhügeligen Politik zu gestatten — diese Seite der lobenden Anerkennung wird am Ende nicht so beneidenswert sein.

Aber, wird man einwenden (obwohl es nicht wahr ist), sie haben gefühlt wie die andern, aber ihr Gefühl dem Verstande untergeordnet, die Notwendigkeit der Erhaltung der Türkei samt der Größe der russischen Gefahr erkannt und danach gehandelt. Das klingt ganz gut, ohne darum ein großes Lob zu sein. Niemand, ohne besondern Aufwand von Scharffinn, erkennt die Gefährlichkeit der Katze besser als die Maus, sowie die Notwendigkeit der Erhaltung von Mauerlöchern und Vorratskammern. Jedes Land hat, wie seine Vorurteile, so auch seine Wahrheiten, die jedermann weiß, durch die besondere Lage und das Bedürfnis belehrt, indes sie andern, weit vorgeschrittenen Nationen noch lange ein Geheimnis bleiben. So ist es in Oesterreich mit der orientalischen Frage. Ein Drittel des industriellen und zwei Dritteile des kommerziellen Gewinnes knüpfen sich an den Orient, und jeder Fiaker auf der Straße wird euch sagen, wie notwendig die Erhaltung der Türkei

für Land und Leute sei. Daß nun der Staatsmann Oesterreichs das gewußt hat, was jeder Lohnkutscher weiß, ist nicht so bewundernswert. Die Frage ist aber: welche Mittel hat er ergriffen, um das drohende Unheil abzuwenden, und welche Folgen haben diese Mittel notwendig nach sich gezogen? Hier wollen wir ihn erwarten und dann loben, wenn wir können.

Sein erster Irrthum also war, daß er glaubte, es sei möglich, die Befreiung Griechenlands zu hintertreiben. Die bejahende Antwort auf diese Freiheitsfrage war zu einem Völkeraufschrei geworden, und keine der Regierungen Europas hätte es wagen dürfen, der allgemeinen Stimme der zivilisierten Welt diese Genugthuung zu versagen. Aber Metternich, unbelehrt durch die französische Revolution, durch den spanischen und den deutschen Befreiungskrieg, war mit seiner Politik noch immer in der Zeit zurückgeblieben, wo die Kabinette in strenger Sondernng von den Völkern dastanden, wo man nur die Maitresse des Fürsten oder den Kammerdiener des Günstlings bestochen zu haben brauchte, um jedes politischen Erfolges sicher zu sein. Oder vielmehr sein ganzes Bestreben ging dahin, diese Zeit des diplomatischen Schachspiels wieder zurückzubringen. Er glaubte sie also schon zurückgebracht und verzweifelte daher nicht an der Möglichkeit des Gelingens. Diesen Irrthum wollen wir ihm verzeihen; als aber die Erfahrung die Unmöglichkeit der Verwirklichung seiner konservativen Politik gezeigt hatte, welche Torheit, welcher Überwitz, sich von der orientalischen Frage, einer Lebensfrage für Oesterreich, entweder aus gekränkter Eitelkeit selbst auszuschließen oder aus Ungeschicklichkeit ausschließen zu lassen. Der Mißgriff wirkte nach zwei Seiten: einmal gab das Nichtansichließen Oesterreichs an die allgemeine Forderung der Pforte Mut zum Widerstand und führte dadurch den russischen Feldzug herbei. Zweitens beraubte sich Oesterreich durch sein Ausschließen von der Prozedur auch seines Votums bei der Entscheidung und mußte ruhig mit ansehen, wie der Vertrag von Adrianopel die Selbständigkeit der Türkei auf immer vernichtete. Der Fürst hat sich in späterer Zeit, bei Entstehung der Dampfschiffahrt, mit wohlgefälligem Lächeln die neue Handelsverbindung als seine Idee zuschreiben lassen. Hätte er bei Gelegenheit der griechischen Frage eine Ahnung gehabt, daß die Donau etwas anderes sei als ein großes Wasser, das beim Ausgang des Winters große Verheerungen anrichte, er würde nicht untätig geblieben sein bei einer Verhandlung, die den Russen die Donaumündung und dadurch das Schicksal des Donauhandels für immer in die Hände gab.

Die nächste Reihenfolge trifft nun die Julirevolution. Dies Ereignis war zu drohend, nicht nur für die absoluten Staaten, sondern

für die ganze Welt, als daß man es nicht verzeihlich, ja klug finden sollte, wenn die drei Mittelmächte, für den Augenblick ihre gegenseitigen Beschwerden vergessend, sich zu einem engen Bündnis gegen das in der Entwicklung begriffene Monstrum vereinigten; vorausgesetzt, daß jeder der Theilhaber klug genug war, nach Vorübergehen der Gefahr wieder seine persönlichen Interessen zu besorgen und die nicht weniger monströse Verbindung geheimer Feinde untereinander wieder aufzugeben. Aber auch abgesehen von der Versäumung dieses Zeitpunktes, ließ sich der Fürst gleich anfangs zwei unerfetzliche Fehler zu schulden kommen. Beide betreffen die inneren Verhältnisse Oesterreichs und sind daher bei der Abschätzung des Ruhmes unseres Mannes von Ausländern nie gehörig gewürdigt worden.

Oesterreich war die erste Macht, welche unmittelbar auf die Nachricht von der Julirevolution ihre Militärmacht verstärkte. Diese Vermehrung war unnötig, den aufrichtigen Bund der drei Mächte vorausgesetzt; unzureichend, wenn Rußland eine Doppelrolle spielen wollte; in einem und andern Falle aber für die Finanzen verderblich. Oesterreich, durch absurd unternommene und geführte Kriege, durch eine geistlose Verwaltung zu Grunde gerichtet, durch wiederholte Bankrotte um alles Vertrauen gebracht, hatte eben im Jahre 1830 angefangen, sich aus seiner Zerrüttung zu erholen. Das Budget dieses Jahres bot, seit einem Menschenalter zum erstenmal, einen unbedeutenden Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben dar.

Diese günstigen Aussichten wurden durch die neuen Rüstungen für alle Zukunft zerstört. Der vermehrte Militäretat, in den der Adel sehr froh war seine jüngeren Söhne unterzubringen oder für die schon untergebrachten schnelle Avancements zu erhalten, vermehrte die nur durch Anlehen zu deckenden Auslagen dergestalt, daß Oesterreich nach Verlauf von neun Jahren seine Staatsschuld um 200 Millionen vergrößert und sich der Lage nahe gebracht sah, neue Anlehen bloß zur Deckung der Zinsen aufzunehmen, was, wie man zugeben wird, bereits der ausgesprochene Bankrott ist. Aber noch nicht genug! Die Unmöglichkeit, die vermehrte Last zu tragen, machte eine allmähliche Reduktion des Heeres zur unerläßlichen Notwendigkeit, und heute, am Schlusse jener neun Jahre, wo die orientalischen Verwicklungen die Stütze einer Armee gebieterisch forderten, sieht sich Oesterreich, wie beim Beginn, wieder ohne schlagfertige Heeresmacht, aber auch ohne Geldmittel, eine solche ins Feld zu stellen! Man wird einwenden: die jetzige Gefahr ist groß, aber die damalige war es nicht minder. Was hätte man tun sollen? Antwort: was Preußen getan hat, das auf seiner Hut war, aber nicht um einen Taler mehr ausgegeben hat, als seine finanzielle Lage er-

laubte. Aber freilich haben dafür seine Staatsmänner der Eitelkeit entbehrt, die Schiedsrichter von Europa zu heißen und den Schuldenmachern zu gleichen, die, indem sie das Geld mit vollen Händen wegwerfen, dafür von dem Pöbel als wichtige Leute angestaunt werden.

Hatte den einen Fehler die Eitelkeit begangen, so beging den andern der Schreck. Ungarns wurmstichige, zeitunangemessene Konstitution durch allmähliches Ignorieren nach und nach außer Übung zu bringen, war seit jeher eine der Hauptaufgaben der österreichischen Staatskunst gewesen. Wenn der Billigkeitsinn einerseits der Willkür abgeneigt ist, so mußte er anderseits wohl erkennen, daß in der egoistisch-aristokratischen Tendenz eines ungarischen Landtages wenig Heil für das Beste des Landes zu erwarten und — Willkür gegen Willkür — selbst der vorübergehende Druck eines einzelnen Gewaltherrschers noch leichter zu ertragen sei, als der durch Privilegien verewigte einer unwissenden rohen, hab- und machtgierigen Adelsclique, die nur in der Niederhaltung jeder Entwicklung eine Bürgschaft für ihre unsinnigen Vorrechte finden konnte. Dasselbe System hatte Kaiser Franz während einer dreißigjährigen Regierung befolgt, Landtage wurden selten gehalten, Rekruten ohne Bewilligung der Stände ausgehoben. Die unbedeutenden Geldbeiträge gingen regelmäßig ein. Man murrte dagegen in Adelskonventikeln, schmähte, ließ seinem Unmut gegen die sogenannten „Schwaben“ (Deutsche) freien Lauf und hatte sich endlich daran gewöhnt. Da kam die Julirevolution. Im ersten Schreck wußte die Regierung (und das war Metternich in allen Staatsrechtsfragen) kein besseres Mittel, als dem auftauchenden demokratischen Prinzip ein aristokratisches entgegenzusetzen. Landtage wurden wieder gehalten, die ungarische Konstitution mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit belobt (*habetis bonam constitutionem*, sagte ihnen Kaiser Franz, *et mantenebo illam*), und so ging der Unsinn seinen erneuten Gang. Ja, man vergaß sogar der Rückwirkung, welche die durch die Julirevolution rege gewordenen Ideen auf den ungarischen Adel ausüben mußten, der unscharfsichtig genug ist, um gar nicht zu begreifen, daß ihr Fall gerade das Gegenteil der französischen Freiheits- und Gleichheitsfrage ist. Weil sie Neden hielten, schrien und Opposition machten wie die französischen und englischen Liberalen, so hielten sie sich für Freiheitsmänner und Liberale wie jene. In diesem Lärm nun trosteten sie der Regierung ein Zugeständnis nach dem andern ab, und wenn die Ausbeute gleich jedes einzelne Mal nicht bedeutend ist, so wird sie doch im Lauf der Jahre zu einer Masse anwachsen, gegenüber welcher die Ausübung einer geordneten Staatsgewalt nicht ferner möglich ist.

Wie viel zu weit man nun aber auch in der ersten Furcht vor jener Revolution gegangen sein mochte, gerecht war, auf das gehörige Maß zurückgebracht, die Besorgnis allerdings, und klug, daß man sich gegen mögliches Weitergreifen stärkte und verbündete. Nur hätte man, als die Furcht vorüber war, nicht den Haß an deren Stelle setzen und aus Rastengeist dem Manne sein Amt erschweren sollen, dem es gelungen war, den überschwellenden Strom in seinen natürlichen Ufern zurückzuhalten. Statt dessen benützte man jeden Anlaß, um den Bürgerkönig fühlen zu lassen, welcher ungeheure Unterschied zwischen ihm und den Tröpfen von Gottes Gnaden befestigt sei, um die Nationaleitelkeit der Franzosen bis aufs Innerste zu kränken, gerade als ob die Aufgabe gewesen wäre, einen Ausbruch herbeizurufen, statt ihn zu hintertreiben.

Wenn Rußland so handelte, war es gewissermaßen natürlich, denn es wollte die Zermürbung. In Preußen ist einmal das Russischthum und die Großsprecherei zu Hause. Oesterreich aber hätte begreifen sollen, daß vielleicht in kurzer Zeit Frankreich in der orientalischen Frage dieselbe Rolle spielen werde, die es, Oesterreich selbst, in der Zulifrage spielte, die Rolle des mindest beteiligten Schiedsmannes. Statt dessen wurden die Abgesandten Louis Philipps in den Salons des Fürsten Metternich von dessen eigener, plumphochmütigen, verstandlosen Gemahlin öffentlich beschimpft, man ergriff jede Gelegenheit, um die Erinnerung an die vom Throne gefallene — gestürzt wäre ein zu heroischer Ausdruck! — also vom Throne gefallene Dynastie wach zu erhalten, ja als Louis Philipp, der Pacificator von Europa, den Bund mit dem Bestehenden durch eine Heirat seines Thronfolgers mit einer österreichischen Erzherzogin besiegeln wollte, schlug man ihm nicht etwa die Hand dieser Prinzessin ab — das wäre der blinden Leidenschaft, dem aristokratischen Hochmut, der hohlen Theoriemacherei zu wenig gewesen! — nein, man ließ ihn nach Wien kommen, gab das Mädchen dem Freierwerber, der kurz vorher erst eine Schwester des Prinzen plantiert hatte, und schickte ihn so beschimpft und verspottet nach Hause. Man benahm sich, als ob man alle Prinzessinnen von Europa unterm Verschuß hätte, als ob man eine Heiratskontinental Sperre auf gut Napoleonisch gegen das neue Königshaus verhängen könnte. Oder hielt man dafür, daß eine österreichische Prinzessin ein gar zu hohes Ziel sei? Du guter Gott! Maria Luise hatte die Erzherzoginnen wohlfeil gemacht.

Was Oesterreich zurückwies, nahm Preußen an. Geschah es mit beiderseitiger Einwilligung, oder spielte letzteres dabei seinen hohen Alliierten ein Stückchen aus der Tasche, genug, es geschah, und die

Einwirkung auf die Politik ließ nicht lange auf sich warten. Preußen ernannte seinen Gesandten in Paris zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, fing an, in den Tuileries sich als eine verwandte Macht zu benehmen, die Invektiven gegen Frankreich hörten auf, kurz, die Zeichen einer Annäherung waren nicht mehr zu verkennen. Da mußte Rat geschafft werden! Der deutsche Zollverband noch von früher her, setzt die Aussicht auf ein Bündnis mit Frankreich in der nächsten Zukunft, wozu noch eine kleine Raneune über die Zillertaler Religionsgeschichte kam. Was war nur gleich dagegen anzuzetteln? Die hermesianische Ketzerei bot sich da wie gerufen.

Der Fürst hatte von jeher geliebt, sich mit Lumpen aller Art zu umgeben. Die vorzüglichste Rolle darunter spielten die Renegaten und Konvertiten, überhaupt die Überläufer religiöser und politischer Gattung. Wer von jeher den Meinungen zugetan war, die Fürst Metternich als sein Evangelium predigte, den verachtete er als einen Dummkopf; hatte er doch selbst diese Meinungen nur zum Behuf seiner Rolle vorangestellt. Wer aber von der entgegengesetzten Partei, mit Bewußtsein der Lügenhaftigkeit, seines Bauches, seines Säckels, seiner Dienstkarriere wegen, zu ihm übertrat, der galt ihm als ein kluger Mann, und verstand er noch die Kunst, ihn zu amüsieren — wäre es auch nur durch Schwächen gewesen, die etwas zu lachen gaben — so war er willkommen. Die meisten dieser Lumpe nun waren religiöser Art. Daß ein dummes und bigottes Volk am leichtesten zu regieren sei, mochte ihm wohl schon früh vorgegeschwebt haben, daher duldete er diese Energumenen schon zu einer Zeit, wo er selbst noch ziemlich Freidenker war. Nun aber kam bei ihm nach und nach das Alter mit der Perspektive des Todes heran. Durch den Tod des Kaisers Franz war der Hofeinfluß in die Hände der Damen des kaiserlichen Hauses gekommen, die, nach Art der besseren dieser Hochgestellten, gewohnt waren, die Langeweile eines unbeschäftigten Lebens mit Religionsübungen auszufüllen, und — der alternde Fürst hatte zum drittenmal geheiratet. Da der Leitsiern seiner Handlungen im Privat- wie im öffentlichen Leben immer das Gekünstete war, so nahm er sich ein junges, rasches, ungebildetes, von einer hochmüthigen und bigotten Mutter geleitetes Weib. So sehr sich der Fürst durch großartigen Leichtsinns und vornehmer Behagen konserviert hatte, mußte doch mancher Wunsch der rüstigen Magyarin unerfüllt bleiben. Um desto mehr galt es, die erfüllbaren Wünsche zu befriedigen. Schenken, Geben, Zuvorkommen war die Lösung. Aber Hals- und Armsmuck, Perlen und Diamanten hatte sie zu Genügen. Was blieb da zu geben, als: zum Geburtstagsangebinde die Jesuiten, zum Neujahrsgeschenke die gemischten Ehen? Der

Fürst ward in dieser Umgebung zum Frömmeler, oder wußte wenigstens selbst nicht mehr, was er war.

In solcher Verfassung fand ihn die Kölner Angelegenheit. Man würde ihm unrecht tun, wenn man annähme, daß er die ganze Größe der Verwicklung von vornherein durchschaut, daß er zu einer Zeit, wo Krieg und Aufstand von Belgien her Europa bedrohte, das Ereignis in seiner nachherigen Ausdehnung gewollt habe, gewiß aber ist, daß der erste Anlaß dazu: die Denunziation der hermesianischen Lehre in Rom, von Wien, von der nächsten Umgebung des Fürsten, mit seinem Vorwissen ausging. Er überließ sich dabei nur seiner gewöhnlichen Neigung zur Intrigue, seiner gereizten Stimmung gegen Preußen und dem Wunsche, der drohenden kommerziellen und politischen Vereinigung Deutschlands unter Preußens Agide eine religiöse Spaltung entgegenzusetzen. Der gewünschte Erfolg schlug jedoch gerade in sein Gegenteil aus. Deutschland vereinigte sich nur noch enger zur Abweisung der römischen Anmaßung: außer Bayern — und das nur für die Lebensdauer des gegenwärtigen Königs — gelang es keinen Proselyten zu machen; Preußen — nach Abwendung der belgischen Gefahr — erwartete fest und ruhig von der Zeit die Ebung der aufgeregten Meinungswellen; Rußland ernannte aus eigener Machtvollkommenheit einen katholischen Metropoliten, und der römische Hof hat durch seine vor-eiligen und zeitungemäßen Gewaltstreichs diese seine Gewalt für jetzt und immer zerstört. Von dem Augenblicke, als sich zeigte, daß er noch immer dasselbe wolle, wie im neunten Jahrhunderte, stößt ihn das neunzehnte unwiderruflich zurück, und verliert er nun auch noch Spanien, so geht der Romanismus zugleich mit dem Absolutismus zu Grabe.

Der Absolutismus muß aber zu Grabe gehen, seit durch den Tod des Sultans Mahmud und die dadurch neu aufgetauchte orientalische Frage der Streit zwischen den absoluten Mächten selbst ausgebrochen ist. Oesterreich, von seinen Finanzen mit einem Bruche bedroht, durch ein neunjähriges Vergenden seiner Kräfte mitten im Frieden erschöpft, ist außer stande, gegen die Anmaßungen Rußlands irgend selbständig aufzutreten. Es muß sich den liberalen Mächten in die Arme werfen, die es früher zurückstieß, glücklich genug, wenn man es mit Verzeihung sonstigen Hochmuts, und soweit es die eigenen Interessen gestatten, aufnimmt. Frankreich, an das sich anzuschließen man früher versäumt, wird aus einer suchenden Macht die gesuchte. Der Preis der neuen Allianz wird die unbedingte Einwilligung in alles das sein, was Frankreich und England im Sinne des konstitutionellen Liberalismus einzurichten für gut finden. Ehe der Zustand der Hilfsbedürftigkeit eintrat,

konnte man als Arbeiter derlei Neuerungen hemmen, modifizieren, nun muß man sich ihnen fügen. Ja, will man nicht ganz das Spielwerk fremder Mächte sein, so wird man, wie zur Zeit von Napoleons Weltherrschaft, seine Zuflucht zu den eigenen Völkern nehmen müssen, und die gefürchteten Ideen von Nationalität, Völkerfreiheit, Mißbrauch der Gewalt werden, von der Regierung angerufen, wieder auftauchen, wie damals.

Kurz, der Fürst Metternich muß am Ende seiner Laufbahn die zwei Aufgaben seiner konservativen Politik verfehlt sehen: Niederhaltung des Liberalismus und Erhaltung des status quo, namentlich der Türkei; verfehlt durch seine Schuld als notwendige Folge seiner Maßregeln. Aber das, was Genty das „rasende Glück“ des Fürsten nennt, kam ihm auch hier zu Hilfe. Der Tod Sultan Mahmuds und die Aussicht auf das, was kommen wird, schlug ihn wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine alle Fakultäten des Geistes zerstörende Krankheit ersparte erstens seiner Eitelkeit die Demütigung, vielleicht noch mit einem Herrn Thiers oder Guizot in freundschaftliche, bittweise Korrespondenzen treten zu müssen, und ließ seinen Lobrednern die Möglichkeit, sagen zu können: Ja, wenn Metternich noch lebte, oder wenn Metternich noch gesund wäre! indes doch die Lage so ist, daß auch die höchste Geschicklichkeit nichts daran zu ändern vermöchte.

Wenn der hier ausgesprochene Tadel etwa den Schein der Geringschätzung angenommen hätte, so muß man sich dagegen hiermit ausdrücklich verwahren. Fürst Metternich war von Hause aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und nützig, der Verstand aber, in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr poliert, als gestählt, mit der Spitze reißend, statt mit der Schneide trennend, und durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens antizipierend.

(Herr Palacký.)

(1849.)

Herr Professor Palacký ist wahnsinnig geworden. Er stellt in einem ernsthaft gemeinten Aufsatze in diesen Blättern an die Regierung die Anforderung, den einzelnen Kronländern eigene Ministerien des Innern, des Unterrichts u. s. w. zu gewähren. Er ist also durch die letzten Erfahrungen in Ungarn nicht belehrt worden. Glaubt er nun, daß die Regierung, die notgedrungen die Sache in die Hand genommen hat, auf derlei Vorschläge wirklich eingehen werde? Und wenn nicht, was ist seine Absicht mit jenem Aufsatze? Will er nur der Eitelkeit seiner Landsleute schmeicheln und seiner eigenen dazu? Die Lage ist zu ernst für derlei Spielereien. Oder will er Unzufriedenheit mit der Regierung erwecken, indem er sie hindert, auf dem konstitutionellen Wege fortzugehen, den sie eingeschlagen und, wie wir glauben, redlich einhalten will? Will er die baldige Zusammenberufung der Reichsstände unmöglich machen und Ausnahmzustände verlängern, deren Aufhören jeder Rechtschaffene wünscht? Das wäre boshaft, und die Voraussetzung von Wahnsinn wäre noch ein Lob gegenüber der von Heimtücke.

Glücklicherweise aber ist Herrn Palackýs Gesinnung nicht die der Mehrheit seiner Landsleute, sondern nur einer kleinern Fraktion, der Partei der germanisierten Tschechen. Nachdem sie alles, was sie wissen und können, von den Deutschen gelernt haben, ahmen sie ihnen, zum schuldigen Danke, auch ihre neuesten Narrheiten nach. Denn woher stammt dieses Geschrei von Nationalität, dieses Voranstellen von einheimischer Sprach- und Altertumswissenschaft anders als von den deutschen Lehrkanzeln, auf denen gelehrte Toren den Geist einer ruhig verständigen Nation bis zum Wahnsinn und Verbrechen gesteigert haben? Dort ist die Wiege eurer Slawomanie, und wenn der Böhme am lauteften gegen den Deutschen eifert, ist er nichts als ein Deutscher, ins Böhmisches übersetzt.

Glücklicherweise aber, wiederhole ich, gibt es noch einen Kern der Nation, der von diesem slawischen Deutschtum nicht angesteckt ist. Es sind jene eigentlichen Tschechen, verständig natürliche Menschen, die ihre Sprache reden, weil sie eben ihre Muttersprache ist, aber auch nichts

dagegen hätten, sich einer andern zu bedienen, wenn sie zufällig zehn Meilen weiter rechts oder links geboren wären. Sie wissen, daß die Sprache allerdings ein hohes Gut des Menschen ist, daß aber sein Wert in dem besteht, was er denkt und will, nicht in den Lauten, in denen er beides ausdrückt. Sie wissen, daß jahrhundertalte Verhältnisse sich nicht auf gutdeutsch durch einen täppischen Enthusiasmus über Nacht aufheben lassen, und daß Gleichberechtigung nicht eins und dasselbe ist mit Gleichstellung, so wie mein Eigentum gleichberechtigt ist mit dem des Fürsten Liechtenstein, was aber nicht hindert, daß er ebensoviele Millionen besitzt, als ich Hunderte. Es fällt einem solchen Tschechen nicht ein, zu glauben, daß sein von ein paar Millionen gesprochener Dialekt sich je von dem Einflusse einer der vier oder fünf herrschenden Weltsprachen werde freihalten können, und wenn man ihm sein Böhmisches durch das Prädikat Slawisch in den Adelsstand erheben will, so lacht er ungläubig, wie der Engländer lacht, wenn ihn ein Berliner Sprachgelehrter als germanischen Stammverwandten in seine deutsche Familie aufnehmen will. In der Erziehung seines Sohnes endlich hat er nicht Lust, ihn auf vaterländisches Salz und Brot zu setzen, wenn hart daneben eine reich besetzte Tafel die nahrhaftesten Speisen darbietet, noch glaubt er ihn auf eine böhmische Universität geschickt zu haben, wenn der Professor für seinen böhmischen Vortrag sich vorher aus deutschen Büchern vorbereiten und der Schüler in denselben deutschen Büchern sich Rats erholen muß, ob sein Lehrer sie richtig verstanden oder nicht.

Ich stelle die Sprachfrage voran, weil Herrn Palackys Begeisterung wesentlich eine neudeutsche, d. h. antiquarisch-literarische ist. Das Wohl und Wehe seiner Landsleute liegt ihm weniger am Herzen, als die Sprache, in der sie über ihr Unglück jammern.

Zur Kunstlehre.*)

Grundsatz.

Ich nehme mir bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System, über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eigenen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben, oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.

*

Als die Natur lebende, selbsttätige Wesen erschuf, die vom mütterlichen Boden getrennt, und daher von der absolut zwingenden Naturnotwendigkeit emanzipiert fortleben und bestehen sollten, sicherte sie die Fortdauer ihres Werkes auf die zweckmäßigste Art dadurch, daß sie jeder auf diese Art freigegebenen Kraft, nebst dem Vermögen zu wirken, auch noch ein Streben nach Wirksamkeit und einen unwillkürlichen Drang nach allem gab, was diese Wirksamkeit erhalten und vermehren kann.

Diese Einrichtung, die man im allgemeinen mit dem Namen Trieb bezeichnet, äußert sich schon bei den Tieren auf eine höchst merkwürdige Art. Unter dem Namen des Instinkts bringt er, besonders in einzelnen Fällen und bei einzelnen Gattungen Wirkungen hervor, die durch ihre Vernunftähnlichkeit in Erstaunen setzen. Immer aber sichert er die Erhaltung und Fortpflanzung auf die unfehlbarste Weise.

Auch dem Menschen fehlen diese Triebe nicht. Er hat sie als Körperwesen, nicht in gleicher Stärke, aber ebenso unverkennbar als das Tier; er hat sie als Empfindungswesen, und Lieb' und Haß, Wohlgefallen und Abscheu bezeugen nur allzulaut ihre Gewalt; er hat sie als Vernunftwesen, als erkennendes, wollendes, ahnend-urteilendes Geschöpf, sich äußernd in seinem Streben nach dem Wahren, nach dem Guten, nach dem Schönen.

*

Unter hundert Menschen ist kaum einer, der einen tüchtigen, selbstständigen Verstand hat; unter tausend kaum einer, der eine tüchtige

*) Unter dieser Überschrift hat Grillparzer selbst die nachfolgenden Aufzeichnungen vereinigt. — N. d. H.

lebhaftes Phantasie hat; und unter zehntausend mit Verstand und Phantasie begabten Menschen kaum einer, bei dem beide Hand in Hand gehen können, wie sie es müssen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll.

*

Wozu also eine Ästhetik, wenn sie weder lehren kann, wie das Schöne hervorzubringen, noch, wie es mit Geschmack zu genießen ist? Dazu, weil es die Sache eines vernünftigen Menschen ist, sich von allen seinen Handlungen und Urtheilen einen Grund angeben zu können. Wenn die Ästhetik auch keine Rechenkunst des Schönen ist, so ist sie doch die Probe der Rechnung.

*

Ich hätte fast Lust, jene Einteilung der Ästhetiker geradehin zu leugnen, nach welcher das Erhabene als ein eigenes Genus dem Schönen an die Seite gesetzt wird. Das Erhabene ist nichts als ein Modus des Schönen und als solcher dem Lieblichen entgegengesetzt, beide als letzte Grenzpunkte des Schönen, über die hinaus das Reich der Schönheit aufhört, in den Bezirken des Kleinlichen und Gigantesken. Das Gefühl des Erhabens über sich selbst, das den Menschen beim Ansehen des Erhabenen ergreifen soll und als charakteristisches Zeichen desselben angegeben wird, muß die Betrachtung jedes Schönen begleiten und ist eben das Merkzeichen, an dem sich das Schöne von dem bloß Wohlgefälligen ausscheidet.

*

Zweck des Schönen.

Man sagt: der Zweck des Schönen ist Vergnügen! Erstens: was heißt denn das: Zweck des Schönen? Der Zweck des Wahren ist das Wahre und der Zweck des Schönen das Schöne, denn, wenn man je auf die praktischen Wirkungen des Schönen achten will, wer wird da bloß das Vergnügen nennen, das auch das Angenehme hervorbringt und das Schöne nur insofern, als es auch angenehm ist, was nicht immer der Fall ist. (NB. Das ist nur wahr vom Vergnügen im gewöhnlichen Verstande; im höhern wird es vom Schönen immer hervorgebracht.) Rechnet man für nichts die Erhebung des Geistes, die Erhöhung des ganzen Daseins, das Tätigwerden von Gefühlen, die oft im ganzen wirklichen Leben eines Menschen nicht in Anregung kommen? Den Überblick über das Ganze des Lebens, die Einsicht in die eigene Brust, in das Getrieb eigener und fremder Leidenschaften? Das

Wacherhalten des Enthusiasmus jeder Art, den die engen Verhältnisse der Bürgermwelt so leicht einschläfern? Ist das alles nichts, daß man nötig hat: durch das Unterschieben des bloßen Vergnügens als Zweck der Kunst den Künstler mit dem Taschenspieler in eine Klasse zu setzen?

*

Es gibt eine zweifache Art, die Welt zu betrachten: die wissenschaftliche und die beschauliche oder kontemplative. Die erste geschieht — freilich in ihrem Ursprunge durch die Sinnlichkeit vermittelt — fast ausschließlich durch das Erkenntnisvermögen. Von Wahrnehmungen zu Begriffen und von diesen zu Urteilen und Schlüssen emporsteigend, gewinnen wir eine Ansicht, die auf die Natur unsers Geistes gegründet, und bei gehöriger Deduktion, ebenso unerschütterlich als seine Gesetze, die Grundlage von allem dem ausmacht, was als Wissen die Welt erleuchtet und als Wahres sie beglückt. Diese Ansicht des All hat ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile. Das Vorteilhafte besteht — insofern sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält — in der Beweisbarkeit ihrer Ansprüche; der Nachteil eben in diesen Grenzen. Gerade über das, was die Forschungsbegierde von jeher am meisten erregt, gerade über die großen Angelegenheiten der Menschheit, über den letzten Zusammenhang der Dinge, die unsichtbare Kette, die die Sinnenwelt und das darüber Befestigte mit einem Band verknüpft, gerade hierüber fühlt sie ihre Kraft versiegen, und — gewohnt in strenger Stufenfolge vorzugehen, sieht sie am Rande ihres Kreises wohl noch die Stangen der großen Leiter ins All hinaufreichen, aber ohne Sprossen, und sie sinkt zurück. Hier kann man nun allerdings die übrigen Vermögen der Seele den Platz der Zurückweichenden einnehmen lassen und mit ihnen den höhern Raum versuchen zu durchdringen, aber — für jeden Fall hört nun das Wissen mit seiner strengen Beweisbarkeit auf, und das erneuerte Beginnen fällt mit dem zusammen, was oben als der zweite Teil unseres Forschungsvermögens, mit dem Namen des Beschaulichen bezeichnet worden ist.

Unter Beschauung verstehe ich jene Richtung des menschlichen Wesens, durch welche alle seine Kräfte und Vermögen, innere und äußere, ohne Sonderung, ohne daß eines oder das andere vorherrsche, wie in einem Brennpunkte auf einen Gegenstand geheftet werden, der dadurch umleuchtet, erhellt und mit einer Lebendigkeit ins Bewußtsein aufgenommen wird, die beinahe keinen Unterschied zwischen dem Gegenstande und seiner Vorstellung erkennen läßt. Diese Vorstellungsart schließt den Verstand und die Vernunft keineswegs aus, begreift sie

vielmehr notwendig in sich, aber nur als Teil des Ganzen, ohne vorherrschende Gewalt.

Wie gefährlich die Wirkung dieses Beschauungsvermögens in seiner Anwendung auf Gegenstände des Wissens und als Supplement des Erkenntnisvermögens ist, haben die Erfahrungen aller Jahrhunderte nur zu deutlich gezeigt. Gar leicht mit der Vernunft vermischt, und seine Ausbeute unter den Bilde derselben als Ideen ausprägend, veranlaßte sie um so leichter Irrtümer aller Art, als sie hier beinahe ohne Kontrolle ist und vor dem Vorwurfe des Nichtbegreifens gesichert, die Schuld des Nichtverstehens leicht von sich auf die Beschränktheit der Gegner wälzen konnte.

Allerdings aber gibt es eine Anwendung dieses Beschauungsvermögens, wo dasselbe der Kontrolle nicht entbehrt, insofern es nämlich sich bestrebt, das, was es geschaut, in einem Bilde darzustellen — insofern es zur Kunst wird. Denn da es das Eigentümliche eines Kunstwerkes ist, daß es die Idee, die Anschauung des Künstlers, nicht bloß für ihn selbst erkennbar ausdrückt, sondern auch zur Leiter diene, an der andere des Genusses Fähige zu der ihnen früher unbekannten Idee des Künstlers emporfliegen, so liegt eben in dieser Zugänglichkeit für andere die sicherste Bürgschaft ihrer Idealität, ihrer Übereinstimmung nämlich mit den inneren und äußern Gesetzen der Natur.

Hiermit ist nun zweierlei ausgesprochen: es gibt eine Kunst und es gibt Gesetze der Kunst, die aber nichts anders sind, als die Gesetze der geistigen und körperlichen Natur in ihrer Zusammenstimmung angewendet auf die Kunst. In ihrer Zusammenstimmung sage ich, denn da die Kunst auf einer inneren Anschauung beruht und somit ihrer Wesenheit nach, sowohl über die bloße Körperwelt hinausgeht, als auch — da nicht bloß die Vernunft, sondern alle Vermögen des inneren Menschen bei ihrer Hervorbringung tätig sind — nicht an die alleinige Gesetzgebung der Vernunft gebunden ist, aus diesen Gründen kann sie von beiden Gesetzgebungen nur so viel annehmen, als nötig ist, um nicht physisch unmöglich und logisch und moralisch widersprechend zu sein. Sie wird daher die slavische Nachahmung der Natur von der einen Seite und die Strenge des Begriffs von der anderen Seite verachten, und ihre eigentlichste Aufgabe wird darin bestehen, in der Frucht ihrer Wirksamkeit wie in der Ursache ihres Entstehens beide Welten sich durchdringen und ohne Vorherrschen eine durch die andere sich verherrlichen zu lassen. Ist dies geschehen, hat sie das Mannigfaltige der Wahrnehmung im Einklange mit den Gesetzen des Geistes, aber ohne Vorherrschen des Begriffs für die Anschauung, zu einem Ganzen, zur Einheit gebracht, so hat sie ihren Zweck, das Schöne, erschaffen.

Die Einbildungskraft ist entweder reproduktiv, wenn sie bloß das Gegebene, Anwesende oder Abwesende vorstellt, oder sie ist produktiv, wenn sie bloß das Abwesende, als solches noch nicht Gegebene vorstellt. Jedoch gibt auch die produktive nicht den Stoff, den sie aus der Natur nimmt, sondern nur die Form, insofern sie den erhaltenen Stoff in neue Verbindungen bringt. Sie erhebt sich insofern über die Erfahrung und wird Phantasie genannt. Diese äußert sich entweder

1. als Kombinationsvermögen, indem sie die gegebenen Formen zu neuen, über die Erfahrung hinausgehenden Bildern vereinigt. Dies geschieht entweder unwillkürlich, wie im Traum, oder mit Willkür, und letzteres zwar entweder zu einem bestimmten Zwecke, unter der unmittelbaren Leitung des Verstandes, wie bei den mechanischen Künsten, oder ohne eigentlichen Zweck, in welchem Falle sie das Dichtungsvermögen heißt.

2. Äußert sie sich als Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes, der Zeit, der Gestalt, der Dauer, des Grades, der Zahl etc.), welche Vorstellungen uns nicht durch die Erfahrung gegeben werden, daher sie auch reine Anschauungen heißen und die Einbildungskraft in Beziehung auf sie transzendental genannt wird.

Die kombinierende Phantasie liefert entweder 1. Bilder, die aus den Gesetzen der Gedankenassociation (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, sowie deren Beziehungen auf das individuelle Subjekt) zu erklären sind; oder 2. ihre Wirkungen sind aus dem Gesetze der Gedankenassociation nicht zu erklären; hier ist sie selbstthätig und macht die Grundbedingung des Dichtungsvermögens aus.

*

Gesamtwirken und Sonderung der Seelenvermögen.

Der Zustand, in welchem der menschliche Geist sich gegenwärtig befindet, ist nicht sein ursprünglicher. Jedermann gibt das zu hinsichtlich des Grades seiner Ausbildung; es gilt aber auch von der Art und Weise seines Wirkens. Der Geist des Menschen ist einer, und die Abtheilungen, in die wir ihn zum Behufe der Erkenntnis nach einzelnen Vermögen zerlegen, existieren weder wirklich, noch sind sie selbst im angenommenen Prinzip der Theilung so streng geschieden, als die Benennungen glauben machen könnten. Es gibt keinen Verstand ohne Urtheilskraft, kein Denken ohne Erinnern, keine Vernunft ohne Phantasie; sie durchdringen sich wechselweise und nur das Vorherrschende

gibt den Namen. Diese Sonderung ist schwer zu tadeln. Das Quantitative unserer Fortschritte hat dadurch gewiß unendlich gewonnen. Das ganze Verfahren ließe sich mit demjenigen ähnlichen vergleichen, durch welches die technischen Arbeiten der Ernährung, Bekleidung, Behausung, die im ursprünglichen Zustande jeder alle zu eigenem Gebrauche besorgt, beim Fortschreiten der Kultur aber jedes Einzelne einem einzelnen zugeteilt wird. Da ist nun nicht zu leugnen, daß der Schneider, der bloß schneidert, ein Kleid verfertigen werde, das die Fellbedeckung des Urmenschen unendlich übertrifft und ebenso der Schuster den Schuh und der Schreiner den Tisch; ob aber der Schneider als Mensch in seiner Gesamtbildung durch diese Teilung nicht ebensoviel verliert, als er als Schneider gewinnt, ist noch eine andere Frage. Ebenso ist es mit den Geistesfähigkeiten. Verstand und Vernunft z. B. haben durch jene Sonderung der Vermögen zwar allerdings einen Grad der Schärfe der Abstraktionsfähigkeit erreicht, der von vornherein beinahe unmöglich scheinen müßte, und zur Erforschung und Zergliederung von Teilvorstellungen ist das gewiß höchst erspriesslich: aber wie nun? wenn es sich darum handelt, die Welt zu betrachten? Welche traurigen Resultate haben da die Erfahrungen der letzten Zeit gezeigt! und wer würde nicht da den ungetrübten Blick des Naturforschers vorziehen dem zersplitterten und zersplitternden des kritischen Philosophen? Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, je weniger treffen wir diese strenge Sonderung der Vermögen und was die Schriften der Alten so anziehend, so unachahmlich macht, ist eben dieses Hervorleuchten des ganzen Menschen, statt eines einzigen Vermögens. Sie überzeugen, wir wollen überweisen. Daher kommt es aber auch, daß selbst die scharfsinnigsten der Alten für uns so wenig schließend scheinen. Dieses führt nun auf folgende Einteilung der Arten, die Welt zu betrachten (wissenschaftliche und beschauliche).

*

Deduktion des Schönen a priori.

A priori läßt sich das Gefühl des Schönen durchaus nicht deduzieren. Es ist zwar von vornherein gewiß, daß dasjenige, was Ordnung und Harmonie in unsere Teilvorstellungen bringt, indem es das Auffassen erleichtert, eben dieser Erleichterung wegen ein gewisses Vergnügen erregen müsse, aber dieses Wohlgefallen ist von dem ästhetischen so himmelweit unterschieden, als die Berechnung der Quinte von ihrem Klang. A priori betrachtet, müßte das systematisch geordnete Lehrgebäude einer Wissenschaft ebensoviel Vergnügen machen, als das schönste Kunstwerk.

*

Unendlichkeit des Schönheitsgefühls.

Das Gefühl des Schönen ist ein unendliches, weshalb es auch unter dessen charakteristische Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlassende Ursache übersteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulereihe, daß es mit einem Schläge dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Tränen entzückt, alles, was du Großes und Herrliches gesehen, gelesen, gehört, empfunden, mit einem Zauberschläge emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern strömen läßt? Warum bist du besser, milder, gütiger, mutiger in dem Augenblicke der Beschauung und bald darauf, solange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur selbst in dieser Stimmung mehr, so daß selbst Gräser und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannst du hassen, großen, beneiden, hinterhalten in dieser Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwiespalt der sittlichen und sinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in diesem Augenblicke ausgeglichen? Ist dir Gott noch unbegreiflich, und unverständlich das All? Fühlst du nicht deine Verwandtschaft mit den Wesen unter dir und mit etwas über dir? Ist es nicht, als ob unsichtbare Fäden sich aus deinem Innern ausspannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbanden? Und das alles hätte der armselige Säulengang aus hartem Sandstein, nach dem oder jenem Verhältnisse geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zersplitterung, in die das Leben unser Wesen versetzt; das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was diese Wirkungen hervorruft? — Ferner zum deutlichen Beweis, daß nicht bloß die Phantasie auf Kosten der übrigen Vermögen erhöht wird — du denkst auch leichter in diesem Zustande; alle Wahrheiten — höchstens die mathematischen ausgenommen, die eben die strengste Sondernung fordern — sind dir einleuchtender, selbst die philosophische Abstraktion gelingt besser, zum deutlichen Beweise, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der innern Kräfte nicht eine teilweise, sondern eine allgemeine ist.

*

Naturnachahmung des Wunderbaren.

Auch das Wunderbare ist der Nachahmung der Natur nicht entzogen. Nicht zwar, als ob es in seiner Bilderverbindung an das wirklich in der Natur Vorkommende oder selbst an das Physisch-Mögliche gebunden wäre, sondern dadurch, daß es eine aus der Menschennatur

fließende, durch den Lauf der Jahrhunderte bewährte und ausgebildete Form des Wunderglaubens gibt, der es treu bleiben muß, wenn es poetisch geglaubt werden oder praktisch wirksam sein soll. Als unangreifbar für das Wunderbare erscheinen: das Ursakum des Selbstbewußtseins; das Gesetz der Kausalität (vermöge dessen wohl die Ursache erdichtet sein kann, aber nie die Wirkung, oder deutlicher: das Erdichtete der Wirkung schon in der Ursache vorkommen muß). Auf gleiche Weise können beim Fühlen und Wollen allerdings die Motive außer dem Kreise der Natur liegen, aber aus diesen Motiven muß psychologisch natürlich der Gefühls- und Willensakt fließen. Die tätige Äußerung des Willens gehört wieder unter der oben gegebenen allgemeinen Beschränkung völlig dem Reiche des Wunders an.

*

Reiz der genauen Naturnachahmung.

Arthur Schopenhauer findet, und mit Recht, einen Grund des wahrhaft künstlerischen Reizes, den die genauen Naturnachahmungen der Niederländer in ihren Stillleben und Landschaften auf uns machen, in der Vorstellung von der Ruhe und rein beschauenden Stille des Gemüths, die in dem Künstler herrschend gewesen sein muß, um derlei Dinge objektiv zu betrachten und so treu genau darzustellen. Ist nun gerade das Gemüth des Beschauers von Leidenschaften — oder Leiden bewegt, so kann die Vorstellung dieser objektiven Ruhe bis zur höchsten Nüchternung steigen.

*

Nachahmung der Natur als Zweck der Kunst.

Man hat die Nachahmung der Natur als das höchste Gesetz der Kunst aufgestellt. Ich frage aber: kann man die Natur nachahmen? — Die Bildhauerkunst gibt Formen, aber des höchsten Reizes, der Bewegung, der Farbe, entbehrt sie. Die Malerei stellt Landschaften dar, und das Höchste, was sie erreichen kann, ist, daß sie das äußere Ansehen des Baumschlages, der Gräser, der Wolken so täuschend als möglich darstellt; kann sie uns aber auch das Rauschen dieser Bäume, das Wallen dieser Gräser, das Ziehen dieser Wolken, was gerade in einer wirklichen Landschaft den Hauptreiz ausmacht, wiedergeben? Wo bleibt der Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Geläute der Glocken? Von einer beschriebenen Landschaft, die das Bewegliche darin allerdings, wenn auch matt, wiedergeben kann, ist wieder hin-

sichtlich der Anschaulichkeit an keine Vergleichung mit der wirklichen zu denken. Und doch bewegt die einfärbige, regungslose Natur, die gemalte, beschriebene Landschaft in der Kunst Menschen, welche die wirkliche kalt ließ in der Natur! — Wie kommt es nun, daß das matte Abbild stärker anspricht, als das lebendige Urbild? Denn die technische Vollendung der Nachahmung kann doch keine Rührung hervorbringen, höchstens ein Erstaunen, wie es die Kunststücke eines sogenannten starken Mannes oder die unzähligen Gesichter in den Kirschkernen unserer Kunstkammern erregen. Ferner: wirkt denn die Natur (insofern sie nämlich nicht Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse darbeut) wirklich unmittelbar auf uns, und warum wirkt sie denn nicht auch auf die Tiere, warum nicht auf alle Menschen gleich? Was liegt denn in der Röte der Wolken, im Verglimmen des Lichtes, im Hereinbrechen der Schatten beim Untergange der Sonne Rührendes, daß mir darüber die Tränen in den Augen stehen? Warum gehe ich die frischen, grünen Bäume vorüber und bleibe stehen vor dem blitzgetroffenen, betrachte ihn, bleibe versunken stehen und lehre mich zuletzt mit einem Seufzer ab? Was beseufze ich? den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb unbewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, „das Los des Schönen auf der Erde?“ Trage ich meine Empfindung auf den Baum über, und ist er mir nur ein Bild dessen, was ich dabei denke? Wenn es nun so ist, und es ist so, so wird es auch begreiflich, warum die Natur bloß tiefer denkende und empfindende Menschen bewegt, indes die andern, durch zufällige Nebendinge zerstreut, gar nicht zum Bewußtsein des eigentlich Wirklichen kommen. Wenn nun aber der zum Auffassen und Wiedergeben des Gemüt-Ansprechenden in der Natur Fähige sich hinsetzt, um seine Empfindung bleibend darzustellen, und er demnach aus dem beobachteten Naturgegenstande — mit Hintweglassung des für die Wirkung Gleichgültigen oder Störenden — dasjenige aufzeichnet, was die gefühlte Wirkung auf ihn hervorgebracht hat; so wird nun auch der flachere Beschauer auf diese Art zur Aufmerksamkeit angeregt und durch das Wegschneiden der gleichgültigen Nebendinge auf den eigentlichen Punkt gefesselt, die vorher ihm entgangene Beziehung deutlich werden, und er wird vor dem Kunstwerke fühlen, was er an dem Naturgegenstande weder bemerkte, noch ohne den Künstler je bemerkt hätte, da es weniger der Gegenstand dem Beschauer, als vielmehr der Beschauer dem Gegenstande mitgeteilt hat. Er wird die Idee des Künstlers erkennen und die Nachahmung des Gegenstandes wird nur das Mittel der Verständlichung gewesen sein.

Bouterweck erklärt sehr gut das ästhetische Gefühl aus dem Urgefühle des Menschen, mit dem derselbe, außer dem Zustande der Noth, aber noch vor der Sonderung seiner einzelnen Vermögen gedacht, die Welt mit all seinen Auffassungsmitteln, physischen, Geistes- und Gemütskräften ungeteilt in sich aufnimmt, so daß in dem entstehenden Wahrnehmungsbilde Beziehungen aller Art sich zu einem, erfreuenden, erhebenden, aber zugleich unbestimmten Eindruck vereinigen.

*

Wahrheit der Kunst.

Man spricht von einer Wahrheit der Kunst, die durchaus notwendig sei, wenn letztere das Schöne hervorbringen wolle; auf der andern Seite gesteht man aber doch wieder, daß manches in den Künsten schön sei, obgleich es nicht wahr ist. Wie hängt das zusammen? Etwa auf folgende Art. Daß die Künste eine gewisse Wahrheit haben müssen, folgt schon daraus, daß sie, wie man allgemein zugibt, täuschen, d. h. durch den Schein wirken sollen; da es nun aber, wie keine Wirkung ohne Schein, so auch keinen Schein ohne Wahrheit, d. h. ohne theilweise Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande gibt, so folgt wohl von selbst, daß die Künste wenigstens nicht unwahr sein können. Die hier geforderte Wahrheit wird aber keineswegs die objektive, die der Erkenntnis sein können. Diese ist einerseits für die Kunst unerreichbar, weil sie, ohnehin nicht auf Wissen gestellt, auch das Erkenntnisvermögen, das bei Gewinnung jener demonstrablen Wahrheit allein, oder doch absolut vorherrschend tätig erscheint, nur als ein Teilvermögen ihrer Gesamtkraft aufnehmen kann, in welche Gesamtkraft hingegen gerade diejenigen Geistes- und Gemütsstätigkeiten, welche durch den täuschenden Schein, den sie erzeugen, dem Zustandekommen der Erkenntnis so hinderlich sind, als wesentliche Teile gehören. Auf der andern Seite aber wäre diese Wahrheit, nebst dem daß sie für die Kunst unerreichbar ist, auch noch für sie unzureichend, da durch dieselbe nur das Erkenntnisvermögen einseitig befriedigt wäre, die übrigen, bei der künstlerischen Beschauung tätigen Vermögen aber leer ausgehen würden, und somit wohl ein Wissen, aber kein Kunstwerk entstehen könnte.

Die Wahrheit, die jedes Kunstwerk haben muß, kann demnach nur eine solche sein, welche sich auf alle, bei der Zustandebringung desselben tätigen Kräfte gleichmäßig trifft; denn jedes eines Eindrucks fähige Vermögen hat seine eigene Wahrheit, die in der Übereinstimmung seiner Eindrücke mit deren Gegenstände, modifiziert durch die aus seiner in-

nern Einrichtung hervorgehenden Gesetze seiner Wirksamkeit besteht. Verstand, Phantasie, Gefühl und Sinnlichkeit verlangen daher jedes ihre Wahrheit in der Kunst, von denen zugleich aber jede einzelne bedingt und beschränkt wird durch die Möglichkeit der andern, eben weil sie zu einem Eindrucke zusammenfließen sollen. Es wird demnach die bloße Wahrheit des Verstandes in einem Kunstwerke keinen Platz finden, wenn und insofern sie die Wahrheit der Sinnlichkeit aufhebt, so wie die Phantasie ihre Übereinstimmung nur so weit verfolgen kann, als sie die Grundbedingungen des Gefühls nicht verletzt. Hieraus entsteht nun statt der objektiven eine subjektive, die ästhetische oder Kunstwahrheit, die jedes Kunstwerk haben muß, wenn es wirken, den Menschen bewegen soll. Die Wahrheit des einen oder andern dieser Vermögen nun, insofern dadurch die der übrigen paralytisiert und nicht zur Sprache gelassen wird, ist das, was man Täuschung der Kunst nennt, welche Täuschung gleichfalls eine Wahrheit ist, denn sonst könnte sie nicht wirken, aber eine teilweise, nicht objektive.

*

Begeisterung.

Es gibt auch eine teleologische Begeisterung (aus abbildloser Betrachtung der Natur). Diese unterscheidet sich von der ästhetischen dadurch, daß letztere durch unmittelbare Beziehung auf ein begrenztes Objekt der Anschauung zur Einheit gebracht und befriedigt wird.

*

Die volle Übereinstimmung eines Gegenstandes mit unserem Erkenntnisvermögen ist ein Begriff; er begründet das Wahre, im Schönen liegt gleichsam bloß eine dunkle Vorahnung einer solchen Übereinstimmung.

*

Allegorie.

Die Personifikation, als Versinnlichung eines Begriffes, wird dann zur Allegorie, wenn nicht die Schönheit der Darstellung, sondern der Begriff selbst als Hauptsache und Zweck erscheint und die Versinnlichung nur als Mittel zur Möglichkeit (wie in der bildenden Kunst) oder zur größeren Eindringlichkeit und Unnehmlichkeit der Darstellung des Begriffes (wie in der Poesie) angewendet wird. Die Allegorie gehört daher, wie die äsopische Fabel, nur zum Teile ins Gebiet der Kunst.

*

Typen der Einbildungskraft.

Es ist unstreitig, daß durch öftere Wahrnehmung mannigfaltiger Individuen, die zu einer Gattung gehören, sich der Einbildungskraft ein gewisses abgezogenes Bild, ein Typus der Gattung eindrückt, der sodann beim Formen von Begriffen die Grundlage macht. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit auf die Operation des Denkens zeigt dies. In dem Augenblicke z. B., als ich den Begriff: „Farbe“ denke, zuckt beinahe zugleich, ein gewisses undeutliches Bild von etwas, das, ohne eigentlich eine bestimmte Farbe darzustellen, doch mit jeder Farbe mehr Ähnlichkeit hat, als mit sonst irgend etwas in der Welt — dieses undeutliche Bild, sage ich, dieses ununterscheidbare Aggregat von Bildergliedern zuckt wie ein Blitz zugleich mit dem Gedanken durch die Seele und gibt der Form des Begriffes erst den Inhalt. Dieses Phantasiebild liegt selbst den abstraktesten Begriffen und Ideen, denen von Zeit, Ewigkeit, Gott u. s. w. zu Grunde, sonst sind sie undenkbar. Dieser Typus der Einbildungskraft nun, weiter verfolgt, in seinen Teilen zu größerer Klarheit des Bewußtseins gebracht, gibt die Grundlage des Ideals für die Kunst.

*

Form der Zweckmäßigkeit.

Kants Zweckmäßigkeit ohne Zweck und Zusammenstimmung zur Erkenntnis, überhaupt ohne Begriff, in seiner Erklärung der Schönheit, verstehe ich ungefähr so: Außer der objektiven Beschaffenheit eines Gegenstandes, die vor allem dem Begriff zu Grunde liegt, und den subjektiven Beziehungen, die am vorherrschendsten in der Empfindung des Angenehmen walten, kann es ja noch einen dritten Bezug geben, das Dasein z. B. eines gemeinschaftlichen Bandes, das, aus einem gemeinschaftlichen Urheber hervorgehend, den Betrachtenden und das Betrachtete umschlingt und sich gegenseitig nähert. Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich liegt der im Geschmacksurteil gefühlten Zusammenstimmung ein solches Drittes zu Grunde, welches das Wort des Rätsels, den wirklichen Begriff des Zweckes zur erkannten bloßen Form der Zweckmäßigkeit enthält; dies Dritte kommt aber nicht in unser deutliches Bewußtsein, und wir müssen es daher beim Denken über das Schöne außer der Rechnung lassen.

(Grenzen der Künste.)

Die neueste Zeit unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen auch darin, daß sie in allen Dingen einen ganz neuen Weg gefunden zu haben glaubt, obgleich diese Neuerungen, genau betrachtet, eben auch nur Nachahmungen oder Umkehrungen oder Verwechslungen längst dagewesener, allgemeiner oder besonderer Erscheinungen sind. — So ist die neueste Kriegskunst wahrscheinlich nur dadurch entstanden, daß die improvisierten Generale der französischen Revolution instinktmäßig die Kriegführung der wilden Horden nachahmten und dadurch ihre taktisch gebildeten, aber geistlosen Gegner in heillose Verwirrung setzten, bis endlich der letzte Vervollkommner der kannibalischen Methode in eigener Waghalsigkeit ein seiner glänzenden Laufbahn unwürdiges Ende fand. Und so wird das System in künftigen Hordenfeldzügen fortbauern, bis einmal ein Mann von Geist etwa die Grundsätze Friedrichs des Großen als eine Neuheit hervor sucht und die stumpfgewordene Genialität mit denselben Waffen besiegt, die es siegreich verspottete.

Was von den garstigen Künsten gilt, gilt auch von den schönen. Sie haben sich in neuester Zeit sämtlich erweitert, weil sie theils in ihre wechselseitigen Gebiete, theils in die Prosa hinübergreifen, und halten sich nun für reicher, weil sie mehr Geld in der Kassa haben, wenn auch geborgtes.

Ich will hier vorzugsweise von der Musik sprechen; einmal weil ich sie liebe und immer mit Eifer getrieben habe, dann weil es die einzige Kunst ist, in der wir Deutsche einen eigenen Weg gebrochen haben, indes wir in den übrigen viel zu spät gekommen sind, um auf etwas anderes, als auf den Ruhm mehr oder weniger glücklicher Nachahmer Anspruch machen zu können.

Meine Behauptung geht nun dahin: daß die Musik, abgesehen von dem Mangel an Talenten, in Deutschland auf dem Wege der Verschlechterung sei, weil sie sich aus ihrem eigenen Gebiete in das der Poesie hinüber begeben hat.

Hier ist nun vor allem nötig, daß wir die Gebiete der verschiedenen Künste zu bestimmen suchen.

Wie unähnlich sie jedoch im einzelnen sein mögen, so kommen sie doch in den Hauptbestimmungen, als einer und derselben Richtung des menschlichen Geistes, der Kunst angehörig, wie natürlich überein. Diese

Grundbedingungen oder wesentlichen Bestandteile aller Kunst nun sind: der sinnliche Eindruck, die Empfindung, der Gedanke. Was einen dieser Faktoren entbehrt, gehört nicht mehr der Kunst an, verschieden aber ist das Maß des Anteils und die Stufenfolge, in der die verschiedenen Künste an denselben teilnehmen.

Die Malerei (Plastik mit einbegriffen) geht vom sinnlichen Eindruck aus, erweckt dadurch den Gedanken und durch diesen die Empfindung. Die Musik, gleichfalls vom Sinn empfangen, geht jedoch unmittelbar auf die Empfindung über, und der Gedanke, der kaum je zum völligen Bewußtsein gelangt, ist in seiner Unbestimmtheit der letzte, gleichgültigste Bestandteil des Wohlgefallens oder Mißfallens. Die Poesie endlich, die freilich auch sinnlich gehört oder gesehen werden muß, wo denn aus dem guten oder schlechten Fall der Verse allerdings ein Minimum von Lust oder Unlust entstehen mag, fängt doch eigentlich erst mit dem den Worten entsprechenden Gedanken an, erregt durch ihre Verknüpfung die Empfindung, und die nicht von außen hinein-, sondern von innen herausgehende Versinnlichung ist erst die letzte Stufe der Vollendung.

Diese Unterschiede, wie gleichgültig sie von vornherein scheinen mögen, bestimmen doch wirklich das Gebiet der Künste.

Von seinem Ursprunge kann sich nichts lossagen. Der sinnliche Eindruck, wo er den Anfang macht, ist so stark, daß die später folgende Billigung oder Mißbilligung des Verstandes die Wirkung nie mehr ausgleichen kann, die das Individuum durch seine natürlichste Wahrnehmungsquelle, den Sinn, empfangen hat; es könnte höchstens dadurch ein Umkehren, eine Art Neue entstehen, die aber immer einen zusammengesetzten Eindruck gäbe, nie einen einfachen ganzen, wie ihn die Kunst fordert.

Der Blinde und der Sehende.

Gewissen Kritikern gewidmet.

Der Sehende. Welch herrlicher Garten!

Der Blinde. Ja, ja, es geht noch an! Wir haben uns heiß gegangen; die Luft weht erquickend. — Uph. — Meine Nase fetiert sich mit Düften.

Der Sehende. O! daß Sie doch ganz genießen könnten! — Armer Mann!

Der Blinde. Ganz? Ich tue es. — Diese Blätter, wie samtweich! Diese Birne — O! — wie schmackhaft, wie saftig! Die Birnen sind denn doch eines Gartens Hauptzierde. Man weiß doch, was man hat.

Der Sehende. Und diese Blumen! Welche Farben!

Der Blinde. Farben? Was will das sagen?

Der Sehende (für sich). Armer Unglücklicher!

Der Blinde. Farben! Ich habe öfter schon von Farben reden hören. Mir scheint das ganze Wort Unsinn.

Der Sehende (ablenkend). Hören Sie —

Der Blinde. Nicht doch! Bei der Farbe geblieben! — Merken Sie das Wortspiel? — Von der Farbe zu reden. Definieren Sie mir die Farbe.

Der Sehende. So was definiert sich auch! Die Farbe selbst vielleicht zur Not, aber auch ihr Reiz?

Der Blinde. Nicht wahr? Was ist Farbe? Antwort! He, he, he, Antwort! Hört man die Farbe? Riecht man sie? Schmeckt man sie? Antwort!

Der Sehende. Unglücklicher, man sieht sie!

Kunstgespräch.

Liebhaver. Welch kolossale Figur! Was für Verhältnisse! Der Mund ungeheuer; die Grübchen in den Wangen, daß man allenfalls die Faust hineinlegen könnte. Lächerlich! Abscheulich!

Künstler. Mir deucht, Sie haben nicht den rechten Standpunkt gewählt. Belieben Sie, etwas zurückzutreten. Derlei will nicht so aus der Nähe betrachtet werden.

Liebhaver. Ich liebe die Bilder von leicht übersehbarem Maß.

Künstler. Ich gleichfalls. Ich verstehe aber auch, die darüber hinausgehenden zu betrachten.

Ein Gespräch.

Romantik. Gehörst du auch unter meine Gegner?

Ich. Im Gegenteil. Du unterhältst mich mit deinen bunten Bildern. Aber deine Anhänger haben die Sache doch sehr übertrieben.

Romantik. Was wird nicht alles übertrieben? und was geht das mich an?

Ich. Und dann der fatale romanische Name: Romantik!

Romantik. Nun, so nenne mich auf deutsch!

Ich. Wie also denn?

Romantik. Die Jugend.

Über Dilettantismus.

Sie werden es sonderbar, vielleicht wohl gar ein wenig lächerlich finden, wenn ich mit meiner so entschieden und oft ausgesprochenen Abneigung gegen die in unsern Tagen überhandnehmende Kunstkritik, mir beugehen lasse, mit Aufträgen ans Licht zu treten, die ein ähnliches kritisches Bestreben unverhohlen schon an der Stirne tragen. Sonderbar oder nicht, wenigstens schließt die Sache keinen Widerspruch

ein. Niemand kann sich von der Richtung der Zeit freihalten, in der er lebt. Selbst den, der sie bestreitet, zwingt sie, wenn auch nicht mit ihren Waffen, doch immer auf ihrem Boden zu kämpfen, und wovon gar nicht die Rede sein sollte, davon muß er reden, wenn er überhaupt sprechen will. Ferner: mag man auch noch so sehr von der Unnötigkeit einer abge sondert auftretenden Kritik durchdrungen sein, so macht doch, wenn einmal die Schranke durchbrochen ist, das Dasein einer solchen, die Gegenüberstellung einer guten wieder gewissermaßen notwendig, wie Fiebereinde an sich ein übles Ding ist, aber nach eingetretenem Fieber nur gar zu wünschenswert wird. Endlich möcht' ich nicht Werke kritisieren, sondern Kritiken, oder wenigstens nur solche Werke, die ihr Entstehen, statt einem unschuldigen Trieb, zu schaffen, einem Fleisch gewordenen kritischen Geiste verdanken.

Zur Sache! Das Grundübel unserer neuesten deutschen Literatur und Kunst scheint mir in dem Vorherrschen eines gewissen Dilettantismus zu liegen.

Der Dilettant ist ein gesteigerter Liebhaber. So wie dieser, kann auch er viele, ja bedeutende Einsicht in das Wesen einer Kunst, ja selbst eigene Ideen von größerem oder geringerem poetischen Gehalte haben, nur fehlt ihm bei allem Streben doch das Vermögen einer genügenden Darstellung. Solche Leute kommen im Leben häufig vor. Sie sind, wenn ihre Auffassungsgabe mit Selbsterkenntnis und Bescheidenheit gepaart ist, höchst liebenswürdig und interessant. Was sie hervorbringen, entzückt ihre Freunde, weil diese imstande und in der Stimmung sind, das Fehlende der Darstellung aus ihrer Kenntnis des Verfassers zu supplieren, und eine gewisse Unbeholfenheit in der Anwendung der Mittel wird nicht selten zu einem eigenen Reiz, wie das Lallen des Kindes der Mutter entzückender klingt, als aller Wohl laut der Dichtkunst im Munde der Musik.

Beim Dilettanten gilt immer der Willen fürs Werk, indes ein Künstler nur derjenige genannt werden kann, der auch ins Werk zu setzen vermag, was er will. Jede Kunst liegt in der vollkommenen Darstellung der mehr oder weniger vollkommenen Idee; und dies zwar so sehr, daß nur darin ihr charakteristischer Unterschied von der Wissenschaft zu suchen ist.

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, ist ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber; wer es weiß, ein Kunstphilosoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen strebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künstler. Wer mit einem beschränkten Ideenkreis seinen kleinen Vorrat selbständig außer sich hinstellen vermag, ist ein Künstler, indes der Ideenreichste, dem die Gabe, das Gedachte von seinem Innern

abzulösen, mangelt, dieses Namens ewig wird entbehren müssen. Höltz in seiner Nusschale wird ein Dichter bleiben bis ans Ende der Welt, und die Schlegel werden es ewiglich nicht sein, wären sie auch tiefer als die Tiefe des Weltmeers. Die niederländischen Ruh- und Gemüße-
Naphaels sind Maler, und der sinnige Schnorr wird es täglich weniger, je mehr er sinnt.

Es liegt aber diese Darstellung, die ich als das charakteristische Merkmal jedes Kunstwerks betrachte, wie schon oben bemerkt wurde, in der vollkommenen Ablösung des Hervorgebrachten von dem hervorbringenden Gemüthe. Erst wenn die Frucht von dem Mutterleibe getrennt und die letzte verbindende Schnur abgeschnitten ist, dann erst tritt ein neuer Mensch ins Dasein, der das Prinzip seines Daseins in sich selbst trägt und als Geschöpf wandelt nach eigener Richte.

Über Genialität.

Man hört in neuerer Zeit nichts häufiger als den Ausdruck: genial. Da fragt sich nun zuerst, was das heißen soll? Will man damit von jemandem sagen, er sei ein Genie? oder nur, er sei etwas annähernd dem Genie Ähnliches? Im ersten Falle sollte man bedenken, daß das Genie, wie die Aloe, kaum alle hundert Jahre einmal blüht. Es hat ganze Zeiträume gegeben, die nicht ein einziges Exemplar dieser seltenen Pflanze aufzuweisen hatten, und sollte die neuere Zeit daran auf einmal so fruchtbar gewesen sein? Wodurch und wie? da es sich hier um eine Naturgabe handelt und nicht um etwas Erworbenes, Angebildetes, wie jedermann zugibt. Nimmt man aber genial nur für etwas dem Genie Ähnliches, so muß vor allem genauer bestimmt werden, was denn das Genie eigentlich sei, um es auch in seiner Ähnlichkeit wiederzuerkennen und von verwandten Gaben zu unterscheiden. Die nächst verwandte Gabe aber ist das Talent. Betrachtet man nun Talent und Genie als Stufenleiter eines und desselben Vermögens, nur dem Grade nach verschieden, so würden die Ausdrücke: ein großes, ein außerordentliches Talent, und: ein Genie, gleichbedeutend sein, was man wieder nicht zugibt. Schon die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens unterscheidet hier sehr genau. Wer viele Sprachen mit Leichtigkeit erlernt und mit Fertigkeit gebraucht, ist ein Sprachtalent; wer die Übereinstimmung und die allgemeinen Bezüge derselben Sprachen oder vielmehr der Sprache überhaupt durch-

schaut, von den Zweigen zum Stamm, vom Stamm zur Wurzel verfolgt und nachweist, ist ein Sprachgenie, wenn er sich auch in keinem einzigen fremden Idiom mit Bequemlichkeit auszudrücken vermöchte. So nennen wir den Abbé Mezzofanti ein außerordentliches Sprachtalent, Jakob Grimm, wenn man will, ein Sprachgenie. Es bleibt also nichts übrig, als einen spezifischen Unterschied zugeben und das Genie in die Eigentümlichkeit der Auffassung und das Talent in die Geschicklichkeit der Ausübung zu setzen.

Da leuchtet nun sogleich ein, daß in den geistigen Bestrebungen, die auf Erforschung der Wahrheit, auf Erweiterung unserer Kenntnisse gehen, das Genie und nur das Genie es ist, in dem alles Heil liegt. Wer eine neue Wahrheit gefunden hat, gesetzt, er drückte sie auch so unbeholfen aus, als Kant oder Hegel, ist ein Wohltäter des Menschengeschlechtes.

Anders aber dürfte es in den Künsten sein. Wenn irgend ein Künstler, ein Dichter zum Beispiel, eine neue Idee, eine Wahrheit nämlich, gefunden hätte — obwohl mir im ganzen Bereich der Poesie kein Dichter bekannt ist, von dem man so etwas sagen könnte — so hätte er sich dadurch nur in die Reihe der Philosophen oder Naturkundigen gestellt, als Dichter aber noch gar nichts geleistet. Denn die Kunst besteht in der Lebendigmachung der Idee, in der Zurückführung des Gedankens auf die Wirklichkeit, in der Darstellung mit einem Worte. Wenn man sich hier durch eine Unterscheidung der philosophischen von der poetischen Idee helfen wollte, so wäre dabei wenig gewonnen, denn die poetische Idee ist schon eine Einkleidung, eine Versinnlichung, eine Verkörperung der philosophischen, und somit sie selbst schon eine Darstellung. Was bei den Philosophen gegenüber der Auffindung des Gedankens Nebensache ist: die Auffassbarkeit von Seite des Zuhörers, ist bei dem Künstler die Hauptsache; die Kunst ist eben nichts, als der Komplex der Mittel, seine Gedanken lebendig auf den Zuhörer übergehen zu machen. Wer die höchsten Gedanken hat, aber sie nicht darzustellen vermag, kann ein außerordentlicher Mensch sein, ein Künstler aber ist er nicht.

Da man aber anderseits doch Gedanken haben muß, wenn man ihrer darstellen will, so ist allerdings Genie, verbunden mit dem Talente, Eigentümlichkeit der Auffassung, Hand in Hand mit der Gabe der Lebendigmachung, das Höchste, was die Kunstwelt aufzuweisen hat. Nur kommt das Ding, wie gesagt, oft in Jahrhunderten nicht einmal vor.

Das eigentliche Genie ausgeschlossen, kann daher die Bezeichnung genial nur auf einen Teil jenes weltbeglückenden Ganzen gerichtet sein,

und da die als genial Bezeichneten den Beinamen: Talent mit Entschiedenheit, als eine Art Unglücks, zurückweisen, so bleibt für sie vom Genie, mit Ausschluß der Darstellungsfähigkeit, nur das Eigentümliche der Auffassung, die Originalität des Gedankens übrig. Da kommt nun zu bemerken, daß in einer Zeit, wo die Ideen fixiert sind, die Eigentümlichkeit der Ansicht allerdings eine gewisse Stärke des Geistes voraussetzt. Sind die Ideen aber einmal im Fluß, hat sich die Zeit von Ehrfurcht und Ordnung emanzipiert, so ist nichts leichter, als aus dem wirbelnden Strudel ein paar Gedanken: *qui heurlent de se trouver ensemble*, herauszugreifen und gewalttätig zu verbinden. Wenn man es nur mit der Wichtigkeit nicht so genau nimmt, so hat dann die Eigentümlichkeit wenig Schwieriges. Jeder Gedanke, auf den Kopf gestellt, gibt einen neuen, und ein Narr im Narrenhause hat mehr originelle Einfälle, als alle Dichter seit Erschaffung der Welt zusammengenommen.

Aber auch die Originalität im besten Sinne zugegeben, so ist doch in der Kunstwelt derjenige, der eigentümliche Gedanken hat und sie nicht angemessen darzustellen vermag, das, was man im gewöhnlichen Leben einen Stümper nennt, d. h. ein solcher, der das nicht machen kann, was er machen möchte.

Ich bin hier bei dem Punkte angekommen, auf den ich von vorn herein mein Augenmerk richtete. Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst. Wenn ich sage: ohne Talent, so meine ich nicht, als ob diese Gabe der neuern Zeit ganz fehlte. Aber je größer der Gedanke, um so schwieriger die Ausführung. Ein Talent, welches für einen mäßigen Stoff ausgereicht hätte, wird lächerlich, wenn es sich mit einem großen befaßt, und so haben wir denn lauter verunglückte Meisterwerke, statt genießbaren Kunstprodukten. Wenn hierin in Deutschland die bildende Kunst eine Ausnahme macht, so beruht dieses auf der einfachen Ursache, daß die Natur in ihrer unerforschten Machtvollkommenheit sich entschlossen hat, nach langer Sparsamkeit einige dem Genie nahe kommende, wenn nicht gar es erreichende Talente hervorzubringen, die dann den andern die Richtung geben. Poesie und Musik aber sind gleichmäßig in jenem Grundübel befangen.

Die Kunstverderber.

Wenn man vom Verderben eines Strebens, einer Richtung, einer Kunst spricht, so meint man wie natürlich nicht die mangelhaften Schritte, die vom Anfange aus bis zur Gewinnung eines der Vollkommenheit sich nähernden Standpunktes gemacht werden. Sie sind förderlich, notwendig und in ihrer Unvollkommenheit verehrungswürdig, ob es gleich lächerlich ist, wenn eine übersättigte Zeit ihnen einen höhern Wert zuschreiben will, als den, den sie wirklich haben. Verderben heißt: eine schon vorgeschrittene Kunst durch falsche Bestrebungen wieder rückgängig machen. Da stößt man denn freilich bei den Verteidigern eines immerwährenden Fortschrittes gewaltig an. Aber wollte man diesen auch, gegen alle Erfahrung, im ganzen der Welt zugeben, so stößt man doch im einzelnen damit gewaltig an, besonders wenn es sich um Begabungen und Energien handelt, die nur bei einzelnen vorkommen, ja ihrer Natur nach eine Art Abgeschlossenheit, um nicht zu sagen: Einseitigkeit bedingen. Kenntnisse lassen sich mittheilen, Kräfte nicht. Die Bildung, die allerdings in den letzten drei Jahrhunderten in immerwährendem Fortschritt war, beruht auf einem Gleichgewicht aller menschlichen Fähigkeiten; Bestrebungen, die wesentlich ein Übergewicht besonderer Eigenschaften voraussetzen, sind weit entfernt, durch solche Allgemeinheiten gefördert zu werden. Bildung haben und seine Bildung am gehörigen Orte vergessen zu können, sind für den neueren Dichter gleich wichtige Erfordernisse, ja letzteres beinahe wichtiger, wie es schwerer ist.

Man kann eine Kunst theoretisch oder praktisch verderben.

Die falschen Theorien verderben eigentlich die Kunst nicht, sie kommen erst, wenn sie bereits verdorben ist. Die Produktion hat eine so überwältigende Macht, daß ästhetisches Gefasel dagegen unwirksam bleibt. Erst wenn die Ausübung ermattet oder sich selber untreu geworden ist, dann machen sich die falschen Grundsätze breit und erschweren, ja machen die Rückkehr für die Masse halb unmöglich. Erst ein neues schaffendes Talent bricht oft spät genug den Bann; denn die echten Grundsätze liegen im Talente selbst und, als erweckbarer Keim, auch in der Masse.

Also nur die Künstler verderben die Kunst. Das ist oft gesagt worden und daher nichts Neues. Meistens aber wurde der Satz so gebraucht, als ob es die eigentlich schlechten Künstler wären, die dieses

Verderbnis herbeiführen. Das ist aber ganz unwahr. Die schlechten Dichter bleiben unbeachtet, und die mittelmäßigen unterhalten, oft ganz mit Recht, die Menge, die aber recht wohl zu unterscheiden weiß, daß, wenn sie Wallensteins Tod sieht, sie auf eigentlichem Kunstgebiete steht, indes sie sich gestern bei Kogebue oder Zffland ganz einfach nur unterhalten hat.

Die ausgezeichneten Künstler sind es, die die Kunst verderben, wenn sie sich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht sie. Jede Begabung hat das Recht, zu sein, was sie ist, und wenn die Kunst ein Allgemeines hat, das aus der Sache selbst fließt und in dem Zusammentreffen mit allen großen Künstlern desselben Faches sich kundgibt, so macht das Individuelle den eigentlichen Reiz aus, der unterscheidet und erfrischt. Wollte Gott, jeder Künstler wäre ein anderer. Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens und das Einschneidende der Besonderheit verführt, sich auf das Individuelle werfen, ohne die Individualität zu besitzen, die es naturgemäß erzeugt und ebenso rechtfertigt als entschuldigt, dann weicht die Kunst von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein, entweder augenblicklich, wenn das Nachgeahmte leidenschaftlicher Natur war, oder später, als Nachwirkung gegen reflektive Kälte und launische Ablehnung.

Man muß daher unter den ausgezeichneten Künstlern einen großen Unterschied machen, zwischen den vortrefflichen als solchen und den mustergültigen (der eigentliche Begriff für das, was man klassisch nennt). Die ersteren gehen einen Pfad, der nur für sie gangbar ist, die zweiten den Weg, der für alle paßt. Der Ausdruck originell ist daher sehr zweideutiger Natur, und es gehört eine große Begabung dazu, um einen Künstler nicht schon durch diese Bezeichnung in die zweite Rangstufe zu setzen. Auf den eigentlich großen Künstler übt das von seinen Vorgängern Übernommene als Vorhandenes die Macht eines Natürlichen, und er macht es wie alle andern, nur unendlichmal besser.

So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent, wie Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dahin geführt, daß, in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Ton blutige Bürgerkriege führen.

(Über das Wesen der Tragödie.)

Das Wesen des Drama ist, da es etwas Erdichtetes als wirklich geschehend anschaulich machen soll, strenge Kausalität. Im Lauf der wirklichen Welt bescheiden wir uns gern, daß manches vorkommen könne, was sich für uns in die stetige Kette von Ursache und Wirkung nicht fügt, weil wir einen unfasslichen Urheber des Ganzen anzunehmen genötigt sind und immer hoffen können, daß das, was für unsere Beschränktheit unzusammenhängend ist, in ihm einen uns unbegreiflichen Zusammenhang habe; im Gedicht aber kennen wir den Urheber der Begebenheiten und ihrer Verknüpfung und wissen in ihm einen dem unsern ähnlichen Verstand, daher sind wir auch wohl berechtigt, anzunehmen, was in seiner Schöpfung für unsere und überhaupt für die menschlich-endliche Denkkraft nicht zusammenhänge, habe überhaupt keinen Zusammenhang und gehöre daher in die Klasse der leeren Erdichtungen, die der Verstand, von dessen formaler Leitung sich auch die schaffende Phantasie, wie jedes innere Vermögen, nicht losmachen kann, unbedingt verwirft, oder die wenigstens die beim Drama beabsichtigte Annäherung an das Wirkliche ganz ausschließt.

Das Kausalitätsband ist nun, den Begriff der Freiheit vorausgesetzt, seiner Möglichkeit nach ein doppeltes: Nach dem Gesetze der Notwendigkeit, d. i. der Natur, und nach dem Gesetze der Freiheit. Unter dem Notwendigen wird hier alles dasjenige verstanden, was, unabhängig von der Willensbestimmung des Menschen, in der Natur oder durch andere seinesgleichen geschieht, und was, durch die unbezweifelte Einwirkung auf die untern unwillkürlichen Triebfedern seiner Handlungen, die Äußerungen seiner Tätigkeit, zwar nicht nöthigend, aber doch anregend bestimmt. Die Einwirkung dieser äußern Triebfedern ist bekanntlich so stark, daß sie bei Menschen von heftigen, durch verkehrte Erziehung und unglückliches Temperament genährten Neigungen oft alle Tätigkeit der Freiheit aufzuheben scheint, und selbst die Besten unter uns sind sich bewußt, wie oft sie dadurch zum Schlimmen fortgerissen wurden, und wie diese Triebfedern einen Grad von extensiver und intensiver Größe erreichen können, wo fast nur ein halbes Wunder möglich machen kann, ihnen zu entgehen. Das nun, was außer unserm Willenskreise, unabhängig von uns, also notwendig vorgeht und, ohne daß wir es nach Willkür bestimmen könnten, auf uns bestim-

mend (nicht nöthigend) einwirkt, nennen wir, im Zusammenhange und unter dem für die ganze Natur geltenden Kausalitätsgeetze als Ursache und Wirkung stehend gedacht, Verhängnis, und insofern wir einen Verstand voraussetzen, der, ohne Einwirkung auf die Verhängnisse, das Verhängnis denkt und, außer der Beschränkung von Raum und Zeit, von vorher und nachher erkennt, Schicksal (Fatum). Das Schicksal ist nichts, als eine Vorhersehung ohne Vorsicht, eine passive Vorsehung möchte ich sie nennen, entgegengesetzt der aktiven, die als die Naturgesetze zugunsten des Freiheitsgesetzes modifizierend gedacht wird.

Im Trauerspiele nun wird entweder der Freiheit über die Notwendigkeit der Sieg verschafft, oder umgekehrt. Die Neuern halten das erstere für das allein Zulässige, worüber ich aber ganz der entgegengesetzten Meinung bin. Die Erhebung des Geistes, die aus dem Siege der Freiheit entspringen soll, hat durchaus nichts mit dem Wesen des Tragischen gemein und schließt nebstdem das Trauerspiel scharf ab, ohne jenes weitere Fortspielen im Gemüthe des Zuschauers zu begünstigen, das eben die eigentliche Wirkung der wahren Tragödie ausmacht. Das Tragische, das Aristoteles nur etwas steif mit Erweckung von Furcht und Mitleid bezeichnet, liegt darin, daß der Mensch das Richtige des Irdischen erkennt, die Gefahren sieht, welchen der Beste ausgesetzt ist und oft unterliegt; daß er, für sich selbst fest das Rechte und Wahre hütend, den strauchelnden Mitmenschen bedaure, den fallenden nicht aufhöre, zu lieben, wenn er ihn gleich straft, weil jede Störung vernichtet werden muß des ewigen Rechts. Menschenliebe, Duldsamkeit, Selbsterkenntnis, Reinigung der Leidenschaften durch Mitleid und Furcht wird eine solche Tragödie bewirken. Das Stück wird nach dem Fallen des Vorhangs fortspielen im Innern des Menschen und die Verherrlichung des Rechts, die Schlegel in derber Anschaulichkeit auf den Brettern und in den Lumpen der Bühne sehen will, wird glänzend sich herabsenken auf die stillzitternden Kreise des aufgeregten Gemüths.

Es ist ein Schicksal, das den Gerechten hienieden fallen läßt und den Ungerechten siegen, das „unvergoltene“ Wunden schlägt, hier unvergolt. Laßt euch von der Geschichte belehren, daß es eine moralische Weltordnung gibt, die im Geschlechte ausgleicht, was stört in den Individuen; laßt euch von der Philosophie und Religion sagen, daß es ein Jenseits gibt, wo auch das Rechtthun des Individuums seine Vollendung und Verherrlichung findet. Mit diesen Vorkenntnissen und Gefühlen tretet vor unsere Bühne, und ihr werdet verstehen, was wir wollen. Die wahre Darstellung hat keinen didaktischen Zweck, sagt irgendwo Goethe, und wer ein Künstler ist, wird ihm

beifallen. Das Theater ist kein Korrekthaus für Spitzbuben und keine Trivialschule für Unmündige. Wenn ihr mit den ewigen Begriffen des Rechts und der Tugend vor unsere Bühne tretet, so wird euch das zerschmetternde Schicksal ebenso erheben, wie es die Griechen erhob; denn der Mensch bleibt Mensch „im Filzhut und im Jamerlonk,“ und was einmal wahr gewesen, muß es ewig sein und bleiben.

Zudem tun diejenigen, die das Heilige durch die Kunst verherrlichen wollen, weder der Kunst noch dem Heiligen einen Gefallen; denn das Heilige, das der Phantasie bedarf, um ins Herz zu kommen, ist ein erlogenes, und das Kunstgefühl, das, um aufgeregt zu werden, einen Gegenstand braucht, der das hat, was Kant Interesse nennt, ermangelt des Schönheitsfinnes.

Vom Schicksal.

1.

Es ist in der neuesten Zeit so viel über das Schicksal und seine Anwendbarkeit oder Unanwendbarkeit für die neuere Tragödie gesagt und geschrieben worden, daß ich, da besonders mein Trauerspiel die Mnfrau den Streit neu entzündet hat, es für meine Schuldigkeit achte, dem Publikum meine Ansichten von dieser vielbesprochenen Sache vorzulegen.

Um nicht weilkäufig zu sein, gleich zur Sache. Vor allem: was verstanden die Alten (die Griechen nämlich) unter dem Worte *Fatum*, und in welchem Sinne machten sie davon Gebrauch in ihrer Tragödie? Da stoßen wir nun gleich auf verschiedene Meinungen. Der eine findet in dem *Fatum* der Griechen bloß ihre *Naturnotwendigkeit*, ein zweiter die strafende *Weltgerechtigkeit*, ein dritter eine feindselig einwirkende *Macht*. Unsere Verwunderung über diese Verschiedenheit der Meinungen nimmt ab, wenn wir die Werke der alten Dichter und insbesondere der Tragiker in dieser Beziehung durchgehen und das Schicksal in ebensoviel Gestalten wieder finden. Bald erscheint sie als ausgleichende, selbst die Götter fesselnde Gerechtigkeit, wie im Prometheus, bald als unbedingt notwendige Vorherbestimmung, wie in der Fabel vom Untergange des Labdakosstammes, bald als rächende Nemesis über den Tantaliden. Einmal in Opposition mit den Göttern, ein andermal (wie bei dem Geschlechte des Tantalos) zusammenfallend mit dem Willen der Olympier. Ja, im Euripides treten meistens

die Götter selbst an die Stelle des Schicksals. Alles dieses muß uns auf den Gedanken bringen, daß wohl die Griechen selbst mit dem Worte *Fatum* keinen bestimmten, genau begrenzten Begriff verbanden, daß es ihnen erging, wie uns mit den Worten Zufall, Glück und andern, die wir gebrauchen, um gewisse Erscheinungen zu bezeichnen, die da sind, ohne daß wir sie erklären könnten, Worte, die jedermann versteht, wenn sie auch niemand begreift. Und so ist es auch. Die Griechen nannten Schicksal die unbekannte Größe = x , die den Erscheinungen der moralischen Welt zu Grunde liegt, deren Ursache unserm Verstande verborgen bleibt, ob wir gleich ihre Wirkungen gewahr werden. Der ganze Begriff war lediglich ein Ausfluß des dem menschlichen Geiste angeborenen Strebens, dem Begründeten einen Grund aufzufinden, des Strebens, ein Kausalitätsband unter den Erscheinungen der moralischen Welt herzustellen.

Dieses Streben des menschlichen Geistes liegt in seiner Natur und besteht gegenwärtig noch ebenso, wie unter den Heiden. Es sollte zwar scheinen, als ob das Christentum hierin die Lage der Dinge ganz geändert hätte, es scheint aber mir so. Das Christentum hat uns einen allmächtigen Gott gegeben, der in seinen Händen die Gründe alles Seins hält, und von dem alle Veränderungen ausgehen. Das ist genug, um das ahnende Gemüt zu befriedigen. Aber auch, um den grübelnden Verstand, die schwelgende Phantasie zu bezähmen? Die Erfahrung von 1800 Jahren hat das Gegenteil gezeigt. Wir kennen Gott als den letzten Ring in der Kette der Dinge, aber die Mittelglieder fehlen, und gerade eine Reihe sucht der Verstand. Statt, wie das Gemüt von oben anzufangen und das Irdische an jenes zu knüpfen, beginnt der Verstand, seiner Natur nach, von dem, was er faßt, von dem untersten Gliede nämlich, und sucht nun zu dem obersten auf einer Leiter ohne Stufen emporzusteigen. Hat er sich hier eine Weile vergebens abgemattet, so bricht die Phantasie, die er bisher zügelte, los und verknüpft die hier und dort sichtbaren Dinge der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande, und — nihil novi in mundo! Tausend Dinge, die wir nicht begreifen, tausend Schickungen, deren ausgleichenden Grund wir nicht einsehen und die uns ewig an die lästige Beschränktheit der menschlichen Natur verweisen, machen uns irre; die Gewohnheit, Erscheinungen, die aufeinander folgen, in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu betrachten, trägt das ihrige bei. Daß das wirklich so ist, zeigt der so allgemein verbreitete Glaube an: Glück, Zufall, Vorbedeutung; unheilbringende Tage, Worte, Handlungen; die Astrologie, die Chirromantie u. s. w. Der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott wird dadurch nicht aufgehoben — auch

devote Personen hängen an derlei Aberglauben, — sondern nur für Augenblicke aus dem Gesichte gerückt. Die Phantasie ist zufrieden, ihr Gebäude bis zu einer Höhe geführt zu haben, deren Entfernung ein klares Weiterschauen unmöglich macht, und ergötzt sich an den verfließenden Umrissen. So ist es, und so wird es bleiben, bis es das Gemüt mit seinem Ahnen und Glauben bis zur Deutlichkeit der Verstandesbegriffe und Phantasiebilder gebracht hat, das heißt, bis ans Ende der Welt.

Dieses vorausgeschickt, erhellt, daß die Idee des Schicksals, obschon für die Philosophie verwerflich, für die Poesie von höchster Wirkung ist. Nicht theoretisch Erwiesenes, sondern praktisch Vorhandenes braucht diese letztere, und was könnte ihren Phantasiegebilden erwünschter sein, als ein von der Phantasie selbst gemalter Hintergrund, der in seiner Unermesslichkeit ihr Raum zur freiesten Bewegung gibt. Die Frage über Anwendbarkeit des Fatumus in der Poesie fällt hierdurch zusammen mit der Frage über die Anwendbarkeit der Gespenster, der vorbedeutenden Träume u. s. w., welche letztere sogar die geister scheuen Franzosen in ihren Tragödien so wichtige Rollen spielen lassen.

Soll daher die Idee des Fatumus in der neueren Tragödie ebenso vorherrschen, wie in der antiken? Nichts weniger als das. Bei der religiösen Tendenz, die den Tragödien der Alten, von ihrem Ursprunge her, anhängt, war das Fatum so gut, als das Göttersystem, notwendige Voraussetzung; bei den Neuern wird sie — Maschine, eine schwer zu behandelnde, vorsichtig zu brauchende Maschine, und zwar lediglich für die Tragödie, mit Ausschluß jeder andern Dichtungsart, der Epopöe zum Beispiel. Aus dem Grunde dieses Unterschiedes wird zugleich die Art des Gebrauches folgen.

Der Begriff Schicksal ist bei uns nicht eine Frucht der Überzeugung, sondern der dunkeln Ahnung. In allen andern Dichtungsarten spricht der Dichter selbst; was er sagt, ist seine Meinung, und daher wäre ein auf die Idee des Fatumus gegründetes neueres Epos ein Unding. Im Drama sprechen die handelnden Personen und hier liegt es in der Macht des Dichters, ihre Charaktere so zu stellen, den Sturm ihrer Leidenschaften so zu lenken, daß die Idee des Schicksals in ihnen entstehen muß. Wie das Wort ausgesprochen oder die Idee rege gemacht worden ist, schlägt ein Blitz in die Seele des Zuschauers. Alles, was er hierüber in schmerzlichen Stunden ausgegrübelt, gehört, geahnet und geträumt, wird rege, die dunkeln Mächte erwachen und er spielt die Tragödie mit. Aber nie trete der Dichter vor und erkläre den Glauben seiner Personen für den seinigen. Dasselbe Dunkel, welches über das Wesen des Schicksales herrscht, herrsche auch in seiner Erwähnung desselben;

seine Personen mögen ihren Glauben daran deutlich aussprechen, aber immer bleibe dem Zuschauer unausgemacht, ob er dem launichten Wechsel des Lebens oder einer verborgenen Walthung das schauderhafte Unheil zuschreiben soll, er selber ahne das letztere, es werde ihm aber nicht klar gemacht; denn ein ausgesprochener Irrthum stößt zurück.

Auf diese Art hat Müllner die Idee des Schicksals gebraucht, auf diese Art schmeichle ich mir, sie gebraucht zu haben, und die Wirkung, die dieselbe auch auf den gebildeten Teil des Publikums gemacht hat, bekräftigt meine Meinung.

Mit dieser Erklärung werden vielleicht gerade die eifrigsten Verteidiger des Fatums am wenigsten zufrieden sein, die demselben einen großen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie es in Verbindung mit den Grundsätzen der christlichen Religion zu bringen suchten und der Tragödie, wer weiß, was für eine hohe moralische Bestimmung anwiesen. Aber sie mögen sich vorsehen. Das eben ist das Unglück der Deutschen, daß sie ewig all ihr Wissen zu Markte bringen und nicht glauben, eine rechte Tragödie gemacht zu haben, wenn sie nicht im Nothfall zugleich als ein Compendium der Philosophie, Religion, Geschichte, Statistik und Physik gelten kann, so daß man in ihren dramatischen Werken alles bis auf das Dramatische antrifft. Ich kann einmal nicht helfen, und alle eigentlich produktiv poetischen Köpfe werden mir hoffentlich beistimmen. Menschliche Handlungen und Leidenschaften sind der Vorwurf der tragischen Kunst, alles andere, und wäre es auch das Höchste, bleibt zwar nicht ausgeschlossen, aber ist — Maschine. Religion auf die Kanzel, Philosophie auf den Katheder, der Mensch mit seinem Tun und Treiben, seinen Freuden und Leiden, Irrthümern und Verbrechen auf die Bühne. Und somit genug.

2.

Mich dünkt, wenn die Idee des Fatums in einer neuern Tragödie vorlönunt, so müsse sie notwendig in einem gewissen Dunkel verhüllt sein; das Wort Fatum als das Glaubensbekenntnis des Dichters ausgesprochen, klingt aufs mindeste höchst sonderbar und stößt zurück, da es gegen die einmal angenommenen Überzeugungen streite, quae quisque prae se fert. Aber als dunkle Ahnung existiert das Fatum noch jetzt, und wird es ewig, solange nicht unsere theoretische Einsicht bis zu einem Grade praktischer Überzeugung gesteigert ist, der vielleicht außer den Grenzen der menschlichen Natur liegt. Als Ahnung muß sie auch sich in der Tragödie zeigen. Es müssen Fakten gegeben sein und dem Zuschauer überlassen werden, dabei schauernd ein Fatum zu denken. Dem steht nicht entgegen, daß die handelnden

Persenen selbst ein Fatum glauben, nur muß nirgends ganz klar werden, daß der Dichter ihren Glauben völlig billigt. Darum ist das Fatum (um ja auszusprechen, was gar nicht ausgesprochen werden sollte) in neuern Zeiten bloß im Drama zu brauchen, wo die Gesinnungen der dramatischen Personen dargelegt werden, im Epos wäre seine Einwirkung Unsinn. —

3.

Der vorzüglichste Grund, warum die (sogenannte) heidnische Idee vom Fatum der Poesie, namentlich der dramatischen, mehr zugesagt, als die Vorstellung von Vorsehung, fließt schon aus der Betrachtung des Wesens der Poesie, als Gegensatz der Wissenschaft. Die Wissenschaft bringt das Besondere unter das Allgemeine, sie erhebt die Wahrnehmung zum Begriff. Die Poesie hingegen, in ihrer Funktion der Wissenschaft entgegengesetzt, sucht das Besondere aus dem Allgemeinen heraus, indem sie, ihrem Wesen nach, das letztere anschaulich zu machen, zu versinnlichen sucht. Die Wissenschaft hat es mit Begriffen zu tun, die Poesie mit Bildern. Hieraus fließt, wenn beide ihre Erzeugnisse nach dem dem Menschen einwohnenden Bedürfnisse aneinander reihen und verbinden, eine wesentliche Verschiedenheit. Die Wissenschaft sucht den denkbar letzten Grund auf, die Poesie den letzten sinnlich erkennbaren, bildlich darstellbaren. Die Philosophie ist zufrieden, wenn sich in den Gliedern der Kette, durch die sie die Erscheinung an ihren letzten Grund knüpft, nur kein Widerspruch ergibt, die Poesie muß jedes Glied vorzeigen können, wenn es für sie da sein soll, und sie läßt sich lieber einen wirklich verborgenen als einen scheinbaren, obgleich in der That nicht vorhandenen, Widerspruch gefallen.

4.

Man hat in neuerer Zeit — oder vielmehr diese Zeit ist auch schon vergangen, wie in Deutschland alles schnell vergeht — man hat also in einer nur kurz vergangenen Zeit viel gegen das Schicksal geeifert, in dem Sinne, wie es von den Poeten gebraucht worden ist, und gebraucht wird. Man hat bewiesen, daß diese Idee weder mit der Vernunft, noch mit dem Christentum übereinstimme, denn selbst von dem Christentume sprechen die Kritiker, wenn es ihnen irgendwo theoretisch zu Paß kommt. Man hat dabei nur vergessen, daß es dem Dichter nicht um eine philosophische, sondern um eine poetische Idee zu tun ist, der Unterschied aber ist groß. Wer ihn nicht kennt, gehe in die Schule und lerne, dann komme er wieder, um Poesie zu genießen oder, will's Gott, zu beurteilen. Die Philosophie mißt die Dinge mit dem

Maßstabe der Vernunft, zerlegt sie in ihre Elemente und vereinigt diese wieder zum Begriffe, wo dann das Ding verloren gegangen ist, aber seine Erkenntnis gewonnen. Jede Idee ist, philosophisch genommen, leer, wenn sie sich nicht auf einen Begriff bringen läßt. Die Poesie dagegen, die Kunst, nimmt den Gegenstand als Ganzes auf, d. h. mit der Empfindung. Die dabei sich entwickelnden Gedanken werden keineswegs begriffsmäßig abgeschlossen, sondern in ein ahnungsvolles Unübersehbares fortgeführt, vollkommen gerechtfertigt, wenn ein unvertilgbares Gefühl in der Menschenbrust für die Wichtigkeit des Weges entsteht und die Möglichkeit eines Abschlusses verbürgt. Nicht zu Ende gedachte Gedanken sind die Logik der Poesie. Wie man denn überhaupt den Verstand eine artikulirte Empfindung und die Empfindung einen artikulirten Verstand nennen könnte.

Aber wohlgemerkt! Ein unvertilgbares Urgefühl der Menschennatur muß die Wichtigkeit der Konsequenzen einsehen.

5.

Man hat in neuerer, nicht neuester Zeit viel gestritten über den Gebrauch des Schicksals in der Poesie, vornehmlich in der dramatischen, und das Ergebnis des Streites war ein verneinendes. Aber ihr werdet doch an ein Schicksal überhaupt glauben? Die Philosophie an der Hand der Naturwissenschaft weist euch unabweisliche Gesetze des Geschehenden nach und wenn erstere auch, wie billig, der Freiheit einen Platz vorbehält, so gibt sie doch zu, daß, wo die freien Handlungen mit der Notwendigkeit der Natur nicht übereinstimmen, sie, die Freiheit, zerschellt wird und ihr Verdienst sich auf den Entschluß und auf den Versuch der Ausführung beschränkt. Der Lauf der Welt ist das Schicksal des einzelnen, ja die Freiheit des einen ist das Schicksal des andern.

Die Religion läßt alles von einem höchst weisen und gütigen Schöpfer aufs beste eingerichtet sein, wo denn aber, was in seinem Ursprunge Vorsehung ist, in seiner Wirkung wieder zum Schicksal wird; das Christentum nennt derlei zwar Schickung, die bloße Endsilbe ändert aber nichts, man müßte denn eine so spezielle Vorsehung annehmen, die immerfort an dem einzelnen zurechtstellte und rüttelte, was dann ziemlich vernunftwidrig wäre, ja durch die Schickung selbst widerlegt wird, die sich manchmal als höchst unbillig und ungerecht darstellt. Man hilft sich zwar bei derlei inkommensurablen Schickungen damit, daß man sie als Prüfungen oder Besserungsanlässe bezeichnet und dafür Anweisungen auf ein anderes Leben ausstellt, wo denn aber auch, menschlich genommen, nichts erklärt ist.

Über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland.

(1834—35.)

I.

Es gab vielleicht keine Zeit, wo das deutsche Volk mit seiner Literatur im allgemeinen so zufrieden war, als eben jetzt. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Anschuldigungen und Klagen mancher Art. Das ist aber eitel Koketterie. Die Stimmung im großen zeigt das Gegenteil. Da ist keine Spur mehr von der ängstlichen Bescheidenheit, die sonst den Deutschen gegenüber dem Auslande charakterisierte; Anmaßung und wegwerfendes Abprechen haben deren Stelle eingenommen. Deutsches Gemüt, deutscher Fleiß, deutscher Tieffinn, deutsche Phantasie klingt's von allen Seiten, ja das Ausland scheint in die Ansicht einzugehen (oder vielmehr sie ging von ihm aus), und des Preisens unserer Art und Kunst ist kein Ende, so weit der Erdboden reicht.

Nur eins — die Füße des Pfaus! — scheint uns zur Bescheidenheit aufzufordern: der eingestandene Zustand unsers Theaters, unserer dramatischen Literatur. Das Theater selbst, die Bühne, scheint nur gelegentlich in die allgemeine Verwerfung mit einbezogen zu werden, denn, wenn wir auch wirklich weniger große Schauspieler haben sollten, als in früheren Zeiten, so zählen wir doch mehr gute als jemals. Das Übel muß also tiefer sitzen. In der dramatischen Literatur also. — Da liegt der Knoten!

Indes die Engländer in ihrem Shakespeare eine komplette Theaterbibliothek für Jahrhunderte besitzen, die Spanier nur das Grabscheit anzusehen brauchen, um aus ihrer Vergangenheit Schätze für alle Zukunft zu erheben; die Franzosen frischweg zwei literarische Jahrhunderte — so lange ihr Stolz — wegwerfen und mit dem Neubegonnenen für das Bedürfnis der Gegenwart genügend und voll ausreichen, hat das deutsche Theater kaum ein Duzend Stücke aus seiner Vorzeit gerettet, die den Kenner befriedigen; ein bißchen Mittelsgut wird zur Not geduldet; das Neue ist durchweg schlecht. Weh sei darob geklagt, besonders wenn man selbst Schriftsteller und ein Neuerer ist.

Es wäre nicht uninteressant, den Ursachen dieses Übelstandes nachzuforschen, vielleicht daß bedeutende praktische Ergebnisse dabei zu ge-

winnen wären. Versuchen wir's denn! Ich kann nicht hoffen, den Gegenstand zu erschöpfen, der ein eigenes Buch erforderte; aber meine Andeutungen werden wenigstens den Vorzug haben, von einem die Kunst Ausübenden herzurühren, indes sich bis jetzt nur Schulgelehrte, Skizzisten und Dilettanten damit befaßten, die ihre Meinungen ohne inneres Erleben, auf nichts zu gründen wissen, als auf links und rechts zusammengelesene Beispielfälle, wo dann das Urtheil nicht weiter reicht als der Fall selbst.

Aufs Praktische gehende, durch eigene Erfahrung bestätigte Ansichten hier niederzulegen, wäre die Aufgabe. Und sollte man's handwerksmäßig finden! Liegt doch jeder Kunst ein Handwerk zu Grunde, und wer beide nicht zu vereinigen weiß, ist ein Stümper, nur, je nachdem das eine oder andere vorschlägt, mit einem Übergewicht von Gemeinheit oder Abgeschmacktheit. An hohen Ansichten hat es den Deutschen nie gefehlt, aber ihre Grundlagen schweben nicht selten in der Luft, und ob sie da für unsern Vorwurf am rechten Platze seien, soll im folgenden untersucht werden.

Von allen poetischen Formen die strengste ist die dramatische. Alle andern gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus; das Epos erzählt ein Geschehenes (für die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet); das Drama lügt eine Gegenwart.

Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erfordernis machte, und gewiß, eine unabwiesliche, zwingende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauspiel für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere, willkürlich selbst übernommene Täuschung, eine Supposition, in die der Zuschauer eingeht, auf die stillschweigende Bedingung, sie wegzumwerfen, wenn ihre Wirkungen lästig, wenn sie quälend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst, als Form, besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (ja nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrecht erhalten, ihre Bewahrung dem Zuschauer erleichtert und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langeweile oder Zerstreuung fallen lasse, oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe.

Wer diese Sätze leugnen wollte, müßte erst verhindern, daß als gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den

nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder andern Rücksicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal“ abgesehen ist.

Dies vorausgeschickt, fragt es sich: durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dagewesene oder längst vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur vorausgesetzte Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit: tritt auf, und: geht ab, reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst?

Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuleugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich es erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Überzeugungen aufnehmen kann. Kausalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne; und was als Gegenwart gelten will, muß vor allem als Ursache und Wirkung streng verknüpft sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufall sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Willensfreiheit, die täglich von jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotiviert auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sei nicht gehalten, sagen sie.

Scharf und bestimmt sind die äußern Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird niemand eine Gegenwart anschaulich machen.

Ebenso incisiv sind ihre innern Auskündungen. Glücklicherweise verlangt die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst auslangen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's?

Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffs, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige desselben aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending.

Alles dies zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle andern poetischen Qualitäten eingerechnet, noch in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern:

Scharfen, sichtenden Verstand zur Motivierung und Begründung.
Bildliche Phantasie: sie erfindet und stellt dar.

Warmes, richtiges Gefühl.

Endlich Empfindung, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet.

Man könnte hier stehen bleiben und im Entgegenhalt der deutschen Naturanlage zu ermitteln suchen, welche von diesen Eigenschaften den Nationalvorzügen entsprechen und welche, im mindern Maße vorhanden, dem Gelingen dramatischer Komposition schon von vornherein störend im Wege stehen.

Es würde sich vielleicht zeigen, daß der deutsche Verstand seine Stärke mehr im Vorarbeiten für die Zwecke der Vernunft zeige, als in rein analytischer Brauchbarkeit für die Aufgaben des Wirklichen, daß die Abweisung des gemeinen Menschenverstandes von Seite der deutschen Philosophie ihre Wirkungen mitunter weiter erstreckt, als auf jene abstrakten Höhenpunkte, für die sie eigentlich gemeint war, und unbefangener, gesunder Sinn, unbeschadet aller anderen Vorzüge, unter deutschen Literatoren vielleicht seltener gefunden werde, als irgend anderswo.

Die deutsche Phantasie könnte man beschuldigen, gar zu gern ins Weite zu gehen und dadurch unbildlich zu werden. Je höher diese Kraft sich versteigt, um so nebelhafter werden ihre Gebilde, bis sie endlich zu bloßen Schematen einschwenden, die den Gedanken wohl unterstützend begleiten, aber nicht mehr versinnlichen, nicht darstellen. Der Wert der Phantasie für die Kunst liegt in ihrer Begrenzung, welche die Gestalt ist. Die deutsche Phantasie liebt, ihre Bilder nach einwärts, auf den Hintergrund des Gefühls zu werfen, was in der lyrischen Poesie oft hinreicht; die epische, besonders aber die dramatische Poesie fordert bestimmte Gestalten nach auswärts, die selbständig für sich dastehen und keiner Nachhilfe von Seite des Gemüthes bedürfen.

Das deutsche Gefühl sei in Ehren gehalten. Was sich dagegen, außer einer gewissen Vorliebe für die Halbtinten, sagen läßt, wird am besten in Verbindung mit dem folgenden Absätze ausgesprochen.

Dieser begreift die Empfindung in dem oben angedeuteten Sinne. Hier liegt vielleicht die poetische Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger ist, da das Geheimnis der Komposition damit aller nächst zusammenhängt. Gewohnt, von scharf bestimmten Begriffen auszugehen, verlieren sie nur zu leicht den Takt für die Zufälligkeiten des Lebendigen. Da nun zugleich ihr Gefühl warm und wahr ist, an welchen Eigenschaften sie sich zu vertheidigen glaubten, wenn sie davon im einzelnen auch nur ein Sota abgehen ließen, so werden nur zu häufig die verschiedenen Figuren, ihre Erlebnisse, Gefinnungen, Gefühle und deren Äußerungen so haarscharf und ungeschwächt aneinandergesügt, daß

man dabei an die Kartenmalerei und, wenn's gut geht, an die unbehilflichen Urfanfänge der bildenden Kunst erinnert wird, die noch keine Ahnung davon hat, daß die schönsten Einzelheiten zusammen ein schlechtes Bild machen können. Da ist nichts refüsiert, das eben Empor-tauchende macht seine Wirkung geltend, ohne auf den Eindruck eines Vorher oder Nachher Rücksicht zu nehmen; Licht sammelnde und sparende Gegensätze werden als Effectmacherei verworfen, an Ruhepunkte zur Erleichterung der Auffassung ist nicht zu denken, und so rollt denn die ganze Composition (!) als ein unentwirrbares Chaos belästigender Schönheiten um ihre eigene Achse, und der Leser (denn bis zum Zuseher gelangt derlei selten) weiß sich nicht anders Rat, als den Knäuel hinzulegen, um sich zu besinnen und Kraft zu sammeln, wo ihm denn keine Ahnung beikommt, daß, wenn er sich nun orientiert hat und fortfährt, er kein Drama mehr mitlebt, sondern ein Buch liest.

Die Deutschen können nicht komponieren. Was in Frankreich der letzte Skribler (bei allen Mängeln des Inhaltes) kann, ist in Deutschland höchstens die Gabe weniger.

So war es aber nicht immer. Unsere großen Dichter verstanden zu komponieren, und es gab eine Zeit, wo es auch die mittelmäßigen konnten. Was hat also in neuerer Zeit die Deutschen für die Anforderungen der dramatischen Kunst weniger tauglich gemacht?

Das sei der Inhalt des zweiten Theils meiner Predigt.

II.

Frage: Was für Erscheinungen haben in Deutschland während der neueren und neuesten Zeit Platz gegriffen, um das Gelingen dramatischer Compositionen noch mehr zu erschweren, als dies bereits früher der Fall war?

Die hierher gehörigen Erscheinungen lassen sich, so mannigfach sie sind, vielleicht auf folgende beiden Hauptpunkte bringen:

Mißbrauch der Gelehrsamkeit und Mißachtung der Rechte des Publikums.

Die Gelehrsamkeit, oder, wenn man will, Belesenheit, so schätzbar sie an sich und so förderlich sie für alle Seiten des menschlichen Erkennens, ja Vollbringens ist, hat doch auch mitunter hemmende Einflüsse, und diese äußerten sich in bezug auf unsern Gegenstand:

1. In Gestalt der Ideologie.

Die deutsche Philosophie hatte kaum durch Kant ihre große Umwälzung vollbracht und in ihren ersten Ausbildungsformen Bestand und Platz gewonnen, als sie auch, ziemlich revolutionär, anfang, ihre Usur-

pationen über benachbartes und weltfremdes Gebiet auszudehnen. — Wobei jedoch vor allem Kant selbst ausgenommen werden muß. Nie hat ein Philosoph aneignender über die Vorfragen der Kunst gesprochen, als er, und wenn, was er sagte, nicht künstlerisch förderlich war, so liegt die Ursache nur darin, daß aus dem Standpunkte der Philosophie die Kunst überhaupt nicht zu fördern ist. — Damals also, wo man Prinzipien für alles auffand, ging, wie natürlich, die Kunst auch nicht leer aus. Das Schöne war apriorisch erwiesen, die Kunstformen desgleichen, so daß, wenn sie zufällig verloren gegangen wären, man sie augenblicklich aus freier Faust wieder hätte erfinden können. Große Schubfächer wurden gezimmert für die Hervorbringungen aller Zeiten; da mußten sie unterkriechen, und was für das eine Schubfach als Grundwahrheit galt, war für das andere grundfalsch, als ob der Unterschied zwischen Mensch und Mensch in allen Lagen und Zeiten, weiß Gott, wie groß wäre. Dem gesamten Altertum ward als Marionettenbraut die Schicksalsidee beigegeben, und Atriden und Labdakiden mußten sich abmartern, bloß um den breitgetretenen Heischesatz: daß niemand seiner Bestimmung entgehen könne, beispielsweise einzuschärfen. Der Chor war der idealisierte Zuseher, auch da, wo er Mitspieler, auch da, wo er Hauptperson, auch da, wo er einseitiger befangen ist, als der Zuseher selbst. Was nun, obschon man es mit der Konsequenz nicht sehr genau nahm — durchaus der Anwendung widerstrebte, ward als unwürdig und schlecht ausgeschieden; wie denn Euripides, einem schlechtbestandenen Schüler gleich, bis auf diesen Tag mit dem schwarzen Täfelchen herumgeht.

Mit dem Schubfach für die neuere Zeit ging das nicht so leicht an. Daß namentlich das Tragische im Kampfe der Freiheit mit der Notwendigkeit liege, darüber ward man bald einig; nur darüber nicht, ob der Freiheit oder ihrer Gegnerin der Sieg bleiben solle. Ein kleiner Unterschied, wie man sieht. Statt eines allgemeinen Prinzips ward daher jeder einzelnen Hervorbringung ein besonderes zugewiesen, eine Schulidee, deren Ver sinnlichung die Aufgabe des Kunstwerkes sein sollte; ein Satz, und zwar kein moralischer — worauf hingearbeitet zu haben, man den Vorgängern sehr übel nahm — sondern womöglich ein theoretisch-dogmatischer, was weniger veraltet, dafür aber bedeutend lächerlicher war. fand das schon unter der Herrschaft der kritischen Philosophie statt, so ward der Drang noch heftiger, nachdem durch Beimischung von Gefühls- und Phantasie-Elementen die Philosophie selbst eine Art Poesie geworden war, wo man denn, um doch auch eine Philosophie zu haben, gern die Poesie dazu gemacht hätte.

Entstünde nun die Frage: ob man überhaupt Ideen an die Spitze

dramatischer Hervorbringungen stellen solle? so wäre die Antwort: Warum nicht? wenn man sich einer so gewaltig lebendig machenden Kraft bewußt ist, als z. B. Calderon. Sonst haben aber die großen Dichter meistens den Gang der Natur zum Muster genommen, die Ideen anregt, aber vom lebendigen Faktum ausgeht.

Auch müßte jederzeit der Unterschied zwischen philosophischer und poetischer Idee im Auge behalten werden, von denen die erste auf einer Wahrheit beruht, die zweite auf einer Überzeugung. Denn es ist die Aufgabe der Philosophie, die Natur zur Einheit des Geistes zu bringen; das Streben der Kunst, in ihr eine Einheit für das Gemüt herzustellen.

Die hier bezeichnete Richtung der sogenannten Kunstphilosophie hatte ein so allgemeines Erlahmen jeder Produktionskraft zur Folge, daß sie sich unmöglich lange halten konnte. Sie ist im ganzen aufgegeben und spukt nur noch unter dem regensierenden Troß, wenn er seine Sachkenntnis hinter Worten verschanzen will.

Länger, und bis auf unsere Tage nachwirkend, dauerte die zweite Ausgeburt falsch angewandeter Gelehrsamkeit: Übertreibung der Forderungen an die Produktion.

Hatte man sich in früherer Zeit mit der Kenntnis der ewigen Alten und etwas förmlichem Franzosentum begnügt, so entstand, unmittelbar vor und mit dem neuen Jahrhundert, plötzlich eine Entdeckungswut unbekannter Regionen, den portugiesisch-spanischen Ost- und Westindienzügen vergleichbar. Mit nicht genug zu preisendem Eifer ward Shakespeare den Deutschen nähergebracht, und eine neue Welt tat sich auf, als Calderon seine ersten Strahlen durchs weidende Gewölk herübersandte. Die klassische Welt, bisher ausschließliches Eigentum der Gelehrten, ward durch Übersetzung Gemeingut für alle. Was man den Römern entzog, häufte man um desto überschwenglicher auf die Griechen; und im schwindelnden Wirbeltanze drehten sich Kunstvollkommenheiten und Meisterwerke um den staunenden Lehrling. Aber durch einen leicht begreiflichen Irrtum vergaß man, daß, was so mit einem Male und in einem Maße die nächste Nähe vereinigte, in der Wirklichkeit durch Länder und Meere, durch Völker und Jahrhunderte getrennt war.

Weil man das alles wußte, glaubte man sich zu der Forderung berechtigt, das alles zu können, und Shakespeare und Sophokles wurden als Wegsäulen und Meilenzeiger hingestellt, indes sie Sterne sind, nach denen man aus unendlicher Entfernung allenfalls seinen Lauf einrichten kann. Das Gute erschien klein im Vergleich mit jenen ewigen Heroen, und das Dankenswert-Annehmbar schrumpfte zum

Atome ein, im Entgegenhalt eines Maßstabes, dessen Grade Volkshildungen waren, und dessen Ganzmaß die Kultur des Menschengeschlechtes.

Daß nun niemand erreichen konnte, was gefordert ward, setzte die Fordernden scheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Produktion, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalles der Kunst war.

Sa, selbst ein Teil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Überschwenglichen lohnender für das Selbstgefühl, als die Unterordnung, die jeder übernimmt, der einen Eindruck auf sich wirken läßt, und der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte.

All diese Verkehrtheit wäre noch zu ertragen gewesen, ohne die notwendige Rückwirkung, die dieses Hezen und Drängen endlich auf die Produzierenden selbst ausüben mußte. Über all dem Vermeiden und Sich-hüten ward die Aufgabe des Dichters zuletzt halb negativ. Um doch einigermaßen zu wirken, mußte sich jeder mit einem solchen Apparat, einem solchen Rüstkhaus von Offensiv- und Defensivwaffen beladen, daß unter ihrem Gewicht kein freier Schritt mehr möglich war. Jedes Vornehmen ging so ins Ungeheure und Weite, daß das Continuum zur innern Ausfüllung ermangelte. Das natürlich Genießbare verschwand, und man sah nichts mehr, als verunglückte Meisterstücke.

Der Schreiber dieses Aufsatzes läßt das alles gern auf sich und seine eigenen Werke anwenden. Er wollte nicht diesen oder den tadeln, sondern die Richtung einer Zeit, zu der er auch gehört. Man mag sich verwahren, wie man will: ist einmal derlei in der Luft, so saugt jeder seinen Teil davon beim Atemholen ein.

In letzter Ausbildung gedieh diese Richtung — was entsetzlich zu sagen ist — bis zur Verfälschung des Gefühls.

III.

Kenntnisse und Ansichten werden erworben, sie sind etwas willkürlich von außen zum Menschen Hinzugekommenes; das Gefühl dagegen ist der innere Mensch selbst. Indes der Verstand sich nur zu häufig mit Möglichkeiten abgibt und je nach gewissen Ansichten der ganzen äußern Welt eine Voraussetzung, eine Annahme setzen kann, ist dagegen das Gefühl der Eindruck, den das Äußere als eine Wirklichkeit macht. Es kommt daher vom Wirklichen und geht aufs Wirkliche und wenn erdichtete Zustände uns je und dann ebenmäßig anregen, so liegt dabei nur eine Übertragung durch die Phantasie zu Grunde, weshalb wir

auch den Menschen verachten, den durch die Kunst geschilderte Leiden rühren, indes sie ihn im Leben kalt lassen. Wenn nun auch die Grundlagen des Gefühls durch alle Zeiten und Völker dieselben bleiben, so sind doch die Modifikationen desselben, Grad und Stärke, Entstehung und Vermittlung durch Umstände bedingt, die mit der Zeit wechseln. Die Liebe der Griechen war eine andere als die unsere; die weibliche Schamhaftigkeit ertrug im sechzehnten Jahrhunderte Außereien und Vorgänge, die sie gegenwärtig empören; am Ende der mittelalterlichen Fehden erschienen Gewalttätigkeiten an Sachen und Personen in einem viel milderen Lichte, als sie uns jetzt in einem weit geregelteren Zustande sich darstellen; beim Fortschritt der Kenntnisse ist das Gefühl für die Wahrscheinlichkeit zu einer Feinheit ausgebildet, von der man zu Zeiten Lope de Vegas keine Vorstellung hatte; ja um etwas hier einzumischen, was weniger den Inhalt als die Form des Gefühls, die Empfindung angeht — die durch Zerstreuung weniger geschwächte Aufmerksamkeit des Publikums zur Zeit der großen englischen und spanischen Dichter war williger bereit, eine in ihrer Zusammenfügung losere Komposition zu unterstützen und zusammenzuhalten, als die verbrauchte Genußfähigkeit unsers Jahrhunderts. Nun hat sich aber in letzterer Zeit die deutsche Gelehrsamkeit so in die Dichter früherer Epochen und ihrer Gefühlsweise hineingearbeitet und gedacht, daß sie darüber vergessen, wie man heutzutage empfindet. Das allein schon wäre nun übel genug, da der Wert des Dichters eigentlich in der Art und Weise besteht, wie er die Natur betrachtet. Nun kommt aber noch dazu, daß man sich doch von seiner eigenthümlichen, heutzüglichen Empfindungsweise nie ganz losmachen kann. Wirft man nun, wie geschieht, die starr gewordenen Überbleibsel einer anderen Zeit- und Bildungsperiode schroff und krad in das weiche und warmflüssige Element, so entstehen daraus Luftblasen und Wahnbilder, die jeder Poesie nur zu bald ein Ende machen müssen.

Dies alles konnte aber nicht über einen gewissen Grad gehen, wenn nicht die unveräußerlichen Rechte des Publikums vorher auf die schönste Art verkannt, ja vernichtet worden wären.

(Vom Hofburgtheater.)

(1847.)

Ich höre täglich Klagen über das Hofburgtheater. Einestheils berührt mich das nicht viel, denn ich lese, daß man überall in Deutschland über die Theater klagt, so daß es also scheint, das Übel liege nicht in Lokal- oder Personalverhältnissen, sondern in der Sache selbst, in allgemeinen Mängeln, die, wie man weiß, sich nicht so leicht wegschaffen lassen. Andererseits bin ich zwar kein Besucher der Theater, lese aber häufig die Theaterzettel, wo ich denn sehe, daß Wien noch immer ein Duzend vortreffliche und dazu noch mehrere ganz gute Schauspieler besetzt, was man von keinem andern Theater in der Welt sagen kann. Was die Wahl der Stücke betrifft, so wird eben aufgeführt, was man überall aufführt, und daß man eines oder das andere nicht aufführt, verdient eher Lob als Tadel. Die künstlerische Leitung dürfte nicht besonders sein, wie bei allen heutigen Theatern, da der Künstlerstolz mit der Künstlerbefähigung in umgekehrtem Verhältnisse steht und ich keinen Schauspieler in Deutschland weiß, der Lust hätte, sich in seinen Anschauungen von irgend jemand beirren zu lassen. Es dürfte der Mühe wert sein, den Gründen dieser Unzufriedenheit näher auf die Spur zu kommen und daher vor allem zu betrachten, von wem diese Klagen ausgehen.

Da stoße ich denn, als auf die lautesten, zuerst auf die Journalisten. Damit hat es nun eine eigene Bewandnis. In der Regel wird einer nur Journalist, wenn er die traurige Erfahrung gemacht hat, daß es ihm an Fähigkeit in jedem Fache des menschlichen Wissens und Vermögens gebreche. Wer etwas weiß oder kann, der schreibt etwas und nicht über etwas. Man hilft sich zwar damit, daß man von einem kritischen Talente spricht. Damit hat es aber seine guten Wege. Das kritische Talent ist ein Ausfluß des hervorbringenden. Wer selbst etwas machen kann, kann auch das beurteilen, was andere gemacht haben. Die gewöhnliche Kritik zieht sich ihre Regeln aus dem Vorhandenen ab, mit dem sie das Neue vergleicht. Nimmt sie nun Meisterstücke zum Maßstabe, so wird sie ungerecht, da Meisterstücke zu verehren, aber nicht zu begehren sind; vergleicht sie aber das Unbedeutende miteinander, so vergift sie, daß das Unbedeutende und Zu-

fällige auf Millionen verschiedene Art da sein kann und davon Tassos Wort gilt: „S'ei piace, ei lice“ — Erlaubt ist, was gefällt.

Mit diesem letzteren Satze sind wir auf den Standpunkt des Publikums gekommen; wir wollen vorher aber noch von einer zweiten Klasse sprechen, die sich mit ihren Klagen über das Theater laut macht, und das sind die Dichter. Diese verlangen vom Theater, daß ihre Stücke aufgeführt werden. Sie sind nämlich der Meinung, die Schaubühne sei nur der Dichter willen da, damit diese durch die Aufführung belehrt, gefördert, bekannt und belohnt würden. Die Schaubühne ist aber da, um dem Publikum Kunstgenüsse zu verschaffen. Sind die Stücke der lebenden Dichter gut, d. h. geeignet, dem Publikum einen Kunstgenuß zu verschaffen, so müssen sie aufgeführt, sind sie aber schlecht, so müssen sie ausgeschlossen werden. Da aber heutzutage das dramatische Talent in Deutschland so ziemlich eingeschlafen ist, so hätten kaum ein paar Dichter und diese auch nur für einzelne ihrer Werke das Recht, eine Aufführung anzusprechen. Die Klage der Dichter zeigt sich daher noch unbegründeter als die der Journalisten, weil letztere doch auch die Vergangenheit und das übrige Europa in den Kreis ihrer Forderungen hereinziehen.

Aber auch das Publikum klagt über das Theater. Und das scheint schlimm. Um des Publikums willen ist das Theater da. Das Publikum ist nicht der gesetzkundige Richter, aber die Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig ohne weitere Appellation ausspricht. Damit ist nicht gemeint, als ob das Publikum im großen von der Poesie irgend etwas verstehe, als ob es die Idee des Dichters, die Schwierigkeit der Ausführung, die Mittel, die er angewendet, das Geistreiche der Verknüpfung zu beurteilen imstande wäre, sondern sein Urtheil hat nur Geltung über das Faktum: ob er in der Ausführung die allgemeine Menschennatur getroffen, ob er gerührt, wenn er rühren, erheitert, wenn er erheitern, erschüttert, wenn er erschüttern, überzeugt, wenn er überzeugen wollte. Man hat, wenn man sich der Autorität des Publikums unterwirft, wie bei der Jury, nicht die Gesetzkunde, sondern den gesunden Menschenverstand, die richtige Empfindung, vor allem aber die Unbefangenheit beider im Auge. Sollte ein Publikum diese Eigenschaften ganz oder zum Theile eingebüßt haben, so ist es in diesem Augenblicke keine Jury mehr, sondern ein mehr oder weniger unwissender und daher unbrauchbarer Richter; unwissend, weil von einer aus allen Bildungsstufen zusammengesetzten Menge die Kenntnis der Sache nicht vorauszusetzen ist.

Wir hatten in Wien vor fünfzehn oder zwanzig Jahren ein vortreffliches Publikum. Ohne übermäßige Bildung, aber mit praktischem

Verstande, richtiger Empfindung und einer erregbaren Einbildungskraft begabt, gab es sich dem Eindrucke unbefangen hin. Das Mittelmäßige gefiel oft, denn die Leute wollten vor allem unterhalten sein, aber nie hat das Gute mißfallen, wenige Fälle von höchst mangelhafter Darstellung ausgenommen.

Über die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie.*)

Diejenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Sprachen der Alten zu lernen und ihre Werke zu studieren, suchen sich für ihre Anstrengungen gewöhnlich dadurch zu entschädigen, daß sie ewig von ungeheuren Reichthümern, von unermesslichen Schätzen sprechen, die da verborgen lägen und die sie gefunden; ja jeder Kiesel, der in der alten Welt, so gut als in der neuen, am Wege liegt, ist ihnen ein Edelstein, den wir Uneingeweihte nur aus Mangel des höheren Gesichtsinnes nicht dafür erkennen.

Wenn wir in unsern Tagen so häufig den Zufall das Ruder führen, beabsichtigte Zwecke vereitelt und absichtslos Angefangenes zum glücklichsten Ende kommen sehen, wenn die Besten unter uns so häufig das Gewohnte tun, eben nur weil es gewohnt ist; so soll dafür bei den Alten alles Zweck, alles Absicht, alles Plan gewesen sein, ohne daß sie den Zoll der Menschlichkeit auch nur ein einziges Mal entrichtet hätten.

So geht es in allen Fächern, vor allem aber bei den Erklärern der alten Tragödie. Niemand kann mehr Ehrfurcht vor der letzteren haben als ich; ich halte das, was davon auf uns gekommen, für das Herrlichste, was die Poesie bis jetzt geleistet, aber um so mehr lüftet's mich, dasjenige ein wenig durchzugehen, was die blinden Verehrer davon gesagt haben, die, als wahre Götzendiener, bald diese, bald jene Kraft als Schöpfer und Erhalter jener Welt preisen, unbekannt mit dem Geiste, der allschaffend, allerhaltend über dem Ganzen schwebt.

Zuerst also zu den beiden großen Hebeln der alten Tragödie: dem Chor und dem Fatum, oder vielmehr gegenwärtig nur zu dem ersteren.

*) Entwurf.

Die Frage also ist: Welche ist die eigentliche Bedeutung des Chors in der alten Tragödie?

Ehe wir weiter gehen, erlaube man mir auch eine andere Frage: Warum hat wohl der Künstler auf jenem antiken Onyx den Helm des Alexanderkopfes braun gebildet, indes doch alles übrige weiß ist?

„Warum? Finden Sie es nicht recht artig? Was konnte wohl auf der Gemme schicklicher braun gefärbt erscheinen, als eben der Helm?“ — Ganz recht, aber durchaus weiß gefiele mir der Kopf noch besser. — „Sie vergessen, daß der Künstler den Stein nicht selbst gebildet hat. Der braune Fleck war einmal darauf, und dem Künstler blieb nichts übrig, als ihn so geschickt als möglich zu benutzen. Aber wozu das alles?“ — Wozu? Wie, wenn nun der Chor eben auch so ein Fleck (gerade kein garstiger) in dem Stoffe gewesen wäre, den der alte Tragödiendichter zu bearbeiten bekam, ein unvertilgbarer, notwendiger Fleck? Würde da die Frage: Was sollen die Flecken in derlei geschnittenen Steinen? nicht in die andere sich auflösen: Wie haben die alten Künstler die bereits vorhandenen absichtslosen Flecken zur Erreichung ihrer Absicht zu nützen gewußt?

Mit einem Worte: der Chor war da, ehe eine Tragödie war, und keinem der Dichter aus der ältern Zeit stand es frei, sich seiner zu bedienen oder nicht. Er war ein feststehender, von seinem Willen unabhängiger Teil seines Vorwurfes. Ein Teil, der schon vor der Tragödie bestand, zu dem diese nur zufällig hinzukam, und in dem an sich eine dramatische Bedeutenheit zu suchen offenbar Unsinns wäre . . .

Der Chor war allerdings ein wesentliches Stück der alten Tragödie, aber nur in theatralischer, nicht auch in dramatischer Hinsicht.

Geschichte der dramatischen Kunst. Religiöser Charakter der ersten Darstellungen. Religiöse Tendenz des Chors in allen uns bekannten Tragödien. Die Eusebie der Griechen verbot die Abschaffung, wenn die Dichter sie wirklich gewollt hätten. Notwendigkeit der Beibehaltung. Die alten Dichter hätten wahrscheinlich manches Freie im Dialog nicht sagen dürfen, wenn nicht die frommen Gesänge des Chors gezeigt hätten, wie wenig der Dichter an den Gesinnungen seiner Helden theilnehme.

Unbekannte Nachteile des Chors. Seine fortwährende Gegenwart ist in Bezug auf Geheimnisse meist lästig. Sein Verhalten gehört unter die theatralischen Suppositionen, deren auch wir haben, z. B. unsere: beiseite, unsere Darstellung der Nacht, wo sich die Personen auf dem Theater untereinander nicht sehen, wir aber doch sie. Das Unnatürliche in der Art seiner Aufführung, daß er nämlich in der Orchestra blieb und nur sein Auführer von einer, mit der Bühne in keiner Verbindung stehenden Erhöhung das Gespräch unterhielt. So unnatürlich das

scheint, so war man doch dessen gewohnt, und es gehörte einmal zu den Theaterkonvenienzen, die sich jedermann auch bei uns gefallen läßt. Diese Sonderung des Chors von den Mitspielenden mag übrigens aber erst in späteren Zeiten, seit Sophokles etwa, stattgefunden haben; bei den meisten Stücken des Aeschylos war sie unmöglich, da der Chor bei ihm manchmal unter die Mitspielenden gehörte. Z. B. in den Danaiden. Die Eumeniden sind offenbar in der ersten Hälfte des Stückes auf dem Theater. In den Sieben vor Theben wäre das Theater fast immer leer, wenn es nicht der Chor erfüllt hätte. In der Folge, als man die Außerwesentlichkeit des Chors immer mehr einsah und dem Volke etwas mehr bieten durfte, entfernte man ihn von der eigentlichen Bühne und endlich ganz vom Theater.

Seine Vorzüge:

1. Der Chor gab den Dramen der Alten einen Charakter der Öffentlichkeit. Ja! vielleicht um desto schlimmer. Ich meinstest es würde eine Anstalt nicht lieben, die mich zwänge, alle Empfindungen und Situationen, die nicht den Charakter der Öffentlichkeit vertragen, aufzugeben. Ubrigens vergesse man nicht, daß auch ohne Chor, selbst die Bauart der Theater bei den Griechen und die Mittel ihrer Darstellung durch die Unmöglichkeit Gemächer darzustellen eine Art von Öffentlichkeit notwendig mit sich führte.

2. Ob er der idealisierte Zuschauer war? Was heißt das? Er war der idealisierte Zuschauer oder war er ein idealisierter Zuschauer? Beides ist falsch. Ersteres, denn der Chor betrachtete nie die Handlung mit den Augen des unbefangenen Zuschauers im Theater, er hatte ferner neben seinem allgemeinen noch immer einen besonderen Charakter, je nachdem er aus Greisen, aus Weibern, aus Gefangenen bestand! Aber er war überhaupt gar kein Zuschauer durch seine Mitversflochtenheit in der Handlung. Denkt man auf die Danaiden, auf die Eumeniden? Ist der Chor in den Persern, im Prometheus, in den Sieben vor Theben Zuschauer? In den späteren Tragödien gewinnt er mehr das Ansehen, weil ihn die Dichter immer mehr und mehr zu entfernen suchten. Mit einem Worte, der Chor war der Zoll, den der tragische Dichter dem Geiste des Volkes brachte, er war aber zugleich der Schild, der sein Werk vor jedem der Anfälle schützte, die in neueren Zeiten den dramatischen Werken zu häufig geworden sind.

3. Ob er eine Scheidemauer gegen die Wirklichkeit war? Ich sehe keinen Grund, warum der Begriff des Chores auch den Begriff des Ideales involvieren soll. Denn das will man doch sagen, wenn man von einer Scheidemauer gegen die Wirklichkeit redet. Es hat nie an

geistlosen Nachahmern der Alten gefehlt, die den Chor in ihren Stücken treulich anbrachten, die aber himmelweit von jedem Ideale entfernt sind.

Ein wahrer Vorteil des Chors ist aber vielleicht die strenge Scheidung des dramatischen und lyrischen Elements der tragischen Poesie, welche leider bei den neuern vermischt sind, bei den Alten aber eben durch den Chor sich gesondert zeigen.

(Über die französische Klassik.)

Mansell Rachel wird nach Wien kommen. Da man noch nicht weiß, wie gut, wie vortrefflich, oder wie mangelhaft sie sein wird, so beschäftigen sich die Journale vorderhand mit ihrem Repertoire und meinen, für jeden Fall werde sie in schlechten Stücken auftreten, in den Trauerspielen von Racine und Corneille nämlich. Ich fühle mich gar nicht berufen, den unbedingten Lobredner der französischen Tragödie zu machen, aber es muß dem Sachkundigen immer schmerzlich fallen, die Grundsuppe der Literatur, die Nachbeter und Uneinsichtigen, geringschätzig von Werken reden zu hören, die den Stolz ihrer Zeit ausmachten und einen, wenngleich bedingten, Wert für alle Jahrhunderte behalten werden.

Was nun diese Bewunderung einer frühern Zeit betrifft, so meinen sie, daß das nicht viel zu bedeuten habe. Wir seien inzwischen so weit vorgeschritten, daß derlei veraltete Anerkennungen uns nichts mehr angingen. — Alle diese Fortschritte in Eisenbahnen, elektrischen Telegraphen, überhaupt in allen Naturwissenschaften zugegeben, scheint doch nicht, daß eine Zeit, in der ganz Europa mit Asien, Afrika und Amerika nicht einen einzigen Dichter von Bedeutung aufzuweisen hat, sich im Fache der Poesie als so sehr vorgeschritten betrachten könne. — Ja, aber wir haben Goethe und Schiller gehabt! — Ge habt ist nicht Haben und der Reiche kann den Pfennig wegwerfen, den der Bettler auflesen muß. — Auch sind die Griechen von uns noch entfernter als Racine und Corneille; demungeachtet ehren wir ihre Dramen noch immer als Meisterwerke. Wenn nun der Geist der Griechen durch ihre uns nicht mehr gemäße Form noch immer auf uns einwirkt, bei den Tragödien der Franzosen aber das Entgegengesetzte eintritt, so ist es nicht mehr die Form, nicht mehr das Veraltete, nicht mehr die Zeit,

es sind nicht mehr bloß die Stücke, die wir tadeln, es sind die Dichter selbst, es sind Corneille und Racine, die wir für schlechte, oder wenigstens höchst unbedeutende Dichter erklären.

Die Geringschätzung der französischen Tragödie hat in Deutschland eine große Autorität für sich. Lessing nämlich, der sich im Eifer der Diskussion sogar zu der Äußerung hinreißen ließ: Man nenne mir ein Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen könnte. Wenn er damit meinte „verbessern,“ so mochte er allerdings recht haben. Ich kenne kein Werk irgend eines noch so großen Dichters, das nicht Fehler hätte und das man daher nicht verbessern könnte. Hätte er aber damit gemeint, „von vornherein besser oder auch nur ebenso gut zu machen als Corneille,“ so wäre er in einem großen Irrtum befangen gewesen, schon darum, weil Corneille ein eigentlicher Dichter war, Lessing aber in seiner Vielseitigkeit die Poesie nur nebenbei zum Ausruhen von anderer Beschäftigung trieb. Er fand seine Landsleute in der slavischen Nachahmung der Franzosen befangen und wollte sie ihnen verleiden, worin er ganz recht hatte. Er wies sie statt dessen auf das Beispiel Shakespeares hin, befolgte aber für sich selbst vielmehr die Grundsätze Diderots im weinerlichen Lustspiele und dem bürgerlichen Trauerspiele, worin er sehr unrecht hatte. Über letzteres, das bürgerliche Trauerspiel, hat ein viel mehr berufener Richter, weil selbst großer Poet, Schiller nämlich, sein Urteil in den Worten niedergelegt:

Was kann der Misere denn Großes begegnen?

„Lufretia,“ Trauerspiel von Ponsard.

(1844.)

Ich gestehe, daß ich von diesem Stücke, nach dem, was uns darüber in Journalartikeln, auch den lobenden, teils von vornherein, teils nach der Aufführung kund geworden war, nur eine sehr geringe Meinung hegte. Ich habe es gelesen und kann nicht anders als mit wahrer Achtung davon sprechen.

Nicht als ob es ein eigentlich gutes Stück wäre. Das Geheimnis, derlei zu machen, scheint in ganz Europa verloren gegangen zu sein. Aber nur wer die Schwierigkeiten einer Sache nicht kennt, pflegt überstreng zu sein; wer sich selbst versucht hat, weiß auch das Unnähernsgute zu schätzen.

Vor allem ist hier die Meinung zu berichtigen, als ob der Verfasser der *Lukretia* durch dieses Stück, im Gegensatze der romantischen Gattung, sich dem sogenannten Klassizismus zugewendet habe. Allerdings ist Zeitalter, Kostüme, Ausdrucksweise, Gesinnung — des Verfassers nämlich, nicht der Personen — dem Klassizismus entlehnt oder nahestehend; dagegen sind die Motive, Zwischenbegebenheiten, Haltung der Figuren, alles, was den pathetischen Teil der Handlung ausmacht, so völlig romantisch, daß diese *Lukretia* sich an die ersten Werke Viktor Hugos: *Hernani* z. B., vollkommen anschließt, ehe nämlich der letztgenannte, reichbegabte Dichter durch Widerspruchsgeist und die Eitelkeit, immer das Unerhörte zu sagen und das Niedagewesene zu bringen, zu jenen Verirrungen hingerissen wurde, die sein glänzendes, obwohl nie vorzugsweise dramatisches Talent völlig in Schatten zu stellen drohen. Bei Ponsards Bilde ist Leinwand und Grundierung klassisch, das Gemälde aber romantisch. Man bedenke selbst: dieser Brutus oder vielmehr Bruto (Wieh. Schon der Name ist ein romantisches Wagstück). — Also dieser Brutus, der nicht nur ein Verrückter, sondern auch der Lustigmacher des Stücks ist; überdies Hahnrei, und zuletzt eine unmögliche Person, weil ein Mann von Ehre und Gesinnung sich so viel Schmach doch nicht gefallen lassen kann; seine Gattin Tullia, die schamlose Maitresse des Prinzen; der Prinz selbst, der an die genialen Taugenichtse Lord Byrons, und die Sibylla cumana, die an die Hexe Walter Scotts erinnert, gar nicht des Erscheins der *Lukretia post factum* im fünften Aufzuge zu gedenken; das sind denn doch bei Gott romantische Elemente! Als Beweis a contrario könnte man anführen, daß das Publikum Racines und Corneilles diese *Lukretia* gar nicht zu Ende hätte spielen lassen.

Dieses Ablehnen des Klassizismus soll übrigens weder als Lob noch als Tadel gemeint sein. Mit aller Verehrung der ausgezeichneten Dichter des *Siecle de Louis quatorze* ist doch das *Siecle de Louis Philippe*, das Jahrhundert der spanischen pronunciamentos, der Juli-revolution und Daniel O'Connell von jenem erstern so himmelweit verschieden, daß an ein völliges Rückkehren der Empfindung zu jenen etwas chinesischen Formen gar nicht zu denken sein dürfte. Ponsard hat in dieser Beziehung einen glücklichen Mittelweg eingeschlagen und entweder er selbst, wenn er zur vollen Umsicht gelangt sein wird, oder seine Nachfolger auf demselben Wege können in Frankreich das eigentliche Trauerspiel wieder ins Leben rufen.

Um von der Form zur Sache zu kommen, so ist besonders der Hintergrund des Stücker als höchst glücklich behandelt zu bezeichnen. Ponsard hat ganz richtig eingesehen, daß der eigentliche Inhalt seines

Trauerspieles die Vertreibung der Könige sein müsse, und in diesem Sinne spielt durch die leidenschaftlichsten Szenen die politische Beziehung unaufhörlich durch, ja selbst der alte Tarquinius, obschon nicht unter den handelnden Personen, reiht sich doch durch den Brief an seinen Sohn beinahe körperlich unter sie ein. Bewunderungswürdig ist der Takt, mit dem er die staatsrechtliche Frage behandelt.

Die Gegner der Könige, obgleich wie natürlich republikanisch gesinnt, mischen dieser ihrer Gesinnung doch solche Elemente bei, daß sie dem jetzt in Frankreich herrschenden System kaum ein Argernis geben können und dadurch das Aufreizende verlieren, das man jetzt in Deutschland so sehr liebt, dem aber jeder echte Dichter gern aus dem Wege geht.

Von den Charakteren ist vorher etwas abschätzig gesprochen worden, aber nur in dem Sinne, als ob sie klassisch aufgefaßt wären. Ein wenig romantische Erüberanz zugegeben, ist gegen die Anlage und Haltung derselben wenig einzuwenden. Selbst die widerliche Tullia ist an sich betrachtet ganz gut, und im Stücke nur darum verwerflich, weil sie auf ihren betrogenen Gatten einen gar zu erniedrigenden Schatten wirft; vor allem aber, weil sie dramatisch ganz überflüssig ist. Für die Sibylle dagegen ist keine Gnade. Ebenso überflüssig als Tullia, und noch dazu ohne Wirkung, verunstaltet sie den dritten Akt, der durch das vortreffliche Gespräch zwischen Brutus und Valerius so gut eingeleitet war.

Sprache und Versifikation scheint, soweit es einem Ausländer darüber zu urteilen erlaubt ist, vortrefflich. Wenn historisch-antiquarische Notizen sich mitunter zu breit machen, so muß man das der Unsicherheit des beginnenden Dichters zugute halten.

Das Rhetorische in der Ausdrucksweise ist, wenn auch nicht der Poesie, doch im allgemeinen dem Bedürfnis des Theaters vollkommen angemessen. Trotz dieser Rhetorik aber geht ein solcher Faden von Empfindung durch den ganzen Dialog, es ist ein so sicherer, verteilender und vorbereitender Verstand in der Führung dieser Neben, daß man, besonders bei einem ersten Stücke, zur Bewunderung hingerrissen wird.

Von einzelnen Szenen ist die zwischen Lucretia und Brutus im ersten Akte völlig willkürlich und daher undramatisch herbeigeführt. Daß Lucretia, die sich erst am Spinnrocken als gute Hausfrau gezeigt hat, nun, da ihr Gatte mit unerwarteten Gästen ankommt, nichts Dringenderes zu tun hat, als sich mit Brutus über dies und das zu besprechen, leuchtet nicht ein. Man kann Ursachen andeuten oder supplieren, aber der Verfasser hätte sie prägnant hinstellen sollen. Gegenwärtig

ist die Szene dramatisch müßig. Ebensowenig Einfluß auf den Gang der Handlung oder auf die Gesinnung und Stellung der Personen hat die Einnengung der Sibylle. Dem Stücke einen doppelten Schluß nach Willkür der Direktion zu geben, ist unzulässig. Das Drama kennt keine Willkür. Jedes Stück hat möglicherweise nur einen Schluß. Was notwendig zu sagen ist, muß überall gesagt werden, und was nicht notwendig, muß überall wegb bleiben.

Daß Herr Ponsard ein ausgezeichnetes Talent ist, hat er gezeigt. Ob er ein eigentlicher dramatischer Dichter ist, muß die Folge lehren. Er hat sich vor allem vor dem Parteigeist und den Anlockungen der sogenannten klassischen Partei zu hüten, vor dem Romantizismus wird ihn schon die Anfeindung der Romantiker selbst bewahren.

(Über Lope de Vega.)

1.

Was die dramatische Poesie der Spanier so verschieden von der deutschen macht, ist der Charakter der beiden Völker. Der Deutsche ist weich und sentimental. Er will die Poesie ins Leben ziehen und sich mit der Wirklichkeit des Gedichtes schmiegeln. Daher interessiert ihn im Drama die Auflösung mehr als die Verwicklung; denn durch jene bekommt diese erst einen realen Gehalt. Dem Spanier dagegen ist das Schauspiel eben ein Spiel. Er gibt sich der Verwicklung mit Anteil und Begeisterung hin, hat aber nichts dagegen, ja liebt es vielmehr, wenn das Interesse aufs höchste gesteigert und der Persönlichkeit des Zuschauers gewissermaßen Gewalt angetan worden ist, durch eine abrupte Auflösung enttäuscht und sich selbst wiedergegeben zu werden; daher selbst bei dem viel konsequenteren Calderon, noch vor dem Fallen des Vorhanges, die handelnden Personen als Schauspieler das Publikum anreden und mit einem *perdonen sus muchas faltas* die Illusion zerstören. Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte; dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht. Das erstere scheint poetischer, das letztere ist es. (Griechen: Chor, Tanz, Musik beim Drama.)

Die zweite Hauptverschiedenheit entsteht aus der verschiedenen Geltung des Haupthebels der neueren Poesie, der Liebe. Bei dem Deutschen tritt sie als Gemüthsbedürfnis auf, bei dem Spanier verleugnet

sie nie ihren sinnlichen Ursprung. Er umkleidet den Naturtrieb mit Phantasie, Geist und Gefühl und veredelt ihn so zum Idealen. Aber am Ziele angelangt, oder das Ziel verfehlt, gibt er die erborgten Illusionen den Gläubigern zurück. Das Verhältniß tritt ihm in die Reihe des Natürlichen, und statt die gesteigerte Stimmung zum Thema seines Lebens zu machen, wendet er die Kraft seines Innern gebieterischen Notwendigkeiten zu. Daher ist dem Deutschen im Gang der Liebe das Ziel der poetische Glanzpunkt, dem Spanier der Weg. Die Heiraten werden im spanischen Drama mit einer Unbekümmertheit geschlossen, vor der die Sentimentalität zurückschaudert.

2.

Dem verehrten Verfasser der Studien über Lope de Vega*) ist bei der Arbeit etwas Menschliches begegnet. Er spricht von einem beinahe ungelannten Autor und behandelt ihn wie einen Bekannten.

Er geht eine Anzahl von Stücken durch, die größtentheils nicht zu des Verfassers besten gehören und die der Kommentator vielleicht eben deshalb gewählt hat, erzählt einfach und bündig Inhalt und Anlage und sucht darzutun, daß Lope nicht so planlos sei, als man ihn ausgeschrieben hat, daß selbst in seinen schwächern Kompositionen noch immer bestimmte Intentionen vorwalten und das Ganze beherrschen. Schon für das Wort: Intention statt der in Deutschland vorherrschend gewordenen Bezeichnung: Idee, sei dem Verfasser Dank gesagt. Der letztere Ausdruck führt etwas Abstraktes mit sich, das in der Anwendung dem konkreten Leben der Poesie nicht selten Schaden getan hat. Allerdings kann ein Dichter, der sich einer großen, belebenden Kraft bewußt ist, ein Allgemeines (eine Idee) an die Spitze seines Werkes stellen, wie z. B. Calderon so oft getan hat, aber gefährlich bleibt es immer und Shakespeare hat sich meistens dessen enthalten. Andererseits beruht freilich die ganze Wirkung der Poesie darauf, daß der gewählte Fall auf viele ähnlicher Art Anwendung leidet — nur dadurch entsteht Teilnahme in der Brust des Lesers. Diese Generalisierung braucht aber nur als dunkles Gefühl den Eindruck des Werkes zu begleiten, ohne sich lehrhaft und ausgesprochen als Satz und Beweis anzukündigen oder vorzudrängen.

Das Vorhandensein solcher Intentionen in den mitunter unbedeutendsten Stücken Lopes und ihre mehr oder weniger konsequente Durchführung hat der Verfasser der Studien höchst bündig dargetan,

*) Engl., Studien über Lope de Vega. — 1839.

aber theils sind diese Intentionen so wenig bedeutend, theils die Fabel, in der und durch die sie wirken, häufig so barock und bunt, daß, wenn sie getrennt von der poetischen Behandlung, für sich allein hingestellt werden, das Vorurtheil gegen Lope dadurch eher vermehrt als vermindert werden muß. Und das ist das Menschliche, das dem würdigen Enk begegnet ist. Er hat sich nicht erinnert, daß die bewundernswürdige Ausführung Lopes nur sehr wenigen bekannt ist und daß die Federzeichnung einer Rose denjenigen sehr mäßig entzünden wird, der nie Gelegenheit hatte, ihre Farbe und ihren Duft durch die Empfindung zu genießen.

Lopes Schicksale unter fremden Nationen sind bis jetzt sehr traurig gewesen. Man weiß höchstens von ihm, daß er ein Vielschreiber gewesen, dreitausend Komödien geschrieben und auf jeden Tag seines Lebens, was weiß ich? zwei- oder dreihundert Verse zu rechnen kommen. In der neuern Zeit hat Lord Holland über ihn ein Buch geschrieben und H. W. Schlegel seiner in den Vorlesungen über dramatische Kunst Erwähnung getan. Lord Holland stellt ihn mit Cervantes zusammen, wo denn der arme Lope als eine Art verunglücktes Halbgenie, als ein allerdings begabter, aber nicht viel besser als verunglückter Stribent tief unter seinen Landsmann und Zeitgenossen herabgesetzt wird. Und in der That, wenn man den unsterblichen Don Quichotte des letztern, Werk gegen Werk, mit irgend einer einzelnen Arbeit des erstern vergleicht, so scheint ein Weiser und ein Schulknabe nebeneinander zu stehen. Das Verhältniß ist aber ein anderes. Sämtliche auf uns gekommene Werke des Cervantes, so gut sie zum Theile sind, setzen dem Eindrucke des Don Quichotte und unserer Bewunderung für den Verfasser nicht ein Titelschen zu, indes man Lope de Vega noch gar nicht kennt, wenn man etwa ein Duzend seiner Stücke, und wären es seine besten, gelesen hat. Je weiter man aber in der Lesung vorschreitet, um so erstaunlicher tritt der poetische Reichthum seines Talentcs uns entgegen und endlich muß man sich gestehen, daß er, alle seine Mängel und Nachlässigkeiten zugegeben, an Naturwahrheit, künstlerischer Empfindung, Mannigfaltigkeit, Darstellungsgabe kaum seinesgleichen habe.

3.

Nicht leicht hat ein Schriftsteller so widersprechende Schicksale erlebt, als Lope de Vega in seinen dramatischen Werken. Ich sage: in seinen dramatischen Werken, da seine übrigen, die Obras sueltas, im Laufe des vorigen Jahrhunderts mit eigentlich spanischer Pracht in Quart gedruckt und herausgegeben worden sind, was auf eine fortwährende

Anerkennung derselben von Seite der Nation schließen läßt. Die dramatischen dagegen wurden seiner Zeit als ein Wunder angestaunt und sind im Laufe von zwei Jahrhunderten so rein vergessen worden, daß ein vollständiges Exemplar ihrer auf 27 Quartbände angewachsenen Sammlung gegenwärtig unter die größten bibliographischen Seltenheiten gehört.

Diese Erscheinung ist zum Theile erklärlich. Er lebte zur Zeit der Kindheit des spanischen Theaters, oder hat vielmehr dasselbe aus seiner Kindheit heraus- und herangezogen. Sein Publikum bestand nicht, wie das der bald darauffolgenden französischen sogenannten klassischen Bühne, aus den Gebildeten der Nation, sondern wie denn überhaupt in den südlichen Ländern die Absonderung der Stände nie so schneidend war, gab sich hoch und niedrig, mit einem starken Übergewichte der letztern, dem leidenschaftlich begehrten Theatergenuß hin, und er mußte auf alle Teile seines Publikums Rücksicht nehmen, wenn man auch voraussetzen wollte, daß die Vornehmen, bei aller Überbildung von einer Seite, nicht doch auch an Plattheiten und mitunter ziemlich groben Späßen Wohlgefallen gefunden haben sollten.

Allen gemein war übrigens das Streben nach Neuem und, bei der Starfgläubigkeit der Zeit, nach Unerhörtem. Mit der Wahrscheinlichkeit nahm man es nicht so genau, um so mehr, als die Spanier das Bewußtsein, daß sie doch nur ein Spiel vor sich hätten, nie ganz außer Augen setzen, wie denn selbst bei den tragischsten Stücken am Schluß eine der handelnden Personen aus ihrer Rolle heraustritt und in der wirklichen Eigenschaft als Schauspieler das Publikum anspricht, es um Verzeihung wegen der vielen Fehler bittend, und so die Illusion gerade da zerstört, wo die Dichter aller andern Nationen und Zeiten sie aufs höchste zu steigern pflegen.

Diesen Anforderungen nun trat Lope de Vega mit einer Leichtigkeit der Produktion gegenüber, die in der literarischen Welt ihresgleichen nicht hat. Einer seiner gleichzeitigen Freunde schreibt ihm 3000 Komödien zu, er selbst gesteht über 700, von denen gegen vierthalhundert gedruckt sind. Daß bei dieser großartigen Vielschreiberei an Vorbereitungen, ja selbst an die gewöhnliche Überlegung kaum zu denken war, versteht sich von selbst. Das Publikum begehrte immerfort, und er schrieb in einem fort. Später als der Heißhunger der Nation gestillt und sie, namentlich durch französische Heiraten, mit dem übrigen Europa in Verbindung getreten war, fing sie an, sich des Kindischen ihrer Vorzeit zu schämen, und in der dadurch entstandenen Reaktion gerieten dieselben Schriftsteller in Vergessenheit, die früher ihr Hochgenuß gewesen waren.

Überhaupt wird jede Nation, die sich europäisch zu bilden beginnt, anfänglich immer nach der französischen Literatur greifen. Das Korrekte und Verständig-Klare, wenn auch Abgeschwächte derselben sagt dem Geiste zu, der, eh' er neue Erwerbungen machen kann, vorerst alte Fesseln abwerfen will. War es doch in Deutschland, ja selbst in England nicht anders. Nur brauchte Deutschland nichts zu vergessen, da es nichts hatte.

Auf diese Art ist Lope de Vega der neuern Welt ziemlich unbekannt geworden. Ein paar deutsche Übersetzungen einzelner Stücke (von denen ich Halms Bearbeitung von: „König und Bauer“ ausdrücklich ausnehme) wollen nicht viel bedeuten, da man Dichter überhaupt nicht übersetzen kann, am wenigsten die Spanier, bei denen der Zauber des Ausdrucks die Hälfte des Wertes ausmacht.

Auch die Kritiker sind unsäuberlich mit ihm verfahren. A. W. Schlegel, der den Calderon so ziemlich, Lope de Vega aber wahrscheinlich gar nicht kannte, wirft ihm Pedanterie vor, indes Lope das reine Gegenteil eines Pedanten war. Lord Holland hat ein eigenes Buch über ihn und Cervantes geschrieben, in dem letzterer so hoch gestellt wird, als er verdient, indes seinem spanischen Landesgenossen geradezu der gesunde Menschenverstand abgesprochen wird.

Schacks lobenswerte Geschichte des spanischen Theaters habe ich gelesen, aber bei einem schlechten Gedächtnisse die Einzelheiten wieder vergessen; nur erinnere ich mich, daß bei allen Vorzügen des Werkes der Verfasser sich von der Schößsünde des neueren Deutschlands: der Übertreibung, nicht frei hält und geneigt ist, manches zu loben, was einen bestimmten Tadel verdient.

So ist der Vorwurf des freilich ganz unberufenen Lord Holland, daß der gesunde Menschenverstand mitunter in den Stücken Lope de Vegas zu kurz komme, völlig gegründet; nur hat er unrecht, wenn er meint: was den Stücken fehle, fehle dem Verfasser. Lope de Vega hat in den bessern seiner Dramen eine so scharfe Urteilskraft, eine so alles berechnende Überlegung gezeigt, daß das Absurde in manchen seiner Stücke irgend anderswo als in der Absurdität des Verfassers gesucht werden muß.

Um also gleich in die Sache einzugehen, kann Lope de Vega nicht jenes Absurde zur Last gelegt werden, was in dem Charakter und der Richtung seiner Zeit und seines Volkes lag. Die bis zum Lächerlichen gehenden Übertreibungen der schönen Empfindungen: Ehre, Liebe und Glaube (als Aberglaube nämlich) gehen so sehr durch alle Schriftsteller jener Zeit und sind namentlich von Calderon so sehr auf die Spitze gestellt worden, daß unserm Autor daraus kein Vorwurf gemacht werden

kann, und zwar um so weniger, als aus vielen Stellen hervorgeht, daß er über diese Erbsünden des Mittelalters viel richtiger gesehen hat als die meisten seiner Zeitgenossen. Voje de Vega war ein prosaisch heller Kopf, und nur als Dichter gab er sich — abgerechnet davon, daß die Muttermilch doch auch sein Inneres tingiert hatte — jenen Schwärmereien hin, die sein Publikum verlangte, und die dem Dichter, als Farbe und Gestalt gebend, willkommen waren und immer willkommen sein werden, da das Geistige als solches keine Gestalt hat und das Licht keine Farbe.

(Über Shafespeare.)

I. Hamlet.

Wenn Tieck behauptet, Polonius habe anfangs die Liebe Hamlets zu Ophelien begünstigt, ja Hamlet habe Opheliens letzte Gunst genossen, so bleibt nach dieser Voraussetzung unbegreiflich, wie Polonius eine Unterredung zwischen beiden veranstalten kann, die er den König auffordert zu behorchen. Mußte der Vater nicht fürchten, daß Hamlet, dem die Anwesenheit der Lauscher unbekannt war, durch eine oder die andere Äußerung dem Könige das doppelte Spiel seines Ministers verraten könnte? Würde sich ferner jemals Ophelia zu dieser Szene hergegeben haben, wenn sie fürchten mußte, daß ein einziges Wort des vormals begünstigten Liebhabers ihre Schande dem Vater und dem Könige bekannt machte? Wenn sie den Prinzen jemals in letztem Grade begünstigte und sich nun, auf Geheiß des Vaters, von ihm zurückzog, war es nicht natürlich, daß bei erster Gelegenheit, da er sie allein traf, ihr Hamlet das Vergangene in den bestimmtesten Ausdrücken vorwarf?

Sch beneide Tieck als Mensch und bedaure ihn als Dichter, wenn er die Wirkungen der Schwermut, des Zerfallenseins mit sich und der Welt so wenig kennt, daß er das Betragen Hamlets gegen Ophelien nur dadurch erklären zu können glaubt, daß er einen bestimmten Grund der Verachtung gegen sie in dem Prinzen voraussetzt. Im Brüten über seinem dunkeln Vorhaben versunken, ist für ihn die ganze übrige Welt nicht da, und wenn er sich ihrer erinnert, so geschieht es mit dem innersten Ekel gegen sie und alle ihre Verhältnisse. Seine Empfindung für Ophelien war gewiß nie viel mehr, als ihr Vater und Bruder gleich anfangs vernunten, nur daß das arme Mädchen leichte

Neigung mit warmer Leidenschaft erwiderte. Die Erscheinung des Geistes verwischte jede Spur jenes Eindruckes in dem Prinzen. Zu furchtbaren Dingen bestimmt, den Mächten jenseits des Grabes verbündet, hört jedes menschliche Verhältniß für ihn auf. Mit diesem Gefühle und mit tiefem Mitleid über das in seinen schönsten Hoffnungen getäuschte Kind tritt er zu Ophelien mit herabhängenden Strümpfen, unordentlicher Kleidung, in jenem jammernswerten Zustande, den Ophelia beschreibt. Wie wahr ist jenes Bild, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet! Selbst der sinnliche Trieb, in solchem Zustande der brütenden Versunkenheit, hört auf, eine aktive Potenz zu sein, und verbreitet sich mit einer gewissen passiven Stumpfheit über die ganze Existenz. Als er nun noch das Zurückziehen Opheliens und das Aufschauern des Vaters bemerkt, glaubt er wohl gar beide im Einverständniß mit seinen Feinden, und nun ist sein ganzes Betragen erklärt. Unter diesen Umständen bleibt Hamlets Benehmen gegen Ophelien zwar immer verlegend; wenn man aber eine vorausgegangene höchste Vertraulichkeit voraussetzt, wird es empörend, und Hamlet erscheint als ein roher Unmensch.

Wer in Ophelien die Unschuld nicht erkennt, der hat noch wenig Unschuld gesehen.

Wenn man Hamlet für gar so kleinnützig und unfähig für die That hält, die auf ihn gelegt ist, vergißt man denn, daß, da er Polonius durch die Tapete ersticht, er wirklich glaubt, den König zu treffen? Nicht ohne Kraft ist Hamlet, aber seine Kraft ist durch die Schwermut dekomponiert, durch die Schwermut, die, abgesehen von seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit, ihn überfallen mußte, wenn er nach dem Tode seines Vaters, voll schrecklicher Ahnungen, aber ohne Gewißheit, voll Abneigung gegen seinen Oheim, ohne eigentlichen Grund zum Hass, mißtrauisch gegen seine Mutter und alle Welt, zur Untätigkeit verdammt, seine Tage in ermüdendem Einerlei hinschleppte; dann, vergißt man denn, durch wieviel ihm die That erschwert wird? Seine Mutter, zum Theile Mitschuldige des Verbrechens, das er rächen soll. Der zu Strafende, sein Oheim, sein nächster Verwandter, der in seiner frühern Jugend ihm gewiß achtungsgebietend gegenüberstand. Ferner soll die That in der Mitte der Anhänger des Tyrannen geschehen, und Hamlet hat sich nicht nur über einen geraubten Vater zu beklagen, sondern auch über eine geraubte Krone. Den Mörder töten, und dann selbst getötet werden, konnte Hamlets Absicht nicht sein. Vielmehr, nach vollbrachter Strafe, die Krone selbst zu tragen.

Schwermut tritt nicht bloß bei Schwäche ein, sondern auch, wenn gleiche Gründe für und gegen eine Handlung sprechen, vornehmlich

aber, wenn Aufforderung zur Thätigkeit da ist, aber kein bestimmtes Ziel. Da arbeiten sich alle Kräfte ab und erlahmen endlich. Eine solche Lage war jene Hamlets vor der Erscheinung des Geistes. Nach der Erscheinung ist jener Zustand einmal da, und bei wem je derselbe einmal habituell geworden ist, der weiß, wie schwer man ihn abschüttelt, ohne darum gerade schwach zu sein. Nur ein ungemischtes, rein bestimmendes Tatgefühl kann herausreißen; von welcher Art ist aber die Tat, zu der Hamlet durch das Gespenst aufgefordert wird? Wie viel spricht dagegen? Welche Interessen und Gefühle werden dadurch nicht verletzt? Ein solches Thätigkeitsziel kann einen Schwermütigen nicht bestimmen. So war Timoleon schwermütig ohne Vorwurf der Schwäche, nach der Ermordung seines Bruders, die er doch dem Grundsatz nach billigte, und blieb es (worüber ihn auch Plutarch hart anläßt) durch lange Zeit, bis die rein erhebende Bestimmung, Syrakus zu befreien, ihn seiner Schwermut auf immer entriß.

*

Man hat so viel über den Hamlet geschrieben. Das Wort des Rätsels ist die Schwermut, in die der Mensch gerät, wenn er durch gerechte Bedenkllichkeiten am Handeln gehindert wird. Kommt endlich der unabweisbare Moment der Tat, dann bricht das unterhöhlte Dasein zusammen und räumt den Platz der frischen rücksichtslosen Thätigkeit, die Fortinbras repräsentiert. Nicht als ob Shakespeare das gedacht hätte, denn derlei Abstrakta fallen einem echten Dichter beim Selbstschaffen nicht ein, es liegt aber zum Grunde, und wer außer dem Gemütseindruck noch eine Rechtfertigung braucht, mag nur diese dafür nehmen.

II. Macbeth.

Einer der vortrefflichsten und, soviel ich weiß, am wenigsten bemerkten Züge in Shakespeares Macbeth liegt in dem gerade umgekehrten Verhältnis des Anteils, den Macbeth und seine Gattin am Entschlusse zur Tat und dann an der Tat selbst nehmen. Shakespeare hat hier nicht bloß Macbeth und seine Gattin, er hat Mann und Weib überhaupt geschildert. In Lady Macbeths Seele ist im ersten Augenblicke der Entschluß reif. Sie ist das Weib, das nach Empfindungen, im Guten und Schlimmen, handelt. Macbeth sträubt sich lange gegen die Idee, obschon (wie richtig) alles, was er vorbringt, nicht sowohl aus der Tugend des Menschen, als aus der Ehre des Soldaten fließt. Lady Macbeth bestimmt ihn zur Tat. Aber jetzt, da gehandelt werden

soll, kehrt sich auf einmal das Verhältniß um. Macbeth schaudert, aber handelt; sein Weib, die Entmenschte, die Verlockerin, war vor ihm in Duncans Zimmer, sie hatte die Dolsche in der Hand — *had he not resembled my father as he slept, I had done't!* — Ich ärgere mich oft über mich selbst, daß ich die Idee, etwas zu schreiben, nicht aufgebe, wenn ich so was gelesen habe.

Eines fehlt meinem Gefühle nach im Macbeth. Die Erfüllung der Hexenprophezeiung an Banquo nämlich. Die Erscheinung Banquos in der Zauberhöhle, zugleich mit acht Königen, seinen Enkeln, leistet nicht genug, denn wer weiß, ob das wahr ist, was die da vorspiegeln. Wenn der entronnene Fleance am Schlusse des Stückes noch einmal eingeführt worden wäre, wie das doch leicht möglich war, so hätte eine einzige Rede Malcolms, wodurch er etwa dem Fleance (dem er durch irgend etwas verbunden sein könnte) eine Anwartschaft auf den Thron versichert, viel wirken und hierdurch gleichsam das Stück abrunden und in sich vollenden können. Ich meinstheils hätte mich vielleicht um die Geschichte nicht gekümmert, hätte Malcolm in der Schlacht fallen, Fleance statt Macduff Macbeths Schicksale erfüllen und ihn von dem dankbaren Volke zum Könige ausrufen lassen, wodurch freilich das wohlthuende Gefühl über die Wiedereinsetzung der Söhne des Gemordeten und die Wiedereinrichtung der aus ihren Fugen gegangenen Zeit weggefallen wäre. Zugleich ist zu bemerken, daß für Engländer, die überzeugt waren, daß ihr eben regierender König Jakob von Banquo abstamme, der Erfolg der Weissagung dalag und das Gefühl befriedigt war. — Man mag Shakespeare anzapfen, wo man will, es ist ihm nichts anzuhaben.

Welch glücklicher entsetzlicher Zug, daß Macbeth den schon eingeleiteten Mord Banquos seiner Frau verheimlicht, sie noch auffordert, ihn beim Mahl, zu dem er wohl weiß, daß Banquo nicht mehr kommen kann, aufmerksam zu behandeln. — Vielleicht ist Macbeth das größte Werk Shakespeares, das wahrste ist es ohne Zweifel.

Man hat sehr viel über die Gabe großer Dichter gesprochen, die verschiedenartigsten, ihrem eigenen Selbst fremdartigsten Leidenschaften und Charaktere zu schildern, und manche haben gar viel von Beobachtung und Studium des Menschen gesagt und gemeint, Shakespeare habe in Bierhäusern, unter Karrenschiebern und Matrosen die Züge zu seinen Macbeths und Othellos zusammengesammelt und dann, wenn das Bündel voll gewesen, sich hingesezt und ein Stück draus zusammengesetzt. „Ganz gut!“ Das rühmen die Schüler allerorten.

Ist aber noch keiner ein Weber geworden! Ich glaube, daß das Genie nichts geben kann, als was es in sich selbst gefunden, und daß

es nie eine Leidenschaft oder Gesinnung schildern wird, als die es selbst als Mensch in seinem eigenen Busen trägt. Daher kommen die richtigen Blicke, die oft ein junger Mensch in das menschliche Herz tut, indes ein in der Welt Abgearbeiteter, selbst mit scharfem Beobachtungsgeist Ausgerüsteter nichts als hundertmal gesagte Dinge zusammenstoppelt. Also sollte Shakespeare ein Mörder, Dieb, Lügner, Verräther, Undankbarer, Wahnsinniger gewesen sein, weil er sie so meisterlich geschildert? Ja! Das heißt, er mußte zu dem allen Anlage in sich haben, obschon die vorherrschende Vernunft, das moralische Gefühl nichts davon zum Ausbruch kommen ließ. Nur ein Mensch mit ungeheuren Leidenschaften kann meiner Meinung nach dramatischer Dichter sein, ob sie gleich unter dem Zügel der Vernunft stehen müssen und daher im gemeinen Leben nicht zum Vorschein kommen. — Ich wollte, irgend ein Dichter läse das!

III. Othello.

Die Deutschen betrachten den Shakespeare als den vollkommenen Abdruck der Natur. Wenn sie ihn, und zwar mit Recht, über alle Dichter der neuern Zeit setzen, so ist es vor allem die Wahrheit seiner Dichtungen, die sie dabei im Auge haben. Nun ist merkwürdig, daß diese Naturwahrheit nicht überall und jederzeit gefühlt worden ist. Voltaire, ein so begabter Mann, als je einer in der Welt war, und dabei in einigen seiner Dramen ein nicht zu verachtender Dichter, hat ziemlich abschätzig von Shakespeare gesprochen, und wenn man ihn, nicht mit Unrecht, als besangenen betrachten wollte, so war der zweitgroße Dichter Englands, Lord Byron, dem es an Sinn für Naturwahrheit keineswegs fehlte, von den Vorzügen seines großen Landmannes nichts weniger als durchdrungen. Woher nun diese Verschiedenheit des Urtheils in einer Sache, die sich doch jederzeit gleich bleiben sollte und gleich bleibt, wie Natur und Wahrheit? Zur Lösung dieses Räthsels bietet nun Othello, das psychologisch getreueste Bild menschlicher Leidenschaft, einen willkommenen Beitrag. Tago's Ohrenbläselei, seine abgerissenen Reden, der Kampf in Othello zwischen Liebe und Verdacht, nichts kann wahrer sein: so entsteht die Leidenschaft, so wächst sie, so steht sie endlich furchtbar da — aber nicht in so kurzer Zeit. Shakespeare gibt häufig ein compendium, ein précis, ein abrégé der Natur, statt der Natur selbst. Wozu kaum fünf Akte ausgereicht hätten, das wird hier in den Raum eines einzigen (des dritten) zusammengedrängt. Othello hat seinen Leutnant entlassen, mehr der Dienstordnung zuliebe, als daß er ihm gram wäre. Er findet ihn,

nicht ingeheim, sondern ohne alle verdächtigen Nebenumstände bei seiner Gattin, um ihre Vorbitte anzusehen. Sie bittet wirklich vor. Was ist einfacher, natürlicher, unschuldiger? Und doch wird es Iago möglich, in dem Raum eines einzigen Aktes seinen Verdacht zu einer solchen Höhe zu steigern, daß der Rest des Stückes kaum noch etwas hinzufügt, als den Mord. Ich übergehe die Geschichte des Luchses, das für sich schon keine ernsthafte Prüfung aushält. Daß Desdemona ein so wertres, vielbedeutendes Liebespfand als gewöhnliches Schnupftuch gebraucht, dürfte wohl kaum als natürlich betrachtet werden. Shakespeare geht immer den Weg der Natur, er kürzt ihn aber häufig ab. Das ist zugleich die Wahrheit und Unwahrheit seiner Poesie.

Nicht anders ist es mit den Charakteren. Desdemona ist ein Engel an Reinheit, vielleicht der himmlischste Charakter, den ein Dichter je geschaffen. Wie kam es aber, daß diese zarte, furchtsame, kindlich anhängliche Natur heimlich aus dem Hause ihres Vaters entfloß? Man kann sich da ganz genügende Möglichkeiten denken. Wenn aber Shakespeare an der Wahrheit ihres Charakters lag, so hätte er durch Angabe des von ihm gedachten Verlaufes vor allem diese Inkongruenz aus dem Wege schaffen müssen. — Daß Iagos Charakter unmöglich sei, wird ziemlich allgemein zugegeben, und ich will es zur Ehre der menschlichen Natur glauben.

Da wären denn eine Menge Fehler! Wie kommt es denn aber, daß wir bei der Darstellung oder bei gehöriger Lesung von diesen Fehlern gar nicht gestört werden, daß sie wie lauter Vortrefflichkeiten auf uns wirken? Shakespeares Wahrheit ist eben eine Wahrheit des Eindrucks, und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt seiner Verkörperung ist so übermächtig, daß wir an die Möglichkeiten gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns steht. Die Gabe der Darstellung in diesem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müssen, auch wo wir sie nicht verstehen.

Zu diesen Abkürzungen der Natur ist er aber wahrscheinlich durch sein Publikum gezwungen worden, die bunte Begebenheiten und keine psychologischen Weitläufigkeiten wollten. Zugleich durch den Inhalt seiner Stoffe, die er fertig vorfand, als Wirklichkeiten aufnahm und von denen er nur höchst selten abwich.

Wir aber, die wir ähnliches mit unendlich geringern Kräften anstreben, mögen uns dieser Fehler nur bewußt werden und in Shakespeare ein Vorbild, aber nicht ein Muster erkennen. Nur dem Gange des Genies folgt das Gefühl der Nothwendigkeit auf dem Fuße nach; wir andern müssen Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit fest im Auge behalten und werden nur überzeugen, wo wir uns rechtfertigen können.

IV. Maß für Maß.

Gerwinus hat in seinem absurden Kommentar über Shakespeare nicht übel Lust, dieses Stück mit Othello in eine Reihe zu stellen, ja seiner albernen Ansicht nach, daß das Herausstellen des Lehrhaften den Hauptvorzug eines dramatischen Werkes ausmache, sieht er sich sogar genötigt, ihm Vorzüge vor jenem Meisterstücke Shakespeares einzuräumen. Nun hat aber Maß für Maß allerdings meisterhafte, unübertreffliche Züge, gehört aber darum doch nichtsdestoweniger unter die mittelmäßigen Stücke Shakespeares. Von vornherein schadet dem Stücke, daß es auf absurde Voraussetzungen gebaut ist. Ein Gesetz, daß jeder, der sich mit einem Frauenzimmer fleischlich vergangen hat, mit dem Tode zu bestrafen sei, ist höchstens in Tausend und einer Nacht unter einem märchenhaften Kalifen denkbar. Dadurch bekümmert das Ganze etwas Willkürliches, das zwar in den ergreifenden Szenen verschwindet, aber doch immer dunkel nebenher schwebt, das Ganze zum Spiel stempelt und aus dem Leben auf die Schaubühne verweist. Das hat auch Shakespeare ganz richtig empfunden und in keinem seiner ernsthaften Stücke dem Komischen einen so beträchtlichen Raum gegönnt. Dieses Märchenhafte erstreckt sich auch auf den Verfolg der Handlung. Dieses Unterschieben Mariannens für Isabella und so manches andere kann man sich recht wohl gefallen lassen, um sein Vergnügen nicht zu stören; niemand wird aber glauben, ein Stück Leben vor sich zu haben, was doch eigentlich die Aufgabe des Drama ist. Das Hauptverdienst sind die Charaktere, namentlich der Isabellens, der allerdings unter das Vortrefflichste gehört, was Shakespeare je in dieser Art hervorgebracht hat. Nur hat es mit den Charakteren Shakespeares ein eigenes Bewandnis. Alle sind gleich vortrefflich angelegt und werden auch ebenso gehalten, wenn es der Gang der Handlung erlaubt. Das ist auch mit seinen Hauptpersonen in seinen vortrefflichsten Stücken immer der Fall. In den Stücken zweiten Rangs aber legt er die Charaktere nach den hervortretenden Hauptbegebenheiten an, macht er sich kein Gewissen daraus, wenn er seine Lust an ihnen gebüßt oder das Bunte, wohl gar Absurde der Handlung ihrer Entwicklung im Wege steht, sie auf die Seite zu schieben und für eine Zeitlang ganz auf sie zu vergessen. Das ist ihm sogar, in einem seiner unbestrittenen Meisterwerke, mit der Figur der Lady Macbeth geschehen. Sobald sie ihren Zweck, den Gatten zum Mord anzuspornen, erreicht hat, schiebt er sie, weil er keinen Platz mehr für sie hat, beiseite, und sie bekommt dadurch bis zu ihrer letzten unübertroffenen Szene etwas Untergeordnetes, ja Angst-

liches, was eben Tiefs — der keinen Fehler in Shakspeare zugeben will und lieber das Ganze als einen kleinen Teil aufgibt — verleitet hat, sie für eine zärtliche Gattin und gute Mutter zu erklären. So ist es auch mit Isabellen. Von vornherein ist sie einer der herrlichsten Charaktere, die je ein Dichter in seiner Begeisterung geschaffen hat. Daß sie hier auch schon Unanständigkeiten und Zweideutigkeiten ohne Zeichen des Widerwillens hinnimmt, wollen wir mit dem Charakter der Zeit entschuldigen, der allerdings minder ekel war, als der unsere; von dem Augenblicke aber, als Marianne auftritt und die Handlung ins Märchenhaftbunte übergeht, vergißt sie ihre frühere Strenge so weit, daß sie sich die unsäuberliche Vermengung ihrer Person mit der Mariannens, das Sündhafte des fleischlichen Vorgangs, ohne Widerrede gefallen läßt und höchstens zum Schluß wieder einen Weg in das Edle ihrer Natur findet. Ja, ganz zuletzt wird über die Charakterstärke, die sich früher dem klösterlichen Leben bestimmt, zu einer Heirat mit dem Herzog ohne viel Fragens verfügt. Auch der Charakter Angelos mit seinen unbestreitbaren guten Eigenschaften, die denn auch zum Schlusse bei seiner Begnadigung postuliert werden, im Gegensatz seiner Schändlichkeit und Worthüchigkeit, gehört so ziemlich ins Gebiet der Fabel und des Unmöglichen. Daß von allen Schuldigen zuletzt nur der mindest Schuldige, der plauderhafte Lucio allein bestraft wird, ist eine schreiende Satire auf den Titel: Maß für Maß. Selbst als Komposition betrachtet, ist das Stück fehlerhaft, durch den vierten Akt nämlich, der ganz inhaltslos und nur da ist, um die Handlung bis zum fünften Akt fortzuspinnen, welche Fünfszahl damals wohl kanonisch war, wie die vielen Totschlägereien im Trauerspiel.

Damit soll kein Tadel gegen Shakspeare ausgesprochen sein, der auch in diesem Stücke so viel Herrliches geleistet hat, daß es hinreichte, einen andern Dichter, als einziges, für alle Zeiten zu adeln. Der Tadel gilt jenen stumpfsinnigen Kunststrichern, die, ohne Geschmac auf der Zunge und aus sachunkundiger Lobhudelei, sich an den naturwüchsigen Meisterwerken desselben Dichters veründigen, indem sie dieses Stück mit ihnen in dieselbe Reihe stellen.

(Walter Scott.)

Man ist so weit gegangen, Walter Scott mit Shakespeare zu vergleichen, ja wohl gar zusammenzustellen. Etwas Verrückteres läßt sich wohl nicht leicht denken! Gerade das, worin man sie verwandt finden will: die Charakteristik, begründet die ungeheuerste Verschiedenheit. Alle Charaktere Shakespeares haben das bestimmteste Leben; durch eine geniale Anschauungsgabe, einen Blick in die innerste Werkstätte der menschlichen Natur aufgefaßt, entwickeln sie sich mit einem eigenthümlichen Organismus, sie sind da; selbst ihre scheinbaren Widersprüche gleichen sie durch die siegende Beweiskraft der Existenz aus. Shakespeare gab seinen Personen keine Charaktere, sie stellten sich ihm schon mit einem vollständigen Charakter begabt vor. Scott macht Charaktere: manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Geschick; immer will er vorher, eh' er schafft, und seine gelungnenen Züge können die Absicht nie verleugnen. Er ist ein scharfer Beobachter; was er beobachtet hat, weiß er lebhaft und gewandt hinzustellen, aber jede seiner Personen ist, genau betrachtet, eine Mehrheit von Zügen, die erst ein ordnender Verstand zur Einheit gebracht hat, indes bei Shakespeare alles aus der Einheit der innern Anschauung hervorgeht, und aus dieser erst die Mannigfaltigkeit der oft scheinbar widersprechenden Eigenthümlichkeiten hervorgeht. Was man durch Welt- und Menschenkenntnis, durch Studium der Geschichte und Psychologie, durch Beobachtungsgeist und Scharfsinn erlangen kann, hat Scott alles, und er sei gepriesen um deswillen! Aber der eigentliche Mittelpunkt, das unerklärte Lebensprinzip fehlt seinen Figuren, und er kann von dieser Seite keineswegs auf eine hohe Stufe Anspruch machen. Seine Personen scheinen daher auch nur bestimmte Charaktere zu haben, solange er sie beschreibt, so lange sie in Ruhe sind, so lange von ihnen gesprochen wird; sobald sie handeln, schüttelt der zusammengetragene Bau, und sie bekrunden immer mehr und mehr ihren Ursprung: den Begriff.

Was die Anordnung der Fabel betrifft, so sind mir die Details darüber nicht so gegenwärtig, da ich leicht vergesse, was ich ohne besondern Anteil lese. Meistens scheinen aber die Begebenheiten interessant zu sein (wobei freilich nicht entschieden wird, ob sie diesen Vorzug der Erfindungskraft des Verfassers oder der Treue des Chronisten verdanken, aus dem sie genommen sind). Die Verknüpfung derselben ermangelt selten der Konsequenz.

In Bezug auf die Darstellung ist zwischen der Schönheit der Form und der Lebendigkeit und Wirksamkeit zu unterscheiden. Erstere hat vielleicht noch kein Dichter, der zu einem Namen gelangte, so sehr vernachlässigt, als der Verfasser der Romane, die unter Scotts Namen gehen. Eine breitere, wortreichere Prosa kann kaum in einer juristischen Deduktion vorkommen, und jedes Streben nach Schönheit ist so ganz daraus verbannt, daß wohl noch niemanden die Lust angekommen ist, wie einem doch sonst begegnet, eine oder die andere Stelle zum zweitenmale zu lesen. Wenn Scott wirklich der Verfasser dieser Romane ist, was ich jedoch sehr bezweifle, so ist diese Verflöschung der Form das Sonderbarste, was einem so geübten Versifikateur begegnen kann. Diese Einleitungen! Diese ersten Bände! Oft trägt diese mit Umständlichkeit verbundene Breite zwar allerdings zur Bildlichkeit des Dargestellten bei, öfter aber noch ermüdet sie bis zum Überdruß.

Die Wahrheit der Darstellung nun ist beinahe durchgehends sehr groß, und hierin liegt eigentlich das Hauptverdienst des Verfassers und der Hauptgrund seiner Wirkung auf das Publikum. Seine Schilderungen aller Art sind unübertrefflich. Wo die Erzählung in das Dramatische streift oder der Ausbruch der Leidenschaft das Lyrische erfordert, ist die Schwäche des Autors. Man kann kühn von ihm als Dichter behaupten, daß er weder im eigentlichen Epos noch im Drama oder in der höhern Lyrik etwas Bedeutendes zu leisten vermöge. Er ist auf die Erzählung beschränkt; braucht es mehr, um ihn von jeder eigentlich höhern Rangstufe auszuschließen?

Der Hauptmangel endlich ist der Abgang des Gewahrwerdens eines über dem Ganzen schwebenden, erhabenen, überlegenen Geistes. Wenn Homer in seinem Stoff gleichsam unterzugehen, mit ihm eins zu sein scheint, so ist der Stoff darnach, und alles was die Erde Hohes und Großes kennt, findet darin einen Raum. Wenn aber ein Stoff, wie der des Ivanhoe oder Waverley, und der Geist eines Verfassers sich so vollkommen decken, so entsteht für letztern unmöglich die Vermutung einer besonderen Ausgebreitetheit.

Das Obengesagte gilt eigentlich wohl nur zum Teil von Walter Scott. In einigen seiner bessern Werke, seiner besten Charaktere ist wirkliche Anschauung. Das gilt besonders von seinen zum Teil öfters wiederkehrenden Lieblingspersonen; der Raum aber neben diesen ist selbst in seinen vorzüglicheren Hervorbringungen mit solchen Begriffswesen ausgefüllt, die er sich leicht ersparen könnte, wenn er unbedeutend ließe, was unbedeutend ist, und sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, durchaus einmal charakteristisch sein zu wollen.

Zur Literaturgeschichte.

(Um 1860.)

1.

Die Zeit dürfte nicht entfernt sein, wo die Deutschen das Übertriebene und Unausführbare ihrer politischen Bestrebungen einsehen werden. Damit ist aber noch wenig getan. Die politischen Überzeugungen sind nur der ins Praktische hineinragende Teil des Ideentrefses einer Nation, und Zweige und Schößlinge wegschneiden ist ein schlechtes Auskunftsmittel, solange die Wurzel in der Erde bleibt. Es muß daher ausgesprochen werden: die ganze Bildung der deutschen Nation in den letzten zwanzig Jahren war eine falsche. Vielleicht gilt dasselbe von ganz Europa mit Ausnahme von England. Das gehört aber nicht hierher. Wenn der Mensch in sich gehen will, muß er seine eigenen Fehler im Auge haben, ohne sich um die der übrigen zu bekümmern.

Wenn ich die letzten zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre als den Wendepunkt dieser Verlehrung ausspreche, so geschieht dies nicht willkürlich. Eine auffallende Erscheinung nach außen verbürgt eine gewaltige Änderung nach innen. Dieses äußere Merkmal ist der Eigendünkel.

Ich will hier vor allem die Literatur ins Auge fassen, einmal da ja doch von der Bildung die Rede ist, dann weil die neuere Bewegung hauptsächlich von Ideen ausgeht, deren Ausdruck und Verbreitung vor allem ins Gebiet der Literatur gehört. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von den exakten und Naturwissenschaften die Rede sein kann. Diese gehen, wenn einmal der erste Anstoß gegeben ist, durch Erfahrung und Experimente geleitet, von selbst ihren Weg, haben aber in ihrer Objektivität auf die Ausbildung des Subjekts, um die es sich hier handelt, nur geringen Einfluß. Philosophie, Geschichte, Theologie wenn man will, und die Kunst; alles was auf Gemüt, Charakter und die Wichtigkeit des Verstandesgebrauches einwirkt, habe ich hier im Auge.

Um also wieder in die Reihenfolge zurückzukommen: die Deutschen waren bei ihrem ersten Erwachen aus säkularischem Schlafe in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine wackere, tüchtige, pflichtgetreue, vor allem aber bescheidene Nation. Zu letzterem hatten sie auch alle Ursache. Hinter ihren Nachbarn zurückgeblieben, bei ihren

ersten Fortschritten auf die Nachahmung angewiesen, war kein Grund zur Selbstüberhebung. Ja, als die Literatur später mit reißender Schnelligkeit einen bedeutenden eigentümlicheren Charakter annahm, blieb sie der alten Nationaleigenschaft getreu. Kants Philosophie ist die wissenschaftliche Anerkennung der menschlichen Beschränktheit. Wenn Goethe sich mitunter anmaßender gab, so war es etwa mehr aus Ärger über die Spießbürgerlichkeit seiner Landsleute; sich den schöpferischen Geistern früherer Jahrhunderte gleich- oder wohl gar voranzusetzen, ist ihm wohl nie eingefallen. Selbst als die unmittelbar auf Kant folgenden Philosophen nebst den Gebrüdern Schlegel zuerst den Ton des Absprechens und der Selbstüberschätzung anschlugen, blieb die Neuerung doch größtenteils im Kreise des Schulstaubes und berührte die Nation wenig. Schon nachhaltiger wirkte, durch August Wilhelm Schlegel veranlaßt, das Buch der Mad. Staël de l'Allemagne. Es war das erste Zeichen der Anerkennung von seiten des Auslandes und wirkte mit der Stärke eines befriedigten Bedürfnisses, da die unleidliche französische Unterdrückung den Nationalgeist wachzurütteln angefangen hatte.

Der eigentliche Wendepunkt aber waren die Befreiungskriege. Deutschland hatte, freilich mit der Beihilfe von halb Europa, den Sieger der Welt beslegt, ja was noch mehr, die Nation glaubte zum erstenmal nicht auf Geheiß oder im Interesse ihrer Fürsten, sondern aus sich selbst etwas getan zu haben. Ein praktisches Ferment kam in die nur für Abstraktionen und Idealitäten eingerichteten Gemüther. Die Gärung war ungeheuer und zeigte sich in Monstrositäten. Zugleich war das Ausland zuerst auf die Deutschen als ein ihnen ebenbürtiges Nachbarnvolk aufmerksam geworden. Eine Bildung, die sie nicht geahnt, eine Literatur, von deren Dasein sie nichts gewußt, fiel ihnen mit der ganzen Gewalt des Unerwarteten in die Augen. Der Eindruck mußte um so stärker sein, als die Glanzperiode der europäischen Literatur längst vorüber war und die deutsche, als von gestern, den Ansichten und Bedürfnissen von heute am meisten entsprach.

Überhaupt hat die deutsche Literatur, aus der Ferne angesehen und für denjenigen, der sie nur zum Theile kennt, etwas ungemein Befremdendes. Da ihr Unterscheidendes darin besteht, die Peripherien jeder Sphäre auszudehnen und die Gattungen zu vermischen, so bekommen ihre Hervorbringungen einen Anschein von Reichthum, der aber nur zu bald verschwindet, wenn man sich überzeugt hat, daß der Umkreis weit, das Innere aber arm an Erfüllung, um nicht zu sagen, leer ist. Darum staunen die Franzosen die deutsche Philosophie an, die sie nicht kennen, Lord Byron glaubte sein Urbild von Poesie in der deutschen zu finden,

und die Freigeister aller Nationen haben keine Ahnung, daß die deutschen Himmelsstürmereien nur die weitere Ausführung des von ihnen ausgegangenen Aufstoßes sind.

Unglücklicherweise fiel diese Anerkennung des Auslandes und das Erwachen der eigenen Schätzung gerade in eine Zeit, wo auch die Glanzperiode der deutschen Literatur sich ihrem Ende nahte. Goethe, der einzig übriggebliebene, war Deutscher genug, um sich in der letzten Hälfte seines Lebens in die verschiedensten Richtungen zu zersplittern und die Wärme seines Innern minder als Folge des Alters, als durch die Verteilung in das unermessliche All bis zur Lauheit abzuschwächen. Überhaupt haben die sogenannten goldenen Zeitalter der Literaturen das Traurige, daß ihnen gewöhnlich ein um so ärmlischeres unmittelbar nachfolgt. Nationen von Geschmack und gesunder Urteilskraft sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß ihnen alles Heil in der slavischen Nachahmung zu liegen scheint, indes die Völker, bei denen jene Eigenschaften weniger die Grundlage des Charakters ausmachen, sich aufgefordert fühlen, das Vorhandene zu überbieten, weiterzuschreiten, wie man's nennt, und das ist eben jene Ausdehnung des Umkreises, von der ich vorher sprach, indes die Mitte leer bleibt. Die Deutschen, ihrem Streben nach Gründlichkeit zufolge, geborne Kritiker, hatten bald die Mängel ihrer großen Geister weg. Sobald sie nur diese Fehler vermieden, glaubten sie unschuldigerweise, die Vorzüge würden sich von selbst einstellen, und so das Wissen mit dem Können verwechselnd, wagten sie sich kühn in die äußersten Fernen der menschlichen Entwicklung.

Das Palladium dieser Entwicklung nun und der Mittelpunkt des menschlichen Wesens ist die richtige Empfindung, die Wichtigkeit nicht als Wahrheit genommen, sondern als Widerspruchslosigkeit, als Übereinstimmung aller Faktoren des Auffassungs- und Tätigkeitsvermögens. Das ist so wahr, daß selbst das Letzte des Verstands- und Vernunftgebrauches, die Überzeugung, kein Denkergebnis, sondern eine Empfindung ist, das Zeugnis des Innern, daß das unwiderleglich Bewiesene mit dem Gesamtvorrathe des ihm als wahr Geltenden übereinstimme. So wie auf der andern Seite, was aber nicht hierher gehört, eine zweite Empfindung, das Gewissen, den praktischen Verstandesgebrauch leitet und abschließt. Sie ist der Verbindungsknoten, in dem die geistige und animalische Natur des Menschen zusammentreffen, das artikulierte Gefühl und der unartikulierte Gedanke. Ihr Ausdruck ist die Anschauung, die Art und Weise, wie der Mensch im ungetrennten Gebrauche seiner Fähigkeiten und Eigenschaften die Dinge und Begebenheiten in sich aufnimmt.

Was nun diese Empfindung aus sagt, ist schon darum nicht unbedingt wahr, weil das halb Animalische des Gefühls darin eine so große Rolle spielt. Es ist daher allerdings die Aufgabe des Geistes, den Komplex der Empfindung in jedem Einzelnen zu trennen, das Individuelle des Eindrucks auf allgemeine Geltung zu bringen und sich der Gründe und Folgen bewußt zu werden; zu behaupten aber, daß der eine Teil der menschlichen Natur das Recht habe, an die Stelle des Ganzen einzutreten, ist lächerlich. Der Trieb, die Neigung, das Instinktmäßige sind ebenso göttlich, als die Vernunft, und das einzige Faktum der Begeisterung mit all dem Großen, was je durch sie geschah, reicht hin, um die isolierte Denkwirtschaft der Marktschreierei zu überführen. Der Verstand oder wenn man will die Vernunft, kann vielleicht folgerichtig dahin gelangen, an der Realität der wirklichen Dinge zu zweifeln; wer aber wirklich daran zweifelt, ist ein Narr.

Die Denkraft nun, die Hand in Hand mit der Empfindung geht, ist was man den gesunden Menschenverstand nennt. Mit ihm allein kommt man allerdings in den höheren Bereichen der Wissenschaft nicht weit, ihn aber gänzlich aus den Augen zu verlieren, macht das Denken zum Grübeln und führt zum Unsinn.

Dieses Unglück nun ist über Deutschland durch die neueste Philosophie gekommen. Hegel, wenn nicht einer der schärfsten Denker, doch gewiß einer der größten Denkfünftler aller Zeiten, hatte zugleich viel zu viele gesunde Urteilskraft, um auf seine monströsen Resultate oder vielleicht auf seine verrückte Methode zu verfallen, wenn nicht seine unmittelbaren Vorgänger dem natürlichen Verstandesgebrauche so schreiend Hohn gesprochen hätten. So aber baute er auf ihrem schwankenden Boden fort und das Gebäude mußte daher notwendig schief ausfallen.

Inmerdar bleibt sein Wirken merkwürdig für alle Zeiten, als ein, wenngleich verunglückter Versuch, das Rätsel der Welt im Wege des reinen Vernunftgebrauches aufzulösen. Zugleich enthält es einerseits so viele Analogien mit der Wahrheit, daß man manchmal über die scheinbare Nähe erschrickt, anderseits macht es keine Schande, das nicht erreicht zu haben, was ganz zu erreichen vielleicht unmöglich ist.

Das Unglück war nur, daß seine Zeit an seine Resultate, vor allem aber an seine Beweise geglaubt hat, die unbewiesener sind als das zu Beweisende selbst.

Der Schade, der dadurch angerichtet wurde, ging nach mehreren Seiten. Erstens kam dadurch der natürliche Verstandesgebrauch in Mißkredit. Der Verstand, dessen Aufgabe die Entfernung von Widersprüchen ist, wurde einer sogenannten Vernunft untergeordnet, die sich mit der Erzeugung von Widersprüchen beschäftigt, oder vielmehr der Wider-

spruch selbst ist, der, nachdem er in seinem Gange die Mondfässer der Ideen erzeugt, selbst in der Gottheit nach augenblicklicher Ruhe als ein gekehrter Gedankenhasen zu neuem Kreislauf, eine Bewegung ohne Bewegtes, wieder aufgejagt wird.

Zweitens, indem man alles durch das Klügeln Unaufgelöste mit dem Schimpfnamen des Unmittelbaren belegte, wurde das ganze Reich der Empfindungen mit dem Charakter des Unvollkommenen, Schwächlichen, Aufzuhebenden gestempelt und die Wärme des Gemüthes verwandelte sich in Erhizung des Kopfes, um so mehr, als selbst das höchste Zeugnis der Empfindung: die Freiheit des Willens in ein sich Bewußtwerden und sich Gefallenlassen der Notwendigkeit aufgelöst worden war.

Das letzte Ergebnis endlich, und was am meisten hierher gehört, war ein maßloser Eigendünkel. Wie sollte auch eine Zeit, die ihren Geist als die Inkarnation des göttlichen betrachtete, der die ganze Natur „durchsichtig“ war, die den Schlüssel zu allen Rätseln der Welt gefunden hatte, anders sein als hochmütig, hochmütig als Menschen und kraft des Erfinderprivilegiums, hochmütig als Nation. Der nationale Eigendünkel wurde nur noch durch ein anderes unmittelbar darauffolgendes Ereignis erhöht: das Entstehen der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft. Der Veranlasser dieser geistigen Richtung, ein so außerordentliches Sprachgenie und auch sonst so vielseitig begabter Mann, daß man seinesgleichen unter den ähnlich Strebenden aller Zeiten vielleicht kaum findet, hatte aber unglücklicherweise in der Mischung seines Wesens einen bedeutenden Anteil Phantasie, die, wenn sie sich in die Untersuchung mischt, gar leicht in Phantasterei umschlägt. Es war vorauszusehen, daß das neue Fach, nachdem einmal die Hauptsache getan war, als ein leichtes Mittel, durch Fleiß, Nachbeterei und Koterieprotektion, auch ohne alles Talent zu Beachtung, Geltung, wohl auch Ehrensold zu gelangen, bei jenem Heer unbegabter Literaten, mit denen uns die Vielwisserei der deutschen Universitäten bis zum Ekel versieht, den größten Anklang finden werde. Was im höchsten Grade schätzbar gewesen wäre, wenn zwei oder drei berufene Geister sich damit beschäftigt und die Resultate der Welt mitgeteilt hätten, artete in einen literarischen Landsturm aus, durch den alle Bibliotheken durchstöbert und Schund aller Art, wenn er nur alt- oder mittelhochdeutsch war, zu Tage gefördert wurde. Teils in der Freude des Findens, teils weil man sich doch nicht um nichts geplagt haben wollte, übertrug man den sprachlichen Wert des Gefundenen auf den Inhalt und sprach von Meisterwerken, wo man von Unbedeutendem, aber mit Rücksicht auf Zeit und Umstände noch immer Erfreulichen, hätte reden sollen.

Dadurch wurde nun dem überflutenden Eigendünkel der letzte Damm weggerissen. Dieser Damm lag in dem Bewußtsein, daß die deutsche Bildung in der allgemeinen europäischen die letztegekommene, abgeleitete, durch Nachahmung entstandene sei. Nun aber schien sich zu ergeben, daß die Nation schon im fernen Mittelalter den übrigen vorausgestanden, daß sie durch ihre Selbstschätzung nur verjährte, unverlierbare Rechte wieder in Anspruch nehme.

Genau genommen hätte gerade die mittelhochdeutsche Poesie zur Bescheidenheit auffordern sollen, da mit Ausnahme des räthselhaften Nibelungenliedes, die übrigen epischen Gedichte die Nachbildung aus dem Französischen selbstbekennend und selbstempfehlend an der Stirne trugen.

Darauf nahm man aber um so weniger Rücksicht, als selbst diese Blüte der Poesie nur der Nachklang einer frühern, vorweltlichen, mastodontisch-ichthyosaurischen sein sollte. Da schon Hegel die Geltung des Talentcs in Zweifel gezogen hatte und es dem unbegabten Bedanten zupass kam, das Vorrecht der Begabung abzuleugnen, so träumte man von Gedichten ohne Dichter. Man ließ die Epen aus Volksliedern entstehen, die wer immer aus dem Pöbel gemacht und nur irgend ein mittelhochdeutscher Bedant auf gut Glück zusammengesetzt hatte. Auf diese Art fand sich die ganze Nation zu Dichtern erhoben und kraft der Volkspoesie war kein Grund, warum nicht jeder poetische Schmierer unserer Tage sich als ein Vorarbeiter für künftige Iliaden oder Odysseen betrachten sollte.

Diese Ansicht fand um so mehr Beifall, als während der letzten Jahrzehnte in Deutschland wie in ganz Europa das Talent sich selten gemacht hatte, ja in Deutschland, wo bei dem immerwährenden Zersprechen und Vermitteln jede Konzentration des Gemüthes unmöglich geworden war, ganz abhanden kam. Was an bildender Kraft abging, sollte durch den Inhalt ersetzt werden, und da es den matten Seelen an jeder Eigentümlichkeit fehlte, wurde dieser Inhalt unmittelbar von der Straße genommen.

Dieser von der Straße genommene Inhalt, indem er für das Vergangene das Phantom der Volkspoesie erzeugte, brachte für die Gegenwart die politische Poesie hervor.

2.

Nicht leicht ist die Geschichte je in so hohem Ansehen gestanden, als bei den neuesten Deutschen. Und mit Recht. Die Naturwissenschaften beiseite gesetzt, und solange es keine Philosophie gibt, ist die Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes. Freilich ist ihr Nutzen

größenteils ein negativer. Sie zeigt uns den Hochmut, den Eigennutz, die Leidenschaften, die Irrthümer, die von jeher an den Geschicken der Welt gerüttelt haben, und lehrt, sich davor zu hüten; aber eben dadurch wird ihr Nutzen auch positiv, denn wenn man erst alle falschen Wege bezeichnet hat, fände man wohl auch den rechten. Wer eine solche Ansicht des Menschengetriebes für zu dunkel hielte und dagegen die unleugbaren Fortschritte der Welt zum Bessern anführte, mag in bezug auf das Trübe der Ansicht unsere Zeit und die nächstverslossene betrachten; was aber den Fortschritt betrifft, nicht vergessen, daß einzelne ausgezeichnete Männer der Tat, des Wissens und der Kunst allerdings wie Leuchttürme ihr Licht auf ganze Generationen und Epochen geworfen haben; anderseits aber den glücklichen Umstand in Anschlag bringen, daß das Gute und Rechte, abgesehen von ihrem inneren Wert, auch noch den äußern haben, daß sie der Nutzen aller, gegenüber dem Eigennutz des Einzelnen, sind, so daß jeder Gewinn- und Ehrsuchtige im großen das ganze Menschengeschlecht gewissermaßen aus dem nämlichen Motiv gegen sich hat, und der gewalttätige Frevler zuletzt nicht sowohl besiegt als erdrückt wird.

Wenn man nun aber der neudeutschen Verehrung der Geschichte näher nachforscht und, wie in einem Kaufladen, außer der Aufschrift auf der Büchse, in die Büchse selber hinein sieht, so wird die Freude über jene Wertschätzung sehr vermindert. Da ist denn die Geschichte der sich selbst realisierende Begriff, und noch dazu mit nachweisbarer Notwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Hier hört auf einmal der praktische Nutzen der Geschichte auf, und sie bekommt dafür einen theoretischen Heiligenschein. Sie ist das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits durch die Geschichte erst gemacht wird. Die Vergangenheit zu erforschen, wäre ein Geschäft für die Schwachköpfe, die nicht die Gabe haben, sie aus der Gegenwart zu deduzieren, und der Geschichtschreiber hätte sich vielmehr an die Zukunft zu wenden, um sie, gleichfalls mit Notwendigkeit, im voraus zu bestimmen. Man sage nicht, daß diese Ansichten einer halbverrückten Philosophie unserer wirklichen Geschichtschreibung aufgedrungen seien; in den Werken unserer ausgezeichnetsten Historiker finden sich Spuren davon und werden diese Werke, trotz ihrer Vorzüge, einer aus der Trunkenheit erwachten Nachwelt geradezu ungenießbar machen. Warum ich von dieser Verirrung der Geschichte spreche, ist, weil sie ihren Einfluß auch auf die Literargeschichte ausgeübt hat, von der ich eben sprechen will.

Zwischen dieser, der Literargeschichte, und der Menschen- oder Völgengeschichte, zeigt sich nun gleich von vornherein ein ungeheurer Unter-

schied, der nicht nur ihren Gegenstand, sondern auch ihren Wert und Nutzen betrifft. Die Begebenheiten der Völlergeschichte sind vergangen, und sie zu erforschen und richtig zu stellen, ist die Hauptaufgabe des Historikers; die Begebenheiten der Literargeschichte, die Werke der Schriftsteller sind noch heute da, wie vor Jahrhunderten, ja vor einem Jahrtausend. Homer und Shakespeare stehen vor mir auf meinem Pulte, und ich kann jeden Augenblick sie mir vergegenwärtigen, nicht bloß die Nachricht von ihnen, sie selbst, als ob ich mit ihnen zugleich lebte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse, in denen sie sich befanden, sind allerdings wichtig zum Verständniß ihrer Werke, aber das leistet die Völlergeschichte, und es braucht dazu keine weitere Beihülfe. Biographische Nachrichten erläutern manches, vor allem die Mängel der Schriftsteller; die Welt lebt aber von ihren Vorzügen. An dem Schriftsteller mehr Anteil zu nehmen als an seinen Schriften ist eine sentimental-verhättselnde Manier, die nur dazu dient, verunglückte Halbgenies mit dem Troste zu erquicken, was sie alles Erstaunliches geleistet hätten, wenn Zeit und Umstände ihnen günstig gewesen wären.

Wenn auf diese Art die eigentlichen Fakten der Literargeschichte, die Werke der bedeutenden Schriftsteller, jedermann ohnehin zugänglich sind, so bliebe ihr als Historie nichts übrig, als von den Unbedeutenden zu sprechen. Die mögen aber nur unbekannt bleiben. In der politischen Geschichte ist das Volk oder (wenn ich die Besten weggenommen habe) der Pöbel nicht ohne Bedeutung; er fügt den Unternehmungen der hervorragenden Männer die physische Kraft bei; in der Literatur ist der Schriftstellerpöbel nur da, um durch Nachahmung das Gute zu entstellen und dem Schlechten eine längere Dauer zu geben; mit Ausnahme der Zeiten, die von Originalität und Genialität träumen, wo derlei Subjekte Albernheiten auf eigene Faust treiben.

Man könnte mir einwenden, daß die Literargeschichte wenigstens für jenen Teil des Publikums ihren Wert behalte, der, andern Beschäftigungen hingegeben, nicht Zeit und Gelegenheit hat, von den Werken ausgezeichneter Schriftsteller selbst Kenntniß zu nehmen, sowie daß für dasselbe Publikum, ja für einen Teil der die Literatur ex professo treibenden Personen, das richtige Verständniß jener Werke mitunter schwierig sei und daher eine Nachhülfe nötig mache. Aber nebstdem, daß letzteres schon aus dem Felde der Geschichte in das der Kritik übergeht, spare ich mir die Besprechung dieser beiden Punkte für den weiteren Verfolg auf.

Mit alledem will ich nicht von der Literargeschichte übel gesprochen haben. Sie hat mir selbst zu viel Vergnügen gemacht, als daß ich es nicht dankbar erkennen sollte. Der Mensch will alles wissen; er soll

über alles denken. Außer der Wißbegierde (ich nenne so, wenn man etwas wissen will, was innern oder äußern Nutzen gewährt) gibt es auch eine erlaubte, ja löbliche Neugier, die vor allem den geistreichen Menschen befällt und unablässig nach Befriedigung strebt. Ich eifere nur gegen den in neuerer Zeit prätendierten Nutzen der Literargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Literaturzweige und zähle sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indes sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen, vermehren, auf der andern Seite den Gesichtskreis ins Unermessliche erweitern, so daß endlich jene innere Konzentration immer schwieriger wird, ohne die eine Tat oder ein Werk nicht möglich ist. Im Mangel dieser Konzentration liegt aber der Fluch unserer Zeit.

Wie wenig gering ich von der Literargeschichte denke, zeigt schon die Überschrift dieser Blätter. Ich habe nämlich versprochen, nicht über, sondern zur Literargeschichte zu sprechen, also einen Teil Geschichte selbst und zwar, wie ich mich jetzt näher erkläre, zur Literargeschichte der Gegenwart. Daß ich hierbei, nach der Natur meiner eigenen Beschäftigungen, vor allem die Poesie im Auge habe, wird wohl jedermann schon von vornherein vermutet haben. Ich werde hierbei keine Werke beurteilen oder Namen nennen; mir ist es um das Ganze der Erscheinung und ihre Gründe zu thun. Wenn ich hierdurch in den Tadel verfallte, den ich kurz vorher über jene ausgesprochen habe, die aus dem Boden der Geschichte gar zu gern in den der Kritik übergehen, so bleibt allerdings wahr, daß, wer die Geduld hat, all das Mittelmäßige und Schlechte zu lesen, das der Historiker als solcher sich nicht ersparen kann, wohl kaum je die Gabe haben wird, ein berechtigtes Kunsturtheil zu fällen, indes der künstlerisch Begabte nie den Ekel überwinden wird, den eine solche nichts sagende Lektüre mit sich führt. Ein Dichter aber, und ein solcher schmeichle ich mir zu sein, dürfte wohl, mit Vernachlässigung des Einzelnen, seine Meinung über den allgemeinen Standpunkt abgeben dürfen.

Eigentlich ist Geschichte der Gegenwart ein Widerspruch. Die Gegenwart ist ein Augenblick, ein Jetzt, das im nächsten Augenblick in die Zukunft übergeht, von der wir nichts wissen, anderseits aber sich an die nächste Vergangenheit knüpft, die man wohl unter dem Namen der Gegenwart auf ein sogenanntes Menschenalter ausdehnen kann: soweit die Jetztlebenden sich zurückerrinnern, und zwar um so mehr, wenn dieser Zeitverlauf zugleich einen Wendepunkt in sich schließt, wo er denn zur Epoche wird. Ein solcher Wendepunkt hat nun in der deutschen Poesie allerdings stattgefunden, und er dürfte so ziemlich mit Schillers Tode zusammentreffen; der große Goethe hat ihn zwar

um viele Jahre überlebt; aber an der Poesie zuletzt fast nur durch den Wechselverkehr mit seinem Freunde festgehalten, gab er sich von da an immer mehr und mehr den Naturwissenschaften hin, und seine spätern poetischen Erzeugnisse haben, bei diesem getheilten Interesse, dem Verfall der Poesie eher Thür und Thor geöffnet, als ihr einen wirksamen Damm entgegengesetzt. Hiervon, so frevelhaft es klingen mag, vielleicht später mehr.

Die erste Erscheinung dieser neuen Epoche: die Abnahme des Talents, mit einem immer sich mehrenden Beischnack von Talentlosigkeit, darf uns, was die bloße Abnahme betrifft, weder wundern noch beschämen. Die unmittelbar vorausgegangene Periode war eben das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, ja der deutschen Literatur überhaupt. Alle Literaturen haben solche Glanzperioden, deren Gründe zum Theil erklärbar, theils so unerklärlich sind, als alle Erscheinungen der geistigen und körperlichen Natur. Nach einigen anregenden Vorläufern erscheinen ein, gewöhnlich aber zwei große Dichter, welche die Poesie mit einem Ruck auf eine bis dahin nicht geahnete Stufe erheben. Die Nation fühlt sich auf den neuen Weg hingewiesen, die Sprache gewinnt Farbe und Gestalt; Gleichgestimmte werden sich ihrer dunkeln Begabung bewußt; die der allgemeinen Richtung Widerstrebenden werden durch die Gewalt des Mittelpunktes zu einer gewissen Konzentrität gezwungen. Selbst das Mittelmäßige arbeitet sich zur Angemessenheit und Brauchbarkeit empor. So weit ist alles erklärlich. Aber die große Masse und Bedeutendheit der Talente auf einem Punkt, verglichen mit der früheren Dürre und der darauffolgenden spätern, obgleich den Nachgekommenen das Beispiel der großen Männer mit den Gleichlebenden gemeinschaftlich ist: darin liegt das Räthelhafte der Sache.

Diese Glanzperioden haben nämlich für die nächste Zukunft etwas Gefährliches. Nationen von Geschmack und gesundem Urtheil sind von der Vortrefflichkeit des Vorhergegangenen so durchdrungen, daß sie in der genauen Nachahmung das einzige Heil sehen und so allgemach in leeren Formalismus geraten, indes Völker, denen jene Eigenschaften im mindern Grade eigen sind, meinen, das Vortreffliche zu haben, das sie nur besitzen, und sich gedrungen fühlen, darüber hinauszugehen. Fortschreiten nennt man es. Unsere Landesgenossen haben diesen letztern Weg erwählt. Wie es kam, lohnt der Mühe, betrachtet zu werden.

Die Deutschen waren von dem Zeitpunkte an, als die Faust aufhörte, den Wert zu bestimmen, die bescheidenste Nation der Erde. Aus ihrer politischen Bedeutung herabgesunken, von ihren Nachbarn, nicht an löblichen Eigenschaften, wohl aber an Macht, Glanz und Bildung übertroffen, fiel es ihnen nicht ein, von sich selbst groß zu denken. Sie

hatten bereits eine große Literatur, und sie maßten sich noch keiner Überhebung, ja kaum einer Vergleichung an. Wenn Goethe den oft wiederholten Ausspruch tat: „nur die Lumpen seien bescheiden,“ so fühlte ganz Deutschland, erstens, daß es dem alten Herrn selbst nicht geschadet hätte, wenn er etwas bescheidener gewesen wäre; dann, daß er dabei wohl nur gemeint habe, wie er eben nicht Lust empfinde, gegen irgend einen seiner Zeitgenossen demüthig zu sein, worin er ganz recht hatte. Selbst die Vormänner der Literatur waren sich bewußt, als die Letztkommenen, sich an fremden Mustern herangebildet zu haben, und sie schämten sich weder ihrer Lehrlingschaft, noch verleugneten sie ihre Lehrer. Die Annahmen der Schlegel, die Selbstüberhebung der romantischen Philosophen hielten sich im Kreis der Schule, und die Nation blieb bescheiden wie vorher. Es fehlte nämlich, was auch den einzelnen über sich selbst aufklärt: die fremde Anerkennung.

Diese Anerkennung wurde Deutschland durch das Werk der Madame Staël de l'Allemagne zu theil. Obwohl sie selbst ihren Gegenstand größtenteils nur aus fremder Zurechtung kannte und bei ihrem Lob, wie ihr Vorgänger Tacitus, nach einer andern Seite aggressive Hintergedanken im Sinne hatte, so hob sich doch durch die Darstellung der geistreichen Frau, in der Weltsprache geschrieben, das literarische Deutschland wie eine neu entdeckte Insel aus dem Weltmeere der Jahrhunderte empor. Das Überraschende des Eindrucks, dort, wo man nichts als Leere vermutet hatte, eine vollständige und bedeutende Literatur zu erblicken, dazu der Umstand, daß die übrigen Literaturen Europas eben damals gar nichts hatten und die deutsche, als von gestern, der Empfindungs- und Anschauungsweise von heute am gemäßigtesten entgegenkam, wirkte magisch, und der Lichtglanz nach außen verklärte, zurückgeworfen, das Land. Hierbei ging es freilich wie mit der gerühmten Weisheit der alten Agyptier; man lobte, was man nicht kannte. Überhaupt hat die deutsche Literatur, unbeschadet ihrer Vorzüge für den, der sie kennt, etwas ungemein Bestechendes für den, der sie aus der Entfernung betrachtet. Das kommt von der Vermischung der Gattungen. Man mengt die Philosophie in die Poesie, und dafür wieder letztere in jene. Naturwissenschaft und Geschichte strozen von sogenannten Ideen, die in ihrer Halbwahrheit überraschen. Dadurch werden die Umkreise ins Ungeheure ausgedehnt, und man muß scharf hinsehen, um zu bemerken, daß die Mitte häufig leer ist.

In dieser Geistesstimmung fanden uns die Befreiungskriege, die den kulturhistorischen Abschluß der früheren Literaturperiode bilden, wie Schillers Tod den literarischen. Deutschland hatte damals seine Schuldigkeit getan und wohl auch mehr. Die Unabhängigkeit der deutschen

Gauen war errungen. Sie hatten, und zwar, wie sie gütigst voraussetzten — allein — den Selben des Jahrhunderts besiegt, nicht auf Geheiß ihrer Fürsten, sondern gewissermaßen selbst gegen den Willen derselben, aus eigenem Antriebe, freiwillig, durch Volksmacht. Ein neues tausendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe schien angebrochen. Wer alt genug ist, um sich jener Zeit, als ein damals schon Gereifter, lebhaft zu erinnern, wird sich leicht die Ungeheuerlichkeiten vergegenwärtigen, die das erwachte Nationalgefühl an das Licht der Sonne brachte.

Augenblicklich wirkte das noch nicht auf die Literatur. Die Schlachtenjäger der Zeit hielten sich so ziemlich in den Fußtapfen Schillers, und Goethe, obgleich politisch bemakelt, blieb der Abgott der Nation.

Unglücklicherweise mußte aber der außerordentliche Mann selbst dem Verderben in die Hand arbeiten. Einerseits erging es ihm wie jedem, der widerstrebt; indem er sich nicht fortreißen lassen will, nähert er sich unwillkürlich der entgegengesetzten Seite mehr als billig. Mit Ausnahme Lord Byrons (wo denn der Engländer und der Lord auch mit in Rechnung kommen) widmete er seine Anerkennung nur dem Wirkungslosen, Abgeschwächtruhigen. Trotz seiner anderweitigen Beschäftigungen konnte er doch nicht unterlassen, sich von Zeit zu Zeit poetisch auszukünden, was aber so nebelhaft, abstrus und matt geriet, daß nur eine alte Garde von Hochgebildeten den Einbruch der Barbaren in sein Feldlager mühsam abhielt. Ich habe mich in dem Bisherigen so ziemlich als ein Freund des Alten dargestellt; demungeachtet aber muß ich bekennen, daß der Dalai-Lamadienst der damaligen Goetheaner nicht so absurd, aber bedeutend abgeschmackter war, als die Burschikosität unserer heutigen Feuer- und Wassermänner.

Da geschah etwas, was der Urteilsfähigkeit der deutschen Nation auf ewig zur Schande gereichen wird. Ein obskurer Skribler schrieb falsche Wanderjahre, in denen er Goethe offen angriff, und mit einem Schläge, sozusagen über Nacht, fielen zwei Dritteile Deutschlands von dem für alle Zeiten ehrfurchtgebietenden Großmeister ihrer Literatur ab. Es wurde offenbar, daß, mit Ausnahme seiner Jugendwerke, Goethes übriges Wirken der Nation fremd geblieben und seine Verehrung nichts als Nachbeterei war.

Die entstandene Bresche stürmte das junge Deutschland. Die Masse war froh, auf die früheren Nebelbilder und Schauesen wenigstens etwas Substantielles zwischen die Zähne zu bekommen, und die Verwilderung machte reißende Fortschritte.

Vielleicht wäre bei der sehr geringen Begabung der damals tätigen Geister die Wirkung nur eine vorübergehende gewesen, wenn nicht zwei

andere Faktoren tätigst mitgewirkt hätten; die seit den Befreiungskriegen immer fortwuchernden politischen und Freiheitsideen, dann und vor allem: die Hegelsche Philosophie.

Die erstern machten es jedem Tropf möglich, den Anteil des Publikums zu gewinnen, wenn er nur gegen die Gewalt ankämpfte, den Fürsten bittere Wahrheiten sagte und alles Heil vom Volke, will sagen: von seinen Lesern erwartete. Ja, diese Ideen wirkten nach einer zweifachen Seite. Selbst die Dichter wurden besser, als sie waren, wenn sie, beim Mangel eigener Begeisterung, sich an der allgemeinen begeisterten. Wie einer sich am Ofen wärmt, wenn ihm die eigene Wärme ausgeht, oder die Bauernbursche und Mägde, die sonst kein Wort zu sagen wissen, witzig, ja in ihrer Art geistreich werden, wenn das Gespräch auf versteckte Zweideutigkeiten und Unanständigkeiten fällt. Vielen dieser politischen Gedichte kann man eine gewisse Anerkennung nicht versagen, indes die Verfasser, als ihnen das Handwerk in dieser Richtung gelegt wurde, entweder ganz verstummten oder über keinen andern gedentbaren Gegenstand etwas nur Leidliches vorzubringen wußten.

Es ist hier nicht der Ort und ich bin wohl auch nicht imstande, die Hegelsche Philosophie philosophisch abzuschätzen, was übrigens auch nicht notwendig sein dürfte, da sie ihre Geltung bei allen Vernünftigen bereits verloren zu haben scheint. Wir ist nur um ihren Einfluß auf die übrige Literatur zu tun. Und der war nun: der maßloseste Eigendünkel. Was Wunder auch? Die Natur war durchsichtig geworden, die Schlüssel zu allen Rätseln der Welt waren gefunden. Gott war nur noch ein Rattenkönig aus Menschen, oder vielmehr er war ein Deutscher, da die Deutschen ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen, indem sie ihn demonstrierten und allein begriffen. Da die Entwicklung des objektiven Begriffes den immerwährenden Fortschritt notwendig in sich schloß, so konnten die Mitlebenden nicht zweifeln, ihren Vorgängern unendlich überlegen zu sein, wenn nicht an Talent, doch durch die Höhe des Standpunkts, auf den alles ankam. Wir haben erlebt, daß bei einer Schiller-Feier der große Mann entschuldigt wurde, daß er sich mit der Ausschmückung von romantischen Aberglauben befaßt habe, aber daran trage seine Zeit die Schuld, und nicht er. Wenn Goethe bei den Wortführern in großer Achtung blieb, so verdankte er es weniger seinen Vorzügen, als seinen Fehlern, worunter eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht gehört, so daß das Moralische dem Tatsächlichen untergeordnet wird.

Über ihren Mangel an Talent trösteten sie sich damit, daß unsere Zeit eine Übergangsperiode sei, und ihr Augenmerk ging besonders auf die Zukunft, der sie die Richtung vorzeichneten und den Weg

pflasterten. Daß auf diesem Wege das Außerordentliche kommen müsse, zweifelten sie keinen Augenblick. Ich erinnere mich hierbei eines politischen Zeitungsschreibers aus dem Jahre 1848, der sich wunderte, daß die allgemeine Revolution noch keinen großen Mann hervorgebracht habe, indes doch die Revolutionen die großen Männer auf die Oberfläche brächten; was auch allerdings wahr ist, wenn nämlich eben große Männer wirklich vorhanden sind.

Dieser Eigendünkel und die damit zusammenhängende Geistesverwirrung schien durch nichts mehr gesteigert werden zu können, und doch geschah es von einer entgegengesetzten Seite, und zwar durch einen Wissenszweig, der für jeden Deutschen höchst interessant wäre, und für den er sich den Urhebern zu wahren Danke verpflichtet fühlen muß, nur daß die eingerissene Übertreibung und Nachbeterei auch hier dem an sich Erfreulichen den Samen des Schädlichen beizumischen verstand. Ich meine die deutsche Sprach- und Altertumswissenschaft. Es fand sich auf einmal, daß die deutsche Nation eine urpoetische sei, obgleich die aufgefundenen Gedichte, mit Ausnahme des rätselhaften Nibelungenliedes, den fremden Ursprung eingeständlich und offen an der Stirne trugen. Man postulierte antediluvianische, mastodontisch-ichthyosaurische Volksepen oder doch Fragmente derselben, die nur ein mittelhochdeutscher Pedant zusammengesetzt und so das Außerordentliche auf mechanischem Wege hervorgebracht hatte. Die Volkslieder, die niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen.

Es theilten sich demzufolge die Dichter in mehrere Richtungen. Die Ideendichter, die irgend einem halb verrückten Satze einen ganz ausgereizten und verkrüppelten Körper anzupassen strebten; die Altertümelnenden und Volkstondichter, und endlich die Dichter des Wirklichwahren, die nämlich ihre eigenen lumpigen Zustände für so bedeutend hielten, daß sie dieselben von Mund auf in den Himmel der Poesie einzubürgern hofften.

Ich habe früher von der Talentlosigkeit unserer Zeit gesprochen. Damit meinte ich keinen gänzlichen Abgang des Talentcs. Eine solche Zeit war nie und wird nie sein. Es gibt aber auch eine Talentlosigkeit, die dadurch entsteht, daß man sich Aufgaben stellt, zu deren Ausführung die Kräfte bei weitem nicht zureichen, und endlich noch eine andere durch die Befolgung ganz falscher Grundsätze. Die richtigen Grundsätze, oder mit andern Worten: die wahre Ästhetik, wenn es je eine solche gibt, ist ziemlich gleichgültig. Die richtigen Grundsätze sind mehr oder weniger unbewußt im Talente selbst enthalten, wie im

gesunden Menschenverstande die Logik und in der Rechtschaffenheit die Moral. Wie man denn schon früher bemerkt und oft wiederholt hat, daß die großen Dichter da waren, ehe es eine Aesthetik gab. Wenn auf diese Art die wahre Aesthetik entbehrlich und für jeden Fall durch das Studium der großen Vorbilder zu ersetzen wäre, so ist dafür eine falsche Aesthetik geradezu verderblich, indem sie in ihrer aus allen Fächern des Wissens zusammengestoppelten Rüstung der Waffenlosigkeit der Anschauung weit überlegen ist und, indem sie Worte und Begriffe gebraucht, die auf einem andern Felde Wert, ja Würde haben, die Produktion an sich selber irre macht und einem falschen Standpunkte zutreibt. Auf einem falschen Standpunkte aber erlahmt jedes Wirken.

In dieses traurige Geschäft, das in früherer Zeit die Kunstphilosophen betrieben, traten nun, insolge der gestiegenen Werthschätzung der Geschichte, die Kunsthistoriker ein. Mitunter ganz gescheite, ohnehin höchst unterrichtete Leute, hatten sie nur einen Fehler, den nämlich, daß sie von ihrem Gegenstande nichts verstanden, daß sie gar nicht wußten, was Poesie allenfalls sein dürfte. Außer dem lächerlichen Streben, die aufeinanderfolgenden Erscheinungen der Literatur mit Notwendigkeit aus einander abzuleiten, war es ihnen hauptsächlich um die Fällung eigener Kunsturtheile zu thun, wobei sie den künstlerischen Standpunkt in einem fort mit dem kulturhistorischen vermischten und der Poesie Zwecke andichteten, die allerdings die höchsten Aufgaben der Prosa sind. Ein guter Bürger und tüchtiger Landmann muß man sein, und nicht mit der Phantasie sich auf den Standpunkt eines solchen versetzen. Die politische und bürgerliche Freiheit ist ein schönes Ding, aber die Wege dazu müssen mit dem Verstande erwogen und angebahnt werden, und nicht mit dem poetischen Hallo. *Exempla sunt odiosa.*

Aber soll denn die Literaturgeschichte bloß Fakten geben und die Urtheile ganz ausschließen? Keineswegs, sie soll sie geben; aber als Geschichte, historisch. Es ist interessant, zu wissen, wie die Mitlebenden über einen Dichter geurtheilt haben, in welcher Geltung er bei der darauffolgenden Zeit gestanden, und wie die berufenen Geister henzutage über ihn urtheilen. Es ist interessant, zu wissen, daß die *Accademia della Crusca* Tassos befreites Jerusalem verwarf, was den Verfasser veranlaßte, es umzuarbeiten, d. h. zu verschlechtern, so daß man später die Verbesserung wegwarf und das ursprünglich Verworfenene bewundert. Es ist interessant, zu wissen, daß Shakespeare unmittelbar nach seinem Tode von Beaumont und Fletcher verdrängt wurde und er vergessen blieb, bis anderthalb Jahrhunderte später ein Schauspieler ihn wieder zu Ehren brachte. Selbst urtheilen sollen nur Sachkundige, und das ist man nicht, wenn man weiß oder wohl auch lebhaft fühlt,

daß Schiller und Goethe große Dichter sind und Lessing ein vortrefflicher Kopf war.

Wenn auf diese Art die Nachhilfe zum bessern Verständniß der Literatur wegfällt, so ist der zweite Vortheil der Literaturgeschichte, daß dadurch die Communitäten der Literatur aller Zeiten und Völker dem Lesepublikum bekannt werden, noch viel problematischer. Vielleicht waren die Dichter früherer Zeiten nur darum um so viel besser als die heutigen, weil sie, mit Ausnahme der Klassiker, die fremden Literaturen gar nicht kannten. Ich spreche hier nicht von den Wissenschaften, sondern von der Poesie. Ein Dichter muß seine eigene Empfindung aussprechen, und das Publikum ihn ebenso mit der eigenen genießen. So lächerlich es ist, wenn man in eine vorgeschrittene und gewissermaßen fertige Literatur die Nationalität hinterher einführen will, ebenso gewiß ist, daß nur jene Literaturen Kraft und eigentliche Geistesfrische zeigen, die vom nationalen Standpunkte angefangen haben. Mit Abstraktion, d. h. von einem fremden Standpunkte aus, zu genießen, ist ein trauriges Vorrecht der Literatoren selbst, traurig, weil sie an ihrer wahren Empfindung als Menschen häufig ebensoviel einbüßen, als sie an der Erweiterung ihrer Empfindungsfähigkeit als Literatoren gewinnen. Es ist schon die Übersetzung fremder Dichter, besonders wenn ihre Formen sehr künstlich sind und man sie möglichst genau übersetzen will, ein halbes Unglück. Die in einer solchen Übersetzung kaum zu vermeidenden verrenkten Redensarten und das daraus entstehende Wortgepolter erzeugen bei den der Originalsprache Unkundigen die Meinung, die Dichter selbst hätten sich auf eine so ungeschickte und verworrene Art ausgedrückt, was in der Nachahmung dieser Vorbilder die schauerlichsten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht ist unsere poetische Sprache hauptsächlich durch solche wortgetreue Übersetzungen verdorben worden. Nun erst die Darstellungen, Inhaltsangaben und Lobpreisungen der Literaturhistoriker, die von dem, was für den Geschmack bestimmt ist, höchstens den Geruch geben.

Die traurigste Wirkung ist aber die auf das Publikum, für das man die Größen der Literatur zum Gesprächsstoffe macht, und dem die ausgezeichneten Geister, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht hat, in die Nähe von Wandnageln gebracht werden, von welcher unmittelbaren Nähe sie denn allenfalls in der eigenen Beurteilung ihrer Zeitgenossen Gebrauch machen und meinen: das oder jenes hätte Shakespeare besser gemacht oder Aschylus wahrscheinlich tiefer aufgesaßt.

In Deutschland ist der Wert des Publikums nie genug erkannt worden. Schiller und Goethe haben an kleinen Orten gelebt und

daher den Eindruck dieser großartigen Erscheinung nie empfunden, weshalb sie auch von der unberufenen Menge abschätziger sprechen, als billig. Für seine Gedanken und Intentionen muß der Dichter selbst einstehen, ob er aber mit der Darstellung die allgemeine Menschennatur getroffen, kann er nur vom Publikum erfahren. Dieses ist nicht ein gesekundiger Richter, wohl aber eine Jury, die ihr Schuldig oder Nichtschuldig nach gesundem Menschenverstande und natürlicher Empfindung ausspricht. Was diese Natürlichkeit und Unbefangenheit stört, hebt den ganzen Wert des Publikums auf. Wenn Gefallen oder Nichtgefallen kein Grund mehr der Billigung oder Mißbilligung ist, wenn statt dem Zeugnis des eigenen Innern das Publikum nachgebetete Meinungen und fertige Phrasen in Bereitschaft hat, dann taumelt die Literatur, Richter und Partei zugleich, schrankenlos jeder Übertreibung und Abgesamtheit zu.

Übrigens ist dieser Mißbrauch der Literaturgeschichte keine vereinzelte Erscheinung, sondern fällt mit der Popularisierung der Wissenschaften, den physiologischen, obischen und metaphysisch-theologischen Briefen in unsern Zeitungsblättern, kurz zu sagen: mit jener Vielwisserei zusammen, die schon unter Voraussetzung einer wahren Bildung gefährlich, bei einer falschen aber geradezu verderblich ist.

Es wäre noch viel zu sagen, aber um Ihre Geduld, vor allem aber meine nicht noch auf eine härtere Probe zu setzen, will ich mit einer Bemerkung schließen.

Einer unserer geachtetsten Literaturhistoriker meint: nachdem Goethe die deutsche Poesie auf den höchst denkbaren Standpunkt gebracht, sollten die deutschen Dichter nun fünfzig Jahre lang schweigen. Vielleicht wäre der Verlust dabei nicht groß. Aber der gelehrte Mann sollte aus seinem eigenen Beispiele merken, wie schwer es ist zu schweigen, selbst über Dinge, von denen man gar nichts versteht. Ich meinerseits möchte einen Gegenvorschlag machen. Wie, wenn sämtliche Kunstphilosophen, Kunstkritiker und Kunsthistoriker fünfzig Jahre lang das Maul hielten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das Talent, an dem es in Deutschland nie gefehlt hat, sich auf die erfreulichste Art wieder Bahn brechen würde.

(Neuester Kunstgeschmack.)

(1819.)

Die wunderliche Richtung des neuesten Kunstgeschmackes in Deutschland läßt sich sehr einfach erklären aus dem Zusammentreffen zweier Thatfachen: historische, ja analytisch-wissenschaftliche Kenntniss des vor uns gewesenen Vortrefflichen in der Kunst, verbunden mit eigener Impotenz. Die Tonangeber unter uns sind, was Jean Paul weibliche Genies nennt. Da fehlt es weder an Empfänglichkeit noch Liebe für das Schöne, aber an Kraft, es zu gestalten und außer sich hinzustellen. Da nun aber diese Kraftlosigkeit sich nicht leicht jemand selbst gesteht, so suchen sie den Grund des Nichtgelingens, statt in sich, immer in dem Abgang gewisser äußerer Bedingungen, die einmal dagewesen sein sollen und jetzt nicht mehr sind. Die Religion, meinen sie, habe die dramatischen Meisterwerke der Griechen und Spanier hervorgebracht, und gegenwärtig hat man keine Religion — folglich auch keine Meisterwerke. Ebendaher kommt der gegenwärtig vorwaltende Hang zum sogenannten Romantischen, zu jenem Ahnen, Sehnen und überfinnlichen Schauen, für das es in der Natur überall kein Gegenbild gibt. Alle großen Meister aller Zeiten von Shakespeare und Milton bis Goethe waren mehr oder weniger plastisch, weil eben dieses plastische, gesonderte Hinstellen mit scharfen Konturen, als das Schwerste in der Kunst, nur dem kräftigen Meister gelingt und deshalb auch seines Strebens Hauptziel ist. Die Formlosigkeit, welche ein Hauptingrediens der sogenannten Romantik ist, war von jeher ein Zeichen eines schwachen, kränklichen Geistes, der sich selbst und seinen Stoff zu beherrschen nicht vermag. — Was heißt denn eigentlich der Ausdruck: romantisch? Soll er auf jenen Charakter hindeuten, den die neuere Kunst durch das Christentum erhielt, das, den menschlichen Willen einem höhern unterordnend, die Versenkung des erstern in den letztern als höchstes Ziel des Strebens aufstellt und mit Vernichtung des Leiblichen, als eines von Anfang Schlimmen, ewig Vergeistigung predigt, so weiß ich nicht, wie man Shakespeare einen romantischen Dichter nennen kann. Oder zielt man damit — besonders im Dramatischen — auf die erweiterte Form, so macht man damit, ungerechnet alle Kunstgründe, die dagegen sprechen, die rohen Verfasser der geistlosen Moralitäten des Mittelalters zu Gründern einer neuen Kunstnorm im Gegensatz mit Aeschylus und

Sophokles; denn daß Shakespeare und Calderon die Gattung, in der sie schrieben, nicht schufen, sondern nur veredelten durch die Bedeutung, die sie dem vorher Unbedeutenden gaben, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Theaters vor ihnen. Dasselbe gilt von der Mischung des Ernsten und Komischen in den Werken dieser Meister. — Was folgt nun daraus? Daß die romantische Gattung schlecht und verwerflich sei? — Daß es keine Schuttfächer gebe, folgt daraus, in denen man den menschlichen Geist und die Arten, in denen er erscheint, einschließen kann und registrieren wie eine Insektensammlung, daß, wenn auch das Zeitalter eines Dichters mit seinen Ansichten, als notwendiges Medium der Einwirkung der Natur auf sein Gemüt notwendig auf die Art dieser Einwirkung Einfluß nehmen muß, die Auffassung der Natur selbst und nicht das Medium die Hauptsache ist. Daß, da metaphysische und religiöse Ideen wandelbar sind, der Charakter des Schönen aber ein unwandelbarer, sich die Kunst, wenn sie letzteres abspiegeln will, auf etwas Festeres gründen müsse, als metaphysische und religiöse Ideen sind, auf den Menschen und die Natur nämlich; daß es zwar allerdings zulässig, ja — da es sich nicht um Porträtierung, sondern um Idealisierung der Natur handelt — unerlässlich sei, in das Sinnliche das Überfinnliche hereinspielen zu lassen, daß es aber immer auf eine, mit der allgemeinen Menschennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjektiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte, objektive Wahrheit längst verloren gegangen wäre, so daß also Meinungen, die immer da waren, die vermöge eines nicht zu deduzierenden Grundzuges der menschlichen Natur, auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind, als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionsystems. — Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben gebraucht (der nichts ist, als ein maskierter heidnischer oder, kurzweg, menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Neudeutschen!

Bruchstück aus einem Literaturblatt

vom Jahre 1900.

Der vorübergehende mittheilswürdige Zustand der deutschen Literatur im verflossenen Jahrhundert nimmt seinen Anfang von den sogenannten Befreiungskriegen gegen Frankreich. Es wurde durch dieselben dem still brütenden deutschen Charakter ein praktisches Element beigegeben, das, weil es nach kurzer Esserbeszenz an jeder Tüchtigkeit zur Weltendmachung am äußern Leben fehlte, sich auf das innere und namentlich auf die Poesie warf, wo es um so ungehinderter fortwuchern konnte, als es zu nichts führte, und endlich auch im Nichts d. h. im Gefühl der völligen Leere aufhören mußte.

Staat, Rechtsverhältnisse, Demagogie, Religion, das objectiv Wahre setzten sich als Gegenstände der Poesie an die Stelle der gemüthlichen Ideale, die früher die Deutschen träumerisch entzückt hatten, und selbst wo sich das Ideelle erhielt, ward es durch die Anforderungen einer hochmüthig überreizten Zeit so in die Superlative getrieben, die Vorfälle liefen so der Ausführungsfähigkeit voraus, daß bald ganz Deutschland einer Irrenanstalt glich, in der die Tollen im Chorus schreien, indes die Blödsinnigen zellenteils dummes Zeug trieben.

Zur Überreizung der Gemüther hatte nicht wenig die gerade vorausgegangene goldene Periode der Literatur beigetragen. Die Meisterwerke aller Zeiten und Völker waren durch Übersetzungen allgemein zugänglich und der Gegenwart und sich selbst untereinander so nahe gebracht worden, daß das Lichtmeer von Vortrefflichkeiten Blödsichtige notwendig blenden mußte. Dazu die eigenen ausgezeichneten Schriftsteller, die in kaum mehr als einem einzigen Menschenalter gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge die deutsche Literatur gründeten und dem Kulminationspunkte zuführten. Die Nation schwindelte. Sie fühlte die Nothwendigkeit, sich zu steigern. Zwei früher isoliert dagestandene Gebrechen: Pedantismus und Phantasterei, wurden in der Erregung sich näher gebracht. Sie vereinigten sich, und Deutschland gebor ein bisher noch nie gesehenes Zwitterwesen aus seinem Schoß: pedantische Phantasterei, ein Monstrum, das die Erde bis dahin noch nicht erblickt hatte.

Die Krankheit war im ordentlichen Wege nicht zu heilen, da, was die eine Seite des Übels bekämpfen konnte, die andere vermehren mußte, und es blieb daher nichts übrig, als dem Contagium ruhig zu-

zusehen, wie einem krennenden Hause, das den Löschanstalten keinen Zugang darbietet.

Prosa und Poesie wurden davon gleichmäßig angesteckt und zwar, wie natürlich, im entgegengesetzten Sinne. Denn als eine Mischung aus Kalt und Heiß erhitze es den Teil, der hätte kalt sein sollen: die Prosa, über Gebühr, und erkältete dafür das seiner Natur nach Warme: die Poesie, bis ins Mark.

Das einzige, was noch allenfalls zur Besinnung hätte zurückrufen können, die beharrliche Zurückweisung des Verkehrten von Seite des allgemeinen Menschenverstandes, der sich in der Stimme des Publikums ausspricht, fehlte, weil es kein Publikum gab, oder dieses vielmehr keine Stimme hatte. Die Ursache dieses Abgangs stammt, die Vereinzeltheit und Unentschiedenheit der Deutschen ungerechnet, noch aus der Zeit der höchsten Blüte der deutschen Literatur. Publikum nämlich ist die einem Eindruck sich hingebende Masse. Was jeder einzelne darunter denkt und fühlt, ist ohne Wert. Was auf die Masse übergeht, insofern sie Masse ist, der gleichmäßige Wärmegrad, der aus der unmittelbaren Berührung sich entwickelnd, die einzelnen Beschränktheiten, sowie die Vorzüge aufhebt, die Zuversicht, die aus der wechselseitigen Zustimmung entsteht, das Gefühl der Menschheit als Ganzes mit Ausschließung aller Individualität, das ist es, was der Stimme des Publikums seinen hohen Wert gibt und ewig geben wird.

Das Publikum in diesem Sinne hatten die zwei größten Geister unserer Nation seit lange sich alle Mühe gegeben, von Grund aus zu vernichten. Goethe und Schiller nämlich, an einem unbedeutenden Orte lebend, wo sie außer der Lage waren, die Großartigkeit dieser Erscheinung aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, sprachen die äußerste Geringschätzung für das Publikum aus. Sie appellierten an den Beifall der Gebildeten. Da nun aber die Bildung das Ergebnis des Zeitgeistes ist, und wenn dieser ins Absurde gerät, auch die Bildung mit sich zieht, indes die allgemeine Menschennatur sich gleich bleibt von Erschaffung der Welt bis zu ihrem Untergange, so ist leicht zu ersehen, daß mit dieser Substituierung durchaus nichts gewonnen, vielmehr ein *Hysteronproteron* statuiert war, sie appellierten nämlich an diejenigen, die mit ihnen im gleichen Standpunkte standen, indes es doch vor allem galt, den Standpunkt selbst zu beurtheilen . . .

Zur Schiller-Feier.

(1859.)

1.*)

Meine Herren!

Lassen Sie uns Schiller feiern als das, was er war: als großen Dichter, als ausgezeichneten Schriftsteller und ihn nicht bloß zum Vorwand nehmen für weiß Gott was für politische und staatliche Ideen. Diese Warnung gilt nicht dem Publikum unserer Stadt, das die Schöpfungen Schillers immer mit Hingebung, mit Begeisterung, mit einer Art Andacht aufgenommen hat; wohl aber gilt sie einem Theile der Literatur, der durch hochmütige Theorien verführt, sich Ansichten hinzuneigen scheint, die ihre Nichtigkeit schon dadurch zeigen, daß sie die Poesie in Deutschland halb vernichtet haben. Der Fortschritt ist dem Menschen natürlich; wenn aber zwei ausgezeichnete Geister, wie Schiller und Goethe, den ungeheuren Fortschritt einmal gemacht haben, so braucht die Enkelwelt eine Reihe von Menschenaltern, um sich zu jener Höhe nur emporzuarbeiten, auf der diese Männer dastehen für alle Zeiten. Und wahrlich, meine Herren! Oesterreich wäre berufen — wenn auch vorderhand nicht in der Wissenschaft — doch in der Kunst eine bedeutende Stelle einzunehmen, denn wir haben bewahrt, was unsere Nachbarn durch falsche Gründlichkeit zum Theile verloren: ein warmes Herz, einen offenen Sinn und Natürllichkeit.

2.

Es haben einige Tagelöhner der Journale Anlaß genommen, über meine Stellung zur Schiller-Feier sich mißbilligend auszulassen. Ich gönne ihnen die paar Groschen, die sie sich durch die paar Zeilen verdienen, wobei sie noch die Lust der Unfähigen sich an den Befähigten zu reiben mit in den Kauf haben.

Anderseits aber liegt mir daran, nicht etwa die Literatur, sondern das Publikum, das die eigentlichen Verehrer Schillers enthält, nicht über meine Gesinnung im Zweifel zu lassen. Da muß ich nun vor allem einen Fehler eingestehen, der mir im Leben viel Schaden getan

*) Entwurf eines Trinkspruches.

hat: etwas Einsames in meiner Natur, und ein Widerwillen gegen alles Öffentliche und Gemeinsame, letzteres um so mehr, als ich selten mit der Menge und den Vielen übereinstimme.

Was die Feier selbst betrifft, so kann über meine Gesinnung für Schiller kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten. Aber nun wird diese Feier mit einem solchen Lärm und einem solchen Hallo vorbereitet, daß die Vermutung entsteht, man wolle dabei noch etwas anderes feiern als Schiller, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge! aber derlei muß sich im Rat und auf dem Schlachtfelde zeigen. Es ist nichts gefährlicher, als wenn man glaubt, etwas zu haben, was man nicht hat, oder etwas zu sein, was man nicht ist. Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schillern als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Ästhetiken, Literaturgeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie Anforderungen stellen, die gerade das Gegenteil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat.

(Österreichische Dichtung.)

Man hat lange und oft von einer schwäbischen Dichterschule gesprochen. Neulich habe ich in einem Buche*) auch von einer österreichischen gelesen. So absurd es nun eigentlich ist, in etwas, das wie die Literatur, aller Menschen Gemeingut sein sollte, von Absonderungen und winkelnmäßigen Unterscheidungen zu sprechen, so mag es dagegen in einer Zeit, die in einem betäubenden Wirbel stieherhafter Anregungen Genuß und Befriedigung findet, nicht unräthlich sein, durch ein näheres Anschließen Gleichgesinnter Rückhalt und Stützpunkt zu finden.

Wenn nun also schon von österreichischen Dichtern im Gegensatz zu andern, die Rede wäre, worin müßten sie sich eben von den übrigen unterscheiden? Worin anders, als in dem, was den Österreicher zu

*) Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836 von Dr. Julius Seidlitz. Grimma 1837.

seinem Vorteile — so sehr er in vielem andern im Nachtheile steht — von den übrigen gegenwärtigen Deutschen auszeichnet. Das dürften nun ungefähr drei Eigenschaften sein. Bescheidenheit, gesunder Menschenverstand und wahres Gefühl.

Bescheidenheit. Die Deutschen waren durch Jahrhunderte eine bescheidene und dadurch eine höchst liebenswürdige, wiewohl oft verkannte Nation. Die Unverschämtheit der Schlegelschen Schule, die als Vermächtnis auf Wolfgang Menzel u. s. w. überging, fand damals nur in einzelnen Köpfen Widerhall und der Ton der Literatur blieb mäßig, ja, Freunden gegenüber submiss. Die Befreiungskriege der Jahre 1813 und 14 warfen dagegen ein Ferment in die Gemüther, das fortgor und wohl noch einige Zeit fortgären wird, eben weil es zu einem Abschluß nicht kommen kann, und erst im Gefühle der Leere aufhören wird, das seiner Natur nach so spät als möglich eintritt. Die gewonnene oder geträumte Wirksamkeit im Praktischen ward auch in das stille Reich der Gedanken übertragen; da man einmal im Anfechten der Autoritäten mitten inne war, so wurden auch die literarischen nicht verschont, und man kann seitdem wohl sagen, daß die übrigen Nationen nicht froher sind, einen neuen großen Schriftsteller gewonnen zu haben, als die Deutschen, einen längst Besessenen los geworden zu sein. Die eine Hälfte der Nation feindete Schillern an, die andere Goethen, ein neuerer kritischer Tropf hat sich nicht entblödet, Johannes Müller einen — Schurken — zu nennen, und die Urbarmachung des deutschen Bodens schreitet so rasch vorwärts, daß nach völliger Ausreutung der alten ehrwürdigen Stämme es bei eintretender Kälte bald an Erwärmungsmitteln fehlen wird. Hat man nun einen Riesen erschlagen, so muß sich der Überwinder notwendig selbst als ein Riese fühlen, und das tut denn auch die rüstige Schar, der innern Kraft bewußt, gegen alle Unternehmungen ins Ungeheure, Grenzenlose. Das Nichtzumfassende wird angefaßt, das Nichtzubewirkende versucht, das Nichtauszusprechende gesagt.

Nun beruht aber alle Kunst nicht auf der Ausdehnung, sondern auf der Erfüllung. Sie ist ein Gestalten, ein Formgeben, ein Lebendigmachen. So wenig du in einem Lebenden einen leeren Raum findest, so wenig kann ein solcher in einem Kunstwerke zugestanden werden. Jede Lücke ist ein Tod. Nimmst du nun Stoffe, die über deine Kraft gehen, womit willst du sie erfüllen? Das Sittengesetz begnügt sich mit einem Wollen, die Kunst ist ein Können, davon heißt sie. Der Wert der Wissenschaft beruht auf der Idee, die Kunst auf der Darstellung der Idee. Sie führt den Gedanken ins Leben. Nun sieh aber ein Lebendiges an. Welche Masse der Muskeln und Fasern,

welche Welt von Bezügen und Verbindungen in dem kleinsten Teile, und du willst Meerwunder und Riesenbilder schaffen? Wo nimmst du die Fülle des Innern her, um in jedem Atom deines Stoffes du zugleich und er zu sein? Ein aufgeblasener Lederbeutel ist noch kein Herz. Dank' mit mir Gott, daß es Männer gegeben hat, imstande, sich in so großem Maßstabe mit der Natur eins zu fühlen, uns aber laß bescheiden sein, und nur das unternehmen, wozu die Kraft in uns ausreicht.

Das Zweite wäre der gesunde Menschenverstand. Da laß uns denn nicht verkennen, daß das übrige Deutschland an wissenschaftlicher Bildung uns Österreichern weit voran steht. In die Gründe einzugehen führte hier zu nichts; es ist aber einmal so. Nun haben sie aber bei all ihrem Vorgehrittensein einen unglücklichen Gang zur Grübelelei, der sie oft um den besten Gewinn bringt. Die Grübelelei unterscheidet sich aber von dem Denken darin, daß letzteres die Gründe des Vorhandenen aufsucht, aber zuletzt demüthig vor den unauf lösslichen Grundfakten stehen bleibt, an denen es ebensowenig eine Befugnis zu zweifeln hat, als an sich selbst, da dieses Selbst eben auch ein unerklärliches Grundfaktum ist. Die Grübelelei aber ist eine in Gang gesetzte Mühle, die, wenn einmal das Aufgeschlittete verarbeitet ist, immer fort geht, bis sie die Mühlsteine, die Vorrichtung, und so sich selbst zermahlen hat. Wenig hilft es nun in der unseligen Leere, wenn das unabweisbare Positive wieder durch eine Hintertüre hereingelassen wird, denn es kommt als ein Abstraktum zurück, als ein willkürliches Gedankending; die Kunst hat es aber mit der Natur und ihrer Nothwendigkeit zu tun. Für die Poesie gibt es ein Glauben und ein Hoffen, ein Lieben und ein Fürchten, und selbst die phantastischen Gebilde, die durch ihr immerwährendes Wiedervorkommen in allen Zeiten und Orten sich als nothwendig verbunden mit der Menschennatur zeigen, gleichsam als die natürlichen Schatten, die das Licht des Geistes in die Dämmerung des Gemüthes wirft, haben für sie mehr Realität, als die scharfsinnigen Spekulationen, die jedes Jahrzehnt hervorbringt und das nächste verlacht. Dieser gesunde Menschenverstand nun, der nur halb im Kopfe wurzelt, halb aber in der fühlenden Brust, über den nicht versuchen hinauszugehen eine Schande für den forschenden Geist ist, zu dem aber bei allen Anlässen der Wirklichkeit nicht zurückzukehren das größte Unglück, das dem Menschen begegnen kann — diesen gesunden Menschenverstand haben wir Österreicher ziemlich rein und unverfälscht erhalten. Laß uns froh darüber sein und ihn brauchen . . .

Dem Andenken Schreyvogels (West).

Am 28. Juli 1832 starb hier zu Wien als ein Opfer der scheußlichen Cholera, nach einem kaum vierundzwanzigstündigen Krankenlager, der pensionierte Sekretär des kaiserlichen Hoftheaters, Joseph Schreyvogel, der Welt unter den Namen Thomas und August West, als Herausgeber der geistreichen Wochenschrift: Das Sonntagsblatt, als kongenialer Bearbeiter der Moretoschen Donna Diana und mehrerer Calderonscher Schauspiele, endlich jedem deutschen dramatischen Schriftsteller und Darsteller als der scharfsinnigste Kenner und Beurteiler ihrer beiderseitigen Künste bekannt.

Deutschland verliert in ihm mehr, als es weiß und wissen kann. Durch entgegenstehende Lebens- und andere Verhältnisse auf der schon früh betretenen Bahn der Literatur gehemmt, kehrte er erst bei abnehmenden Jahren zu derselben zurück, und es fehlte ihm eigentlich das physische Zeitelement, um all das ans Licht der Welt zu ziehen, was sein reiches Innere verbarg. Das literarische Publikum kennt nur die beiden West; man muß Schreyvogel gekannt haben, um nicht etwa bloß den Menschen, nein, selbst den Schriftsteller in ihm gehörig würdigen zu können.

Lessing steht einzig, ohne Gegenbild und ohne Nebenbuhler, in der deutschen Literatur da. Es hieße sich an ihm versündigen, wenn man auf ihn hin von irgend einem der Nachgekommenen aus Parallele ziehen wollte; aber an Art und Geist war unser Verbliebener jenem großen Vorgänger aufs innigste verwandt, und eine ungestörtere Laufbahn hätte ihn demselben vielleicht näher gebracht, als man jetzt sagen darf, ja zu denken sich getraut. Mit ihm hatte er jene Schärfe des Verstandes, jenen männlichen Schönheitsinn, jene glühende Liebe für das Wahre und Tüchtige gemein; ja vor ihm voraus hatte er eine jugendliche Frische der Empfindung, die bei Lessing wenigstens zum Teil sich unter dem Druck herabstimmender Erfahrungen verlor, bei unserm Landsmann aber bis zum letzten Tag seines Lebens sich ungeschwächt erhielt, obgleich es ihm an herabstimmenden Erfahrungen eben auch nicht fehlte.

Ich, der ich dieses schreibe und Schreyvogeln jahrelang gekannt und geliebt habe, der ich von ihm, gleichsam als ein halb Widerstrebender, in die Literatur eingeführt worden bin, konnte ihn, den ältern Freund,

vom ersten bis zum letzten Tage nie ohne ein immer neues Stannen, mußte ihn geradezu als ein nur halb erklärtes psychologisches Rätsel betrachten.

Dieser scharfe, eigentlich analytische Verstand in nächster Nähe von der überströmendsten Begeisterung, die weniger aus dem Gemüte hervorzugehen, als unmittelbar aus dem Verstande selbst zu entspringen schien, sich wenigstens nie früher, aber auch augenblicklich einstellte, wenn der Verstand kalt geprüft und gebilligt hatte, diese innige, gleichsam polartige Verketzung der scheinbar widersprechendsten Eigenschaften ist mir, in diesem Maße, sonst nie und bei niemand vorgekommen.

Im Suchen des Guten ein Greis und beim Auffinden desselben ein Knabe, mußte man die Gediegenheit seines Wesens genau kennen, um die Zeichen seiner ungedulbigen Freude nicht manchmal geradezu für kindisch zu halten.

So viel Besonnenheit und so viel Wärme, all diese mannigfachen Geistes- und Gemütskräfte, all, was er wußte und vermochte — und des war sehr viel — all dies nun war einem Schoßkinde, der dramatischen Kunst, zugewendet. Was das Altertum, was die mittlere und neue Zeit Vorzügliches geleistet, hatte er gelesen, geprüft, verglichen, die Empfindungen auf Gedanken gebracht und die Gedanken in seiner Brust erwärmt, bis sie wieder zu Empfindungen wurden. Insofern man ohne ein großes, hervorbringendes Talent Kunsttrichter sein kann, war er es im vollen Maße. Das ganze Gebiet der dramatischen Kunst lag wie eine Weltkarte vor ihm da, oder vielmehr wie eine Welt, denn es war Leben in seinem Umfassen. Ja, so unerschöpflich war der Vorrath der Liebe in seiner Brust, daß nach Durchströmung des Ganzen noch Wärme, ja Blut übrig blieb für die kleinsten Einzelheiten, daß Rollenbesetzung und Bühnenausschmückung, die Betonung einer Stelle, die Miene und Gebärde der Schauspieler in einem hundertmal gesehenen Stücke seine Seele so frisch fand, als hätte sie nie ein Großes gehegt, und der Knabe, der zum erstenmal das Theater besucht, war kein so dankbarer Zuschauer als er.

So war der Mann. Er hatte Fehler, und wer hat sie nicht? Er hat im Feuereifer manche, auch Künstler beleidigt, aber eine vortreffliche Kunstleistung war für ihn stets wieder ein unwiderstehlicher Verfühnungsgrund, und nur Mangel an Talent oder innerem Wert erschwerte den Weg zur gutmüthigen fröhlichen Rückkehr.

Raimunds Werke. I. Band.

Der erste Band von Ferdinand Raimunds Werken ist erschienen (Wien, bei Rohrmann und Schweigerd, 1837). Je lebhafter im Publikum Wiens noch die Erinnerung an jenen vortrefflichen Zustand des Leopoldstädter Theaters ist, an jenes Zusammenwirken ausgezeichneter Talente, welche diese Bühne zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Kreise der deutschen Dramatik machten, je wärmer die Anhänglichkeit ist, welche dasselbe Publikum dem begabtesten unter diesen Darstellern, dem Verfasser der hier angezeigten Schauspiele, widmete, um so erfreulicher muß eine Gabe sein, die, nachdem die Befangenheit des ersten Eindrucks zu wirken aufgehört hat, nunmehr auch dem Urtheil sein unbestreitbares Recht auszuüben gestattet.

Allerdings hat die vortreffliche Darstellung von Raimunds Stücken, seine eigene mit eingeschlossen, zu den glänzenden Erfolgen derselben vieles beigetragen; aber die Darstellung gehört auch dem Verfasser, wie die Schlacht dem Feldherrn gehört, ohne daß deshalb das Verdienst der einzelnen Krieger das Geringste an seinem Werte verliert. Die glänzendste Tapferkeit ist wirkungslos, wenn ein leitender Geist ihr nicht die gehörige Stelle anweist, und der begabteste Schauspieler wird nie mehr leisten, als der wahre Dichter nicht etwa bloß gewollt (das wäre leicht), sondern selbst in die Rolle hineingelegt hat.

Es gibt wohl dramatische Konzertstücke, die, bei schwacher Versinnlichung von Seite des Verfassers, dem Schauspieler Gelegenheit bieten, in der Entwicklung seines eigenen Talentes Halt und Verbindung zu suchen und zu finden; das sind aber nur, um in der Kriegssprache fortzufahren, gelegentliche Scharmützel, Überfälle, Husarenstreiche, deren Erfolg zur Würdigung des Feldherrn, wie des Dichters eben nichts beiträgt. Der wahre dramatische Dichter sieht sein Werk darstellen, indem er es schreibt, und die Darstellung auf der Bühne kann ihn höchstens durch die Genauigkeit der Kopie angenehm überraschen.

So hat Raimund in seiner besten Zeit geschrieben. Aber diese beste Zeit war seinem Entwicklungsgange nach nicht seine erste. Er fing, durch die ungünstigsten Verhältnisse sich selber Bahn brechend, damit an, eigentliche Theaterstücke (was ich oben Konzertstücke nannte) zu schreiben. Er wollte sich und seinen Kameraden Gelegenheit geben, ihre Darstellungsgabe an einem die Aufmerksamkeit fesselnden Ranevas

zu zeigen, wo dann die eigentliche Ausmalung der Charaktere und Situationen dem Talente, ja der Persönlichkeit jedes einzelnen überlassen blieb. Ein wenig zu dieser Gattung gehört, man muß es gestehen, das erste der in dem vorliegenden Bande gebotenen beiden Stücke: Der Diamant des Geisterkönigs. Voll guter Einfälle, mit einer nicht unglücklich geführten Handlung, würde doch niemand, z. B. in dem leicht skizzierten Entwurf der Geliebten des Bedienten Florian, jene Naturwahrheit und Grazie erkennen, welche die unnachahmliche Arones in diese Rolle zu legen wußte. Korntheuer spielte sich selbst, als er den Geisterkönig gab, und die Figur gewann dabei offenbar. Nichtsdestoweniger aber ist das Ganze auch im Lesen unterhaltend und lobenswert.

Was aber von Raimund oben Rühmliches gesagt worden ist, gilt in ganzer Ausdehnung von dem zweiten Stücke: Der Alpenkönig und der Menschenfeind. Man muß die Wüste der neuesten Poesie durchwandelt haben, gefühlt haben, wie Naturwahrheit und Leben aus dem begriffsmäßigen Gerüste talentloser Überschwenglichkeiten sich nach und nach ganz zurückziehen droht, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden.

Zuerst der Gedanke des Ganzen: die etwas barocke Einkleidung des auf der Volkshühne auch der Form nach stationär gewordenen Zauberhaften abgerechnet, hätte selbst Molière eine vortrefflichere Anlage nicht erdenken können. Ein Menschenfeind — oder vielmehr, um den Namen für die Sache zu gebrauchen — ein Rappelkopf, dadurch geheilt, daß er sein eigenes Benehmen sich selbst vor seine eigenen Augen gebracht sieht: ein psychologisch wahreres, an Entwicklungen reicheres Thema hat noch kein Lustspiieldichter gewählt.

Nun aber die Entwicklung selbst, die eigentliche Aufgabe der Poesie: die Belebung des Gedankens! Raimund hatte den Vorteil, in der wunderlichen Hauptperson ein wenig sich selbst kopieren zu können; aber auch alle übrigen Personen: dieser in seiner Langweiligkeit ergötzliche Bediente gegenüber dem schnippischen Stubenmädchen durch einen natürlichen Antagonismus in immerwährendem Wechselspiel gegeneinander. Die Seelenreinheit, ja Seelenadel im Charakter der Gattin, deren natürlicher Sinn (es ist nicht zu sagen, wie viel Kunst darin liegt) selbst den im Stücke geforderten und von allen übrigen Personen unbedingt getheilten Glauben an den geisterhaften Alpenkönig nur als ein Halbfremdes aufnimmt. Die Tochter, anfangs nur leicht angedeutet, gegen das Ende zu aber immer bestimmter, eigentlich rührend ohne Sentimentalität. Jene Szene in dem „stillen Haus,“ der an niederländischer Gemäldewahrheit ich kaum etwas an die Seite zu

setzen wüßte. Und das alles zu einer Einheit der Form gebracht, die anregt, festhält und das ganze Gemüt des Zuschers in den bunten Kreis hineinbannt. Überall Blutumlauf und Pulsschlag bis in die entferntesten Teile des eigentlich organischen Ganzen.

Ich wollte, sämtliche deutschen Dichter studierten dieses Werk eines Verfassers, dem sie an Bildung himmelweit überlegen sind, um zu begreifen, woran es unsern gesteigerten Bestrebungen eigentlich fehlt, um einzusehen, daß nicht in der Idee die Aufgabe der Kunst liegt, sondern in der Belebung der Idee; daß die Poesie Wesen und Anschauungen will, nicht abgeschattete Begriffe; daß endlich ein lebendiger Geistig mehr wert ist als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler.

Um wie viel leichteres Spiel ein Verfasser hat, der sich alles erlauben darf, sei übrigens gegenüber den ehrenwerten Bestrebungen, die zugleich die Ansprüche der Bildung und eines vorgerückten Bewußtseins im Auge haben, keineswegs vergessen.

Hätte Raimund drei Stücke geschrieben von dem Werte des Alpenkönigs, sein Name würde nie vergessen werden in der Geschichte der deutschen Poesie, so wenig als Gozzis Name in den Jahrbüchern der italienischen.

Alles zusammen genommen kann man Oesterreich nur Glück wünschen, daß der (bisher) gesunde Sinn der Nation derlei natürlich annuitige Werke zum Vorschein bringt, denn, Raimunds großes Talent ungeschmälert, hat das Publikum ebensoviel daran gedichtet als er selbst. Der Geist der Masse war es, in dem seine halb unbewußte Gabe wurzelte, und hätte der unverständige Eifer gutmeinender Freunde ihn nicht aus seinem mütterlichen Boden losgerissen, wir hätten noch immer, was wir hatten und ganz Deutschland fehlt: ein eigentlich volksmäßiges Theater im besten Sinn des Wortes.

„Das Waldfräulein“ von Zedlitz.*)

Indem wir dieses Gedicht mit wahrer Befriedigung aus der Hand legen, danken wir dem Verfasser vornehmlich für zwei Dinge.

Erstens daß er sein Werk in zusammenhängender, ununterbrochener Darstellung vollendet hat, statt jener fragmentarischen Stückelepik, die gegenwärtig Mode geworden ist, wo denn guckkastenartig ein Bild nach dem andern eingeschoben wird, und man am Ende eine Reihe lyrisch-beschreibender Stellen vor sich hat, nie aber ein Epos oder überhaupt ein Ganzes. Denn das epische Gedicht wie das Drama will nicht nur gelesen, es will mitgelebt werden. Kein Leben aber ohne Zusammenhang. *Non datur vacuum in rerum natura*. Ja, dieses Fragmentarische ist gewöhnlich nur ein Auskunftsmittel für den Mangel an fester Anschauung und wahrer Empfindung von Seite des Dichters. Denn wie der Lügner oder Heuchler uns in prägnanten Momenten künstlich täuschen kann, in fortwährender Nähe aber, bei einzelnen Übergängen und scheinbar gleichgültigen Anknüpfungen leicht der Unwahrheit und des Betruges überführt wird, so ist auch dem unklaren oder unwahren Dichter nichts gefährlicher als der Zusammenhang.

Wir haben zwar in letzterer Zeit das glänzende Beispiel eines zusammenhängenden epischen Gedichtes in *Tristan und Isolde* von Zimmermann. Dieser Schriftsteller aber hat schon von vornherein darin gefehlt, daß er einen brutalen, für die gebildete Empfindung ungenießbaren Stoff gewählt und ihn noch dazu an den gefährlichen Stellen: wie der Liebestrank u. dgl., nicht etwa symbolisch, sondern rein materiell und faktisch durchgeführt hat. Dann verschwindet selbst das Lob des Zusammenhanges, wenn man sieht, wie er Einzelheiten, als die Jagd, weitläufig, ob zwar meisterhaft darstellt, dagegen Hauptmomente, wie das Erwachen des verwundeten *Tristan* und die Verkehrung von *Isoldens* Haß in Liebe, geradezu überspringt. Da ist denn eben auch der Guckkasten. Man darf vielmehr dem geistreichen und talentvollen Zimmermann Glück wünschen, so sehr man seinen frühzeitigen Tod bedauern muß, daß er vor Vollendung dieses epischen Gedichtes gestorben ist. Es würde sich sonst gezeigt haben, was sich bei seinen Dramen, ja selbst bei seinen Romanen gezeigt hat, daß er allerdings imstande war,

*) Universal-Bibliothek Nr. 3550.

ausgezeichnete Szenen und Einzelheiten zu schaffen, aber kein Ganzes, gleich den übrigen, die er so treffend als Epigonen bezeichnet.

Es ist rührend und zugleich bezeichnend für seinen Standpunkt, daß er vor seinem Ende den Wunsch geäußert haben soll, Tieck möge das zurückgelassene Gedicht vollenden. Als ob Tieck in seiner besten Zeit derlei zu machen imstande gewesen wäre! Dieser Mann, Tieck nämlich (auch ein Epiker), ist überhaupt von dem nachtheiligsten Einfluß auf die deutsche Poesie gewesen. Er hat die Bessern verdorben, indes die Tagesliteratur die Schlechten verschlechtert. Wie sein eigener Prinz Zerbino hat er die Poesie überall gesucht: in den Spaniern, in den Altdeutschen, in der Romantik, in der Mystik, in den Engländern und Italienern, und nirgends gefunden, weil er sie da nicht suchte oder vielmehr nicht fand, wo sie allein anzutreffen ist: in der eignen empfindenden Brust. Sein Talent, aber sein großes Talent ist die Frage, die Verspottung des abgeschmackten in eigentlich poetischer Weise. Sein gestieflter Kater, sein Blaubart sind Meisterwerke in ihrer Art. Wo es aber auf ein Positives, Wahres ankommt, nimmt er proteusartig die Haut eines ausgebälgtten Schriftstellers über und spricht aus ihm heraus, statt den Schriftsteller in sich aufzunehmen, das Beste desselben in den eigenen Lebenssaft zu verwandeln und dadurch zu eigner Produktion zu erstarken. So hat er den Shakespeare übergestülpt und will ihn mit Haut und Haar auf das deutsche Theater übertragen, ohne sich darum zu kümmern, ob die heutige Empfindungsweise sich den Bedingungen einer längst vergangenen anzuschließen vermöge oder nicht. Dasselbe hat er mit Calderon versucht und scheint Lust zu haben, auch Euripides nachfolgen zu lassen. Es ist aber vor allem nötig, daß die Menschheit im ganzen, das Publikum, seinen gegenwärtigen Zustand wahr und lebhaft empfinde; nur was es damit in Zusammenhang bringen kann, ist ihm lebendig. Für Totes oder mit Abstraktion empfinden ist nur die Sache des Gelehrten, der aber die Erweiterung seiner Grenzen leicht mit der Kompaktheit des Begrenzten bezahlt. Tieck verdient vor allem darum hier eine Stelle, weil man neuerlich in der Novelle ein Surrogat für das Epos hat finden wollen. Die Poesie hat aber mit der Prosa nichts gemein, die eine fliegt, die andere geht, die eine singt, die andere spricht. Ein eigentlich poetischer und poetisch konzipierter Gedanke würde sich aber in Prosa so abgeschmackt ausnehmen als ein prosaischer in Versen. Die Martyres von Chateaubriand und Jocelyn von Lamartine sind mir eben als Beispiele bei der Hand. Derlei Mischgattungen aber gefallen — außer denen, die sich eben damit amüsieren wollen — vor allem jenen Halbköpfen, die wahr und falsch, Freisinn und Beschränkt-

heit, Vernünftiges und Traditionelles gern in einen Topf zusammenmischen und, unfähig, irgend etwas rein aufzufassen, alles zu haben glauben, wenn sie aus allem ein Nichts zusammenbrauen. Dieß Publikum besteht vor allem aus jenen falschen Goethianern, die den Mangel an Konzentration in den letzten Werken des größten aller Deutschen als ein völlig kongeniales Element für ihren eignen Mangel an Wärme und Anteil betrachteten.

Außer der rein poetischen, unzerstückelten Durchführung hat Zedligns Werk noch einen zweiten Vorzug: daß es uns mit jenem Ideenstrom verschont, der die Hervorbringungen der neuesten Zeit so widerwärtig macht. Allerdings muß jedem Gedicht, wie jedem menschlichen Bestreben, eine Intention, ein Gedanke oder, in höchster Bezeichnung gefaßt, eine Idee zum Grunde liegen, anderseits aber soll das Gedicht ein Lebendiges sein und alles Lebendig-Wirkliche ist ein Konkretum, der Gedanke aber oder die Idee ist und bleibt ein Abstraktes. Derjenige muß sich einer großen belebenden Kraft bewußt sein, der, wie Shakespeare und Lope de Vega selten, die alten Tragiker aber und Calderon häufig getan haben, eine Idee von vornherein als Träger seiner Handlung hinstellt. Glücklicherweise aber — um jene beiden Faktoren: Leben und Idee miteinander zu verknüpfen — findet sich, daß bei jedem vollkommenen Wirklichen, und wäre es nur ein Baum oder eine Landschaft, sich aus dem Beschauen heraus von selbst eine Idee dem Sinneseindrucke zugesellt, indes die Idee für sich allein nie und nimmer einen Körper, eine sinnliche Existenz gewinnt, und um letzteres wäre es eben zu tun; denn das Gedicht soll leben, es soll dasein, eine wenn auch nur Schein-Wirklichkeit haben. Große Dichter wie Homer und Ariost haben daher im Laufe ihres Werkes allerdings Gedanken in Fülle angeregt, den Abschluß aber, wie Gott es mit der Welt gemacht hat, mehr dem Gemütseindrucke des Ganzen, als irgend einer praktischen oder theoretischen Ideenspitze anvertraut. Aber, wie gesagt, beinahe ebenso große Dichter haben hievon das Gegentheil getan, mit beinahe gleichem Erfolg; nur muß man eben ein großer Dichter sein, um diesen gefährlichen Weg mit Glück zu betreten. Nun kommen aber unsere neueren poetischen Stümper und raffen von allen Seiten Riesenideen zusammen, die, wie natürlich, ihnen nicht gehören, indes, was ihnen gehört: Darstellung, Formgebung, Belebung, so erbärmlich ist, daß man damit nicht eine Maus beleben könnte, viel weniger Elefanten, Drachen und sonstige Weltungetüme, die sie wie Hanshühner aus Gedankeneiern ausbrüten. Es wird einem dabei zu Mute, als ob man Gassenbuben mit dem Degen Napoleons oder dem Szepter Friedrichs des Einzigen spielen sähe.

Mit diesem Ideenkreis hat uns nun Zedlitz in seinem Waldfräulein großmüthig verschont. Es ist, als ob man einmal wieder eine Blume vor sich hätte, nachdem man sich lange von Medizinalkräutern hat austrocknen lassen müssen. Es fehlt übrigens nicht an einem durchgehenden Gedanken, obwohl er vielleicht — um so besser! — dem Verfasser selbst nicht deutlich geworden ist. Der kunstsinnige Leser fühlt ihn, ohne ihn formulieren zu können oder zu wollen. Der Kunstsinne ist eben die Gabe, den Gedanken im Bilde und nur im Bilde zu genießen.

Nacht und für sich allein gehört die Idee der Wissenschaft oder der Phantasterei, welche beide mit der Kunst nichts zu tun haben. Die Herren Menzel und Gervinus, und wie die blödsichtigen Kunsthistoriker und Kunstphilosophen alle heißen mögen, werden freilich höchst ungehalten sein, von ihren volkstümlichen, vaterländischen, sozialistischen und utilitarischen Rezepten hier nichts in Anwendung gebracht zu sehen, wir raten aber dem Verfasser, sich um das sachunkundige Geplapper dieser Matadore, Totschläger (der Kunst nämlich) wenig zu kümmern.

Zedlitz scheint hier in seinem eigentlichen Fache zu sein. Er ist zwar früher im Drama glänzend aufgetreten, aber die strenggeschlossene dramatische Form dürfte seiner mehr lebhaften als konzentrierten Anlage weniger zusagen. Wenn er sich einen ausgedehnten epischen Stoff, ein Rittergedicht im eigentlichen Sinne, zum Vorwurf nähme, wo die Freiheit des Einzelnen nicht durch die unverwandte Rücksicht aufs Ganze sich beschränkt und eingeengt fände, könnte er sein poetisches Streben mit dem würdigsten Abschlusse krönen.

Was nun das vorliegende Gedicht betrifft, so ist die zweite Hälfte entschieden besser als die erste. Es ist, als ob der Verfasser anfangs nicht den rechten Ton hätte finden können, als ob das Werk zur eignen Unterhaltung begonnen worden wäre, ohne noch zu wissen, ob es je zu Ende kommen werde. Nach und nach aber wird die Darstellung freier, die Figuren treten schärfer heraus, und gegen den Schluß zu wird Waldfräulein ein wirkliches Individuum, eine Existenz. Ebenso ist der Vers anfangs knapp, altertümelnd, was man den neuern deutschen Dichtern verzeihen muß, weil sie keinen Rhythmus im Ohr haben und derjenige mit Recht eine fremde Form nachahmt, der in sich keine eigne findet; aber ein so vortrefflicher Versifikateur, als Zedlitz sich in seinen übrigen Werken gezeigt hat, muß auch in der Form wahr sein, d. h. diejenige gebrauchen, die dem Standpunkt der Zeit und seinem eignen entspricht.

Die einzelnen Schönheiten des Gedichtes aufzuzählen ist hier nicht die Absicht. Der geneigte Leser mag es nur selbst lesen. Dazu auf-

fordern und lächerlichen Einwendungen des Pedantismus zu begegnen, so viel und nicht mehr hat man gewollt.

Die hypochondrische und nur in ihren politischen Abirrungen mitunter cholerische deutsche Poesie hat in diesem Gedichte einmal wieder ein sanguinisches Element gewonnen, und Erheiterung des Lebens ist ja die ursprüngliche und am Ende aller Ende die schönste Aufgabe aller Poesie.

Feuchtersleben.

Ich bin mit Feuchtersleben verhältnismäßig spät bekannt geworden. Ich weiß daher — besonders da unsere Beziehungen vorzugsweise literarisch waren — von seinen früheren Lebensverhältnissen so gut als nichts, und muß mich daher darauf beschränken, von seinen Charakter- und Geistes Eigenschaften, überhaupt von demjenigen zu sprechen, worin wir der Beurteilung anderer unterliegen, und worauf auch nur entfernt hinzudeuten, ihn selber eine, nicht geheuchelte, sondern mit seinem innersten Wesen verbundene Bescheidenheit unter allen Umständen gehindert hätte.

Schon daß wir uns so spät kennen lernten, deutet auf eine Grundverschiedenheit in unserem beiderseitigen Wesen hin. Ich war durch meine poetischen Arbeiten, wenigstens unter meinen nächsten Landsleuten, zu Achtung und Geltung gekommen, und doch fühlte Feuchtersleben, der sich so gerne anschloß, kein Bedürfnis, mir näher zu kommen. Er mochte wohl in dem Verfasser der „Annfrau“ Lebens- und Kunstansichten voraussetzen, die mit jenen allerdings etwas barocken Ausbrüchen in einem nächsten Zusammenhange stünden. Ja, als ein gemeinschaftlicher Freund uns zum erstenmal einander gegenüberbrachte, waren Feuchterslebens Äußerungen und Haltung nicht frei von einer gewissen oppositionellen Schärfe, die er sich fruchtlos Mühe gab, zu verhehlen. Aber ein erstes Gespräch reichte hin, uns in geistige Gemeinschaft zu bringen; obwohl er gewissermaßen in sich fertig, und ich nicht geneigt war, von meinen Überzeugungen, irgend jemand zuliebe, auch nur ein Haar breit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten; wobei der Unterschied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Systematische seiner Bildung seinem Alter voranseilte, indes von meiner Seite die poetische Anschauung immer etwas Jüngendliches mit sich führt.

Ich will aber nicht von mir reden, sondern von ihm. Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt, als seine beisspiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenschaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, ja von vornherein sogar an Bildung, das Gegentheil seiner selbst war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen, ein Musterbild von Ehe geschaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird und, indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weisen in der That.

Die Grundlagen seines Charakters waren: Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit.

Er hat mit Recht von sich selbst gesagt: ich habe mir alles erkämpfen müssen! Denn nie ist ihm ein Vorteil geworden, den er durch Aufgeben einer Überzeugung oder durch Abweichen von dem strenggezogenen Pfade der Rechtlichkeit sich erworben hätte. Manche sind zwar in der letzten Periode seines Lebens irre an ihm geworden, aber da war er nicht mehr bloß Feuchtersleben, der Mensch, sondern mit der Sorge für andere betraut; und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch das Fahrzeug zu retten hofft. —

Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich nicht die gegen andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtschaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unsern Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Überzeugungen erkünstelt oder Bedürfnisse eingebildet. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Grenzen seiner Begabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierene Geltung angeboten hätten.

So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches. An Verstand und Gefühl stand er so manchem Dichter voran, aber die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent absprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: das Reflektive und Unpoetische sei zwar nicht die Poesie, aber auch Poesie; er blieb unerschütterlich und verurteilte sich selbst.

Beinahe kein Feld des menschlichen Wissens blieb ihm fremd. In der Philosophie war Kant sein Mann. Diese Philosophie der Bescheidenheit, die das demütige: „Ich weiß nicht“ an die Spitze des

Systems stellt, das Gegebene, als eines Beweises ebensowenig fähig als bedürftig, zum Ausgangspunkte nimmt, völlig zufrieden, wenn sie das logisch Richtige, Würdige und allen Förderliche damit in Übereinstimmung bringen kann; die, gerade weil sie dem Denken seine Grenzen setzt, der Ahnung und Empfindung möglich macht, die leergewordenen Räume als Religion und Kunst auszufüllen — Kants Philosophie war die seinige. Daß er als Arzt, ohne eine Spur von Materialismus gar zu gerne Brücken zwischen der Physiologie und Psychologie gebaut hätte, ist wohl begreiflich.

Das Ziel seines Strebens und der Mittelpunkt seines Wesens war übrigens die Bildung, insofern damit die möglichste Erweiterung und harmonische Durchbringung aller Fähigkeiten und Erkenntnisse gemeint ist. Die entgegengesetzte Ansicht, daß jedes Wirken und jedes Talent eine gewisse Einseitigkeit, ein Übergewicht nach einer Seite, voraussetze, gab er zwar zu, war aber nicht geneigt, die Übereinstimmung seines Innern einer solchen, wenn auch geistreichen, Störung preiszugeben.

Daß unter diesen Umständen Goethe sein Ideal sein mußte, leuchtet von selbst ein. Wie ist vielleicht der Kultus für diesen, allerdings Größten aller Deutschen weiter getrieben worden, als von ihm. Er war nicht geneigt, einen Wertunterschied zwischen den früheren und späteren Arbeiten des außerordentlichen Mannes zuzugeben; ja, ich habe alle Ursache zu glauben, daß ihn die späteren mehr befriedigten als die früheren; wie denn auch Goethe als Mensch und Mann bis zu seinem Ende immer im Fortschreiten begriffen war, nur daß die Bildungskraft, schon nach Naturgesetzen, ebenso sehr abnahm. Soweit es Juchtersleben bei seiner Gutmüthigkeit möglich war, grollte er mir vielleicht ein wenig, wenn ich jenen Unterschied, nach seiner Meinung zu sehr, hervorhob. Wir ließen uns daher über diesen Punkt nicht leicht in ein Gespräch ein. Freunde müssen auch Geheimnisse voreinander haben.

Seiner Begeisterung für die Kunst machte er — da er sich die eigene Begabung unbilligerweise selbst absprach — dadurch Luft, daß er sich dem Streben anderer auf das innigste anschloß. Nicht auf jene in Deutschland beliebte Weise, daß man sich in irgend einen großen Schriftsteller hineinbegibt, und nun von der fremden Höhe auf alles andere mit wegwerfender Verachtung herabsieht. Gerade das Gegenteil. Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm Nächstensten zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und eine solche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzuheben, jede Wendung, jeden

Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes voranzufetzen, zu fuppliren, zu ergänzen, fih ganz in das Fremde hineinzuleben; er war unermüdet in foldh liebevollem Anerkennen. Diefe feine Weife hatte für einzelne feiner Freunde fogar etwas Gefährliches, und ich felbft mußte auf der Hut fein, feine optimiftifchen Deutungen in bezug auf meine eigenen Arbeiten, bei mir felbft auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

Das ift, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diefe felbftvergeffende Liebe war es, was ihm, verbunden mit feinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommenften Liebenswürdigkeit aufdrückte.

Als ein foldher wurde er in die Bewegungen des Jahres 1848 hineingeworfen. Ich weiß, wie fehr die Annahme der von ihm bekleideten Stelle*) feinem Innern widerftrebte, und daß man fein ganzes vaterländifches Gefühl in Anspruch nehmen mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der beftgebendbare Unterrichtsminifter gewesen. Hier aber kam er mit etwas in Konflikt, was feiner Natur rein entgegengefezt war: mit der Roheit. Wie er in diefer Zeit — wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Verweigerung der Anlaß zu einem Aufftande war — wie er alfo in diefer Zeit feiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder verfagt hat, kann ich nicht fagen, denn feine Überhäufung mit Gefchäften hatte eine Lücke in unfrem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtfein, nicht immer das Befte haben tun zu können und notgedrungen mancher feiner Überzeugungen untreu geworden zu fein, ihn getödet hat. Er ift vom Geifte aus geftorben. —

*) Er wurde im Juli 1848 Unterftaatsfecretär im Unterrichtsministerium, doch legte er diefen Poften bald nieder.

Der Freischütz, Oper von Weber.

Der Tonsetzer gehört offenbar ein wenig in die Klasse derjenigen, die den Unterschied zwischen Poesie und Musik, zwischen Worten und Tönen verkennen. Die Musik hat keine Worte, d. h. willkürliche Zeichen, die eine Bedeutung erst durch das erhalten, was man damit bezeichnet. Der Ton ist, nebstdem, daß er ein Zeichen sein kann, auch noch eine Sache. Eine Reihe von Tönen gefällt, so wie eine gewisse Form in den plastischen Künsten, ohne daß man noch eine bestimmte Darstellung damit verbunden hätte; ein Mißton mißfällt, wie das Häßliche in der Plastik, schon rein physisch, ohne weitere Verstandesbezeichnung. Wenn die Wirkung der Worte auf den Verstand und erst durch diesen auf das Gefühl geschieht, indes die Sinne dabei eine nur dienende Rolle spielen; so wirkt die bildende und die Tonkunst unmittelbar auf die Sinne, durch diese auf das Gefühl und der Verstand nimmt erst in letzter Instanz an dem Gesamteindrucke teil. Diese Betrachtung hat auch in der bildenden Kunst die größten Kenner, worunter man nur Mengs, Lessing und Goethe zu nennen braucht, dazu geführt, die Schönheit der Form als unerläßliches, ja als höchstes Gesetz für sie aufzustellen.

Was von der bildenden Kunst gilt, gilt in noch viel höhern Grade von der Musik. Ihre erste unmittelbare Wirkung ist Sinn- und Nervenreiz; weshalb ihr auch Kant (für jeden Fall nach seinen Voraussetzungen richtig) den Platz viel tiefer als den übrigen schönen Künsten anweist; weil nämlich ihre Wirkung so überwiegend physisch ist, daß der Verstand, dessen mögliche regulative Mitwirkung Kant als das Kriterium jeder schönen Kunst betrachtet, nur einen höchst untergeordneten Einfluß auf das Gefühl der Lust und Unlust dabei nehmen kann. Wenn nun auch Kant hierin zu weit gegangen ist, so bleiben doch die Tatsachen richtig, von denen er ausging. Der Gehörsinn, der beim Hören von Worten ein Diener des Verstandes ist, entzieht sich bei Tönen offenbar zum Teil seiner Herrschaft und erhält in der Unmittelbarkeit der Wirkung eine Ähnlichkeit mit den niedern Sinnen, eine Ähnlichkeit, die z. B. beim Hören entfernter, indistinkter Waldhorntöne überraschend hervortritt. Daß aber auf die niedern Sinne, so süß sie auch sein mögen, ja so sehr sie auch einer Beziehung und Bedeutung empfänglich sein mögen, keine freie, keine schöne Kunst gebaut werden könne, ist allgemein bekannt und angenommen.

So sind die Töne in ihrer ersten ursprünglichen Bedeutung: unmittelbar durch sich selbst, ohne notwendige Dazwischenkunft des Verstandes gefallende oder mißfallende Sinneneindrücke. Selbst bei der künstlichen Zusammensetzung von Intervallen bleibt das Urtheil darüber noch immer ein reines Sinnenurtheil, weil sich die spitzfindigste Intervallentheorie doch immer nur auf das in der natürlichen Einrichtung unsers Gehörorgans gegründete Wohl- oder Übelklingen stützen kann.

Schreitet man in der Betrachtung der Töne und ihrer Verbindungen weiter fort, so zeigt sich bald eine neue Seite, welche die zu einer schönen Kunst notwendige Verbindung mit dem Verstande wirklich herstellt und eine Musik als Kunst möglich macht. Nebstdem nämlich, daß die Töne an sich gefallen oder mißfallen, lehrt uns auch das Bewußtsein, daß durch sie besondere Gemüthszustände erweckt werden, zu deren Bezeichnung sie daher auch gebraucht werden können. Freude und Wehmuth, Sehnsucht und Liebe haben ihre Töne, ja sogar der Schmerz, der Schreck, der Zorn ihre Laute, welche zu Tönen zu veredeln wenigstens nicht unmöglich ist. Wenn nun hierdurch auch die Bezeichnungsfähigkeit der Musik gerettet ist, so darf man zweierlei nicht vergessen. Erstens, daß diese Bezeichnung keine genau bestimmende, wie durch Begriffe und die dazu gehörigen Worte ist; zweitens, daß die ursprüngliche, rein-sinnliche Natur der Töne durch keine später hinzukommende Erweiterung der Bedeutung ganz aufgehoben werden kann, d. h., daß bei aller Musik, auch in ihrer höchsten Verfeinerung, immer der Sinn den ersten Eindruck empfängt, daß dieser Eindruck ein heftig wirkender, oft beinahe unwiderstehlicher ist und daß daher bei der ziemlich vagen Bezeichnungsfähigkeit der Musik der nur entfernt wirkende Verstand nicht fähig ist, durch seine Billigung unangenehme Eindrücke auszugleichen, welche die Sinne mit überwiegender Gewalt empfangen haben.

Was erstens die Bezeichnungsfähigkeit der Musik betrifft, so bin ich erbötig, bei jeder beliebigen Opernarie Mozarts, des unstreitig größten aller Tonsetzer, die Worte durchaus, ja sogar den Modus der Empfindung zu ändern, ohne daß jemand, der das Musikstück nun zum erstenmale hört, daran ein Arges haben und es weniger bewundern soll. Oder noch schlagender, da man die Möglichkeit eines solchen Versuches geradezu leugnen wird. Man nehme die charakteristischste Sinfonie Beethovens, und lasse von zehn geistreichen, in der Musik und Poesie erfahrenen Männern einen passenden Text darunter setzen und erstaune dann, was für Verschiedenheiten sich da zeigen werden. Ja vielmehr ist eben dies das unterscheidende Kennzeichen der Musik vor allen Künsten, daß in ihr Sinfonien, Sonaten, Konzerte möglich sind, Kunstwerke nämlich, die, ohne etwas Genaubestimmtes zu bezeichnen, rein durch

ihre innere Konstruktion und die sie begleitenden dunkeln Gefühle gefallen. Gerade diese dunkeln Gefühle nun sind das eigentliche Gebiet der Musik. Hierin muß ihr die Poesie nachstehen. Wo Worte nicht mehr hinreichen, sprechen die Töne. Was Gestalten nicht auszudrücken vermögen, malt ein Laut. Die sprachlose Sehnsucht; das schweigende Verlangen; der Liebe Wünsche; die Wehmut, die einen Gegenstand sucht und zittert, ihn zu finden in sich selbst; der Glaube, der sich aufschwingt; das Gebet, das lallt und stammelt; alles was höher geht und tiefer als Worte gehen können, das gehört der Musik an; da ist sie unerreicht, in allem andern steht sie ihren Schwesterkünsten nach.

Was folgt nun aus dem allen? wird man fragen. Soll Musik aufhören, bezeichnend sein zu wollen? Soll sie in der Oper nicht streng dem Text folgen? Soll sie nicht streben, den Verstand zu befriedigen? Es folgt daraus, daß die Musik vor allem streben soll, das zu erreichen, was ihr erreichbar ist; daß sie nicht, um mit den Begriffen der Redekünste einen Wettstreit in der genauen Bezeichnung zu beginnen, das aufgeben soll, worin sie allen Redekünsten überlegen ist; daß sie nicht streben müsse, aus Tönen Worte zu machen; daß sie, wie jede Kunst, aufhöre Kunst zu sein, wenn sie aus der in ihrer Natur gegründeten Form herausgeht, welche Form im Wohl laut liegt bei der Musik, wie in der Wohlgestalt bei aller bildenden Kunst; daß, so wie der Dichter ein Tor ist, der in seinen Versen den Musiker im Klang erreichen will, ebenso der Musiker ein Verrückter ist, der mit seinen Tönen dem Dichter an Bestimmtheit des Ausdruckes es gleich tun will; daß Mozart der größte Tonsetzer ist und Maria Weber — nicht der größte . . .

Euryanthe, Oper von Weber.

Was ich schon bei Erscheinung des Freischützen geahndet hatte, scheint sich nunmehr zu bestätigen. Weber ist allerdings ein poetischer Kopf, aber kein Musiker. Keine Spur von Melodie, nicht etwa bloß von gefälliger, sondern von Melodie überhaupt. (Ich nenne aber Melodie einen organisch verbundenen Satz, dessen einzelne Teile einander musikalisch notwendig bedingen.) Abgerissene Gedanken, bloß durch den Text zusammengehalten und ohne innere (musikalische) Konsequenz. Keine Erfindung, selbst die Behandlung ohne Originalität. Gänzlicher Mangel an Anordnung und Kolorit. Der romantisch-leichte Stoff be-

schwert und herabgezogen, daß man sich bang und ängstlich fühlen muß. Kein lichter Moment ausgespart, das Ganze in einem Tone düster und trübselig gehalten. Ich sehe in diesem Kompositeur einen musikalischen Adolph Müllner. Beide traten glänzend auf, indem sie, erst im spätern Mannesalter beginnend, die kargliche Poesie ihres ganzen frühern Lebens, durch einen treibenden Stoff gehoben, in einer knallenden Feuerwerkfronte abbrannten (Schuld, Freischütz). Beide Männer von scharfem Verstande, mit mannigfachen Talenten, beide von ihrem eigenen Werte und dem ihrer Hervorbringungen innigst überzeugt, beide Theoriemänner und daher auch Unkünstler, beide sich hinneigend zur Kritik. Kritik wird das Ende Webers sein, wie es Müllners Ende war. So wie er in der Meinung sinkt, wird er suchen jene herabzuziehen, die noch in der Meinung stehen, und zwar, wie Müllner, ohne sich dabei der bösen Absicht bewußt zu sein. Gott gebe, daß ich irre, und verzeihe mir, wenn ich es tue.

Gestern wieder in der Curyanthe gewesen. Diese Musik ist schmerzhaft. Dieses Umkehren des Wohllautes, dieses Notzüchtigen des Schönen würde in den guten Zeiten Griechenlands mit Strafen von Seite des Staates belegt worden sein. Solche Musik ist polizeiwidrig, sie würde Unmenschen bilden, wenn es möglich wäre, daß sie nach und nach allgemeinen Eingang finden könnte. Als ich die Oper zum erstenmal hörte, half ich mir über die ärgsten Stellen durch Unaufmerksamkeit weg. Gestern ließ mich der Wunsch, dem Tonschreiber nicht unrecht zu tun, genau achtgeben. Anfangs ging es ganz leidlich; theils ist der Eingang weniger verschroben, theils war die Kraft zu bulden in mir noch ungeschwächt, aber von Stufe zu Stufe stieg das innere Grausen und ging zuletzt bis zur körperlichen Übelkeit. Wenn ich am Schluß des zweiten Aufzuges nicht das Theater verließ, hätte man mich im Verlauf des dritten vielleicht hinaustragen müssen. Diese Oper kann nur Narren gefallen, oder Blödsinnigen oder Gelehrten, oder Straßenräubern und Meuchelmördern.

Über das Wirken der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und deren gegenwärtigen Zustand.

(Wien, im Dezember 1838.)

Die jüngste Leistung der hiesigen Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, die großartige Aufführung von Haydns unsterblichen „Jahreszeiten“ ist noch lebendig in allen Gemüthern. Sie bildet ein Ereignis, dessen Erinnerung nicht so leicht verlöschen wird. Tausendeinhundertzweiunddreißig Musiker, sämmtlich Bewohner einer und der nämlichen Stadt, größtentheils Schüler oder Mitglieder der Anstalt, konnten vereinigt werden, um auf gleicher Höhe mit einer riesenhaften Konzeption, dem Ausdrücke derselben eine Macht zu verleihen, wie sie der Verfasser des Werkes kaum in den Momenten der Begeisterung sich als möglich gedacht hätte. Und das alles hat eine Anstalt geleistet, die nicht durch Dotationen und ausschließliche Begünstigungen, sondern lediglich durch einzeln gesammelte Beiträge der Kunstfreunde einer wenig ausgedehnten Provinz, um nicht zu sagen einer einzigen Stadt, gegründet, erhalten und durch mehr als ein Vierteljahrhundert fortgeführt worden ist.

Es hat im Verlaufe dieser Zeit nicht an Verkleinerern der Anstalt gefehlt. Man behauptete, die Künstler vom Fache würden dadurch in ihrem Erwerbe beeinträchtigt, aber es leben Hunderte derselben von der verbreiteten Liebhaberei für die Kunst, und so nützt, was diese Liebhaberei befördert, unmittelbar den Künstlern. Man befürchtete, ein der echten Kunst gefährlicher Dilettantismus werde genährt und über seine Grenzen befördert. Nun denn, wenn die letzte Aufführung der „Jahreszeiten“ Werk des Dilettantismus war, so sei er gehegt und gepriesen für immer! Man hat der Gesellschaft vorgeworfen, sie habe noch wenige eigentlich bedeutende Künstler hervorgebracht. Aber was hat sich denn in derselben Zeit auch außerhalb der Gesellschaft musikalisch Großes nachgebildet? Mozarts, Haydns und Beethovens Platz ist noch nicht besetzt. Trägt irgend jemand oder irgend eine Anstalt dessen die Schuld?

Die Schule bildet nur das Talent, aber sie erzeugt es nicht. Fast es wieder bedeutend wie früher unter uns entstehen, und es wird

in den Musikschulen des Conservatoriums von vortrefflichen Meistern seine Bildung, oder wenn der Zufall es andere Wege führen sollte, doch im Kreise der Gesellschaft das zweite Erfordernis seiner Wirksamkeit finden: ein nicht nur kunstliebendes, sondern auch kunstverständiges Publikum in allen Klassen und Ständen. Und dazu, was eigentlich die Aufgabe der Schule ist, die Verbreitung der Lehre und der Fertigkeit in die ganze Masse der Ausübenden, dazu hat die Gesellschaft der Musikfreunde beigetragen nach Vermögen und redlich. Wer sich der Schwierigkeit erinnert, mit der die viel schwächere Besetzung zu Händels „Timotheus“ beim Entstehen der Anstalt zusammengebracht wurde, und weiß, wie viele jüngsthin bei Haydns „Jahreszeiten“ als überflüssig zurückgewiesen werden mußten, kann hierüber keinen Zweifel hegen. Es sind aber auch aus der Mitte der Gesellschaft und aus ihrer Lehranstalt wirklich schon mehrere ausübende Tonkünstler ersten Ranges, und eine große Anzahl geschickter, vollkommen brauchbarer Sänger und Instrumentalisten hervorgegangen, welche im In- und Auslande ehrenvolle Anerkennung gefunden haben, wenn es auch nicht von jedem einzelnen öffentlich bekannt geworden ist, daß sie ihre Ausbildung, oder wenigstens die Grundlage derselben, der Gesellschaft verdanken. Ein Verzeichnis derselben würde genügen, auch in dieser Beziehung jeden Zweifel über die Verdienste der Anstalt schwinden zu machen.

Allerdings aber fehlt der Gesellschaft noch manches und vieles, dessen Mangel aus der Beschränktheit der Mittel hervorgeht. Bei ihrem Entstehen vom Publikum mit Enthusiasmus gegründet, machte ihr Anwachsen bald viele und bedeutende Auslagen notwendig. Aus Mangel eines geeigneten Lokals mußte ein eigenes Haus gekauft, ein weitwendiger Bau unternommen werden, dessen Kosten, zum Theil auf die Hoffnung einer gleich günstigen Zukunft vorausgenommen, noch immer mit Kapital und Zinsen schwer auf der Anstalt lasten; zahlreiche Meister und Einrichtungen waren zu bestreiten. Wenn auf diese Art die Anforderungen sich häuften, wollten die Zuflüsse nicht gleichen Schritt halten. Im Verlaufe beinahe eines Menschenalters ward ein beträchtlicher Theil der ersten Gründer und Beförderer durch den Tod hinweggerafft; Umsiedlungen, häusliche Ereignisse machten andere Beiträge stocken. Die Anzahl der unterstützenden Mitglieder, trotz der großmüthigen Gaben einzelner, blieb nach und nach so weit zurück, daß, wenn es nicht gelingt, das Publikum zu neuer Theilnahme anzuregen, die Gesellschaft ihre Zwecke, ja endlich ihren Bestand gefährdet sehen, oder, wenn man vermöchte, Beistand von andern Seiten zu erhalten, Wien wenigstens um den Ruhm gebracht sein würde, so großartige Wirkungen ohne anderes Einschreiten, bloß

durch die Kunstliebe einzelner, als Ergebnis der allgemeinen Kunstbildung hervorgebracht und erhalten zu haben.

Man hat die Gelegenheit des jüngst veranstalteten Musikfestes benutzen wollen, um Wiens Bewohner und das Land überhaupt auf die Umstände aufmerksam zu machen. Wenn die Gesellschaft erst der Sorge für die Lasten der Vergangenheit enthoben ist, wird es ihr möglich werden, jene Kunsthöhe zu erreichen, die sie sich als Zweck vorgesetzt, und deren Grundbau schon in den bisherigen Leistungen sich gelegt findet. Mögen daher sämtliche Kunstfreunde, die der Anstalt noch nicht angehören, in diesen Andeutungen einen Sporn finden, sich so edlen Zwecken anzuschließen; jene aber, die bereits Mitglieder sind, eine Aufforderung, die hier ausgedrückten Wünsche im Kreise ihrer Freunde durch persönliches Einwirken zu unterstützen.

Die Beiträge, welche die Gesellschaft von ihren gewöhnlichen Mitgliedern erwartet, sind an sich nicht bedeutend, die Vorteile jedem Gebildeten klar. Da übrigens einer der Hauptzwecke, ja der Hauptzweck selbst, die Erhaltung und weitere Fortbildung des Konservatoriums ist, so würden, wie dies schon öfters der Fall gewesen ist, Beiträge oder Zusicherungen mit besonderer Widmung für diese Anstalt, zu vorzüglichem Danke verpflichten.

Neue Rechtschreibung.

Man will eine neue Rechtschreibung in den Schulen einführen. Ich bitte die Behörden, es zu unterlassen.

Man muß Neuerungen überhaupt nur einführen, wenn sie notwendig oder von wesentlichem Nutzen sind, sonst hat das Bestehende die Vorrechte des Natürlichen.

Der Prüfstein alles Neuen ist die Zeit. Erst wenn ein Menschenalter vorübergegangen ist und trotz alles Wechsels der Ansichten das Neue sich erhalten hat, weiß man, daß man eine Verbesserung gemacht und nicht einer Mode gehuldigt hat.

Nirgends ist die Vorsicht gegen Neuerungen so notwendig als in Deutschland, wo man alle zehn Jahre literarische Absurditäten in Gang setzt, über die man zehn Jahre später wieder lacht.

Die Sprachen werden durch den Gebrauch und die großen Schriftsteller gemacht. Wie unsere Ältvordern gesprochen und geschrieben haben,

ist uns höchst gleichgültig, denn sie waren albern, und wir wollen uns bemühen, gescheit zu sein.

An dem Materiellen einer Sprache ist nichts stoßweise zu ändern, wenn sie einmal eine klassische Literatur hat. Leider veralten auch die großen Schriftsteller, es wäre aber Frevel, beizutragen, daß sie vor der Zeit veralten.

Was für jedermann gilt, gilt vor allen für die Schule. Sie hat nichts vorzutragen, als was sich durch längere Geltung als gut und richtig bewährt hat.

Bei literarischen Schulen mag einige Ausnahme gelten, obwohl wir auch da die traurigsten Beispiele in Deutschland gesehen haben. In Zeit von fünfzig Jahren sind vier philosophische Systeme vergöttert und verlacht worden. Aber die Zöglinge der höhern Schulen bleiben auch später in einigem Verhältniß zur Literatur. Sie mögen sich die Kleider ihrer Jugend ändern lassen, wenn man statt der langen Taille wieder eine kurze trägt.

Die Schüler der deutschen Schule aber lernen, was man ihnen beibringt, für ihr ganzes Leben. Es wäre traurig, wenn ein Befenner der neuen Orthographie in einer Schreibstube nicht aufgenommen oder nach zehn Jahren wieder entlassen würde, weil er nicht deutsch schreiben kann.

Man beherzige dies und überlasse die urhochdeutschen Bestrebungen den Phantasten und Pedanten. Es gibt in Deutschland nämlich auch Pedanten des Neuen und, was fast überall unerhört ist: phantastische Pedanten.

Zweite Abtheilung.

Totengespräche.

I. Friedrich der Große und Voltaire.

(1806.)

Voltaire (hat ein Zeitungsblatt in der Hand). Vive Napoléon, vive la France!

Friedrich (tritt herbei). Was gibt's Voltaire, was gibt's?

Voltaire. Blicke her, Friedrich, und frohlocke! — Oesterreich ist gedemüthigt, ist gestürzt!

Friedrich. Bist du wahnsinnig, alter Satyr?

Voltaire. Sieh dieses Zeitungsblatt, das Merkur soeben von der Oberwelt hierher gebracht hat!

Friedrich. Gib!

Voltaire. Höre. — Die tapferen Oesterreicher haben sich bei Ulm und Musterlitz schlagen lassen!

Friedrich. Von meinen Preußen?

Voltaire. Nicht doch, von meinen Landsleuten, von Franzosen!

Friedrich. Wer hat wohl dem friedfertigen Ludwig diesen Gedankan eingehaucht?

Voltaire. Ludwig ist tot!

Friedrich. Tot!

Voltaire. Schon seit vierzehn Jahren!

Friedrich. Und noch haben wir davon nichts erfahren!

Voltaire. Er wurde enthauptet!

Friedrich. Enthauptet? — Wer hätte doch gedacht, daß die Engländer sich so weit vergehen würden, ihn zu töten!

Voltaire. Du irrst, seine eigenen Untertanen haben ihn getödet!

Friedrich. Und Preußen schwieg dazu stille?

Voltaire. Gott bewahre! — Es griff zu den Waffen!

Friedrich. Bravo Friedrich Wilhelm, du zeigst dich deines Vaters würdig! — Im Trüben ist gut fischen.

Voltaire. Aber da Preußen sah, daß Frankreich sich dennoch verteidigte, stand es vom Kriege ab, nachdem es —

Friedrich. Ich verstehe, ich verstehe! — O göttliche Politik, Preußen ist dein erster Opferaltar, und Preußens Könige sind deine Oberpriester!

Voltaire. Nun stand Oesterreich verlassen und allein und Napoleon der Große, der Eroberer der halben Welt, der zweite Alexander der Große, hat alle Staaten Deutschlands erobert.

Friedrich. Bis auf Preußen, nicht wahr?

Voltaire. Ei ja doch! Preußen spielt ja mit ihm unter der Decke.

Friedrich. Das gefällt mir nicht!

Voltaire. Was?

Friedrich. Nach deiner Erzählung betrachtet man jetzt Frankreich als dominierende Macht und Preußen als ein — als — wie soll ich nur sagen —

Voltaire. Als eine Null meinst du!

Friedrich. Pardon! Das meine ich nicht! Aber so als Alliierten meine ich.

Voltaire. Nun ja, als Alliierten! Wie anders?

Friedrich. Du verstehst mich nicht recht, Voltaire. O unsre platte, arme, rauhe deutsche Sprache hat dafür kein Wort! — *en bagatelle* wollt' ich sagen!

Voltaire. Ei, was kümmert das mich!

Friedrich. Aber mich desto mehr!

Voltaire. Laß die Grillen fahren, alter Deutscher!

Friedrich. *Ei done*, Voltaire, wer wird so unartig sein.

Voltaire. Wieso?

Friedrich. Ich glaube, du hast es heute darauf angelegt, mir die Seele aus dem Leibe zu ärgern! Ich bin kein Deutscher, ich will wenigstens kein Deutscher sein.

Voltaire. Nun denn, so sei heute einmal ganz Franke! Verderben den Oesterreichern!

Friedrich. Auch als Preuße rufe ich: Verderben den Oesterreichern! Wie sich doch die Sieger von Kollin jetzt betragen werden!

Voltaire. Ha, ha, ha! über den neunzigstägigen Krieg!

Friedrich. Neunzig Tage dauerte nur der Krieg!

Voltaire. Wien ist erobert!

Friedrich. Ich will dir einen Altar bauen, Napoleon!

Voltaire. Vive Napoléon, vive la France!

(Eine Menge Schatten kommen aus der Oberwelt an. Wüthes Geschrei: Que le diable emporte ce Napoléon, nous sommes le sacrifice de sa rage! Les maudites épées des Prusses. Ma tête! O Iéna, Iéna! Geht zum Teufel, ihr Hundel!)

Friedrich. Was ist das?

Voltaire. Vermuthlich ist eine Schlacht zwischen Österreichern und Franzosen vorgefallen.

Beide. Vive Napoléon, vive la France!

(Prinz Louis, Prinz von Braunschweig treten auf.)

II. Friedrich der Große und Lessing.

(1841.)

Friedrich. Lessing, komm herab!

Lessing. Seid Ihr es, Sire?

Friedrich. Ich ennuyiere mich und habe Lust, zu plaudern.

Lessing. Und wenn ich meinesteils nun keine Lust dazu hätte?

Friedrich. Du mußt dich eben fügen. Denk', ich war ein König.

Lessing. Und ich ein deutscher Gelehrter. Ich füge mich.

Friedrich. Das währt lange! — Ah! — Willkommen! Was gilt's, du hast geschrieben?

Lessing. Erraten, Sire.

Friedrich. Und was? Anmerkungen zu den Wolfenbüttler Fragmenten etwa?

Lessing. Es kam auf so etwas heraus.

Friedrich. Gesteh nur, daß wir heute nicht viel mehr von derlei Dingen wissen, als damals. Mit der Unsterblichkeit hat's seine Richtigkeit. Man spricht auch von einem Himmel und einer Hölle, für die ganz Guten und ganz Bösen nämlich. Wir Leute vom Mittelschlag aber leben so ziemlich fort wie vorher, und wenn nicht die Gesellschaft und die Lektüre wäre, man wüßte bei Gott nicht, was anfangen; denn ewig Schlachten liefern auch hier noch, wie der kleine Napoleon Bonaparte, ist denn doch zu handwerksmäßig.

Lessing. Man setzt eben diesseits fort, was man jenseits geübt.

Friedrich. So ganz denn doch nicht. Denn kennst du den Hauptgegenstand meiner hiesigen Aufubrationen?

Lessing. Erraten möcht' ich's beinahe.

Friedrich. Nun ja denn: deutsche Literatur, und die habe ich, mort de ma vie, im Leben nicht sehr geübt.

Lessing. Wir haben's noch in Erinnerung.

Friedrich. Ihr Deutschen wart aber auch langweilige Kerls damals. Der kryptogamische Klopstock. Gellert war noch der beste. Du selbst, Lessing, bist ein ausgezeichneter, aber kein großer Schriftsteller.

Lessing. Ich weiß es, Sire.

Friedrich. Ich sage das, wie ich gestehe, ein schlechter Dichter gewesen zu sein. Du hast nichts geschaffen und nichts erwiesen. Das kommt, weil es euch Deutschen an Fleiß fehlt.

Lessing. Der Vorwurf ist neu.

Friedrich. Sitzfleisch habt ihr und Fleiß zum Sammeln, aber keinen zum Reifwerdenlassen und Ausarbeiten. Drum kann eure Literatur auch keine Werke aufweisen, nur Bücher. Sein Leben an drei Bände setzen, wie Montesquieu, oder wenigstens an ein einziges Werk, wie Gibbon, das kommt bei euch nicht vor. Höchstens Kant hat so getan; der war aber auch ein Philosoph, und jede Philosophie involviert eine fixe Idee. Also daß ich auf dich zurückkomme: du hast deine Kräfte zu sehr zerstreut, deine Gegenstände sind unbedeutend, aber in der Art, wie du sie behandelst, kommt dir niemand gleich. Aber flüchtig, flüchtig, immer was Neues. Für einen Gelehrten warst du ein guter Dichter, aber für einen Dichter viel zu sehr Gelehrter. In deinem Nathan sind vortreffliche Charaktere, aber als Stück taugt es nichts.

Lessing. Das ist auch meine Meinung.

Friedrich. Die Emilia Galotti gefällt mir besser.

Lessing. Mir nicht.

Friedrich. Das Verdienst der Minna von Barnhelm liegt in den Nebensachen, die Hauptsache will nicht viel bedeuten.

Lessing. Die Hauptsache ist auch nicht von mir.

Friedrich. Von wem sonst?

Lessing. Von dir.

Friedrich. Ja so, weil der Tellheim kein Geld kriegen konnte? War notwendig damals, war notwendig. — Aber lassen wir die Antwenden! — Also die deutsche Literatur war schlecht zu meiner Zeit.

Lessing. Aber sie ist später gut geworden.

Friedrich. Gut? Hm!

Lessing. Und wie schnell!

Friedrich. Aber auch wie kurz! Oder hältst du die heutige auch für gut?

Lessing. Sie wird's wieder werden.

Friedrich. Wird! Wird! Wir wollen nicht die Propheten machen, sondern die Beurteiler. — Erstens also leugne ich eure deutsche Literatur; in dem Sinne nämlich, als es eine französische, italienische,

englische, spanische gibt; die eure ist nur ein Résumé aller übrigen. Aus Nachahmung entsprungen und nicht aus Naturdrang, aus Büchern, nicht aus eigentümlicher Auffassung, hat sie sich sämtliche Literaturen angeeignet, schon aus dem natürlichen Grunde, weil sie die letzte war und kein Mensch da erfindet, wo er nur zu benützen braucht. Du fandest deine Landsleute über der Nachahmung der Franzosen und hast sie ihnen verleidet. Du tatest recht daran. Denn die Literatur der guten Zeit Frankreichs ist leer ohne die Urbanität und den Geschmack derselben Zeit, wo aber diese hernehmen im damaligen Deutschland oder im jetzigen? Du hast sie dafür auf die Engländer verwiesen und tatest unrecht; denn die englische Derbheit wird nur durch die englische Tüchtigkeit wieder gut gemacht; der Deutsche aber ist in nichts tüchtig, als in der Pflichterfüllung. Einige von euch haben zwar einen eigentümlichen Ton angeschlagen, wie der Goethe, den ich übrigens nicht leiden mag; er nahm aber nur das aus der Natur, was die Kunst gar nicht brauchen kann, so wie das Gras in der Wirklichkeit recht gut, ja schön ist, der Blumenmaler es aber doch nicht nachbilden wird, sondern eben Blumen nehmen muß. Die Kunst beruht auf einer Steigerung des Wirklichen und unterscheidet sich eben dadurch von Natur. Nun haben aber gerade jene kleinen, hausbackenen Empfindungen, deren Wert in der Wirklichkeit ich nicht leugnen will, das Besondere, daß sie zu nichts werden, wenn man ihnen nur das Geringste nimmt oder zusetzt. Es muß daher auch die Darstellung, wenn sie sich an solche Zustände macht, aus einer künstlerischen zu einer bloß natürlichen werden, was das größte Unglück ist, das der Kunst irgend passieren kann. Solange das nun nur die ausgezeichneten Geister treiben, geht es noch an, denn Leute dieser Art fassen die Natur mit scharfen Sinnen auf und das Wirkliche ist immer interessant, wenn auch nicht immer schön; die Nachtreter aber, deren blöde Augen nur allgemeine Umrisse empfangen und nun das Schattenbild treulichst auf Löschpapier abklatschen, liefern ein Unding, das endlich selbst deutschen Geschmackswerkzeugen zu matt vorkommen muß.

Lessing. Deutschen Geschmackswerkzeugen!

Friedrich. Ja! Ja! Daß ihr keinen Geschmack habt, nämlich keine Empfindung. — Lächle nicht! Es ist so. Gefühl habt ihr, vielleicht mehr, als andre, aber Empfindung? Gefühl ist nur der unartikulierte Aufschrei des Innern, der sich nichts bewußt ist, als seines Zustandes im ganzen, die Empfindung erkennt aber auch die einzelnen Bestandteile des Eindrucks, daher sie vor allem dem Schriftsteller nöthig ist, der seinen Zustand andern begreiflich machen, auf andere übertragen will. Auch die Tiere haben Gefühl, aber nur der Mensch hat Empfin-

dung, weil nur er Verstand hat. Die Empfindung steht der Erkenntnistraft ebenso nah, als der Gefühlsgabe. Verzeih, daß ich dir das vordemonstriere, der du es besser verstehst, als ich; ich bin aber einmal im Zuge.

Lessing. Man lernt immer, wenn man mit vernünftigen Leuten spricht. Und überdies: der Philosoph von Sanssouci —

Friedrich. Lassen wir das! Also eure schöne Literatur taugt nichts.

Lessing. Und doch wird sie gegenwärtig von ganz Europa bewundert.

Friedrich. Weil die andern eben gar nichts haben. Zudem ist eure Literatur von gestern und befriedigt daher die Bedürfnisse von heute. Die Glanzepochen der übrigen Nationen fallen in eine so frühe Zeit, daß ihre Hervorbringungen auf viele Zustände der Gegenwart keine Anwendung leiden. Sie müssen mit Abstraktion genossen werden, indes die eure das Grobzeug recht im Kernschuß trifft. Auch verhalten sich die andern Nationen zur deutschen Literatur, wie man sonst von der Weisheit der Agyptier sprach. Man lobt, was man nicht kennt. Um wieder auf Goethe zu kommen: seine frühern Werke sind zu natürlich und seine spätern zu künstlich. Am besten noch gefällt mir sein Wilhelm Meister. Es ist der deutsche Don Quichotte und steht an Wert dem spanischen nichts nach.

Lessing. Aber der Schluß?

Friedrich. Er wollte eben aufhören. — Schiller ist gut. Er ist der deutsche Racine.

Lessing. Das wäre mir nicht eingefallen.

Friedrich. Lies seine Übersetzung der Phädra, und du wirst glauben, Racine habe sich selbst übersetzt. Sie decken sich. Wenn Schiller weiter ist, so ist es die im Wissen vorgeschrittene Zeit. Versetze Schillern in die Zeit Ludwigs XIV. und mache Racine zum deutschen Professor im 19. Jahrhundert und jeder Unterschied hat aufgehört. Shakespeare hat einen übeln Einfluß auf deinen Laidsmann ausgeübt, indem er seine Form erweiterte. Wäre der Wallenstein in fünf Akte zusammengedrängt, ich wüßte ihm nichts an die Seite zu setzen.

Lessing. Und doch, ohne Shakespeare als Vorgänger, was wäre Schiller?

Friedrich. Da magst du recht haben. Voltaire hat Shakespeare einen Wilden genannt. Er hätte nur dazu setzen sollen: ein großer Wilder, um die Wahrheit ganz zu treffen. Seine Form ist nämlich wild und taugt nichts oder vielmehr nur für eine halb rohe Zeit, die neue und starke Eindrücke wollte, ohne sich um ihre Herbeiführung und Verbindung viel zu bekümmern.

Lessing. Und doch geht er immer den Weg der Natur.

Friedrich. Auf den Stationsplätzen trifft er allerdings fast immer mit ihr zusammen, aber auf dem Wege eilt er ihr so ziemlich voraus. Er gibt ein *précis*, ein *abrégé* der Natur, aber nicht die Natur selbst. In der Kunst aber sind ihre Stufen ebenso wichtig, als ihre Höhe.

Lessing. Du forderst die Natur bei Shakespeare und weist sie bei Goethe zurück.

Friedrich. Shakespeare hat eben die Natur genommen, wie der Dichter soll: in ihren großen Verhältnissen. Goethe stellt sie zwar mit Treue dar, bringt sie aber vorher auf sein eigenes Maß herab. Hat er nicht aus Egmont einen Lebemenschen gemacht und aus dem Tyrannen Alba einen ganz plausibeln *homme d'état*? Ist in der Iphigenie eine Spur von dem heroischen Zeitalter, in dem die Handlung spielt? Oder glaubst du, daß solche Gesinnungen und Charaktere möglich sind, wenn nicht lange vor Anfang der Handlung der Herr Onkel seine eigenen Kinder gegessen und der Vater seine Tochter den Göttern zum Opfer gebracht hat? Nichts davon zu sagen, daß dieser König Thoas nicht darnach aussieht, daß ein neues Menschenopfer irgend von ihm zu befürchten stünde. Goethe hat nur den Winkelmann in Handlung gesetzt und auf lebende Menschen angewendet, was von toten Statuen allerdings seine Geltung haben mag.

Lessing. Ich war Goethes Freund nicht, so lang ich lebte, er war aber auch damals nicht, was er später geworden ist. Er ist denn doch der Glanzpunkt unserer Nation.

Friedrich. Das ist ja, was ich sage. Ich tadle nicht ihn, sondern euch. Daß ihr nichts Großartiges in eurer Natur habt, und keine Energie. Hat sich nicht Goethe über sich selbst als Dichter lustig gemacht? Oder was anders wäre der Kern seines Wilhelm Meister, ja seines Tasso, wo zuletzt die Lunte recht behalten? Goethe ist überdies ein unmoralischer Dichter. Die gefallenen Mädchen sind seine Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher als die französischen Schmutzbromane. Die Sünde war da und wird da sein, und im Leben mag sich der Mensch mit ihr abfinden, wie er kann, aber für den Schriftsteller muß sie nicht bloß ein Unglück sein, sondern ein Verbrechen.

Lessing. Laß uns nicht ungerecht sein, König, wir sind auf dem graden Wege.

Friedrich. Es hört uns niemand, da können wir schon ein wenig übertreiben. Dann? Hat er nicht nur die Blüte eurer Poesie herbeigeführt, sondern ist auch Ursache an ihrem Verfall.

Lessing. Ich weiß, was du sagen willst, und es ist etwas daran.

(An einen Freund.)

I.

Was ich auf meine poetische Flucht für Bücher mitnehmen werde? fragst du. Wenig und viel! Herodot und Plutarch, dazu die beiden spanischen Dramatiker. Und Shakespeare nicht? Shakespeare nicht. Obgleich er vielleicht das Größte ist, was die neuere Welt hervorgebracht hat: Shakespeare nicht! Er tyrannisiert meinen Geist; und ich will frei bleiben. Ich danke Gott, daß er da ist, und daß mir das Glück ward, ihn zu lesen und wieder zu lesen und aufzunehmen in mich. Nun aber geht mein Streben dahin, ihn zu vergessen. Die Alten stärken mich, die Spanier regen mich zur Production an; aber die erstern stehen zu ferne, die letztern sind zu rein menschlich mit ihren Fehlern mitten unter den größten Schönheiten, mit ihrer häufig nur gar zu weit getriebenen Manier, als daß sie den echten Quell des wahren Dichters: die Natur, die eigene Anschauungsart, das Individuelle der Auffassung, irgend im Gemüte beeinträchtigen sollten. Der Riese Shakespeare aber setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrlichstes Organ er war, und wer sich ihm ergibt, dem wird jede Frage, an sie gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare! Die deutsche Literatur wird in seinem Abgrunde untergehn, wie sie aus ihm hervorgestieg ist. Ich aber will frei sein und selbständig, lieber ein Wurm, der sich selbst sein Blatt sucht, als der Flötenspieler, durch den Baucanson entzückt.

II.

Du magst den Wunsch, schreibst du, nicht aufgeben, daß das Theater eine moralische Tendenz erhalte? Du hast unrecht; nicht bloß in künstlerischer, auch in moralischer Hinsicht, denk' ich. Denn erstens hat die Moral des Theaters, die doch des Gefälligen nie entbehren kann, etwas so Zwitterhaftes, daß nur höchst selten ein praktischer Nutzen daraus hervorgehen kann. Dann würde aber auch all das Leichtfertige und Lustige, das auf denselben Brettern verhandelt wird, unter der Ägide jener Ansicht nur um so verderblicher auf das Gemüt des Zuschauers einwirken, der, gewohnt, Lehren von dorthier zu empfangen, die angenehmeren darunter gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen würde. Das Theater muß als sittlich gleichgültig behandelt werden, oder es wird sittenverderbend.

III.

Du nimmst die Partie deines Vaterlandes und willst nicht zugeben, daß dieses passive Stehenbleiben, dieses Nichtweitererschreiten auf dem Pfade der Entwicklung so erniedrigend, so unwürdig sei, als es mir vorkomme. Nun denn, ich wiederhole es: ein Verbrechen an der Menschheit ist es! Wodurch ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Nichte einen Affen ab bis zur höchsten Vernunftähnlichkeit, bis zum äußersten Grade der Geschicklichkeit, seine Zungen werden nicht mehr wissen, als jedes andern Affen Junge, und willst du sie vervollkommen, so mußt du von vorn anfangen, von der ersten erwerblichen Fertigkeit, wie bei ihrem Vater; von seinem Wissen ist nichts auf sie übergegangen, wird nie etwas übergehen, und so steht jedes Tier noch auf derselben Stufe, in der die ersten seiner Art am Tage der Schöpfung standen. Warum? Weil ihnen die Gabe der Mittheilung fehlt, weil sie nur als Individuen da sind, weil sie nur im Verstande des Menschen eine Gattung ausmachen, in der That aber Einzelwesen sind, höchstens Generationen, mit bloß physischer Wechselwirkung der Mitlebenden, jede eingeschlossen in den Zwischenraum von Geburt und Tod. Der Mensch aber erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unsrer Zeiten weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Rätsel waren, die Geschichte ist sein Leitstern in Wollen und Handeln; er ist und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er lebt nur als Mensch, als Glied seiner Gattung. Darin liegt das Heiligtum seiner Existenz, das ist das Palladium seiner Vorzüge, in dieser allgemeinen Menscheneinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott ein in die Natur. Daher ist jedes absichtliche Stehenbleiben der einzelnen oder der moralischen Person ein Verbrechen an dem Geschlechte, ein Vergehen gegen Gott. Wollen wir nichts hinzufügen zu dem Schätze der Menschheit, wer gibt uns ein Recht, das vor uns Gesammelte zu gebrauchen? Wollt ihr stehen bleiben, so gebt vorerst zurück, was eure Eltern euch geliehet, damit ihr es in organischer Fortentwicklung vererbt an ihre Enkel. Zieht euch in Höhlen, knirscht Eicheln, tragt zur Schau die Blöße eures tierischen Selbst, gebt auf Sprache und Schrift und schämt euch nicht, Bestien zu heißen, wenn ihr es durchaus sein wolltet. Ich wollte lieber ein Hund sein und den Mond anbellern als ein Mensch und gegen die Entwicklung der Menschheit reden.

IV.

Hast du gelesen, was Jacobi im Woldemar sagt über die Formen der Menschheit, oder vielmehr über die Formen, in denen sich das Höhere im Menschen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zeigt? Wie das Gefäß nach und nach verwittert, der Gehalt verfliegt, und welche Kämpfe es kostet, bis eine neue Hülle des Göttlichen aufgefunden und anerkannt ist? Wie aber doch das Höhere, das Gott-ähnliche nie zu Grunde gehen kann, sondern nur in einer Art Seelenwanderung in neue Körper übergeht. Die traurigsten Zeiten sind dann offenbar die, wo eine solche Form im Verschwinden ist, und die eine Hälfte der Menschheit sich abmüht, das inhaltsleere Gefäß zusammenzuhalten und zu flicken, die andere Hälfte aber den Gehalt überhaupt leugnet, weil er in dem verwitterten Gefäße nicht mehr zu finden ist. Die Zeit unmittelbar vor und nach der französischen Revolution war eine solche traurige; aber mir deucht, die Morgenröthe einer neuen Existenz schimmert hervor über den fernen Bergen. Wenn damals eine mächtige Hülle des Göttlichen, der Tugend, vielleicht auf lange zu Grunde ging: die Religion als positive Anstalt, so beginnt dafür ein neues Wehikel der Tugend, virtus, sich zu bilden in dem Streben der Völker nach Freiheit, nach bürgerlicher und politischer Freiheit. Schon ist der Mensch nicht mehr auf sein enges Selbst beschränkt, schon nimmt er wieder teil an einem Allgemeinen, die Begeisterung erwacht, und die Tugenden haben ja das gemein mit den Lastern, daß, wenn man einer die Thüre öffnet, sich die andern ungerufen mit eindrängen. — Land! Land! Armer Schiffer!

Korrespondenznachrichten aus dem Lande der Irokesen.

Anondago, am 1. April 1820.

Lieber Freund!

Du wirst wohl erstaunen, wenn du das Datum meines Briefes liest. Anfänglich weißt du vielleicht kaum, wohin du Anondago, meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort, hin versetzen sollst. Du wirst eine Erdbeschreibung zur Hand nehmen, und statt von deinem Stauen zurückzukommen, nur noch mehr erstaunen, wenn du findest, daß Anondago im Lande der Irokesen, im fernen Norden von Amerika,

nahe dem ungeheuren Ontario, liegt. Im Lande der Irokesen? wirst du rufen. Ja, im Lande der Irokesen, wo ich gerne bin, wo ich bleiben will, so lang ich lebe, wo ich gefunden habe, was ich so lang vergebens suchte, und wovon sich in Deutschland kaum noch die ersten Spuren zeigen: echt nationeller Sinn, echt volkstümliche Bildung, echt vaterländisches Leben.

O mein Freund, wie glücklich bin ich! Wenn wir so abends, ich und meine edlen Wirthe, bei einer Pfeife Tabak unter den uralten Eichen sitzen und Bier trinken aus den Hirnschädeln erschlagener Franzosen und Engländer und die Trinker nach der Reihe altväterliche Lieder singen oder erzählen, wem der Schädel gehört habe, aus dem er jetzt trinkt, wie er gewonnen worden im ritterlichen Streit, und dabei seine Streitart schwingt und schäumt und heult; wenn dann etwa ein Gefangener gebracht wird, dem man die Haut abzieht, oder ein Schaman hinzutritt, der Feuer und Wasser bespricht, Kobolde austreibt, aus der Hand wahrsagt oder Khardunkle Märlein erzählt, wunderlieb und wunderbar und wunderschaurig — o Freund! Was sind dagegen eure Klubs, eure Gesellschaften, eure Zirkel? Fort! ich muß aufhören, sonst regt sich meine Galle.

Ich weiß, wie dies Volk in Europa verschrieen ist. Man nennt sie roh, barbarisch, abscheulich. Warum? Weil sie ihre Nationalität bewahrt, sich verschlossen haben dem entnervenden Einfluß fremder Kultur, weil sie nicht Weltbürger und Menschen sein wollen, sondern Irokesen! Und, um Gott! tun sie daran nicht recht? O, es hat nicht an Einflüsterungen und Störungen von außen gefehlt und noch vor einiger Zeit war diese herrliche Nation nahe daran, dem Schmeicheln der Kultur zu unterliegen. Sie singen, durch Engländer und Franzosen verleitet, schon an, beider Sprachen zu lernen, schon fand das Christentum den Weg in ihre Wälder, schon trugen sie Beinkleider! Noch wenige Jahre, und es war um sie geschehen!

Missionarien hatten sich eingeschlichen, die Religion der Christen hatte schon angefangen, ihre alten Götter zu verdrängen, aber da standen wackere Männer auf. Im Geist ihrer Alvordern traten sie auf mit nackten Beinen und bewogen auch ihre Landsleute, die verderblichen Hosen abzulegen; sie erschlugen die Missionäre, zerstörten die Christenaltäre und stellten die Tempel der Väter wieder her. Schon haben sie in ihrer Volksversammlung ihre alten Götter von neuem angenommen und mit nächstem hoffen sie auch wieder daran zu glauben. Bis zum wirklichen Eintreten dieses Glaubens wollen sie mit einer gewissen Zu- und Durcheinanderrührung aller Gefühle vorlieb nehmen, die den Lan-

bestärken wenigstens den Geschmack an dem klaren, gemeinschlichen Geist des Christentums verleiden soll.

Ihre Religion selbst ist höchst abgezogen und rein geistig. Bilder dulden sie, aber nur ganz symbolische oder vielmehr hieroglyphische. Einer ihrer größten Maler hat ihren obersten Gott Dschingdschang gebildet als ein geflügeltes Dreieck mit sieben Füßen, fünf Halsen und vierzehn Köpfen. In ihrer Kunst ist alles symbolisch, die Gestalt kaum Nebensache.

Die Liebe stellen sie als ein Parallelepipedon dar, den Gott des Krieges unter der Gestalt eines Feuersteines, die Göttin der Weisheit als Quadratur des Zirkels. Ebenso geht ihre Poesie lediglich auf Wahrheit, nicht poetische, sondern wirkliche, objektive. Sie verachten daher auch die Dichter der Christen, die ihrer Meinung nach notwendig schlecht sein müssen, weil ihre Religion falsch ist. Wenn sie darin vielleicht auch etwas zu weit gehen, so haben sie doch recht; denn man muß die Menschen von allen Seiten eindämmen, wenn man sie aus ihrer Universalität wieder in den eigentlichen Volkssinn hineinkriegen will.

Wenn sie vorher eine nachahmungsüchtige Nation waren, so sind sie gegenwärtig entschlossen, das Beispiel der Engländer nachzuahmen und alle Nachahmung zu verbannen. Weit entfernt, den Fremden einen Vorzug einzuräumen, schlagen sie dieselben vielmehr tot, wenn sie sie inner ihrer Grenzen betreten, und da sie die erste Nation der Welt werden wollen, so sind sie übereingekommen, bis sie es wirklich geworden sind, vorläufig schon jetzt sich untereinander dafür zu halten.

Mit einem Wort, sie sind das wirklich und ganz, wozu ihr andern kaum noch die Idee in euch trägt, noch kaum die ersten Schritte getan habt. Ich segne die Stunde meines Eintritts in ihren Kreis. Lebewohl, mit nächstem mehr, wenn meine Beschreibung dich nicht vielmehr anlockt, selbst zu kommen, dich zu überzeugen, mit zu genießen.

Avertissement.*)

(1822.)

Der Unterzeichnete hat eine Erfindung gemacht, wodurch, wie er sich schmeichelt, die Musik, vorzüglich aber die Vokalmusik, auf einen Gipfel der Vollkommenheit gebracht werden muß, von dem man bis jetzt kaum eine Vorstellung gehabt hat.

Bekanntlich ist die höchste oder vielmehr einzige Aufgabe des Tonsetzers, die Meinung des Dichters aufs genaueste auszudrücken, so daß in ihrer höchsten Vollendung eine gute Oper das Bild von zwei Leuten darbieten müßte, die zu gleicher Zeit das nämliche sagen, was auf jeden Fall einen unendlichen Kunstgenuß gewähren würde. Es wäre sonach die Musik ein vortrefflicher Dolmetscher, um Fremden, die der Landessprache nicht kundig sind, den Inhalt des Operngedichtes kundzumachen; ja diese herrliche Kunst würde, wenn ihre Bezeichnungsfähigkeit vollkommen ausgebildet wäre, sogar für die Diplomatie bei Verhandlungen mit fremden Völkern von höchstem Nutzen sein und die Dienste einer allgemeinen Sprache vollkommen versehen.

Leider war aber bisher zu diesem Grade der Ausbildung noch kaum der erste Schritt geschehen. Gezwungene Worte durch Akkorde zu geben, blieb für den Tonsetzer noch immer ein weites Feld der Willkürlichkeit und der Zweideutigkeit für den Zuhörer. Schikaneders Liedchen: „Der Vogelfänger bin ich ja,“ konnte bloß nach der Musik Mozarts ebenso wohl heißen: „Ich bin der Vogelfänger ja,“ oder: „Ich bin der Vogelfänger, ich!“ oder wohl gar: „Ich bin der Vogelsteller, ich!“ Welche Mißverständnisse! Gute Tonsetzer suchten dem zwar nach Möglichkeit dadurch vorzubeugen, daß sie nach dem Muster genauer Übersetzer Wort für Wort gaben, z. B. „Ließ ihn fall'n“ — Pums! ein Akkord, der dreinfällt! — Aber war das genug?

Ich endlich bin auf ein Mittel verfallen, so leicht, so einfach, daß man sich wundern muß, wie noch niemand vor mir darauf verfallen. Ein Mittel, wodurch die Musik zu einer wirklichen, nur etwas unbeholfeneren Wortsprache erhoben wird und selbst vor der Grimassensprache der Taubstummen wesentliche Vorteile voraus hat.

*) Gegen Karl Maria von Weber.

Ich wiederhole es noch einmal: mein Mittel ist so einfach, daß, sobald ich es nur genannt habe, jeder Leser sich schämen wird, nicht selbst darauf verfallen zu sein. Ein wahres Ei des Kolumbus.

Öffne jenes Buch! Was siehst du? — Worte. — Woraus bestehen diese Worte? — Aus Silben. — Und diese Silben? — Aus Buchstaben. — Nenne sie mir! — D, A — da. — Gut! Jetzt öffne dieses andere Heft! Was siehst du? — Ein Musikstück. — Woraus besteht es? — Aus Akkorden. — Diese Akkorde? — Aus Noten. — Nenne mir die beiden ersten Noten! — D, A — D, A — da. — Noch einmal da. Buchstab für Buchstab! Du hast mit zwei Noten dasselbe gesagt, was vorher mit zwei Buchstaben! Erstaunst du? Schämst du dich?

Hierauf gründe ich meine Theorie. Jeder Buchstab des Textes werde durch eine korrespondierende Note der Begleitung gegeben, und die Musik wird zu einer solchen Deutlichkeit gelangen, daß man sich künftig mit dem Finger auf dem Klavier über das Wetter und die politischen Neuigkeiten wird unterhalten können. Die Buchstaben a, b, c, d, e, f, g, h haben ihre gleichnamigen Brüder ohnehin schon unter den Tönen.

Durch die Erhöhung und Bindung durch # und b schaffe ich zu diesen acht natürlichen Sprachzeichen noch dreizehn willkürliche, und die zur vollen Buchstabenzahl von vierundzwanzig noch fehlenden drei Zeichen erschaffe ich dadurch, daß ich vorderhand b und p, d und t mit denselben Noten ausdrücke und für das r den Triller brauche.

Wie schwer wäre uns nach unserer bisherigen Methode das Wort Vater zu bezeichnen. Der zärtlichste Akkord, den ich anwenden möchte, könnte ebenso leicht Mutter, Bruder, Schwester bezeichnen. Aber nach meiner Erfindung schreibe ich getrost: as. a. d. e. Triller, greife es zusammen als einen Akkord und der Begriff Vater steht da für jedermann verständlich. Ich gestehe gern, daß der angeführte Akkord nicht sehr wohlklingend sein wird, aber was tut's! Der höchste, denkbar genaueste Ausdruck des Wortes ist erreicht und was will man mehr. Unser Zeitalter ist aufgeklärt genug, um dem Ohrenkitzel endlich zu entsagen und der Wahrheit in allem nachzustreben, es koste, was es wolle.

Nächstens das weitere, besonders über die durch meine Erfindung ganz geänderte Theorie der Tonschönheit.

Kritische Briefe. *)

(1825.)

I.

Liebster Hannibal!

Verzeihe, daß ich gestern mit dem versprochenen dettes-à-dettes nicht zuhalten konnte; aber ich mußte mit meinem Mann ins Theater, wo man das abscheuliche Stück gab, von dem die Leute sich so lange zersprochen haben. Jamohl ein abscheuliches Stück! und unmoralisch! Eine Frau, die ihrem Manne in Gegenwart der Leute und in seiner eigenen untreu wird! Ich bitte dich! Und dann, was für ein Mann? Jung, schön, robust, wie Milch und Blut. Ja, wenn's noch ein Knirps wie der meinige wäre! Ein höchst indigentes Stück!

Das Wichtigste zulezt. Mein Mann ist heut' abends nicht zu Hause. Wenn du nichts Bessers weißt, so eile in die Arme deiner

in Sehnsucht harrenden

Madlain.

II.

Herzensfreund!

Das war dir ein Sur gestern abends im Theater! Man gab das neue Stück: König Ottokar oder Glück ohne Ende. Das Ding dauerte zwar verflucht lang, aber ich habe mich keinen Augenblick anniert. Um vier Uhr war schon kein Platz mehr im Theater, und die Leute haben dir gestanden bis nahe an zwölf Uhr und konnten sich nicht regen und rühren. Ich hatte meinen Hauptspäß. Nicht genug, daß ich den neben mir Stehenden unaufhörlich auf die Zehen trat, so klatschte ich auch, wo sich nur irgend ein Anlaß zeigte, aber bloß um meinen Nachbarn mit den Ellenbogen in die Viehstionimie zu geraten. Am meisten Spaß machte mir ein ältklicher Herr, der vor mir stand und gar zu gerne auf das Stück acht gab, wenn ich ihm einen Augenblick Ruhe gelassen hätte. Als es zuletzt an das Hervorrufen des Autors ging, trampelte ich mit den Füßen, daß der Staub aufging. Der dumme Kerl kam nicht, der ich bin

der deinige

Sebastian Mollton.

*) Nach der Aufführung von „König Ottokars Glück und Ende.“

III.

Gestern im Theater gewesen? Ja? Langweilig, langweilig, langweilig! Was interessiert mich so ein König mit seinem Glück ohne Ende, oder Ende ohne Glück. Ein Glück, daß es zu Ende. Ich und Freund Schewa haben seit gestern abends nichts als witzige Einfälle über das Stück. Ich gönne dem arroganten Burschen, dem Verfasser, diese Demütigung. Er ist zwar mein Freund, man muß aber auch gegen Freunde unparteiisch sein, und dann hat mich immer geärgert, daß man auf sein Urtheil mehr gab, als auf das meinige. In Zukunft will ich ihn derber abtrumpfen.

Ihr Freund

Hurra.

IV.

Wertgeschätztester Herr Theatermaschinist!

Ich habe mich gestern abends schwer geärgert im Theater. Das ist ein Stück ohne Natur und Wahrscheinlichkeit. Denn haben Sie je gesehen, daß die Vorhänge eines Zeltes von allen Seiten niederfallen, sobald eine einzige Schnur abgehauen wird? So was geht in Praxi nicht. Auch ist es dumm, daß sich der Kaiser nicht mehr erboht, wenn sein schönes Zelt in Trümmer geht. Legen Sie das Stück beiseite, und wenn Sie um die Ursache gefragt werden, so sagen Sie, ich hätte es gesagt, der sich darauf versteht,

der Zeltschneider

Knopf.

V.

Warum mußten Sie vorgestern nach Brünn abreisen? Sie haben einen Genuß veräußert, der einzig war, unaussprechlich. Man gab den König Ottokar — Nun ja, König Ottokar! Wenn man nicht wüßte, wer darunter gemeint ist! Das ganze Stück ist voll Beziehungen und Anspielungen. Kein Wort, das nicht in einem versteckten Sinne genommen wäre. Ich habe die Vorstellung angesehen, wie man ein französisches Pamphlet liest oder eine englische Parlamentsverhandlung, wo sich die Leute Grobheiten aller Art sagen und weder Tod noch Teufel in Ruhe gelassen wird. Köstlich! vortrefflich! der * kommt darin vor und die **, die ***, der **** nebst ***** und ***** und *****, *****, ja sogar das ***** ist nicht vergessen. Seit Adolf von Schadens Meister Fuchs ist mir nichts so Interessantes vor-

gekommen. Aber freilich der dumme Pöbel merkte von dem allen nichts und nahm das Ding wörtlich, wie es gegeben ist; schien daher auch nicht sehr erbaut.

Der Ihrige

Pfiffig.

VI.

Viktoria! Ein vaterländisches Stück auf der Bühne! Stelle dir vor! Marchegg wird darin erwähnt, Horn und Krems, wo wir so oft Bratwürste mit Senf gegessen haben, ja der letzte Akt spielt sogar in Götzendorf, unserm gemeinschaftlichen Geburtsorte. Wer gibt mir Worte, ich habe nur Tränen! Viele wollen behaupten, das Stück hänge nicht gar wohl zusammen, was frage ich darnach! Genug, der fünfte Akt spielt in Götzendorf.

Lebwohl! Ich drücke dir die Hand, Freund! Bruder!! Landsmann!!! Götzendorfer!!!!

Hans Dampf.

VII.

Um des Himmels willen, teuerstes Fräulein! Sollte es wahr sein, was Ihr Herr Bruder mir achselzuckend meldete? Daß Ihnen das gestrige Stück gefallen habe? Nein, ich kann's nicht glauben! Wäre das Poesie? Und ist denn überhaupt Poesie, wo kein Gemüt, keine Zartheit, keine Liebe?

Haben Sie die Gemeinheiten, die Späße, die — Unanständigkeiten vernommen? und zum Theile im Munde würdiger, oder würdig sein sollender Personen. Unsere Spanier schrieben anders! und wenn auch mein Shakespeare sich manchmal etwas erlaubt, so hält er durch Charaktere schadlos, die diesem Stücke gerade durchaus fehlen. Denn, sagen Sie selbst! ist in dem Machwerk ein einziger Charakter, der sich trennliche bis zum Ende? Ein rauher harter König, der aber wieder kniet und weint und betet. Zawiß, der eigentliche Clown oder Nüpel des Stückes und als solcher ganz gut, gebärdet sich wieder manchmal recht ernsthaft. Sogar der von vornherein würdig aufgefaßte Kaiser bekommt mitunter nicht übel Lust, Spaß zu machen. Endlich der Geist der Zeit! Wäre dies das köstliche Mittelalter mit seinen Minnehöfen und Troubadours? — Kurz, mein Fräulein, tilgen Sie aus Ihrem Gedächtnisse die Spur so vieler Unwürdigkeiten und halten Sie sich bereit, heut' abends am Klavier durch den Vortrag eines gemüthvollen Liedes Ihre Verirrung wieder gut zu machen. Mein Auge sehnt sich nach Tränen!

Ihr Schaal.

VIII.

Sie fragen, wie mir das gestrige Stück gefallen habe? Zum Theil nicht sonderlich, zum Theil aber kam mir vor, als hätte ich es nicht ganz verstanden. Ich will daher mit meinem Urtheile vorderhand noch ein wenig warten.

Florian Kurz.

Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes.*)

(1829.)

Lieber Bruder!

Erschrick nicht, daß die Briefe, die du an deinen Sohn schreibst, von mir erbrochen worden sind, und ich sie beantworte. Dein Sohn ist weder tot noch krank, sondern nur auf einer kleinen Ferienreise begriffen, und da deine Briefe Aufträge oder sonst Unverschiebliches enthalten konnten, nahm ich mir die oft genommene Freiheit, sie zu erbrechen, und fühle mich nun gedrungen, deine Kunstansichten ein wenig auf die Kappe zu nehmen.

Du nennst dich selbst einen alten Theaterfreund. Sowohl Theaterfreund! Das ist ein eigener Schlag Menschen, ich habe es oft bemerkt. Das Theater hat für sie ungemeinen Wert, schon insofern es Theater ist. Unabhängig von dem Wert oder Unwerte der Darstellung gewährt diesen Ehrenmännern der Anblick der Schaubühne, das Klingeln des Souffleurs, das Aufziehen des Vorhanges, das Kommen und Gehen der Schauspieler, die ernsthaften oder lustigen Fazen und Gesichter, die sie dabei machen, ein unbeschreibliches Vergnügen. Mit offenem Mund und Augen sieht man sie täglich im Theater die hundertmal gesehenen Erbärmlichkeiten mit immer frischem Genuße in sich aufnehmen. Ich habe diese Theaterfreunde bei mir immer in eine Klasse mit den Hundefreunden gesetzt, die alle Unarten der von ihnen geliebten Bestien höchst liebenswürdig finden, ja Schmutz und Unrat sich gerne gefallen lassen, wenn dadurch die Nähe der erkornen Lieblinge erkauft wird.

*) „Brief eines alten Theaterfreundes an seinen Sohn in der Residenz,“ Wiener Zeitschrift 1829, Nr. 49, 50, 51.

Solche Theaterfreunde pflegen gewöhnlich das übrige Publikum kalt zu schelten, und du, wie ich aus deinem Briefe ersehe, tust es auch. Aber ihr guten Leute habt unrecht, bei denselben Anlässen, wo du die Kälte des Publikums beklagst, habe ich mich über seine Wärme verwundert.

Der Hauptwert der Schauspielkunst nämlich, wie der aller übrigen, nicht schaffenden, sondern bloß ausführenden Künste, besteht für den gesund organisierten Menschen darin, daß sie Mittel wird, zum Genusse eines andern, selbstständigen Kunstwerkes zu gelangen. Die Paganinis sind selten, die durch die Art, wie sie spielen, das vergessen machen, was sie spielen; im allgemeinen wird ein Virtuos auf der Violine uns entzücken, wenn er eine gute Komposition vortrefflich vorträgt, dagegen aber langweilen, wenn er ein elendes Machwerk, sei es auch mit Aufwand von Geschicklichkeit, uns hören läßt. Nicht als ob wir darum seinem Talente des Vortrages unsern Beifall versagten. Wir werden ihm Beifall geben, werden uns aber nichtsdestoweniger langweilen. Genau in dem Falle des Virtuosen auf der Violine ist nun der Schauspieler, der Virtuose in Rede und Mimik. Welcher Genuß geht über ein vortreffliches, vortrefflich dargestelltes dramatisches Werk? Ein langweiliges Stück wird uns die Kunst des Schauspielers dagegen immer nur höchstens erträglich machen. Denn, wie gesagt, die Paganinis sind selten, in jeder Kunst.

Ich sehe dich in Gedanken vor Freude aufspringen. Da ist denn die Kälte des Publikums mit einem Male erklärt, und die ganze Schuld von deinen Lieblingen, den Schauspielern, weg, den Dichtern in die Schuhe geschoben. Nicht so ganz, wie die Folge zeigen soll.

Aber du besinnst dich. Auch diesen Erklärungsgrund läßt du nicht gelten, ob er gleich deinen Schauspielern zu statten kommt. Langweilige Stücke? Nichtsdestoweniger! Bei denselben Stücken bleibt das Publikum kalt, die es vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch entzückten. — Halt, Freund! Wir sind auf der Fährte! — Laß uns darauf fortgehen, vorerst aber zum Behufe unserer Frage die an der Tagesordnung befindlichen Stücke in drei Klassen einteilen. In die vortrefflichen, eigentlich klassischen Werke, leider beinahe durchaus aus einer früheren Zeit. In die übrigen ältern, welche, ohne gerade vortrefflich zu sein, doch sonst dem Publikum ein großes Vergnügen gewährten. Die dritte Klasse endlich mögen die neuesten Produktionen einnehmen; gut und schlecht, wie es kommt, nur freilich mit einem starken Übergewichte des letzteren.

Was nun die neuesten Hervorbringungen betrifft, so ist das Publikum in bezug auf sie allerdings in einer kläglichen Presse. Es hat sich

nämlich in unserer Zeit eine sogenannte Wissenschaft der Kritik gebildet, und von der Produktion getrennt, ja sich geradezu über sie gestellt. Den ersten Anlaß zu dieser Erscheinung gab der leicht erklärliche, ewige Krieg der mehr oder weniger Geistreichen gegen die mehr oder minder Talentvollen. Es wird nämlich den erstern gar zu schwer, in den letztern das Walten einer Himmelsgabe anerkennend zu verehren, die ihnen um so zweifelhafter scheint, je weniger sie durch Mühe erworben, sondern als reines Geschenk erhalten wird. So feinden ungefähr die halbgelbildeten unter den häßlichen Frauenzimmern die schönen an, als ohne ihr Verdienst ausgezeichnet, und nur die ganzgebildeten erfreuen sich an ihnen. Weil die vorhandenen Werke des Schönen auch allenfalls unter die Denkgesetze gebracht und diese dabei in der Form von Regeln ausgesprochen werden können, glauben sie, von den bloßen Denkgesetzen aus ließen sich auch Regeln über das erst hervorzubringende Schöne geben, und weil sie ihre Urtheile über das Vorhandene, die ihnen als Beleg ihrer Regeln dienen müssen, mit einer Art Begeisterung aussprechen, so scheint ihnen auch dieses zweite notwendige Ingrediens der schönen Kunst, das erhöhte Gefühl nämlich, diesen ihren Anordnungen nicht zu fehlen. Die Getäuschten! die nicht begreifen, daß dieses erhöhte Gefühl der Kritiker bei ihnen kein ursprüngliches, sondern ein vermitteltes ist, die Begeisterung, die jeden, auch den minder begabten Leser bei dem Genuß eines großen Kunstwerkes ergreift, aber auch nicht weiter reicht, als dieses Kunstwerk selbst, und schnell verschwindet, sobald die Grenzen des Zauberkreises überschritten sind, der so seltsame Regungen erweckt. Nicht anders leuchtet der glimmende Schwamm, den man für einen Augenblick in abgeschlossene Lebenslust gebracht, wird aber schnell wieder zur vorigen glimmenden, qualmenden Masse, sobald eine andere, wenn auch noch so gesunde Atmosphäre ihn umgibt.

Ein Gespräch.

Deutsch. Und wer sind Sie?

Alleins. Ich bin ein apriorischer Koch.

Deutsch. Ist das nach französischer, deutscher oder englischer Art?

Alleins. Nach der Art oder vielmehr dem Prinzip des Absoluten.

Deutsch. Und muß das absolut schmecken?

Alleins. Sie haben vorher selbst die verschiedenen Arten erwähnt, die sämtlich aus der Erfahrung herkommend, keine feste Basis für eine

allgemeine Kochkunst abgeben. Man pflegt deshalb zu sagen: der Geschmack sei verschieden, was er auch ist. Eine spartanische Suppe möchte heutzutage niemand fressen und der Knoblauch der Juden und Spanier wird von höher stehenden Nationen mit Recht verworfen, ja verabscheut. Es handelt sich deshalb darum, aus der apriorischen, jeder Erfahrung vorangehenden Beschaffenheit des Magens und der Speise ein Prinzip zu gewinnen, dem sich jeder Einzelgeschmack fügen muß.

Deutsch. Der meinige hat wenig Lust dazu.

Alleins (grob). Muß, muß! Das Verbindende zwischen Magen und Speise ist der Hunger, das Selbstbewußtsein des Magens. Im Hunger stellt sich der Magen die noch gar nicht in ihm befindliche Speise vor, weshalb ich diese Vorstellung, die die Möglichkeit aller Speisen in sich begreift, als den Inhalt des apriorischen, des reinen oder leeren Magens ausspreche.

Deutsch. Die Leere ist also auch ein Inhalt?

Alleins. Allerdings. Wie ein leerer Beutel mit der Möglichkeit alles Geldes angefüllt ist.

Deutsch. Kurioser Reichtum.

Alleins. Von diesen möglichen Speisen, den Potenzen, die den Inhalt des reinen Magens ausmachen, können nur einige in das Sein, in die Wirklichkeit übergehen.

Deutsch. Gott sei Dank!

Alleins. Zum Beispiel: Knödel mit Schweinesfleisch, Schöpfen-kotelett mit Bohnen.

Deutsch. Das sind Speisen, die ich liebe.

Alleins. Diese dienen jedoch nur der Gemeinheit zur Nahrung, so wie sie selbst aus der Möglichkeit, der Freiheit, in die Fesseln der Existenz, des Wirklichen, übergegangen sind. Aber auch für diese ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sie können durch die Kochkunst der reinen Idee wieder geadelt, in den ursprünglichen Zustand der bloßen Möglichkeit zurückgeführt werden, indem man sie entweder verpfuscht, oder durch widerwärtige Beimischungen ungenießbar macht.

Deutsch. Gott behüte alle Menschen!

Alleins. Die reine Kochkunst hat daher erstens: verpfuschte Speisen, durch zu viel oder zu wenig Braten oder Sieden. Zweitens: ungenießbare Speisen, als da wären: ein Hase in Schnupftabaksauce, ausgedünstete, wirkliche Regenwürmer.

Deutsch. Pfui Teufel!

Alleins. Die dritte oder höchste Potenz, die unmöglichen Speisen, sind leider für unser irdisches Dasein nicht anwendbar. Denn wer würde einen gebratenen Engel, einen frassierten Begriff, ein logisches

Prädikat à la maître d'hôtel nur in Gedanken fassen können. Sie bleiben einem höhern Dasein vorbehalten, wo man mit Vernunftschlüssen kaut und mit Urteilsformen sich die Zähne stochert.

Deutsch. Was essen denn nun Sie selbst für Speisen?

Alleins. Gewöhnliche, wirkliche, gemeine, die aber schon dadurch auf einer höheren Stufe stehen, daß Trüffelpasteten, gebratene Fasanen und dergleichen nur als ursprüngliche Potenz, als reine Möglichkeit vorkommen, nebstbei, daß ich durch Beimischung vom Begriffe des Efels, des Widerwillens mich dem Zustande der indifferenten Unwirklichkeit möglichst zu nähern suche.

Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürich.*)

(1839.)

Mein lieber Bürgermeister Hirzel!

Es muß in gegenwärtigen radikalen Zeiten für uns legitime Gewalt doppelt erfreulich sein, wenn wir Zeichen der Anhänglichkeit an unsere Person von Seiten her erhalten, von wo wir es am wenigsten vermutet hätten, namentlich von Freidenkern und aus Freistaaten. Die Allgemeine Zeitung vom 25. Februar hat mir daher unendliches Vergnügen gemacht. Sie sprechen darin klar und unumwunden Ihre Gesinnung gegen mich aus. Sie glauben an mich! Freundlicher Mann! Nehmen Sie dafür die Gegenversicherung, daß auch ich an Sie glaube, und zwar nicht bloß, daß Sie der Bürgermeister Hirzel sind, wie Sie gütig annehmen, daß ein Gott sei, sondern ich schreibe Ihnen außerdem auch Eigenschaften und Wirksamkeiten zu; wo ich denn nicht weiß, ob Ihr schönes Bekenntnis rücksichtlich meiner sich ebensoweit erstreckt. Ich bin vorsichtig geworden. Ihr Freund und Lehrer Hegel glaubt auch an mich, ja er beweist mich, wobei er mich aber zur absoluten Allgemeinheit macht. Mein Herr Bürgermeister Hirzel! Ich bin nicht die absolute Allgemeinheit, so wenig Sie selbst etwa die Bürgermeisterwürde in Zürich, sondern der wirkliche Bürgermeister sind. Ich will nicht bloß sein, sondern auch handeln, schaffen, regieren, belohnen, strafen

*) Veranlaßt durch einen Artikel der Augsb. Allgem. Zeitung, 25. Februar 1839, in welchem dieser Gönner von F. D. Strauß seine Rechtgläubigkeit zu Ehren zu bringen versuchte.

und vergleichen. Wollen Sie mir daher durch die Allgemeine Zeitung gefälligst zu wissen machen, nicht bloß, daß Sie mich glauben, sondern auch als was und wie.

Nicht verhehlen kann ich Ihnen übrigens schon jetzt, daß die Berufung des Professors Strauß auf die Universität nach Zürich mit meinen Wünschen keineswegs übereinstimmt. Er ist mit meinem Sohne fast ebenso umgegangen, wie Professor Hegel mit mir. Er glaubt zwar ebenfalls an ihn, heißt das all' ingrosso oder en bloc, zerrt und zupft dann aber wieder so lange an ihm, daß man zuletzt nicht mehr weiß, was davon übrig bleibt. Er nennt ihn zwar den tugendhaftesten und weisesten aller Geborenen, wenn er aber erst all seine Lebensumstände und Wunder zu Mythen, d. h. nach Hörensagen ausgebildeten und vergrößerten macht, so weiß ich nicht, warum jene belobte Weisheit und Tugend nicht ebenso mythisch ausgeprägt und überarbeitet sein sollte, wo denn der Name Christus das einzig Unzweifelhafte bliebe. Sie werden mir zwar einwenden, meines Sohnes Lehre stehe als Zeugnis seiner für immer unantastbar da; aber theils ist diese Lehre schon so mannigfach angetastet worden, theils habe ich genannten meinen Sohn nicht als Professor ordinarius auf die Universität Jerusalem geschickt, sondern in die Welt als Befreier und Erlöser des Menschengeschlechtes.

Was Sie von der Nothwendigkeit sagen, die Fortschritte der Wissenschaft nicht zu hemmen oder auf gewisse Fächer zu beschränken, trifft ganz mit meiner eigenen Ansicht zusammen. Nur gebe ich Ihnen zu bedenken, daß vorderhand Ihre Schweizer Bauern von der Religion nicht Aufklärung, sondern Heiligung und Versöhnung erwarten. Machen Sie deshalb Herrn Strauß zum Professor der Philosophie, und gelingt es ihm als solcher Ihre Landsleute zu überzeugen, daß die Geheimnisse und Guademittel der Religion zum seligen Leben überflüssig seien, so können Sie den Gehalt eines Professors der Theologie künftig in Ersparung bringen, ja die Auslagen für Kirchen und Pastoren im allgemeinen, was dem Budget Ihrer guten Stadt nicht wenig ersprießlich sein wird. Bis dahin lassen Sie die Äcker von den Ackerleuten bestellen und nicht von den Naturforschern.

So weit geht meine unmaßgebliche Meinung, der ich übrigens verbleibe

Ihr

wohlaffectionierter
Gott m. p.

Nachschrift: Wissen Sie etwas Näheres von Rauschenplatt und Mazzini? Man sagt auch, die Hannoveraner seien bei ihrer Regierung um die Erlaubnis einkommen, eine Revolution machen zu dürfen? Sollten die Leute so kühn sein?

Schreiben des Nachtwächters Germanifus Walhall.*)

(1842.)

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, vor den hohen Behörden und dem gesamten deutschen Vaterlande hiermit ein Geständnis abzugeben, das, wie er hofft, ihm selbst und den armen Seinigen nicht zum Schaden oder wie immer geeigneten Nachteil gereichen soll. Es sind nämlich seit einiger Zeit eine Reihe politischer Gedichte unter den Namen Herwegh, Bruß, Tag- und Nachtwächter, Lebendiger, Verstorbenen erschienen, welche so glücklich waren, sich den Beifall eines verehrten Publikums, wenn auch nicht einer gleichmäßig verehrten hohen Behörde zu erwerben. Diese Gedichte nun, wozu ich die Namen unschuldiger junger Leute borgte, sind sämtlich von mir, dem Unterzeichneten, in Stunden des Mißmutes und Argers verfaßt. Vor allem muß ich mich nur wundern, daß man auf das Geheimnis einer einzigen Autorschaft bei sämtlichen diesen Gedichten nicht schon früher und von selbst verfallen ist. Denn nicht allein, daß sie alle das nämliche sagen, was auch bei verschiedenen Autoren sonst wohl zu geschehen pflegt, so sagen sie's auch alle auf die nämliche Art und Weise, was doch bei verschiedenen nicht so leicht vorkommt. Schreibart, Ausdruck, poetischer Wert und impetus sind bei allen ganz dieselben — natürlich, weil ich der alleinige Autor bin —, daß ich einen Preis darauf setzen möchte, ohne Unterschrift des Namens, eines von dem andern zu unterscheiden. Diese Gedichte nun, wie ich oben, und jedermann auch sonst bemerkt, sind sämtlich Erzeugnisse des Mißmutes und Argers. Damit hat es aber folgende Bewandnis. Man hat mir meine Freiheit genommen. Mit diesem Namen bezeichnet man nämlich auf unserm Dorfe ein Stück Weideland, auf welches meine Vorgänger, die frühern Nachtwächter, Erlaubnis hatten, ein oder zwei Stück Vieh zu treiben und so ihrer lärglichen Existenz einige, wenn auch geringe Erleichterung zu verschaffen. Wegen welchen Umstandes gedachtes Stück Land auch insgemein die Freiheit genannt wurde. Diesen Weidegrund nun hat mir der Schulze und die Dorfgemeinde zu meinem größten Nach-

*) Gegen die politischen Dichter, insbesondere gegen den „kosmopolitischen Nachtwächter“ Franz Dingelstedt, der sich 1842 in Wien aufhielt.

theil und Schaden widerrechtlicher Weise genommen. In der ersten Verzweiflung wollte ich mich töten und rannte mit dem Kopfe gegen die Wand. Da flimmerte es mir vor den Augen und klang mir in den Ohren. Der Stoß hatte aber so wehe gethan, daß ich beschloß, ihn vorderhand nicht zu wiederholen. Ich setzte mich vielmehr hin und wollte eine Schutzschrift ausarbeiten. Aber — Gottes Wunder! — mir, der ich sonst nie einen Vers gemacht, kamen jetzt Reime und Vergleichen wie gerufen. Es entstand ein Gedicht, welches jedoch in den Ausdrücken viel zu stark war, als daß ich es, abgerechnet das Unschickliche der poetischen Form, bei der Gemeinde hätte einreichen können. Da fiel ich auf den Gedanken, es in die Stadt zu tragen, um vielleicht durch Drucklegung desselben — man kann ja nicht nur eine Ruh, sondern auch ein Talent melken — mir einigen Ersatz für meine verlorene Freiheit zu verschaffen. Ich erhielt sieben bare Groschen und konnte meinen armen Kindern etwas Wurst zu ihrem trocknen Brote nach Hause bringen. Als ich aber meine ökonomischen Dichtungen fortsetzen wollte, fiel mir eben nichts weiter ein. Ich plagte mich; umsonst! Endlich plagte mich meine Frau um Brot, und in dem daraus entstandenen Streite, der mit einer erhaltenen Ohrfeige endete, entzündete sich auf einmal mein ingenium aufs neue. Facit indignatio versum, sagt Ovidius oder Virgilius, und so war es bei mir. Meine von Geburt kalte und trockene Natur findet sich nur in Zorn und Arger poetisch angeregt. Ich arbeitete nun auf mich los. Über alles war ich unzufrieden, überall fing ich Händel an; aus der Schenke wurde ich hinausgeworfen, und aus jedem dieser Streite — die häuslichen ungerechnet — blühte wie aus einem Mistbeete eine neue poetische Blume empor. Meine Gedichte, zu denen ich aus Besorgnis, meinen Dienst zu verlieren, fremde Namen erborgte, machten Aufsehen und warfen mir bald mehr ab, als der Milchertrag von zehn Kühen. Zugleich aber — und hier fängt meine Schuld an — bemerkte ich, daß das Publikum die Klage um meine verlorne und wieder zu erlangende Freiheit, die Ruhweide nämlich, in einem ganz andern, in einem verbotenen, mir als echten Deutschen völlig fremden politischen Sinne aufnahm. Nichtsdestoweniger — Verbrecher, der ich bin! — fuhr ich fort, das Mißverständnis zu meinem Vortheile auszubenten; ja, wäre darin noch ferner vorgegangen, wenn nicht einer meiner Namensträger sich hätte begeben lassen, ein nach Stand und Würden geehrtes hohes Haupt durch briefliche Behelligungen in gerechten Zorn zu versetzen. Die Furcht, bei allfälliger Entdeckung als Namensträger meines Doppelgängers zur Verantwortung gezogen und mit dem Tode oder wohl gar mit Verlust meines Amtes bestraft zu werden, zwingt mir ein frei-

williges Geständnis ab. Ich habe gefehlt. Zugleich aber verspreche ich feierlich, daß wenn man mir meine Freiheit — die Ruhweide — wieder einräumt, oder eine Vergütung von sieben Taler preussisch, gleich vierzehn Gulden rheinisch, jährlich aus der Gemeindefassa großgünstig anweist, ich mich fortan als ruhiger Staatsbürger benehmen werde, der ich in Prosa war und bin, sollte ich auch in der Befessenheit der Poesie und in der Sorge für Nahrung und Kleidung noch so verbrecherisch ausgeartet haben.

Allen Welt gehorsamster
Germanikus Walhall,
Küster und Nachtwächter zu Dombau
bei Köln am Rhein.

Schreiben des Königs von Bayern an den Schauspieldirektor Carl.

(1844.)

Kopf in Walhalla aufstellen wollender, Volke zum Bier Spaß
machendem, selbst ergötzt verdanke

wohlgeneigt
Sodowich.

Publikationen die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn betreffend.*)

(1839.)

Zur größeren Bequemlichkeit des Publikums werden auf jeder Anhaltstation der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zwei Chirurgen und ein Geistlicher mit dem Viaticum fortwährend bereit sein.

*

Die Freiherrn von Nothschild und von Sina haben über die Güte ihrer beiderseitigen Lokomotiven eine Wette eingegangen, zu deren Entscheidung nächsten Sonntag zu derselben Stunde zwei Wagenzüge, der

*) Veranlaßt durch die Unglücksfälle bei der Probefahrt der Nordbahn.

eine von Wien in der Richtung nach Brünn, der zweite von Brünn nach Wien abgehen wird. Bei ihrem Zusammentreffen wird sich aus der Zahl der zerbrochenen Wagen, dann der jeseitigen Toten und Verwundeten die streitige Kraft der Maschinen am augenfälligsten beurtheilen lassen.

*

Ein schon einmal aus dem Wasser gezogener Selbstmörder soll aus Lebensüberdruß gesonnen sein, die Fahrt auf der Nordbahn mitzumachen. Die für seine Erhaltung besorgte Familie ersucht eine hohe Direktion, ihm gefälligst die Aufnahme zu verweigern.

*

Der für Vervollkommnung ihrer Anstalt unablässig bemühten Direktion der priv. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn ist es endlich gelungen, als technischen Leiter den berühmten englischen Maschinenführer zu gewinnen, der bei Eröffnung der Birminghamer Eisenbahn den damaligen Handelsminister niedergeführt hat.

*

Aus Billigkeitsgründen wird künftig auf der Eisenbahn das Passagiergeld nicht bei der Abfahrt, sondern erst bei der Ankunft bezahlt. Auf diese Art bleiben die Toten ganz frei. Die Verwundeten zahlen nur nach Verhältnis der übriggebliebenen Gliedmaßen.

*

Darstellung der im Monate Juli d. J. durch Fahren mit Pferden geschehenen Unglücksfälle, woraus sich ergeben wird, daß ein wirkliches Pferd viel hartnäckiger und unvernünftiger ist, als ein Maschinenführer.

*

Vorschlag, die nächste Probefahrt auf der Eisenbahn durch die Wahnsinnigen und Rasenden des allgemeinen Krankenhauses vornehmen zu lassen.

*

Vorschlag zur Errichtung eines Invalidenhauses nächst dem Bahnhof im Prater.

*

Das Treffen bei Branowitz nebst Gedanken über die Anwendung der Dampfwägen in Feldschlachten.

*

Die Sichelwägen der Alten und die Dampfwägen der Neuern als Zerstörungsmittel.

*

Die Horatier und Ruriatier oder die Familien Stubenrauch und Rothschild.

*

Über die Entbehrlichkeit der Füße seit Vervollkommenng der künstlichen Beförderungsmittel.

*

Ob von den Reisenden auf der Eisenbahn künftig statt der Passagierscheine nicht vielmehr die Beichtzettel abzufordern seien?

Bittschrift der Spitzbuben.*)

(1844.)

Die Fortschritte der Welt, wenn auch nicht auf dem Wege der Freiheit, doch wenigstens auf dem der Gleichheit, haben die sozialen Zustände auf eine Höhe der Humanität gebracht, welche frühern Jahrhunderten einen Schauer erregt hätte. Die Unterschiede verschwinden. Der schlechte Bürger sitzt jetzt auf denselben Deputiertenbänken, auf die sonst nur Standesherrn und Raubritter zugelassen wurden, und stimmt mit der Majorität, so daß, wenn seine Beschlüsse nicht von der obern Kammer oder dem Bundestage vernichtet werden, er jetzt mit seiner Einwilligung ebensoviel bezahlen kann, als vorher ohne dieselbe. Die niedern Stände sind zwar nicht hinauf, die obern aber sind herunter gekommen, sie sind sich gleich.

Es war daher ganz an der Zeit, daß auch der Unterschied, der bisher zwischen den sogenannten ehrlichen Leuten und Spitzbuben bestand, und der ohnehin nicht sehr groß ist, in das Grab vergangener Jahrhunderte versenkt wurde. In Wien hat sich ein Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge gebildet, welcher mit Übergehung der Nothleidenden aus der bevorzugten Rasse der Ehrlichen sich bloß mit dem Wohle der Spitzbuben beschäftigt. Schön! Erhaben! Der Staat

*) Der Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge in Wien hielt am 2. Juni 1844 seine erste Generalversammlung ab.

hat auch diesen Verein gebilligt, ihm seinen Schutz zugesagt; aber hat er etwas Positives getan, ist er diesem Vereine selbst beigetreten?

Wir heben dies besonders in Oesterreich heraus, wo für eine andere, gleich uns verachtete Klasse, wir meinen die der Dummköpfe, so viel im Staatsdienste geschehen ist. Man ging hierbei von einem, wie uns scheint, richtigen Gesichtspunkte aus. Ein fähiger und brauchbarer Mensch hilft sich leicht selbst in der Welt fort. Was sollen aber die Unfähigen und Unbrauchbaren anfangen, wenn die Staatsgewalt nicht ihre hilfreichen Hände bietet? Sind sie nicht auch Menschen? Bedenkt ein Vater nicht vor allem seine geisteschwachen, seine blödsinnigen Kinder? Man hat daher hierlands in Beförderungsfällen bei Hof- und Länderstellen die Dummköpfe immer ganz besonders bevorzugt und manche aus dieser von der Natur verwahrlosten Klasse stehen den höchsten Bedienstungen mit glücklicher Selbstzufriedenheit vor. Sollte so viel für die Dummköpfe geschehen und für die Spitzbuben nichts?

Wir sprechen hier nicht von denjenigen Anstellungen, zu denen man Schurken notwendig braucht, und wo wir bisher auch wirklich berücksichtigt worden sind. Nämlich die Diplomatie, Zensur und Polizei, das Briefeöffnungsgeschäft, das Personal der Denunzianten und Vertrauten. Denn auch hier nimmt man die Spitzbuben nur, bevor sie ins Zuchthaus kommen, indes man sie, wenn sie bereits in demselben gewesen sind und solchergestalt ein Brevet der Brauchbarkeit erhalten haben, aus einem engherzigen Vorurteil ausschließt. Wir sprechen vielmehr hier von jenen Anstellungen, zu denen man bisher nur sogenannte ehrliche Leute genommen hat. Viel ist hier von Privaten geschehen; sollte der Staat zurückbleiben?

Wir haben in dem letzten Rechenschaftsberichte des Vereins für Sträflinge gelesen, daß ein Kaufmann einen Dieb zum Einkassieren verwendet, Mißiggänger und Vagabunden werden unter die Fabrikarbeiter aufgenommen, Handschriftenverfälscher in die Kontors.

Auf also, ihr Vorsteher des Staates! Macht wenigstens den Versuch! Glaubt, daß wir Spitzbuben, wie der Adel und der Kriegerstand, wenn auch nicht Ehrlichkeit, doch aber Ehre im Leibe haben. Wenn ihr uns eure Rassen verschließt, werden wir einbrechen. Wenn ihr sie aber offen uns anvertraut — mir schwindelt! Wenigstens aber werden wir sie wie Löwen gegen jeden andern verteidigen.

Bekanntmachung.

(1847.)

Mit Mißvergüügen wird von Seite der Behörden das langsame Fahren der Wägen in Wien bemerkt. Es sind zwar vor einiger Zeit Verordnungen gegen das schnelle Fahren erschienen, damals waren aber die Umstände ganz andere, und man hätte von der Bildung der Kutscher erwartet, daß sie diese Verschiedenheit selbst eingesehen hätten, ohne erst durch gegenwärtige Bekanntmachung darauf aufmerksam gemacht zu werden. Früher war nämlich das Straßenpflaster nur für die Fußgänger glatt und eben, auf dem Fahrwege dagegen rauh und holpericht, so daß schnelles Fahren nur die unangenehmsten Wirkungen auf die ohnehin mitgenommenen Hinterteile des höhern, vorzugsweise liegenden, sitzenden und reitenden Theils der Bevölkerung hervorbringen konnte, in welchen Übelständen jene früheren Verbote ihren Grund hatten. Gegenwärtig aber, da Pferde und Menschen gleich betheilt und demnach das Fahrpflaster glatter, der Gehweg aber holprichter geworden als früher, ja durch die Wölbung der Straßen in der Mitte Regenwasser und Unrat der Pferde aus dem Wege und dagegen den Fußgängern unter die Füße geleitet worden ist, muß man sich völlig verwundern, daß noch immer so langsam gefahren wird, als wirklich geschieht.

Eine solche Aufforderung soll sich jedoch nicht auf alle Wägen ohne Unterschied erstrecken, Gesellschaftswägen, Fracht- und Wirtschaftsfuhren haben ihren bisherigen unschönen und langweiligen Gang beizubehalten. Sie kommen immer noch früh genug an, und da ihr Zweck nur Erwerb und Gewinn ist, leiden Rücksichten höherer Art auf sie keine Anwendung. Dagegen wird den Herrschaftskutschern zur Pflicht gemacht, so schnell zu fahren, als das glatte Pflaster es gestattet, eine Pflicht, welche man in Form der Erlaubnis auch auf die Fiaker ausdehnen will, da der männliche Theil der höheren Stände sich ihrer bei höchst dringenden Anlässen häufig zu bedienen pflegt.

Solche Kutscher sollen von selbst einsehen, wie kostbar die Zeit ausgezeichnete Personen von höhern Ständen ist. Abgerechnet, daß der männliche Adel von den Wettrennen und dem Galoppieren und Barrierspringen im Prater, der weibliche durch zuvorkommende Erfüllung ihrer Wünsche und Einfälle an Eile gewohnt und daher ungeduldig ist, verlieren beide Geschlechter durch spätes Aufstehen, lange Toilette, Soireen

und vergleichen schon unendlich viele Zeit, so daß sie den übrigbleibenden kleinen Rest sich doppelt zu nutzen machen müssen. Man will hier nicht in Rechnung bringen, wie unangenehm es für Personen höherer Stände sein müsse, auf der Straße von Handwerkern, Kaufleuten, Geldverleihern und dergleichen Plebejern gesehen zu werden, was beim Langsamfahren, trotz alles Hineindrückens in den Wagenecken unvermeidlich ist, und in den Fußwandelnden leicht Erinnerungen auffrischt, die durch Verleugnung des Portiers, Abwesenheit auf den Gütern, besonders in Ungarn, oft nur lange und mit vieler Mühe unterdrückt worden sind.

Noch unerlässlicher ist das Schnellfahren bei hohen Beamten und Diplomaten. Diese Personen nämlich erzeugen ihre besten Gedanken nicht, wie der rohe Pöbel meint, durch langes Nachdenken und vieles Überlegen, sondern im Wege des Genies durch rasche Einfälle und augenblickliche Gedankenblitze. Wenn nun ein solcher Staatsmann im Wagen sitzend von einer Ideenimprovisation überfallen wird, oder er sich eben zu einem Kollegen begeben will, um die zu Hause über ihn gekommene Idee in Wirklichkeit zu setzen, so kann, wenn er durch langsames Fahren auf der Straße aufgehalten wird, leicht geschehen, daß er ankommend gar nicht mehr weiß, was er eigentlich gewollt hat und das Schicksal eines Staates, ja eines ganzen Welttheils findet sich durch einen albernem Kutscher der höchsten Gefahr ausgesetzt.

Es werden daher besonders die von solchen Matadoren bewohnten oder vorzugsweise befahrenen Plätze und Straßen, als da sind: Herrengasse, Schauslergasse, Burg- und Michaelerplatz als diejenigen bezeichnet, wo die Pferde regelmäßig in scharfen, ja schärfften Trab zu setzen sind. Höchstens ist dem Kutscher erlaubt, aus der Kleidung und sonstigem Aussehen der über den Weg gehenden Personen einen Schluß zu ziehen, ob die Gefahr des Überfahrens mit der Gefahr der Verzögerung in einem rücksichtswürdigen Verhältnis stehe.

Diese Erinnerung wird eigens durch den Druck bekannt gemacht, da die an den Straßenecken aufgestellten Polizeiwachen sich eben jetzt mit der Verhinderung des Zigarrenrauchens zu beschäftigen haben und daher auf Nebendinge, dergleichen die Fahrordnung ist, kein Acht haben können. *)

*) Die Polizeiverordnung gegen das Zigarrenrauchen wurde in Folge der Zigarrenkrawalle in Mailand und Ferrara auch für die Stadt Wien erneuert.

Vier Briefe.

1. *)

(1853?)

Mein Herr!

Ich habe Ihnen einen wichtigen Fund mitzuteilen. Ich lebe auf dem Lande, bewirtschafte im Sommer mein kleines Güttchen, gehe im Herbst auf die Jagd und beschäftige mich im Winter zur Zerstreuung mit den Wissenschaften, oder vielmehr ausschließlich mit Sprachwissenschaft, weil ich gefunden zu haben glaube, daß man in derselben ohne viel Geist die wichtigsten Entdeckungen machen kann. Da ich zugleich kein Freund von vielem Lernen bin, beschränke ich mich auf die deutsche Sprache. Ich habe auch bereits ein Idiotikon der Gegend von Hollabrunn verfaßt, konnte aber bis jetzt keinen Verleger finden. Vorigen Herbst war ich auf der Jagd in Sachsendang, bekanntlich am Marchfelde. Sehr gut aufgenommen, verbrachte ich einige frohe Tage. An einem dieser Tage trieb mich ein natürliches Geschäft an einen Ort, den die Anständigkeit zu nennen verbietet. Hier sitzend, gewahre ich vor mir auf dem Boden ein doppeltes Pergamentblatt, offenbar die äußere Hülle einer Papierternion, deren innere Blätter, weiß Gott zu welchem Zwecke, abhanden gekommen waren. Wie ich das vergilbte Pergament näher betrachtete, fielen mir vier darauf geschriebene Verse auf in sehr unbehilflicher, daher wahrscheinlich alter Schrift. Sie lauteten:

Da ob'n auf'm Bergl
Da sitzen zwei Hasen,
Der eine tut Zithern spiel'n,
Der andre tut blasen.

Also ein Volkslied. Ein Volkslied, das wie alle Volkslieder niemand gemacht hat, das naturwüchsig, wie einige von der Welt behaupten, von selbst entstanden ist. Ich war glücklich. Zwar schien das Lied sehr abgeschmackt, das sind aber die meisten Volkslieder, bis ein Gelehrter den tiefern Sinn und die Bedeutung herausarbeitet. Für jeden Fall war deutscher Humor darin, Hasen, die Zither spielen und blasen!

*) Gegen die germanistischen Studien der Brüder Grimm und ihrer Mitarbeiter, veranlaßt durch Karajans Junge.

Vielleicht ein Bruchstück aus einem viehischen oder Tier-Epos. Aber es sollte besser kommen.

Während ich sinnend in meinem Zimmer auf und nieder gehe, kommt der kleine Sohn des Gärtners, ein Knabe von sechs oder sieben Jahren, tritt an den Tisch und fängt an, meinen Fund zu lesen, oder vielmehr zu buchstabieren.

Da ob'n auf'm Bergl

Da sitzen zwei — (lange Pause) — Sachsen.

Ich fahre auf, stürze hin. Das S hat wirklich eine Ähnlichkeit mit einem C. Zugleich weiß ich, daß die spirans sehr häufig in den Kehl-laut Ch übergeht. Ich befinde mich in Sachsengang. Meine Hasen sind Sassen, Saksen, Sachsen. Der Name des Ortes ist erklärt. In Sachsengang sind Sachsen gegangen. Aber wann? Auf eine neuere Kolonie kann man nicht schließen. Das Volk spricht dort ein so greulichcs Deutsch, daß auf eine neuere Abstammung von Dresdnern oder Meißnern nicht zu denken ist. Also in der Vorzeit, in der Urzeit. Da bot sich mir sogleich Wittekind und Karl der Große dar. Hierher sind die glaubensmutigen Sachsen geflohen. Dort auf dem Bergl — Nun ist in Sachsengang kein Berg, aber in einiger Entfernung zu Groß-Rußbach und Ernstbrunn befinden sich einige Hügel. Also bei Ernstbrunn haben sich die von den Franken verfolgten Sachsen gewendet und haben ihren Grimm, ihren Hohn den Verfolgern entgegengesclendert.

Da ob'n auf'm Bergl (bei Ernstbrunn)

Da sitzen zwei (mehrere) Hasen, (sawohl Hasen! Löwen!)

Der eine tut Zithern spiel'n,

Der andre tut blasen. (Das Schlachthorn. Kommt an, wenn ihr's wagt.)

Was das Zitherspielen betrifft, so ist damit die Poesie gemeint, nebst der Tapferkeit eine der Haupteigenschaften unserer Nation.

Durch diese Erklärung setzt sich die Handschrift außer allen Zweifel ins neunte Jahrhundert und dürfte daher der interessanteste Fund sein, den die deutsche Altertumswissenschaft bis auf diesen Tag gemacht hat. Sprachlich auch interessant, weil daraus hervorgeht, daß das Ur-Ur-Ur-Sächsische unserer heutigen Volksmundart ähnlicher war, als unsere Sprachforscher gewöhnlich glauben.

Ich bitte, diese Entdeckung, versteht sich unter Nennung meines Namens, einer gelehrten Gesellschaft mitzutheilen, zugleich auch, daß ich bereit bin, die Originalhandschrift gegen eine der Wichtigkeit der Sache entsprechende Geldvergütung einem Museum oder einer Bibliothek zu überlassen.

2.*)

(1854.)

Mein Herr!

Ich habe die Ouvertüre zum Tannhäuser gehört und bin entzückt. Heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens taten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerkte aber gleich, daß es sich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, sondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Über diese Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir sitzende Kunstfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werks kannten, sehr im Zweifel.

Der eine meinte, die Musik drücke den russisch-türkischen Krieg aus, wo die Posaunen und Trompeten des christlichen Chorals den Todesmut der Russen, und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken versinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken sich nicht sehr zu fürchten schienen.

Ein zweiter meinte, es stelle den Eisstoß dar.

Zwei andere dachten, der eine auf die Erschaffung, der andere auf den Untergang der Welt.

Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erst am Schlusse der Ouvertüre, das Programm des Verfassers. Nun erst waren wir im klaren und beschloßen, diese herrliche Ouvertüre bei keiner späteren Aufführung zu versäumen.

Ein alter Herr, der hinter uns saß, meinte zwar, man sollte lieber nur das Programm lesen und die Musik gar nicht hören, um die Meinung des Dondichters ganz zu fassen; aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind?

Es lebe der Fortschritt!

3.**)

(Dezember 1856.)

Hochlöbliche Akademie!

Ich bin ebenso wie Hochdieselbe von der Weltbedeutung der Weltfahrt unserer Fregatte Novara durchdrungen, um so mehr, als genannte Fregatte ja doch die Welt umsegeln soll, was schon etwas bedeutet.

*) Die Ouvertüre zu Richard Wagners Tannhäuser wurde in Wien 1854 zum erstenmal in einem Konzerte gespielt.

**) Veranlaßt durch das Anerbieten Dr. Scherzers, als Teilnehmer der Weltumsegelungsexpedition der Fregatte „Novara“ von der Akademie der Wissenschaften Aufträge und Instruktionen übernehmen zu wollen.

Bei diesem Weltumsegeln bitte ich jedoch den Akzent auf die erste Silbe zu legen und nicht auf die antepaenultima, da das Schiff nur um die Welt herum, keineswegs aber die Welt um- oder niedersegeln soll. Vielmehr hoffe ich, daß Welt und Fregatte die Expedition glücklich überstehen werden.

Was nun meine persönlichen Wünsche und Aufträge für das Schiff betrifft, so bin ich kein Naturforscher, begnüge mich in der Zoologie mit den hiesigen nützlichen Tieren und verabscheue Insekten und Amphibien. Als Mensch und Dichter aber wären mir ein paar Zentner Gold aus Kalifornien zum Hausgebrauch sehr angenehm. Was die Kunst betrifft, wünschte ich allenfalls einige Mittel-Hoch-Nikobarsche Volks-Spen zu besitzen. Sollten die dortigen Pedanten noch nicht darauf verfallen sein, ihre Volkslieder zu Epopöen zusammenzuschweißen, so wären mir die Volkslieder selbst sehr angenehm, besonders diejenigen, die sie beim Schinden ihrer Kriegsgefangenen, beim Verbrennen der Andersgläubigen und beim Lebendigbegraben ihrer schätzbaren Eltern singen. Nur bitte ich die Cobiees vor ihrer Aushändigung sorgfältigst räuchern zu lassen, da ich sonst über meinen Studien durch Ansteckung das gelbe Fieber bekommen könnte. Auch eine saubere Wilde als Pflegerin für mein Alter würde ich nicht zurückweisen.

Was die Expedition selbst betrifft, so wünsche ich, daß die Mannschaft, besonders die Offiziere, sich vor Verkältungen hüten, weshalb auch eine hinreichende Anzahl Parapluies mitzugeben wären. Gelangen sie zu einem Strudel oder Wirbel, so mögen sie sich das Schicksal des Kriegsdampfers „Abler“ auf der Donau vor Augen halten. Beim Zusammentreffen mit Disspiraten gelte als allgemeine Regel: der Gescheitere gibt nach. Sollten sie auf den Nikobarischen Inseln eine Niederlassung gründen wollen, so mögen sie vor allem einen Kirchhof anlegen und ein Spital bauen, Bequemlichkeiten, welche bei der dortigen Landesbeschaffenheit künftigen Ansiedlern am erwünschtesten sein dürften. Bei ganz dummen Nationen mögen sie den Versuch machen, österreichische Staatspapiere und Banknoten al pari an Mann zu bringen. Auch wäre, wo es nur immer sei, das Nähere über die Schicksale Robinson Crusoes, zu Behuf des Marineoberkommandos, möglichst ins Klare zu bringen.

N.S. Daß, wo die Fregatte anlegt, die Eingebornen bongré malgré zu taufen und auf die unbefleckte Empfängnis in Eid zu nehmen sind, versteht sich von selbst.

4.

Mein Herr!

Ich kündige mich Ihnen als der unglücklichste aller Menschen an. Fragen Sie mich: warum der Unglücklichste? so ist die Antwort: Ich bin ein deutscher Literator und lebe in einem von allen Kommunikationen abgeschnittenen Orte. Letzteres dürfte bei oberflächlicher Betrachtung eher für ein Glück gelten, da die Abgeschiedenheit Muße zum Studium und zur Hervorbringung gewährt, aber ich bin ein deutscher Literator und Deutschland schreitet so rasch fort. Ich will nämlich mich nicht nur mit Literatur beschäftigen, sondern auch Geltung in meinem Vaterlande erhalten. Ehe ich mich nun in einer Richtung festgesetzt habe, ist Deutschland wieder fortgeschritten, und dieselben lachen mich aus, die ein Jahr früher mich bewundert hätten. Von meinem Fleiße können Sie sich keine Vorstellung machen. Ich bin ziemlich vorgerückt in Jahren und habe seit meiner Jugend vier philosophische Systeme durchgemacht, worunter ich besonders von dem letzten, dem Hegelschen, nicht zweifelte, daß es bis ans Ende der Welt dauern würde, und doch lacht jetzt dieselbe Welt einstimmig darüber.

Ebenso ging es mir mit den Sprachen. Ich schwärmte in meiner Jugend für Horaz und Virgil, bis ich erfuhr, daß sie gar keine Dichter seien. Ebenso ging es mir mit Corneille und Racine, die ich jetzt gründlich verachte. Ich warf mich daher aufs Griechische, und zwar, bei einem schlechten Gedächtnisse, mit unsäglicher Mühe. Da kam auf einmal das christliche Bewußtsein auf und mit dem Heidentum war nichts mehr anzufangen . . .

Gedanken und Aphorismen.

Allgemeines.

Die Betrachtung tötet, weil sie die Persönlichkeit aufhebt; die Bemerkung erfrischt, denn sie erregt und unterstützt die Thätigkeit. Mitten zwischen beiden durch wäre der wahre Weg.

*

Der Geist des Menschen und der Gang der Welt ist sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten so gleich, daß selten ein Wahres ganz neu und selten ein Neues ganz wahr sein wird.

*

Die auf dem Ozean des menschlichen Wissens rudern wollen, kommen nicht weit, und die die Segel aufziehen, verschlägt der Sturm.

*

In die Zukunft schauen, ist schwer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer. Ich sage: rein, d. h. ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen.

*

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

*

Warum das Vergangene uns so lieblich dünkt? Aus demselben Grunde, warum eine Graswiese mit Blumen aus der Entfernung ein Blumenbeet scheint.

*

Ohne Ahnung vom Übersinnlichen wäre der Mensch allerdings Tier; eine Überzeugung davon aber ist nur für den Toren möglich und nur für den Entarteten notwendig.

*

Moral ein Maulkorb für den Willen, Logik ein Steigriemen für den Geist.

*

Wer Sittlichkeit zum alleinigen Zweck des Menschen macht, kommt mir vor wie einer, der die Bestimmung einer Uhr darin fände: daß sie nicht falsch gehe. Das erste bei der Uhr aber ist: daß sie gehe; das Nichtfalschgehen kommt dann erst als regulative Bestimmung hinzu. Wenn das Nichtfehlen das Höchste bei Uhren wäre, so möchten die unaufgezogenen die besten sein.

*

Mit der Gesundheit der Seele ist es, wie mit der des Körpers. Ohne Gesundheit keine erspriessliche Tätigkeit; aber die Erhaltung der Gesundheit zum Geschäfte seines Lebens zu machen, ist die Sache der müßigen Toren und Hypochondristen.

*

Die aktiven Faktoren der Menschennatur sind die Neigungen und Leidenschaften; ihr Übermaß zu hemmen, ist die Aufgabe des Sittlichen. Letzteres ist daher negativ und kann als solches nicht der Zweck des Menschen sein.

*

Alle Uruhe in Menschen entspringt aus der Phantasie; denn selbst das Gewissen, wenn es auch seinen Stoff aus dem moralischen Sinne zieht, nimmt doch wenigstens seine Form aus ihr.

*

Wenn man die Neigung des Menschen in neuester Zeit zur Immoralität und Gesetzlosigkeit bemerkt, muß man darüber nicht zu sehr erschrecken und nicht vergessen, daß, wenn jeder die Ungebundenheit für sich selbst in Anspruch nehmen möchte, er doch zugleich das Gebundensein aller andern wünscht, so daß das Ganze ohne viel Änderung seinen Weg fortgeht und der Egoismus die öffentliche Moral nicht mehr stört als erhält.

*

Sich selbst kennen, ist bei einem selbst mittelmäßigen Verstande nicht so schwer, als manche Leute sagen; aber im Leben dem gemäß handeln, was man von sich erkannt hat, ist ebenso schwer, als die Praxis in allen Dingen, gegen die Theorie betrachtet.

*

Jemandem große Verbindlichkeiten schuldig sein, hat nichts Unangenehmes, denn die Dankbarkeit ist eine süße Pflicht; nur kleine Verpflichtungen sind quälend.

*

Von allen Tugenden die schwerste und seltenste ist die Gerechtigkeit. Man findet zehn Großmütige gegen einen Gerechten.

*

Wir sind gegen keine Fehler an andern intoleranter, als welche die Karikatur unserer eigenen sind.

*

Man ist nie eifersüchtiger, als wenn man in der Liebe anfängt, zu erkalten. Man traut dann der Geliebten nicht mehr, weil man dunkel fühlt, wie wenig einem selbst mehr zu trauen ist.

*

Der Mann tut durch Untreue seiner Frau ein Unrecht, die Frau, indem sie untreu ist, dem Mann einen Schimpf. Die Frau eines untreuen Mannes bedauert man, über den Mann einer untreuen Frau spottet man. Schon hierin liegt genug von dem Unterschiede, der zwischen beiden Geschlechtern in bezug auf den Grad der Beleidigung obwaltet, die sie sich durch Untreue zufügen.

*

Man kann den Charakter eines Menschen nie besser kennen lernen, als an seinem Krankenbette, sowie die Gesinnungen während seines Dankschreies: ich habe zwei der Hauptapostel des neuen Katholizismus in diesen Zuständen gesehen und erschraf, daß man von daher Heil erwarte.

*

Niemand ist so sehr in Gefahr, stumpf zu werden, als der höchst reizbare.

*

Worte verzeiht man allenfalls, Vorwürfe werden rüdegegeben, widerlegt, beschwichtigt. Aber der stillschweigende Vorwurf, der aus dem

Wesen eines Menschen hervorgeht, der erbittert die Schurken, und da ist keine Verzeihung.

Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist.

*

Das fürchterlichste Mittel gegen quälende Gedanken ist die Zerstreuung, sie führt zur Gedankenlosigkeit.

*

Die gescheiten und die dummen Leute erkennt man unter andern auch daraus, daß die Dummen das verehren, was in ihrer eigenen Richtung liegt, die Gescheiten aber, was sie fühlen, daß ihnen abgeht.

*

Von einem haben die sogenannten gebildeten Leute gewöhnlich keine Vorstellung: daß jemand den zusammengesetzten und künstlichen Zustand, den sie Bildung nennen und der auch wirklich Bildung ist, durchgemacht haben könne und auf der andern Seite wieder ins Einfache und Natürliche herausgekommen sei. Ihnen scheint alles Schlichte: Unkultur.

*

Die Ungebildeten haben das Unglück, das Schwere nicht zu verstehen, dagegen verstehen die Gebildeten häufig das Leichte nicht, was ein noch viel größeres Unglück ist.

*

Der Ungebildete sieht überall nur Einzelnes, der Halbgebildete die Regel, der Gebildete die Ausnahme.

*

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier.

*

Durchbildung ist ein sehr gutes neues Wort und zeigt an, daß ein Mensch so von Bildung durchdrungen ist, daß, nach Austreibung alles Natürlichen, er sich als ein ausgeprägtes anatomisches Präparat darstellt.

*

Jede poetische Feuersbrunst bringt, wie jede wirkliche, ihren eigenen Wind mit sich, der die Flammen nicht selten weiter trägt, als man anfangs vermuten konnte.

*

Seit man nicht mehr in die Kirche geht, ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht.

*

Dilettanten genießen das Werk, Professoren zugleich den Meister.

*

Nachahmen oder anfeinden ist der Charakter der Menge.

*

Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie.

*

Wenn auch das Publikum nicht der oberste Richter in Kunstfachen ist, so ist es die Jury, die, ohne die Gesetze zu kennen, mit schlichtem Sinn den Fall betrachtet und im allgemeinen sein: Schuldig oder Nichtschuldig ausspricht.

Die Anwendung der Gesetze gehört dann freilich der Kritik.

*

Wir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anklagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, freiwollendes und demgemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Notwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die mutige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hierzu. Daher ist, was

ein Volk tut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste ist, und wer über das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso töricht vor, als einer, dem nicht recht wäre, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

*

In einem kalten Zeitalter zu leben, ist kein Unglück. Denn, indem man sich der Kälte entgegenstellt, ergreift man notwendig das Entgegengesetzte: die Begeisterung. Begeisterung aber ist die Mutter alles Großen. Unheilbringend ist aber eine falschbegeisterte Zeit, denn um sich nicht mit fortreißen zu lassen, wird man auf die Kälte hingewiesen. Kälte jedoch sichtet und scheidet, bringt aber nichts hervor.

*

Wenn man in neuester Zeit gar soviel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen voneinander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind — und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Übertreibung oder nicht gesunde Mischung bezeugt.

*

Unser Erklären der Natur besteht darin, daß wir ein selten vorkommendes Unverständliches auf ein oft vorkommendes, aber ebenso Unverständliches zurückführen.

*

Ich halte es mit der Gelehrsamkeit, wie die Fürsten mit der Verätherei. Ich ehre die Gelehrsamkeit und verachte die Gelehrten, die eben nichts als Gelehrte sind.

*

Es ist ein altes Volksprüchlein in Oesterreich: die Tiroler hörten „den Schnalzer“ erst im vierzigsten Jahre. Wodurch man ausdrücken will, sie würden erst in diesem Lebensalter klug. Ich weiß nicht, worauf dieser Vorwurf sich gründet, mir wenigstens sind die Tiroler immer so klug, ja klüger vorgekommen, als die andern Leute. Gesezt aber, es wäre wahr, so hört dagegen der deutsche Literat den „Schnalzer“ erst im fünfzigsten Jahre.

**

Um es in einem Berufe weit zu bringen, muß man nicht allein die Vorzüge, sondern auch die Fehler desselben haben. Die ersten sind der Geist, die zweiten der Körper der Aufgabe.

*

Wenn wir an dem Werke des ofterprobten Mannes einzelne Fehler bemerken, so können und werden wir oft recht haben; wenn wir aber glauben, er habe sich völlig und im ganzen Umfange geirrt, so sind wir in Gefahr, gar nicht zu wissen, um was es sich handelt.

*

Das Grundübel unserer Zeit ist die historische Abschätzung der moralischen Handlungen. Die Vergangenheit darf und soll historisch beurteilt werden, weil sie fertig vor uns daliegt und wir nichts dazu oder davon wegtun können. Handlungen aber, die in die Zukunft hinausreichen, unterliegen der moralischen Beurteilung, aus dem einfachen Grunde, weil wir für die Folgen nicht eintreten können. Gutes aus Ublem hervorbringen, ist die Sache Gottes oder des Weltgeistes, oder wie man es sonst nennen mag.

*

In einem englischen kritischen Blatte kommt der Ausdruck vor: Ein englisches Kind ist männlicher als ein deutscher Mann. Es liegt literarisch eine große Wahrheit in diesem Ausspruche.

*

Warum die Orientalen vorzugsweise Rätsel lieben? Weil sie weniger denken, als wir, und es ihnen daher wohlthut, die Denkkraft manchmal aufzuregen, ohne sie zu ermüden. Es ist eine Kommotion des Verstandes, wenn er lang geruht hat.

*

Die Frömmerei des einen Theils der vornehmen Weiber fließt aus derselben Quelle, wie die Koketterie des andern Theils: Müßiggang und Langeweile. Sie verträdeln den Tag an der geistlichen Toilette, wie die andern an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihre Marchande de modes, die Beichte ihr Ankleidspiegel, Kirchgänge ihre Rendezvous, Haß und Verfolgung Undersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépit amoureux.

*

Frauenzimmer haben in der Regel keinen Sinn für den Scherz, sie goutieren ihn nur, wenn sie gerade in lustiger Stimmung sind.

*

In der Kirche singen immer die am lautesten, die falsch singen.

*

Mit Monarchen ist's wie mit der Sonne; die Menschen, die ihr am nächsten sind, sind auch die schwärzesten.

*

Wenn jemand meinte, die Bäume seien da, um den Himmel zu stützen, so müßten sie ihm alle zu kurz vorkommen.

*

Warum ich die Alten so liebe? Nebst allem anderen auch darum: weil, wenn ich sie lese, ich zugleich die ganze Vergangenheit mitlese zwischen mir und ihnen. Wie viele Helden und Dichterherzen mögen bei diesen Biographien Plutarchs geglüht haben, die jetzt mich durchglühen mit eigenen und erborgten Flammen!

*

Alle diese Inseln im weiten Meere, wie klein ihre Oberfläche und wie unermesslich ihre Festen vom Spiegel des Wassers an bis zum Grunde des Meeres! In wie unermesslichen Flächen und Krümmen, in wie mannigfaltigen Formationen mögen sie sich hinziehen unter dem Meere, ungeheure Länder und Regionen! Der Mensch nennt aber nur das Land, was für ihn sichtbar und bewohnbar über der Oberfläche sich zeigt. Wir kommen diese Gipselländer über dem Meere wie die Zeit vor, gegenüber der verhüllten, unermesslichen Ewigkeit. Wenn man so viel Wasser auf der Karte sieht, so drängt sich einem das Bild auf, das Land sei im Wasser; und im Grunde ist doch alles Land, nur daß das Wasser die niedrigen Stellen bedeckt. O ihr armen Länder in der Tiefe der Wasser, Gott gebe, daß ihr auch einmal die freudige Sonne erblickt; o ihr Menschen, vom Unglück überslutet, Gott schenke euch einen freudigen Tag!

*

Die Sprachgelehrten setzt mitunter der Zirkel in Verlegenheit, der darin liegt, daß die Sprache zum Behufe des Denkens erfunden oder

gefunden werde, indes man doch ohne vorläufige Sprache nicht denken könne; welsch letzteres auch ungezweifelt wahr ist. Aber es hat der Mensch, außer den Gedanken, und zwar noch früher, auch Empfindungen, Bedürfnisse, Triebe, Wünsche, Befürchtungen, die gleichfalls einen Ausdruck suchen und brauchen, wenn erst ein Zusammensein, ob auch nur von zweien, vorausgesetzt wird. Der Mensch allein würde lautlos sein wie das Tier und die Sprache ist weder ein Erzeugnis des Denkens, noch auch der Empfindung, sondern des Dranges und der Notwendigkeit der Mitteilung, wo denn freilich die Empfindungen das erste Mitzuteilende sind. Die Schwierigkeit bei der Mitteilung aber besteht nicht darin, ein Zeichen für das, was man meint, zu finden, sondern daß die andern mit dem Zeichen denselben Sinn verbinden, den ich hineinlegen will. Vor aller Übereinkunft verständliche Zeichen nun sind nur die Gebärden. Die erste Sprache wird daher eine Gebärdensprache gewesen sein. Diese ist dem Menschen so natürlich, daß wir noch jetzt unsere Wortsprache mit Gebärden begleiten. Ebenso wird man aber auch nicht unterlassen haben — da die unartikulierte Stimme eben auch nichts als eine Gebärde für das Ohr ist — solche sichtbare Andeutungen durch Töne, Lautnachahmungen und Stimmenaccente zu erläutern und zu ergänzen. Daß aus der Gewohnheit, die nämlichen Gebärden mit den nämlichen Stimm- und Lautfällen zu begleiten und aus der Überzeugung, daß in der Nacht, im Dickicht des Waldes das Stimmzeichen brauchbarer sei als die Gebärde, endlich das Übergewicht auf die Seite der Mündlichkeit fallen mußte, ist ebenso einleuchtend. Wie aus diesem Gestammel des Bedürfnisses und des Sinneneindrucks unsere abstrakte Wortsprache entstehen konnte, erklärt eine Kategorie, welche in der Logik und Metaphysik keinen Platz hat, in der Wirklichkeit aber mächtiger als jede Macht ist: die Allmählichkeit. Obnehin ist jedes, selbst das roheste Zeichen bis zu einem gewissen Grade abstrakt, da es nicht den einzelnen Gegenstand, sondern den Gegenstand im allgemeinen bezeichnet.

Hiermit geschieht nicht der Würde des Menschen ein Eintrag, da nur unter Voraussetzung seiner naturbestimmenden Eigenschaften eine solche Entwicklung möglich war und nicht der Punkt, von dem man anfängt, den Wert bestimmt, sondern der, auf dem man ankömmt.

*

Die Mitteilungsfähigkeit ist das Palladium der Menschheit. Die Tiere würden vielleicht von uns nicht so ungeheuer weit abstehen, wenn das Alte das Erlebte und Erfahrene seinen Jungen als Vermächtnis hinterlassen könnte. Aber in diesem Vorzuge liegt auch eine Gefahr

des Verfalls. Die Frühergewesenen haben sich ihre geringen Kenntnisse mit vieler Mühe, durch Erfahrung und oft getäushtes Nachdenken erworben. Sie sind dadurch in Fleisch und Blut übergegangen und zu Überzeugungen geworden. Die Spätern bauen auf dem Überlieferten fort und je höher sie bauen, um so schwächer werden ihnen die gar zu leicht, fast nur mit dem Gedächtnis erworbenen Grundlagen. Ist es endlich so weit gekommen, daß die Empfindungen zu Worten, die Überzeugungen zu Notizen geworden sind, so verliert die Generation ebensoviele an Charakter, als sie an Kenntniss gewinnt; und dann tritt jener Einsturz ein, der die alten Bildungsepochen zerstört hat und die unsere nicht verschonen wird.

*

Fällt es jedermann so schwer als mir, sich eine junge Römerin zu denken, die mit ihrem Heißgeliebten von ihrer Leidenschaft — lateinisch spricht? Warum kann ich mir sehr wohl eine Griechin in derselben Lage in ihrer Sprache redend vorstellen?

*

Zum Singen ist die italienische Sprache,
etwas zu sagen: die deutsche,
darzustellen: die griechische,
zu reden: die lateinische,
zu schwätzen: die französische,
für Verliebte: die spanische
und für Grobiane: die englische.

Zur Philosophie und Religion.

Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesichte können sich ihrer mit gutem Erfolge bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß bei ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.

*

Braucht keine Worte, möchte ich den Philosophen zurufen, die in einer andern Bedeutung, als in der ihr sie braucht, schon gang und gäbe geworden sind! Es ist der erste Schritt zur Begriffs-Erschleichung.

Was haben die Worte: Glaube, Heilig, Gott für Verwirrungen angeordnet in unsern Tagen!

*

Man kann jedes Ding dieser Welt entweder einzeln für sich oder in Verbindung mit den übrigen Dingen betrachten. Im ersten Falle nimmt man die zu Grunde liegende Idee zum Maßstabe und schätzt das Ding nach dem Grade seiner Übereinstimmung mit dieser, d. h. mit sich selbst, und spricht ihm sonach eine Würde zu oder ab; im zweiten betrachtet man es als Zweck für andere Mittel oder als Mittel zu andern Zwecken, in stufenweiser Unterordnung und Fortbildung bis zu einem letzten Menschheitszweck. Man erteilt dadurch dem Dinge einen Wert, und die Individualität sinkt herab zum Träger jener neuen, einer allgemeinen Geltung.

*

Ich begreife nicht, wie die Idee vom moralischen Übel jemals den Weltweisen eine Schwierigkeit machen konnte. Wenn wir nicht eine individuelle und spezielle Vorsehung wollen, so mußte die Natur, um die Existenz des Geschlechtes zu sichern, doch jedem Individuum einen ins Unbestimmte fortwirkenden Erhaltungs- und Vervollkommnungstrieb mitgeben. Wenn nun zwei solche unabgegrenzte Bestrebungen zusammentreffen, müssen sie sich notwendig fassen, und das Übel ist da. Mißgunst, Neid, List, Gewalt, was weiß ich? Eine genau abgegrenzte Sphäre aber, wie wäre die — um in der Sprache jener Leute zu reden — mit der Freiheit vereinbarlich? oder — um vernünftiger zu reden — mit der Perfektibilität?

*

Wenn jemand glaubt, eine neue Idee (metaphysische, moralische, anthropologische) gefunden zu haben, so kann er neunundneunzig- unter hundertmal darauf zählen, daß sie falsch sei; denn es haben bis jetzt so viel gescheite, ja ausgezeichnete Menschen gelebt, daß die wahren (bei vielen falschen) schon wiederholt gedacht, gesagt und geschrieben worden sind. Davon machen nur die naturwissenschaftlichen eine Ausnahme, da ihr Feld unbegrenzt ist und dasselbe erst seit etwa drei Jahrhunderten zweckmäßig bebaut wird.

*

Die Vernunft ist nur der durch die Phantasie erweiterte Verstand.

*

Was wir Gefühlsvermögen nennen, ist vielleicht eins und dasselbe mit dem Denkvermögen. Dann wäre der Gedanke eine klare Vorstellung, das Gefühl eine dunkle. Jeder Gedanke wirkt schon als Bejahung oder Verneinung, als Steigerung oder Herabstimmung der Persönlichkeit auf das Bewußtsein (Physische). Diese Wirkung ist natürlich um so stärker, je mehr Gedanken auf einen und denselben Punkt coincidieren. Klare Vorstellungen können aber ihrer scharf gezogenen Grenzen wegen nur weniger Associationsberührungen haben; bei dunkeln Vorstellungen aber laufen, eben des Unbegrenzten wegen, die Berührungen wie an einer elektrischen Kette ins Unermeßliche fort, und jede der nach- und mitklingenden trägt ihren Teil zur Nervenwirkung bei; es kann daher, wenn sie auf ein weitausgreifendes Feld geraten, wohl eine Oscillation des ganzen Wesens entstehen, die so mächtig ist, daß sie sich nicht dem Grade, sondern der Gattung nach von der Wirkung des Gedankens zu unterscheiden und als Gefühl abgesondert dazustehen scheint. Wie der Gedanke auf das sogenannte Physische wirke, muß man freilich nicht fragen, sondern er wirkt, und das ist genug.

*

Die Empfindungen sind die Vokale, die Gedanken die Konsonanten der Sprache des Innern.

*

Man hat von dem Gewissen auf die wunderlichste Art gesprochen, ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichste Empfindung, die je in eines Menschen Brust Platz genommen, ein ebenso lebhaftes Gewissen, als das Moralgesetz, und der Offizier, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle inneren Erscheinungen des Totschlägers oder Betrügers u. dergl. Das Gewissen ist eine angebildete Empfindung, heißt das: im besten Sinne des Wortes, und steht in genauer Verbindung mit dem Grade der Einsicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zusammenfällt mit der Furcht vor Entdeckung und Strafe und halb tierisch erscheint, ist es die Mißbilligung der That, verbunden mit dem entsetzlichen Gefühl der verlorenen Selbstachtung.

*

Wenn das Schreiben den Seelenzustand erleichtert, so sollte man das Mittel auch nicht so selten in Anwendung bringen. Das Schreiben ist für das Denken das Nämliche, was der Gegenstand für die

Vorstellung ist, nur dort von innen heraus, wie hier von außen hinein. Es fixiert die Kraft und ordnet, indem es bestimmt. Wir glauben oft von etwas überzeugt zu sein, weil uns das Resultat anzieht und wir uns der Mittelglieder nicht völlig bewußt sind. Indem wir uns die Gedankenverbindung einzeln vor die Augen legen, bemerken wir erst den Abgang oder den Fehler, das Schreiben ist daher zur Verdeutlichung nützlicher als das Reden, weil das Wort entschwindet, die Schrift aber bleibt.

*

(Unsterblichkeit der Seele.)

Nehmt ihr einen früheren Zustand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — Nein? — Also ist sie bei der Geburt des Menschen entstanden; und warum soll sie nicht vergehen können, wenn sie entstanden ist?

Ja? — Von diesem frühern Zustande hat sie keine Erinnerung, es ist also folgerecht zu schließen, daß sie nach dem Tode auch von ihrem dormaligen keine haben werde. Ist das aber noch meine Seele, was keine Erinnerung, mithin kein Bewußtsein der Identität, keine Persönlichkeit hat?

*

Könnte es denn nicht eine Unsterblichkeit geben für diejenigen, die den höhern Teil ihres Wesens ausgebildet haben bis zur Geistigkeit, indes die andern rohen Körper sterblich wären, wie das Tier, das auch einen geistigen Teil hat, aber untergeordnet und schwach, so daß mit dem Tode des Körpers auch dieser feinere Anflug zerstäubt und vergeht? Das Vorherrschende überwöge, und die Unsterblichkeit wäre der Lohn, die eigentliche Seligkeit der Auserwählten.

*

Wenn der Mensch unsterblich ist, so ist es auch das Tier. Wenn die Materie sich erinnern kann, so kann sie auch denken.

*

Mir ist oft, wenn ich etwas sehe, was ich sonst bestimmt nie gesehen, als ob ich es vor äußerst langer Zeit schon einmal gesehen hätte; so auch, wenn ich etwas noch nie Getanes tue, durchfährt mich eine dunkle Ahnung, als sei es nicht das erste Mal. Ähnliche Gefühle,

die wohl aus der Erinnerung an Ähnliches entspringen, mögen auf die Idee der Seelenwanderung geführt haben.

*

Wenn man einmal die Sterblichkeit der Seele und das Nichtdasein Gottes glaubte, dann wäre es allerdings traurig und um alles Heil und Glück, um Tugend und Kunst geschehen; solange man aber nur die Unsterblichkeit der ersten und das Dasein des letztern nicht glaubt, hat es nicht viel zu bedeuten, und es geht alles seinen gehörigen Gang.

*

Der Grundfehler des deutschen Denkens und Strebens liegt in einer schwachen Persönlichkeit, zusehends das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck auf ihn macht. Diese Eigenschaft äußert sich in verschiedenen Perioden auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Einmal läßt sie ihn, wenn nicht ein gewaltiger Anstoß dazu kommt, jahrhundertlang in dumpfem Hinbrüten fortvegetieren; ist der Anstoß aber einmal gegeben, so wirkt er beinahe mechanisch fort, unaufgehalten, endlos, wie die Wurfkraft ohne Reibung tun würde, weil er in nichts einen Widerstand findet. Wie Scheidewasser greift der deutsche Geist alles an: Gott, Willensfreiheit, Moral, Materie. Er bleibt bei keinem letzten stehen, weil nichts einen so starken Eindruck auf ihn macht, daß es eine Überzeugung für ihn in sich selbst führte. So ist die deutsche Philosophie wesentlich atheistisch, und wenn in neuerer Zeit viel von Gott die Rede ist, so ist das nur eine willkürlich gesetzte Gedankenbarriere, um nicht ganz in die bodenlose Kluft hineinzufallen, die dahinter unausweichlich gähnt. Sie nehmen einen Gott an, statt von ihm überzeugt zu sein; er hat keine Wirklichkeit für sie; sie achten ihn als ihr Werk, nicht sich als seines.

Man hat die französische Literatur unmoralisch genannt, die deutsche ist es viel mehr. In Frankreich tritt die Unsittheit mit Frechheit auf, und der kongeniale Teil des Publikums genießt sie mit Übermut. In Deutschland macht sich das Unmoralische als höhere Weltansicht geltend, mitunter wie eine Art Gottesdienst, und das Publikum nimmt es hin als etwas, das sich von selbst versteht und wogegen nichts einzuwenden ist. Letzteres ist bei weitem das Gefährlichere, denn gegen Spitzbuben gibt es Kerker und Galgen, gegen die Grundsatzlosigkeit aber findet sich keine Schranke und kein Gesetz. Nichtsdestoweniger ist der Deutsche moralisch im gewöhnlichen Leben, aber ohne Energie, weil ohne Überzeugung.

So sind sie Idealisten, weil sich die Materie nicht beweisen läßt, und zwar aus demselben Grunde, warum man das Licht nicht hören und den Schall nicht sehen kann.

*

Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieser Gedanke.

*

Es ist höchst wahrscheinlich ein Mittelpunkt und Komplex des Göttlichen, wohl gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir sagen: es ist kein Gott, als wenn wir nach unsern Begriffen aussprechen: es ist ein Gott.

*

Könnte nicht ein Atheist sagen: die Idee der Gottheit sei eine rein formale? Ohne Inhalt, bloß durch die Technik in der Einrichtung des menschlichen Verstandes bedingt? Wenn der menschliche Geist so eingerichtet ist, daß er seiner Natur nach von Wirkung auf Ursache schließen, von der Mannigfaltigkeit zur Einheit dringen muß, so wäre ja wohl möglich, daß er noch fortschließt und fortsummiert, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre gerät, wo andere Grundlagen ganz andere Resultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht und seine mechanisch fortgehenden Funktionen gleich sind denen eines leeren Magens oder einer Mühle, die, einmal in Gang gesetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verschrotten und kein neues aufgeschüttet worden ist.

*

Der Satz: die Dinge müßten ursprünglich gedacht sein, weil ich sie sonst nicht denken könnte, ist gerade, als wenn ich sagte: sie müßten ursprünglich gemalt sein, weil sie sonst der Maler nicht malen könnte.

*

Die Notwendigkeit eines vernünftigen Urhebers aller Dinge wird gewöhnlich von ihrer Zweckmäßigkeit abgeleitet; da aber, was nicht zweckmäßig ist, gar nicht existieren kann, so sollte man sich wundern, daß überhaupt etwas ist; sich wundern, daß man sich verwundert, und so weiter, oder umgekehrt versuchen, sich das Nichts zu denken, was auch wieder kaum gelingen wird. Die Gedanken spielen überhaupt da

die Hauptrolle. Weil man etwas Nichtübereinstimmendes denken kann, glaubt man, es könne auch sein. Das ist aber nicht wahr. Sein und Zweckmäßigkeit sind eins und dasselbe. Die ärgste Mißgeburt, die nur eine Stunde lebt, ist in bezug auf das Leben dieser Stunde zweckmäßig.

*

Wenn die Menschen von Gott reden, so kommen sie mir vor, wie Lichtenbergs Rahlberger Bauern, die, wenn ein Messer fehlt, dafür ein Stück Holz in die Scheide stecken, damit diese nicht leer sei.

*

Wenn ein Gott ist, so kann man ihn nicht mehr ehren, als wenn man ihn über der Unermeßlichkeit seiner Werke bezweifelt (nicht bloß vergißt, was schon gesagt worden ist).

*

Die Systeme der Philosophen sind wie die Sternbilder am Himmel und die Benennungen, die man ihnen gibt. Die Grundfakten des Bewußtseins sind die Fixsterne, nach denen, als den gegebenen Punkten, jeder die Linien zu einer beliebigen Figur zieht, die er dann benennt nach dem, was ihm individuell das Bedeutendste scheint, und leicht seine Buchdruckerwerkstätte, seine Friedrichs=Throne, seinen poniatowskischen Stier u. s. w. am Himmel wiederfindet. Da nun aber doch alle dieselben Sterne gelten lassen müssen, so liegt eigentlich an der Verschiedenheit der Bilder so viel eben nicht.

*

Spinoza mag sich wenden, wie er will: er hat sich seinen Gott doch geistig gedacht. Seine Schöpfung hängt immer vom Verstande Gottes ab, und wenn er alles auf motus und quies reduziert, so sind Ruhe und Bewegung Eigenschaften, die aus dem Begriffe selbst nur dem Denken, der Materie aber nur aus der Erfahrung oder aus einer Abhängigkeit vom Denken zukommen können. Seine Materie ist daher kein Attribut, sondern nur ein, wenn auch notwendig mit der Substanz verbundener Modus, ebenfalls ein Auseinander des Hegel.

*

Voltaire hat Leibnizen einen Charlatan genannt. Ich sehe gerade, daß Hamann eine ähnliche Empfindung hat. Ich auch.

*

Einen Vorteil hat der Skeptiker (David Hume) immer vor dem Dogmatiker, und der ist, daß er durch lächerliche Spekulationen sich nicht den Gebrauch des gesunden Menschenverstandes für das gewöhnliche Leben verdirbt und sich eine Logik aneignet, die die Widersprüche für Beweise, und Träume für Dinge ansieht.

*

Jeder, der sich der Literatur, wenn auch bloß der schönen, widmen will, sollte Kants Werke studieren, und zwar, abgesehen vom Inhalt, schon bloß wegen ihrer strenglogischen Form. Nichts ist mehr geeignet, an Deutlichkeit, Sonderung und Präzision der Begriffe zu gewöhnen, als dieses Studium, und wie notwendig diese Eigenschaften selbst dem Dichter sind, leuchtet wohl ein.

*

Gerade bei Menschen, bei denen das Gemüt vorherrscht, sind Kants Schriften höchst nützlich. Da sie von dem Ihrigen da anzuknüpfen vermögen, wo Kant aufhört, indes er ihnen Ordnung machen hilft in der Sphäre, die in seinem Bereich liegt. Trockene Verstandesmenschen müssen durch Kants Philosophie notwendig ganz austrocknen.

*

Diese Einheit des Sein und Nichts ist eigentlich geradezu ein Postulat der theoretischen Vernunft, ein saltus mortalis, um zu einer vollständigen Erklärung der Erscheinungen dieser Welt zu gelangen, der Unsinn als Mittel zu einem Sinn. Ich bin aber schon den Postulaten der praktischen Vernunft nicht gut, und sehe überhaupt weder die Möglichkeit noch die Notwendigkeit jener vollständigen und letzten Erklärung der Natur ein.

*

Sollte Hegels Gedankenfolge sich nicht so aussprechen lassen? Die Dinge sind, weil Gott sie denkt, und der Mensch denkt sie, weil sie (als vorher gedachte) sind.

*

Mir kommt die Hegelsche Philosophie vor, wie das Christentum. Aus dem Gefasel der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugthuung Christi und der Tilgung der Erbsünde die Menschen notwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, als sie früher waren. Ebenso wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten

Gründe und den notwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon sich in den speziellen Doktrinen zeigen müßten. Sie sind aber sämtlich auf der Stufe geblieben, auf der sie vor Hegel waren. Die Notwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu tun.

*

Die Nachteile der Hegelschen Philosophie für die deutsche Bildung konzentrieren sich vielleicht in folgenden Punkten. Erstens hat er durch ihre, das Gesetz des Widerspruchs verschmähende Spekulation das natürliche Denken, was man den gesunden Menschenverstand nennt, beeinträchtigt. Zweitens durch ihre Schwerverständlichkeit, ja Unverständlichkeit ans Nachbeten gewöhnt, das sich in alle Fächer eingeschlichen. Endlich durch ihre Versicherung, daß von nun an die Welt durchsichtig geworden und das Rätsel des Universums gelöst sei, einen Eigendünkel erzeugt, der in dieser Schroffheit früher noch nie dagewesen.

*

Die Hegelsche Philosophie, die monstrosste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels, scheint als Philosophie endlich abgetan, sie spuckt aber noch immer als *alma en penas* in den meisten Zweigen des menschlichen Wissens fort; namentlich in der Geschichte und in der Ästhetik. Die erstere knüpft noch immer alles an den sich selbst entwickelnden Begriff, an die nachweisbare Notwendigkeit, an den ununterbrechenden Fortschritt; indes die Ästhetik mit ihren dürftigen Begriffsbestimmungen sich den unerklärten Wundern des menschlichen Innern nicht etwa zu nähern — was erlaubt, ja wünschenswert wäre — sondern sie vollständig zu erreichen meint. Ich nenne die Erscheinungen des Gemüths wunderbar und unerklärlich wegen ihrer Zusammensetzung ins Unendliche, oder, wenn man lieber will, wegen des Zusammenwirkens unberechenbarer und unzählbarer Faktoren. Es ist mit der Kunst in der moralischen Welt nichts anders, als mit dem, was wir in der physischen: Leben nennen, dessen Abbild und Gegenbild im Geistigen sie ist. Durch dieses Verfahren verliert die Geschichte ihren praktischen Wert, indem sie den Zusammenhang der Begebenheiten von der sichern Erde weg in ein höchst unsicheres und zweifelhaftes Mittelreich verlegt und das Streben in ein Zuschauen verwandelt. Die Ästhetik wird hemmend, da sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende

Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entscheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß man, nachdem man die Methode Hegels verworfen hat, noch immer seine Resultate beibehält, liegt einerseits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß seines Systems herangewachsen ist, anderseits aber darin, daß diese Resultate der menschlichen Eitelkeit schmeicheln.

*

Wenn einer ein neues Land entdeckt, so macht nicht das entdeckte Land, sondern der entdeckte Weg den Wert der Entdeckung aus. — Schelling wäre noch immer kein Philosoph, wenn sein letztes Resultat zufällig auch wahr wäre.

*

Religiosität ist die Weingärung des sich bildenden und die faule Gärung des sich zersetzenden Geistes.

*

Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen.

*

Merkwürdig ist der Ausspruch Johannes Müllers über Religions- sachen: „Fürs Glück des Privatlebens, für die beste Führung des öffentlichen — glaube nichts; oder fest.“ (Schweizergeschichte III. Bd., 2. K., S. 83.) Mir scheint von beiden Alternativen das erste traurig, das zweite unwürdig.

*

Der Ausspruch jenes Kirchenvaters; *credo quia absurdum*, hat eine richtige Bedeutung. Der letzte Zusammenhang der Dinge mußte allerdings dem Menschen, als weit über seine Vernunft reichend, absurd vorkommen. Warum man aber von den vielen möglichen Absurditäten gerade die eine mehr als eine andere glauben soll, wird dadurch freilich nicht entschieden.

*

Die übertriebene Religiosität kann in ihrer Wurzel ganz verschieden sein. Einmal entsteht sie bei Personen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft, die die Überspannung dieser Grundkräfte wie auf alles, so auch auf die Religion übertragen. Dann findet sie aber auch statt bei Personen von dürftigem Gefühl und ohne alle Einbildungs-

kraft, welche, da es der Mensch in einer solchen Wüste nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Gestalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieser Enthusiasmus ist bei all seiner anscheinenden Erhitzung doch seinem Wesen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entsteht, sondern nach Wärme trachtet.

*

Die Irreligiösen sind religiöser als sie selbst wissen, und die Religiösen sind's weniger, als sie meinen.

*

Der Tierdienst mancher alter Völker (selbst mancher gebildeterer, wie der Ägyptier) ist so unbegreiflich nicht, als es beim ersten Anblicke scheint. In ganz rohem Zustande wird nämlich der Mensch durch seine noch unentwickelte Vernunft in manchem offenbar unsicherer geleitet, als das Tier durch seinen unfehlbaren, ohne Ausbildung vollkommenen Instinkt. Wohnungen bauen, Wurzeln ausgraben, Fischen, Sagen u. s. w. hat wohl der Mensch eher von den Tieren, als diese von jenem lernen können. Dadurch muß der ganz rohe Wilde die Tiere wohl in vielem als seine Gleichen, in manchem sogar als seine Bessern erkennen. Worin sie unter ihm sind, kann er kaum früher bemerken, als bis einige von ihnen ihm Nachbarn und Hausgenossen geworden sind. So entsteht Ehrfurcht für die Tiere, Verehrung. Wenn die Völker in der Folge sich mehr bilden, so verschwinden die mythischen und religiösen Vorstellungen ihrer Urzeit darum nicht, sie modifizieren sich nur und erhalten den Reiz des Geheimnisvollen durch das Vergessen des Grundes ihrer Entstehung. Was vorher im buchstäblichen Sinne für wahr galt, gilt nun im symbolischen und bleibt nun brauchbar für alle Zeiten. Auf dieselbe Art erklärt sich das Lächerliche aller alten Götterdienste. Es sind Überbleibsel unvordentlicher Zeit, an denen die Nachwelt gebildet, gestaltet, zugeschnitten hat, immer aber den Kern schonen mußte, der eben das Göttliche enthielt. Das Welt-Ei, der Stein des Saturn und die Sichel des Zeus galten gewiß einmal buchstäblich, erst in der Folge wurden sie Symbole und am Ende lächerlich, weil jedes Sinnbild es ist, dem man den Sinn nimmt.

*

Es ist nicht wahr, daß diesen uralten Religionen pantheistische, kosmologische, astronomisch=physikalische Andeutungen zugrunde liegen. Sie sind von vornherein roher Unsinn von und für Barbaren; erst

die vorgeschrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbte Heilige bildlichen Zusammenhang hineinzudeuten gesucht.

*

Alle Bildung geht schrittweise. Jeder Sprung, wenn er ein wirkliches Vorwärtskommen sein soll, muß zurückgemacht und das Vorwärts schrittweise noch einmal durchgemacht werden. Siehe z. B. die Revolution der neunziger Jahre. Selbst das Christentum, scheinbar der grellste Abschnitt, der unsere ganze Geschichte in ein Diesseits und Jenseits teilt, ist keineswegs so verbindungslos, als man glauben will. Freilich, wenn man die Christuslehre mit dem Saturn zusammenhält, der seine Kinder frisst, und dem Jupiter, der aus Liebe zum Stier wird, ist der Abstand bedeutend genug; aber Sokrates und Plato, Konfucius und Zoroaster, das Judentum abgerechnet, liegen als Mittelglieder dazwischen. Oder glaubt man, daß, eh' diese Vermittlung eintrat, etwa zur Zeit des Miltiades oder Tullus Hostilius, des Feridun, und wie die Leute alle heißen, eine Ausbreitung des Christentums möglich gewesen wäre?

*

Der größte Beweis, daß der Mensch nicht von Anfang her verständig und gerecht war, sondern es erst durch die steigende Bildung geworden ist, liegt wohl darin, daß die ältesten, von den Urzeiten herstammenden Religionen den Unsinn und die Gewalttat in ihre Göttergeschichten aufgenommen haben.

*

Der Hauptirrtum bei Beurteilung der alten Religionen besteht darin, daß man sie schon vornherein für ein Ganzes nimmt, indes sie doch, einige allgemeine Nationalübereinstimmungen vorausgesetzt, atomistisch aus einzelnen Sagen, Zutaten, Tempelwundern und Priestertügen sich heraubilden. Dann, daß man die spätere Bedeutung und Symbolik der Kultusobjekte schon auf ihr erstes Vorkommen in den Anfängen der Religion überträgt, indes sie hier doch nur in ihrer rohesten Geltung zu nehmen sind, so daß die Bedeutsamkeit wie die Gliederung erst als die Frucht jahrhundertlangen Bestehens angesehen werden müssen.

*

Es ist das schreiendste Mißverständnis, wenn wir die Götter der Alten mit unserm Gott vergleichen. Die Götter waren nicht das Höchste; über ihnen stand das ewige Recht. Das haben wir personifi-

ziert und nennen es: Gott. Die Götter sollten nie als Muster des Wandels dienen, sie waren nur die Natur mit ihren Gewalten. Das Recht ward als gewiß erkannt in des Menschen Brust, sein Zusammenhang mit einer höhern Quelle ward geahnet und dunkel angedeutet, aber man beschied sich, daß eine Erkenntnis davon nicht möglich.

*

Das Christentum ist die Religion der Melancholiker und Hypochondristen. Wenn dagegen der Islam das Phlegma begünstigt und der Jndäismus seinen Anhängern eine gewisse cholerische Heftigkeit mittheilt, so kann man den griechischen Heiden wohl recht gut den glücklichen Sanguiniker nennen.

*

Wenn man die praktische Seite des Heidentums mit der des Christentums in zwei Worten vergleichen wollte, könnte man sagen: das Heidentum hielt den am höchsten, der die meisten Vorzüge, das Christentum den, der die wenigsten Fehler hat.

*

Das Christentum in seiner frühesten Beschaffenheit nach offenbar nur als Sekte berechnet. Es hat all das Abgeschlossene, sich Ausschlüssende, Überspannte, aber auch Liebenswürdige, das von jeher den „Stillen im Lande“ eigen war. Das Papsttum wußte aus dem einfachen Grundstoffe allerdings etwas zu machen, wodurch diese Lehre, obgleich mit Aufopferung seines besten Theiles, eine Weltreligion für liebende und hassende, hoffende und fürchtende Menschen werden konnte. Der Protestantismus hingegen hat das Christentum als Religion von Grund aus und unwiederbringlich zerstört.

*

Jenen, die an die Transsubstantiation glauben und sich deshalb auf Christi Worte bei der Einsetzung: „Dies ist mein Leib u. s. w.“ berufen, könnte man einwenden: Also war jenes Brot und jener Wein auch schon damals der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi, als Christus noch selbst in Fleisch und Blut lebend am Tische saß? Und wenn die Worte bei der Einsetzung figurlich gelten, warum nicht auch in der Folge und jetzt?

*

Die christliche Religion hat das vor allen andern voraus, daß sie sich so leicht allen Kulturstufen, gewissermaßen sogar den höchsten anpaßt. Dies rührt von dem Unbestimmten ihrer Lehrsätze und Vorschriften her, das wieder in dem Fragmentarischen ihrer heiligen Schriften seinen Grund hat. Ihre Moral ist, wenn auch überspannt, doch gut und löblich, ihre Mythen kann man symbolisch nehmen, wenn sie einem krud nicht anstehen, und der schrankenlose Geist ist endlich froh, sich durch etwas Positives zu beschränken, besonders wenn die Schranke nicht gar zu unverrücklich ist. So könnte man wohl sagen, die christliche Religion werde dauern bis ans Ende der Welt. Wenigstens wird sie nicht leicht von einer andern verdrängt werden.

*

Man hat die christliche Religion so oft als die Hauptursache der neuern Bildung, als ihre letzte und wesentliche Bedingung bezeichnet. Sie ist es auch, aber nur negativ. Die christliche Religion hindert nämlich keine Art der Bildung, und das zwar darum, weil sie außer dem vortrefflichen Satze: Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst, durchaus nichts Festes in ihren Anordnungen hat. Sie bereitet daher allerdings durch ihren Charakter einer allgemeinen Humanität der Bildung den Weg, dann aber geht sie ihr nach, statt ihr vorzugehen, und wird selbst gebildet, statt andere zu bilden. Daher war das Christentum in seinen Anfängen quietistisch und separatistisch, später sektiererisch, im Mittelalter roh und abgöttisch, dann grausam und fanatisch, und erst in der neuesten Zeit hat es mit der Bildung Frieden geschlossen, aber sehr auf eigene Kosten.

*

Warum für die sittliche Verbesserung des gegenwärtigen Zeitalters auf dem Wege der positiven Religion durchaus nichts zu hoffen ist, liegt in dem Aphoristischen und rein Gelegentlichlichen der heiligen Schriften des Christentums. Diese Religion hat keinen abgeschlossenen Kodex ihrer Lehren, wie der Koran oder die mosaischen Bücher sind. Erst die Zusammenfassung und Auslegung einer Kirche bringt Ganzheit und Zusammenhang in die Masse von Andeutungen, Parabeln, scheinbaren Widersprüchen und Übertreibungen. Nun wird aber keine Macht des Himmels und der Erde unsere pragmatische, auf Untersuchung, Verfeinerung, Luxus, Gewinn nicht bloß gestellte, sondern basierte neue Zeit auf jenen Standpunkt der Unschuld zurückbringen, um sich fremde Auslegungen in irgend etwas blind gefallen zu lassen.

Die atomistischen Lehren und Sagen der Schriften des alten und neuen Bundes aber, in ein unruhiges, zerrissenes, eigenwilliges Gemüth gegossen, müssen darin notwendig eine solche Gärung, ein solches Herengebräude hervorbringen, daß der unselige Experimentator bald sehen würde, er hätte besser gethan, die gefährliche Mischung ihrer eigenen Abklärung zu überlassen. Wenn die französischen Liberalen, wie es wohl teilweise kommen möchte, sich auch noch auf die Religion werfen, dann erst ist des Unheils kein Ende und keine Hilfe. In Deutschland ist das Amalgam schon halb vor sich gegangen, da macht es aber der Mangel an Tatkraft unschädlich.

*

Da ist das neue Christentum, das einen Gott setzt, der aber zugleich das All ist; das die göttliche Natur Christi zugibt, aber nicht anders als die Inkarnationen von Wischnu; dem die Religion eine Gläubigerabsindung nach dem erklärten Bankrott der Spekulation ist, und Gott der Notnagel einer ununterstützten Philosophie, endlich — gut und böse eine Art Polaritätsgegensatz, an dem der negative Pol nicht ein Haar schlechter und nicht minder notwendig als der positive.

*

Die Religion ist endlich dahin gekommen, wo sie eine eigentliche Wohltat für die Menschen wird. Daß die peinigende Lehre des Unbegreiflichen eine gegenständliche Ausfüllung, daß das Gute und Wahre eine objektive Gestalt erhält, deren supernaturalistische Gebilde zugleich aber nicht mehr stark genug sind, um im Widerspruch mit dem Guten und Wahren eine bestimmende Macht auszuüben, das wäre vorderhand der Gipfelpunkt der schwer erkauften Fortschritte. Man sollte sich hüten, dieses glückliche Verhältnis durch gewaltjame Verstärkung des einen der beiden Faktoren zu stören. Und wenn ja, eher durch ein minus des Positiven, als durch ein plus.

*

Der Charakter der neuen Zeit ist der Geist der Untersuchung. Theils die vorgeschrittene Naturwissenschaft, theils das durch Übervölkerung gesteigerte materielle Bedürfnis treibt unabweislich zur Analyse, um durch Kenntniss der Gründe und Bestandteile hier zu neuen Entdeckungen, dort zu neuen Erfindungen und Befriedigungsmitteln fortzuschreiten.

Wenn nun einmal der Geist der Untersuchung allgemein geworden ist, so setzt er sich nicht leicht Schranken, am allerwenigsten aber läßt

er sich solche von außen und willkürlich setzen. Der Verstand gibt gern zu, daß es etwas für ihn Unlösliches gibt, und erkennt daher als eine Wohltat, wenn der für ihn unüberschreitbare Abgrund durch ein Ehrfurchtgebietendes ausgefüllt wird, das seinem eigenen Wesen nicht geradezu widerspricht; aber ein Übergreifen dieses Traditionellen in die von ihm erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der moralischen Wertbestimmung läßt er sich nun und nimmermehr gefallen. Von einer Schöpfung aus nichts, von einer Gestaltverwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein. Aber in einer gewissen magischen Ununterscheidbarkeit kann das fort und fort bestehen, so daß, den moralischen Wert des Christentums dazu genommen, diese Religion das Menschengeschlecht hoffentlich bis an sein Ende begleiten wird. Die konfessionellen Unterschiede aber wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man sie erst lebhaft ins Bewußtsein rufen, wo sie sich dann in nichts auflösen.

Zur Geschichte und Politik.

Die Forderungen an die Geschichte sind, nach Verschiedenheit des Standpunktes der Leser, verschieden. Das gewöhnliche Publikum, wenn es sich je mit Geschichte befaßt, verlangt Fakten, unbekümmert um die Richtigkeit, wenn sie nur interessant sind, weil sie Muregung und Unterhaltung suchen, wie sie allenfalls von einem Roman zu verlangen sind. Die sogenannten Gebildeten wollen Reflexionen, Resultate, Gedanken, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen oder unfähig sind, Gedanken zu haben. Der Selbstdenker verlangt vor allem Richtigkeit der Fakten, verbunden mit genauer, lebendiger Schilderung der Zeit, weil nur aus dem Leben derselben, aus ihren Sitten, Gewohnheiten, Überzeugungen, Vorurteilen, Bestrebungen die wahre Gestalt der Fakten hervorgeht. Zu viel Reflexionen machen ihm die Genauigkeit des Verfassers verdächtig, und Mangel an Lebendigkeit verfälscht den Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden sollen.

*

Eines kann ich nicht ertragen, und das ist diese Herleitung des griechischen Wesens von den lumpigen Orientalen. Die griechischen Götter sind keine Personifikationen der Natur, sondern Götter des Handels und der Tat. Zeus ist nicht der Luftraum oder das Licht,

sondern der Hüter und Abwäger des Rechts. Demeter ist nicht die Erde, sondern sie hat die Benützung der Erde gelehrt. Pallas ist nicht die σοφροσύνη, und Ares nicht der Kampf der Elemente, sondern der Genius des Krieges der Menschen. Die alten Pelasger mögen so indische Kulteiden gehabt haben, und in den alten Göttern spielt etwas in der Art durch, aber die Hellenen haben das Menschliche mitgebracht und sie sind daher die Mustermenschen für alle Zeiten geworden.

*

(Perikles.)

Wohin der Leiter eines Gemeinwesens dasselbe bringen kann, wenn ihm Strenge der Grundsätze fehlt, ist Perikles der sprechendste Beweis. Je mehr vorzügliche Gaben ein solcher Lenker hat, um desto gefährlicher, wenn ihm die wichtigste fehlt. Es ist etwas Ähnliches zwischen Perikles und Ludwig XIV. — nicht der Person des letzteren, Gott bewahre mich, den Olympier so zu schänden! — aber dem Geist seiner Regierung, dem siècle de Louis XIV.

*

(Papst Gregor VII.)

Gregor VII. hat in neuerer Zeit wieder seine Verteidiger gefunden. Diese meinen, es wäre der Welt in manchem Betracht zuträglich gewesen, wenn eine geistliche Macht schiedsrichterlich ob der weltlichen gewaltet hätte. Aber — geistliche Macht? äußerlich wirkende, zwingende Macht? Wer hat sie gegründet? Von wo leitet sich der Rechtstitel ihres Bestehens her, eh' noch von ihrer Wirksamkeit die Rede ist? — Dann, kann mit Vernunft eine Macht zugegeben werden, deren Mißbrauch dreimal größern Schaden anrichtet, als ihr weisester Gebrauch Nutzen stiften kann? wozu noch kommt, daß es für ihre Wirksamkeit Ersatzmittel gibt, gegen ihren Mißbrauch keinen Schutz. — Ferner: bei Anordnung und Feststellung menschlicher Zustände und Einrichtungen muß durchaus auf nichts gebaut werden, als was unmittelbar in der gemeinen Menschennatur gegründet ist. Die Triebfeder der menschlichen Handlungen ist aber der Nutzen. Eine Macht aufstellen, deren guter Erfolg allein durch die Mäßigung desjenigen bedingt ist, der sie ausübt, scheint Unsinn. — Dann, wie haben denn die Päpste wirklich die äußere Macht ausgeübt, die man ihnen zugestand oder die sie sich zu verschaffen wußten? — Gehen wir die Reihe der römischen Kaiser und der Päpste durch; waren mehr gewaltthätige Kaiser oder mehr

herrsüchtige Päpste? — Endlich hat die Macht jedes weltlichen Herrschers doch eine Grenze in der Vernunft, im Recht, insofern sich beide in der öffentlichen Meinung aussprechen — in der Religion, wenn man will; aber die Macht des Auslegers der Religion? — Weh' der deutschen Nation, daß sie auf die Meinung gekommen ist: der Enthusiasmus, ein herrlicher Hebel in außerordentlichen Fällen, könne als Triebrad bei Einrichtung des gewöhnlichen Zustandes der Dinge in Anschlag gebracht werden. Die Wurzeln müssen in die Erde gelegt und von allen Seiten gesichert sein, Blätter, Blumen und Früchte mögen sich heben ins schöne, aber unbeständige Reich der Luft. — Das ist mir eingefallen bei Lesung der Chronik des Lambert von Aschaffenburg und den Anmerkungen, die der Herausgeber Bucholz darüber macht.

*

Ein Erklärungsgrund des weiten Umsichgreifens der päpstlichen Macht gegen die weltliche im Mittelalter, mag unter anderen wohl auch in dem Umstande zu finden sein, daß die Päpste gewählt wurden, wobei man doch immer mehr oder weniger auf ihre Eigenschaften Rücksicht nahm, indes die weltlichen Regenten Erbherren waren. Wirklich findet sich im ganzen Mittelalter beinahe kein Papst ohne ausgezeichnete Talente.

*

Ähnlichkeit der Bestrebungen Gregors VII. mit denen des Lyfurg. Nur war die Verfassung des letztern möglich, denn — der überall schlagendste, hier aber vielleicht einzige Beweis der Möglichkeit — sie bestand wirklich und erhielt sich. Gregors Voraussetzungen existierten nirgends, als in seinem Kopfe. Die Reinheit des Herzens und der Aufschwung der Geister beim Alerus, die allein seinen Plan ohne horreur denkbar machten, war durchaus nie in so hohem Grade und so allgemein voranzusetzen, und sein System hat höchstens der Form nach ab und zu, dem Gehalt nach aber nicht einen Augenblick bestanden. Die Neuern mögen ihn loben, wie sie wollen, was man ihm an Schurkerei nimmt, muß man ihm an Verrücktheit zulegen.

*

Das Beste, was man für das Papsttum sagen kann, ist, daß für eine so kenntnißlose, rohe, alberne Zeit, als das Mittelalter war, eine so brutale, unsinnige, aber nachhaltige Zwangsgewalt noch immer ein Glück zu nennen ist. Menschen mag man lehren und ermahnen, aber

für Tiere gehört ein Maulkorb. Objectiv genommen, möchte man sagen: alles ist gut, was sich erhalten kann, denn es zeigt sich dadurch als mehr oder weniger notwendig; aber es subjektiv verteidigen, wie Hurter getan, ist eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

*

(Kaiser Maximilian I.)

Sicher hat, seinen Vater Friedrich III. ausgenommen, kein Kaiser als solcher eine so erbärmliche Rolle gespielt, als Maximilian I. Seine Privateigenschaften zugegeben, war er doch der eigentliche Don Quichotte seines Jahrhunderts und besonders in seinen italienischen Expeditionen steigert sich die Erbärmlichkeit beinahe zum Verächtlichen.

*

(Luther.)

Die Reformation Luthers war — mit Rücksicht auf das Unheil, das die Religionskriege namentlich über Deutschland gebracht haben — schon darum übereilt, weil die philologischen Studien schon angefangen hatten, den Köhlerglauben von allen Seiten einzuengen. Luther war starkgläubiger als der Papst und alle seine Kardinäle. Er hat, indem er den äußern Aberglauben angriff, den innern nur verstärkt und, indem er den Streit hervorrief, nur verhindert, daß das Christentum nach und nach das wurde, was eine Religion erst zum Segen für eine gebildete Zeit macht: eine ehrwürdige Gewohnheit, die man beibehält, weil man nichts Besseres weiß, und ohne in ihre Grundlagen und Beweise näher einzugehen. Das ist kein Tadel für Luther und seine Zeit, denn sie wollten das Unleibliche schon gegenwärtig nicht leiden, und es ist ein schlechter Trost für eine Generation, wenn man ihr sagt, es werde in einem Jahrhundert schon von selbst besser werden.

*

(Eugen von Savoyen.)

Prinz Eugen von Savoyen war wirklich ein außerordentlicher Mensch. Es ist eine Vorurteilsfreiheit und Klarheit der Ansichten in ihm, die durchaus nicht seiner abgeschmackten Zeit angehört. Friedrich der Große steht nicht so isoliert da, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

*

(Robespierre.)

In Robespierre ist etwas, das selten vorkommt, dafür aber auch fürchtbar ist, wie nichts zweites: die Exaltation eines kalten Gemüthes. Thiers findet den Schlüssel zu seinem Charakter im Neide. Ich glaube, er hat seine Gegner mehr verachtet, als beneidet. Er war der Pedant der Revolution. Er hielt sich allein für klug, weil kein Gefühl Zutritt in seinem Innern hatte. Wenn er Diktator sein wollte, so geschah es, weil er sonst niemand dazu fähig glaubte, und hat er später mit den Feinden Frankreichs oder den Bourbons unterhandelt, so war gewiß weniger Eigennutz die Ursache, als Geringschätzung.

*

(Napoleon I.)

Fürchterlich ist schon bei seinem ersten Auftreten die Art, wie Napoleon überall nichts sieht als seine Ideen und bereit ist, ihnen alles aufzuopfern. Er ist nicht grausam von Natur, kaum hart, und doch begehrt er Härten und Grausamkeiten, wenn die Ausführung seiner Pläne es erfordert. Gewiß hat er sich aber aus keiner derselben jemals ein Gewissen gemacht, denn seine Gedanken, immer nur auf die Hauptsache gerichtet, ließen ihm die Nebensachen mit ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit gar nicht in die Augen fallen. Er ist gewiß ruhig gestorben.

*

Was war es denn, was Napoleon zu all seinen ungeheuren Unternehmungen antrieb? — Frankreich, die Welt zu beglücken? Daran hat er wohl nie so eigentlich gedacht. — Nachruhm? Er hat wohl nicht fest genug an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, als daß die Unsterblichkeit des Namens ein so gewaltiges Motiv für ihn sein konnte. — Was also denn? Das Bedürfnis seines unablässig bewegten Geistes nach immer neuen, nach immer stärkeren Reizmitteln. Es fehlte ihm die Fähigkeit, zu genießen, darum mußte er immer handeln, wenn er sich nicht selbst verzehren wollte. Wie der Branntweinsäufer zuletzt Scheidewasser trinken muß, um nur einen Reiz auf der Zunge zu fühlen, so gingen seine Unternehmungen immer mehr ins Kolossale, bis sie sich im Schrankenlosen verloren. Nicht Ehrsucht war der Hebel, sondern Tatendurst.

*

Was mag er vom Überfinnlichen gedacht haben? Über das Ganze im Zusammenhang dachte er vielleicht gar nicht. Einzelne Erscheinungen erklärte er, wie überhaupt die Phantasie pflegt, außer dem Zusammenhange aus sich selbst, immer mit Außerachtlassung eines höchsten, letzten Grundes, den nächsten ins Auge fassend. So glaubte er an eine Vorherbestimmung und an ein Glück. Das war von jeher die Weise der Thätigen.

*

Napoleon bildete sich ein, er hätte Corneille zum Fürsten gemacht, wenn er zu seiner Zeit gelebt; ich glaube, er hätte ihn auf lebenslang einsperren lassen.

*

(Freiherr vom Stein.)

Die deutschen Geschichtschreiber der Neuzeit sind sehr übel auf Thiers zu sprechen. Was Thiers als Mensch und Intrigant betrifft, mögen sie sehr recht haben. Ebenso, was seine Parteilichkeit für Frankreich und Napoleon angeht. Er hat treu dargestellt, aber lediglich aus französischen Quellen. Dafür hat er aber große Vorzüge. Er schreibt gut, ohne in Schönschreiberei zu verfallen. Er entwickelt mit der größten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Endlich versteht er die öffentlichen Geschäfte. Er hat selbst in allen Fächern gearbeitet, ja die höchste Leitung des Staates geführt, indes die deutschen Tugendpolterer nur aus ihrer Studierstube und vom Ratheder poltern.

Ein solcher Tugendpolterer war auch der Freiherr vom Stein, das Ideal dieser Herren. Zugegeben seine großen Verdienste als Minister des Innern für Preußens Wiedererweckung und Kräftigung, hat er sich doch, als Napoleons Macht durch die Elemente und die Überkraft der Waffen niedgerannt war, in bezug auf die neue Weltstellung als ein ziemlich unklarer Kopf gezeigt. Er wußte gar nicht mehr, ob er ein Russe, ein Preuße oder ein deutscher Standesherr war. Frankreich Provinzen zu entreißen, die für alle Zeit französisch geworden waren. Die Übermacht Frankreichs zu brechen und dafür auf Rußland zu übertragen, ja zu verewigen, da letzteres auf breiteren Basen ruht als Frankreich. Er, der dem Fürsten Metternich Mittelmäßigkeit vorwirft, weil er sich von den Umständen, wenn auch offenbar zu sehr, bestimmen ließ, hatte nichts Angelegentlicheres, als Polen an Rußland zu geben und dafür Sachsen von Preußen plündern zu lassen. Er gehörte ein wenig in die Klasse der Arndt und Sahn, die vortrefflich

sind, wenn es gilt, Mauern umzuwerfen, aber wenn es geschehen ist, überall im Wege stehen.

*

(St. Simon.)

Etwas Erbärmlicheres und die neueste Zeit Charakterisirenderes gibt es nicht leicht, als diesen St. Simon, den Stifter der bekannten Sekte. In seiner Jugend Soldat des amerikanischen Freiheitskrieges und brav wie alle Menschen, die mit ihrem Leben nichts zu machen wissen, dann schmutziger Ugioteur, hierauf Verschwender und ausschweifend, zuletzt, aber nicht früher, als bis sein Geld zu Ende war, Philosoph. Seine Wahrheiten — die Gemeinplätze des Straßengeplauders oder die Paradoxien des leeren Geldbeutels; dadurch auf Gleichsitiuierte einwirkend, daß er Narr genug war, selbst daran zu glauben, und doch mit so kläglichen Zwischenräumen im Selbstbetrug, daß er aus Überdruß der äußeren Entbehrungen bis zum Versuch des Selbstmordes geht. Und dieser nun der neue Messias, der Stifter eines neuen Glaubens.

Die jungdeutsche (Heinesche) Ausgleichung des Widerstreites von Fleisch und Geist saint-simonisch.

Zur Lehre vom Staate.

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, der ersäuft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung. Helfen sollen die einzelnen. Was der Staat den Verhungernnden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit.

*

Daß der Staat eine Rechtsanstalt ist und die übrigen Zwecke der Gesellschaft nur nebenbei gehen.

Beweis. Als Staat gibt er Gesetze und erzwingt ihre Befolgung, als Gesellschaft überläßt er dem eigenen Ermessen die Beförderung seiner Vorsoorge.

Aus dem Gesichtspunkte des Staates als Anstalt zur Sicherung der Rechte ist die Strafe ein Mittel zur Abhaltung von Verbrechen. Als Mittel der Besserung gehört es zu den übrigen moralisch-politischen Zwecken der Gesellschaft.

Um vom Verbrechen abzuhalten, muß die Strafe oder vielmehr ihre Androhung einen starken Eindruck auf die Phantasie und die Sinnlichkeit machen. Der Kerker ist ein Übel, das seine ganze Schrecklichkeit erst dem schon wirklich Eingekerkerten darstellt. Im Kerker kann der Verbrecher vielleicht gebessert werden, er wird gewiß für die Dauer seiner Haft unschädlich gemacht. Aber die Strafe will schon das erste Verbrechen verhüten. Auch der erste Ermordete hatte ein Recht auf den Schutz, nicht erst der mögliche zweite.

Der Abscheu vor der Todesstrafe ist nur eine Folge der Feigheit der neueren Zeit, die nichts Höheres kennt als das Leben. Der Soldat auf dem Schlachtfeld stirbt einen viel gräßlicheren Tod als der Verbrecher unter der Guillotine oder am Galgen. Die Schande der Hinrichtung trifft das Verbrechen und nicht der Tod. Derselbe Monarch, der mit Zittern und Tränen ein Todesurteil unterschreibt, erläßt ganz ruhig eine Verfügung, die einen Krieg zur Folge hat, der tausend Unschuldigen das Leben kosten kann.

Wer die Gesellschaft in ihrer Grundbedingung angreift, schließt sich selbst von der Menschheit aus, die ihre Grundbedingung in der Gesellschaft hat. Er macht sich selbst zum Tier und muß als Tier behandelt werden.

*

Die schwerste Aufgabe für jeden Staats- und Weltverbesserer ist offenbar, zu wissen, wie viel Dummheit und Schlechtigkeit in jeder menschlichen Anstalt notwendig gelassen werden muß. Denn das rein Verständige und Gute kann als Kollektivum schon darum praktisch nicht bestehen, weil so viele Unverständige und Schlechte oder doch Gemeine daran fördernd teilnehmen sollen.

*

Ihr leugnet die Souveränität des Volkes, weil der Mensch in einem gegebenen Staate geboren, als Untertan auf die Welt kommt. Nun also, das Sklavenkind auf Kuba wird als Sklave geboren; ist darum die Sklaverei ein rechtliches Verhältnis? Das eine ist ein Faktum wie das andere. Und geht ihr bei einem auf die Rechtsgründe zurück, warum nicht bei dem andern?

*

Die Frage von der Volkssouveränität beruht auf einer Art Wortspiel. Die Souveränität setzt eine Einheit der Gewalt voraus und diese eine Regierungsform, so daß eigentlich nur die Regierung souverän ist und nie das Volk. Es ist damit wie mit der Berühmtheit. Der einzelne für sich allein ist nie berühmt, weil er es durch andere wird; aber er kann sich berühmt machen, und dann ist er es. So ist das Volk nie souverän, aber es kann sich einen Souverän geben, der es aber nur ist, weil man ihn dazu gemacht hat.

*

In manchen Ländern Europas faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ablegen. Zahlt eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein, mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euren durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Geschichte; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

*

Man hat als einen Einwurf gegen den Grundsatz der Gleichheit angeführt: die Natur selbst, indem sie die Menschen mit verschiedenen Gaben ausstattet, sei die erste Quelle der Ungleichheit. Gewiß! Aber eben weil es die Natur schon von selbst tut, laßt die Natur nur fortmachen und spart euere Gesetze!

*

Es ist schon darum Unsinn, von einem göttlichen Rechte zu sprechen, weil der Begriff von Recht die Idee einer Unvollkommenheit mit sich führt. Das Recht widerspricht der moralischen Gesetzgebung, indem es das Prinzip des Egoismus über das der Liebe setzt; indes wir doch alle übereinstimmen, daß Gottes Wille gerade das Gegenteil sei. Das

Recht ist eine Ausgeburt des Bedürfnisses und der Verschlechterung, daher menschlichen Ursprunges. Gottes Wort sagt: liebe deinen Feind; das Recht sagt: schlag ihn tot, wenn er dich beschädigt. Gott befiehlt: sei deinem Bruder hilfsreich; das Recht erlaubt mir, meine Forderung einzuklagen, wenn der Schuldner darüber auch verhungern sollte. Es gibt keine göttlichen Rechte. Sagt man aber, das Recht sei von Gott, weil alles von Gott sei, nun denn, dann ist auch das Übel und die Sünde von Gott, und wir wollen aufhören, ihn als den Heiligen zu preisen.

*

Der Staat hat keine Religion, aus dem einfachen Grunde, weil er alle hat.

*

Wenn man mir vom christlichen Staate spricht, so möchte ich die Gewalthaber fragen: Wenn man euch einen Backenstreich gibt, haltet ihr die andere Wange hin? Liebt ihr eure Feinde, oder schlägt ihr sie nicht vielmehr tot? Setzt ihr euern Vorteil dem eurer Nächsten (der benachbarten Völker) nach? Erlaubt ihr nicht dem reichen Gläubiger, den armen Schuldner auszupfänden, wenn er dessen Handschrift in Händen hat? Gebt ihr den Dürftigen, oder fordert ihr nicht vielmehr Steuern von ihnen? Wenn ihr nun als Staat gerade das Gegenteil von dem tut, was das Christentum lehrt, wie könnt ihr ein christlicher Staat sein? Die einzelnen mögen, können und sollen Christen sein, der Staat ist keine christliche, sondern eine weltliche, auf das starre Recht und den Nutzen gerichtete Anstalt. Er ist nur insofern christlich, als dieses mit dem Menschlichen zusammentrifft.

*

Man bespöttelt die Konstitutionen, weil die Regierung nur zu häufig Mittel findet, ihren Anträgen eine Mehrheit zu verschaffen. Die Wirksamkeit der Konstitutionen ist aber nicht aus den Anträgen zu beurtheilen, die wirklich zurückgewiesen werden, sondern aus denen, die sich die Regierung, der Zurückweisung im voraus überzeugt, gar nicht zu machen getraut.

*

Der österreichische konstituierende Reichstag glaubte seinem Verfassungswerke die Aufstellung von Grundrechten vorausschicken zu müssen, ein schon an sich bedenkliches Unternehmen, da derlei mehr der Gegenstand juridisch-philosophischer Untersuchung, als politischer Gesetzgebung

ist. Da ist nun der erste Satz: alle Gewalt im Staate geht vom Volke aus. Mir kommt das vor, als ob man bei der Verfassung von Kriegsartikeln den Ausspruch an die Spitze stellen wollte: Die Stärke einer Armee beruht auf dem gemeinen Manne. Eine unzweifelhafte Wahrheit, da eine Armee ohne Feldherrn den Feind noch immer leichter zurücktreiben würde, als ein Feldherr ohne Armee. Nur wäre zu fürchten, daß dieser wahre Satz dem gemeinen Manne eine zu hohe Meinung von seinem Werte beibringen und dadurch dem Bedürfnis der Unterordnung und des Gehorsams, einer unabwiesbaren Notwendigkeit, Schaden tun könnte. Weshalb dieser wahre Satz weit füglicher wegzulassen wäre.

Das vom Reichstage aufgestellte Grundrecht führt unmittelbar auf die Volkssouveränität zurück.

*

Ob es gut ist, daß die ersten Stellen im Staate dem hohen Adel zu teil werden? In Deutschland, ja. Denn in diesem Lande sind die Einsichtigen und Wissenschaftlichen zugleich unpraktisch und unschlüssig. Nur der Tor und der Aufgeblasene ist zugreifend und rasch; da aber im Staate doch notwendigerweise die wichtigen Geschäfte vorwärts gebracht werden müssen, so schicken sich die Vornehmen am besten dazu. In Frankreich und England ist das freilich anders. Ihre Unfähigkeit zu denken, nennen die deutschen Großen: Takt, und gewissenlosen Leichtsinne: Entschlossenheit.

*

Bei Beurteilung der politischen Ereignisse kann als Regel dienen, daß hinter allem, was den Anschein des Unverfänglichen hat, ein geheimer Plan steckt, wogegen das, was planmäßig zu sein scheint, gewöhnlich keinen Hintergrund hat, als die vollkommenste Gedankenlosigkeit.

*

Die Diplomaten rangieren in geistiger Hinsicht mit den Weibern. Sie haben Verstand, aber es ist ein Weiberverstand.

*

Man spricht so viel von der Lehrfreiheit, als ob ihr Palladium darin bestände, daß jeder Professor von der Kanzel das verrückteste Zeug vortragen dürfe. Der Professor kann aber auf zweierlei Art lehren: durch Bücher für die gelehrte Welt und durch den Vortrag für die Schüler. Die Freiheit der Lehre in Schrift und Büchern soll und

muß unbeschränkt sein. Die Freiheit aber von der Kanzel, durch die Autorität des Lehrers unterstützt, jungen widerstandslosen Gemüthern destruktives und albernes Zeug in den Kopf zu setzen, kann und soll überwacht werden. Hier ist von keinem Zwang die Rede; denn es wird niemand gezwungen, Professor zu werden.

*

„Über Denk-, Rede-, Schrift- und Pressfreiheit.“

Von Clemens Hügel.

Wien 1847.

Hier ist nun ein Buch, welches dem Inhalte nach abscheulich, der beweisenden Form nach absurd und der Stellung nach, die sich der Verfasser gegenüber der ganzen gebildeten Welt gibt, unverschämt genannt werden muß. Vielleicht ist aber der Mann nicht so schlimm, als er scheint. Einzelne Stellen im Buche deuten sogar darauf hin. Verwechslung der Zufälligkeit der Presse mit ihrer Wesenheit; mit der Muttermilch eingesogene Vorurteile, unter denen eine verkehrte Religiosität obenan steht, endlich die Beistimmung und Aneiferung bereitwilliger Tischfreunde lassen eine mildere Deutung zu.

Ich stelle mir den Verfasser als doktrinäres Ichneumon irgend eines diplomatischen Krokodils vor, das als solches die Obliegenheit hat, die Handlungen, die sein Herr und Meister aus Hochmut, Rechthaberei oder irgend einer andern Leidenschaft in die Welt schickt, hinterher zu rechtfertigen und so seine Nahrung zu finden, indem er dem Krokodil die Zähne reinigt. Das geschieht nun am besten durch die Phrase, die voraussetzt, was erst zu beweisen wäre und in möglichst runden Sätzen, zum bequemen Gebrauch des hohen Gönners die bildliche Ähnlichkeit für logische Gleichheit nimmt.

Einer solchen Phrase begegnen wir schon im Motto: „Was wächst, macht kein Geräusch.“ Allerdings! Aber auch was verfault, macht keines, bis endlich alle innern Teile gelöst sind und das Äußere mit einem Krach zusammenstürzt. Uns dünkt, als ob in den Gegenden, in denen der Verfasser lebt und schreibt, vor ganz kurzem bedeutende „Krache“ dieser Art gehört worden wären.

*

Wollte Gott, Gedrucktes und Geschriebenes hätte so viel Einfluß auf die Menschen, als die Regenten und ihre Zensoren fürchten! Bei den unzähligen guten Schriften, die wir haben, müßte dann die Welt schon lange besser geworden sein, als sie ist.

Zur Zeitgeschichte.

(Pius IX.)

(1847.)

Die Welt hat sich noch nicht erholt von ihrem Erstaunen über das Benehmen des neuen Papstes. Eine Gewalt, die nur durch Übereinstimmung mit sich selbst, durch eiserne Konsequenz das geworden ist, was sie ist, aus dieser Konsequenz hinauswerfen und auf einen neuen Weg bringen; die blinde Ehrfurcht der Diskussion preisgeben, indem man selbst diskutiert, um Nützlichkeiten Gehör zu geben, wo bisher nur Notwendigkeit gesprochen, das hat allerdings etwas in Erstaunen Setzendes. Der neue Papst ist entweder ein sehr rechtschaffener, ja geistreicher, aber etwas unvorsichtiger Mann, oder er ist schlauer, als man denkt. Wie, wenn er eingesehen hätte, daß das Papsttum in seiner bisherigen Fassung eine Unmöglichkeit geworden, daß die Zeit der Wunder und Zaubereien für immer vorüber sei? Wie, wenn er ein menschlicherer Hildebrand wäre, der die päpstliche Gewalt zu einer Zuflucht der Völker gegen den Druck und die Anmaßung der Regierungen machen wollte? Der das alte Sprichwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, in neue Geltung zu bringen gedächte? Ob das Mittel auf lange vorhielte, wäre die Frage, aber Rettung für die nächste Zukunft läge allerdings darin. Die Zerrwürnisse in der katholischen Kirche hörten mit eins auf. Der Protestantismus, der sich seiner Haltlosigkeit eben jetzt am deutlichsten bewußt worden ist, müßte froh sein, einen Mittelpunkt gewonnen zu haben. Die in Deutschland auftauchenden Ideen von Einheit kämen auf die natürlichste Art entgegen. Die unmittelbarste Wirkung wäre auf Italien, das, als ein Fürsten- und Völkerbund unter der Suprematie des Papstes, innere Konsistenz gewänne. Es träte ein Waffenstillstand zwischen Wissen und Glauben ein, währenddessen man nach und nach, halb unmerklich, versuchen könnte, die Grenzen des letztern auf Kosten des erstern zu erweitern. Aber würde das angegriffene Pfaffentum ruhen? Würde der unfehlbare Papst nicht gerade bei seinen Anhängern den größten Widerstand finden? Meuchelmord und Gift sind schon einmal ähnlichen Bestrebungen entgegengetreten. Dann, wo fände sich ein Nachfolger oder vielmehr eine Reihe von Nachfolgern, das begonnene Werk im Geiste des Anfangs fortzuführen? Hildebrand hat sie gefunden, aber an Schurken und Tyrannen war nie ein Mangel; die Ehrlichkeit, selbst die halbe, ist selten mit der Gewalt verbunden. Was es sei, das

Ganze ist ein Problem, dessen Lösung im negativen Wege nur zu bald, fürchte ich, eintreten wird.

*

(1856.)

Wenn die protestantische Geistlichkeit gescheit wäre, so würde sie gerade jetzt tolerant sein. Bei den Übergriffen des Papsttums würde ein guter Teil der Katholiken protestantisch werden, wovon sich z. B. in Böhmen schon die Spuren zeigen. Da aber die protestantischen Pfaffen ebenso gut Pfaffen sind als die der Katholiken, so suchen sie die Anmaßungen des römischen Hofes zur Vermehrung ihres eigenen Einflusses auszubeuten und so zerstören beide Teile, was sie erhalten möchten: die Religion oder wenigstens das Kirchenthum.

*

Es wäre möglich, daß, was für die Kultur der alten Welt die Völkerwanderung und der Einbruch fremder Barbaren gewesen sind, für unsere heutige und ihre Fortbildung das Emporkommen einheimischer Barbaren würde, eine Erscheinung, deren erste Reime schon in der Überbevölkerung und dem Kommunismus fühlbar werden.

*

(1841?)

Wenn ich meine Hoffnung der Freiheit auf Frankreich gründe, so ist es nicht, daß ich wünsche, letzteres möge die teure Gabe ihren Nachbarn mit dem Schwerte aufdringen, sondern ich hoffe, die Freiheit werde durch ihre Ausbildung in jenem tonangebenden Lande nach und nach so in die Sitte und Gewohnheit des Zeitalters übergehen, daß man endlich einen Absolutisten auslachen werde, wie einen, der einen roten Rock trägt oder eine Weste mit langen Schößen. Wenigstens Deutschland kann auf keine andere Art dazu kommen; Deutschland, wo die Kräftigen ohne Geist, und die Geistigen ohne Kraft sind.

*

(1847.)

Lessing hat einmal etwas gesagt, das den deutschen Gelehrten oder vielmehr den Deutschen überhaupt genau bezeichnet. Er sagt ungefähr: Wenn mir Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit und dem Streben darnach, so würde ich unbedingt das letztere wählen. So geht es den

Deutschen in der Freiheitsfrage. Mit der Freiheit selbst wüßten sie nichts zu machen; aber das Streben darnach beschäftigt sie angenehm.

*

(1847.)

Es ist etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem ist eine hervorstechende Kraft, die heilsam wirkt, so lange sie Hindernisse zu besiegen hat, nach diesem Siege aber sich gegen sich selbst kehrt. So war's mit dem Geiste der Freiheit in Athen bis zur und noch zur Zeit des Perikles, so war's mit der Tapferkeit der Römer, nach Besiegung der Welt, in den Bürgerkriegen. Cäsar kam schon zu spät, zudem wurde er von kurzichtigen Enthusiasten ermordet. Augustus mußte nichts Besseres zu tun, als die schädlich gewordene Kraft niederzuhalten. Darauf kamen seine unmittelbaren Nachfolger, die man kurz abgetan hat, indem man sie als Wahnsinnige bezeichnet. Sie waren aber nicht wahnsinnig, Caligula so wenig als Nero, der in seinen ersten Jahren als Weiser regierte. Ihr Wahnsinn war die rohe Selbstsucht und der Übermut der Gewalt. Das alles hat nichts Erstaunliches; aber nachdem die eigentümliche Kraft der Römer einmal gebrochen war, kam eine Reihe der vortrefflichsten Fürsten: Vespasian, Titus, Trajan, Hadrian, die Antonine; es entstand sogar eine zweite, höchst achtbare Literatur. Das alles aber konnte dem Verwelken keinen Einhalt thun. Die natürlichen Energien der Nation waren zerstört, Vaterlandsliebe und Heldennut in der Selbstsucht untergegangen.

Einen solchen Kulminationspunkt hatte das grübelnde und untersuchende Deutschland in der Epoche zwischen Kant und Goethes Tode erreicht. Schon beginnt die Kraft, sich gegen sich selbst zu wenden. Wenn nicht bald ein Mann oder ein Ereignis das Gleichgewicht wieder herstellt, wird ein Späterer oder ein Späteres die Nation verwelken und unfähig finden, sich aus der Zerstörung wieder emporzuarbeiten, wie es mit Italien z. B. schon wirklich der Fall scheint.

*

(1849.)

Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, die sich für so gebildet hält, die Albernheit, ja der Blödsinn obenauf ist. Nicht als wäre der Verstand ganz aus der Welt gewichen. Es gibt allerdings noch Verständige, und das sind die Schurken, die ehrlichen Leute aber sind geradezu albern, um nicht zu sagen blödsinnig. Wenige Charaktere schweben

zwischen beiden Prädikamenten, insofern nämlich erst die Zeit, welcher Seite sie angehören, bestimmen wird. Bei Lamartine in Frankreich stellt sich die Eitelkeit als Mittelglied ein und gibt den Schlüssel des Räthsels. Schwerer dürfte es sein, in Deutschland dem Freiherrn von Gagern seinen Standpunkt anzuweisen. Man nennt ihn allgemein den edlen Freiherrn von Gagern. Ich will dieser allgemeinen Stimme glauben, dann ist er aber nicht verständig. Um nicht zu wiederholen, was tausendmal gesagt worden ist, daß durch die preußische Suprematie Deutschland verkleinert statt vergrößert, geschwächt statt gestärkt, ja vielleicht in ein Nord- und ein Süddeutschland auseinandergerissen werden würde, tritt noch der Umstand ein, daß Oesterreich in seiner Abtrennung von Deutschland sich unwiderruflich in die russische Allianz hineingedrängt sähe, eine Allianz, die für die Größe, ja den Bestand Kleindeutschlands das Gefährlichste wäre, was sein erbittertster Feind nur irgend ersinnen könnte. Letzteres würde dann notwendig sich gegen Frankreich gedrängt finden, wo dann früher oder später die Rheingrenze sich als der natürliche Preis des Schutzbündnisses herausstellte.

Anders jedoch bestimmt sich das Verhältniß, wenn der Herr von Gagern zufällig nicht edel wäre. Damit sei nicht gesagt, als ob man ihm niedrige, eigennützige Absichten zutraute, als ob man glaubte, daß er durch seine Voranstellung Preußens sich habe persönliche Vorteile verschaffen wollen. Soweit verirrt sich das öffentliche Urtheil nie. Einem solchen Manne wäre das Beiwort „edel“ selbst nicht als Spitzname beigelegt worden. Wie aber, wenn Freiherr von Gagern ein heimlicher Republikaner wäre, zwar kein roter, aber ein dreifarbiger, ein schwarz=rot=goldner? Was die natürliche Folge einer Handlung ist, darf immer als der Zweck des Handelnden vorausgesetzt werden. Was muß nun aus der preußischen Hegemonie notwendig entstehen? Der König von Preußen ist in Deutschland, theils mit Unrecht, theils mit vollem Recht, wenig beliebt. Sein unmittelbarer Nachfolger ist in demselben Falle. Von dessen Kindern weiß man noch nichts. Man hätte also eine Folge von Regenten, denen niemand traut. Wem muß sich aber in einem konstitutionellen Staate das Vertrauen zuwenden, das man dem Herrscher und somit auch den von ihm gewählten Ministern entzieht? Notwendig der Volksvertretung, und da bliebe denn ein Reichstag mit diktatorischer Gewalt, was so ziemlich die demokratische Spitze wäre, von der die dreifarbigten Republikaner faseln. Eine allerdings gut angelegte Intrigue, um durch das scheinbare Gegenteil zu seinem eigentlichen Zwecke zu gelangen, eine Intrigue, in ihren Wirkungen unfehlbar, wenn der König von Preußen nicht scharfsichtig genug ist, des „Fudels Kern“ herauszufinden. Wie man aber, wenn einmal

die schwarz-rot-goldne Republik da ist, die nachdrängende rote abhalten will, und wie die getäuschte äsopische Fabelfigur, wenn ihr das Scheinbild im Wasser entging, wieder zu dem wirklichen Stück Fleisch kommen soll, das, seinem schnappenden Munde entfallend, in das demokratische Element des Wassers versank — das ist eine Frage, zu deren Entscheidung der Verstand notwendiger ist als der Edelmuth und die Begeisterung.

*

(1855.)

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und albernere da, als jemals. Ja, sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärtsgehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unberechenbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungs-epoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt; die Vorurtheile entfernt, aber durch keine Urtheile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtchaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte? Am übelsten daran ist Frankreich durch seine moralische und Deutschland durch seine geistige Verworrenheit. Ja, letzteres noch schlimmer, da man aus dem Verstande eine wenigstens notgedrungene Ehrlichkeit machen kann, aus der Ehrlichkeit aber — selbst diese den Deutschen zugegeben — ewig keinen Verstand. Wie die Deutschen dazu kommen sollen, ihrem Eigendünkel zum Trost von der hohen Stufe herabzusteigen, die sie erreicht zu haben glauben, und die Sache wieder anzufangen, wo Lessing und Kant und Goethe sie gelassen haben, das übersteigt jede Voraussagungsgabe. Ein Mann, ein Mann! ein Königreich für einen Mann!

*

(1861.)

Man hört gegenwärtig nichts häufiger, als die Ausdrücke: eine neue Zeit, die neue Zeit, womit man eben die unserige bezeichnet. Dieser Ausdruck hat schon von vornherein etwas Schielendes. Denn da die Natur dieselbe bleibt und ebenso die Grundlagen des menschlichen Wesens, so dürfte etwas ganz Neues kaum dem Verdacht von etwas größtentheils Falschem entgehn. Der Satz: das Alte kehrt nicht zurück, hat unbestrittene Geltung, ebenso wahr aber dürfte der ihm entgegenstehende: nihil novi in mundo sein, nichts Neues in der Welt. Immerwährender Wechsel auf den alten Grundlagen ist das Gesetz alles Daseins. Hierdurch wird nicht das Neue geleugnet, sondern das Sprungweise, vor allem aber das Unzusammenhängende und das Plötzliche. Selbst die Epochen, die wir mit Recht als Wendepunkte in der Menschengeschichte bezeichnen, sind nur Epochen für unsere hinterher kommende Betrachtung, in der Wirklichkeit, d. h. für die Zeitgenossen, waren sie's nicht. Das Christentum, die große Umkehr des Völkergeistes, hat Jahrhunderte gebraucht, bis es sich einflußreich auf den Gang der Welt erwies. Die Entdeckung von Amerika, die im nächsten Jahrhunderte vielleicht das Verhältniß der Welttheile ändern wird, hatte anfangs kaum eine andere Wirkung als auf die Währung der edlen Metalle. Das Schießpulver mußte erst die alte Kriegskunst zerstören und anfangs z. B. die Christenheere in Nachteil gegen die ungestümen Angriffe der Türkei setzen, bis es in unserem Jahrhunderte eine furchtbare Gleichheit zwischen dem ungeübten Barrikadenkämpfer und dem vollkommen ausgebildeten Kriegsmanne herstellte. Wenn die Buchdruckerkunst mit ihren Wirkungen so schnell ins wirkliche Leben eintrat, so verdankte sie es nur dem Umstande, daß sie für ihr mechanisches Verfahren ein schon fertiges: die Werke der alten klassischen Literatur, vorfand.

Diese Anknüpfung oder wenigstens Parallelisierung des Neuen mit dem Alten ward selbst am Ausgangspunkte unserer „neuen Zeit,“ der ersten französischen Revolution, so sehr als Bedürfnis gefühlt, daß die Schreckensmänner der neunziger Jahre ihre Zustände gar zu gern im Lichte der römischen Republik sahen und auch ihre heutigen Nachfolger und Nachseiferer möchten . . .

*

(1848.)

Die Leute sagen mir: nun habt ihr die Preßfreiheit, nun schreib! sprich zum Volke! Aber zu schreiben aus keinem andern Grunde, als weil man die Preßfreiheit hat, käme mir vor, wie ein junger Kadett,

der zum erstenmal einen Säbel an der Seite hat und der nun glaubte, er müßte ihn nun gleich auf der Stelle gegen irgend jemand brauchen. Die Pressfreiheit ist ein scharfes Schwert, laßt es uns nur ziehen, wenn die Noth es erheischt. Aber die Noth war schon da! — Allerdings. Ich hatte auch die Feder schon halb aus der Scheide gezogen. Anfangs wollte ich dem Volke sagen: Sei mutig! — aber sie waren mutig. Als später die Zugeständnisse etwas zögernd auf sich warten ließen, wollte ich sie zur Mäßigung ermahnen — aber sie waren mäßig. Zuletzt schien's mir notwendig, zu warnen, man möge über den Starrsinn halb wahnsinnig gewordener Ratgeber nicht die sprichwörtlich gewordene Milde, das Wohlwollen des regierenden Hauses vergessen; als ich aber auf die Straße kam, fuhr der Kaiser eben durch die kurz noch halbempörte Stadt, und das Volk jubelte ihm entgegen, wie einst als Kronprinz, als er nach einer todesgefährlichen Krankheit das erste Mal sich wieder öffentlich zeigte; als ob die letzten Jahre des Druckes gar nicht dagewesen wären. Da dachte ich mir: Was soll man einem Volke sagen, das durch einen glücklichen Instinkt überall das Rechte selbst herausfindet?

Ich war immer stolz, ein Österreicher zu sein. Wenn mir literarische Freunde über unser Zurückgebliebensein in der Bildung klagten, und wie das übrige Deutschland geringschätzig auf uns herabschähe, so dachte ich mit Georg in Götz von Berlichingen: Guckt ihr —! und so weiter. Gesunder Menschenverstand und Natürlichkeit der Empfindung sind unscheinbare Güter; wer sie aber durch nachgeplapperte Theorien und unfruchtbare Vielwisserei verloren hat, ist übler daran, als wer auf sie allein beschränkt ist. Ich war immer stolz, ein Österreicher zu sein. Ich habe nie im Auslande drucken lassen, nie stand ein Wort von mir in den deutschen Journalen. Selbst die Zensurgesetze habe ich geachtet, weil ich glaubte, es ziemte dem rechtschaffenen Manne, sich den Gesetzen seines Vaterlandes zu fügen, gesetzt auch, sie wären absurd. Und siehe da, der Tag ist gekommen, wo ihr meinen Stolz gerechtfertigt. Ihr habt euch in diesen letzten Tagen als Österreicher benommen, als ein Volk, das Kopf und Herz im rechten Gleichgewicht hat, keines das andere unterdrückend und beide einander dienend.

Und doch möchte ich ein Wort der Warnung sprechen . . .

Ihr habt erreicht, was vor acht Tagen noch ein Märchen schien. Wenn in den Zugeständnissen noch manches unbestimmt erscheint, so habt ihr glücklicherweise — oder leider — die Staatsgewalt in eine Lage gesetzt, daß sie alle Rückhalte aufgeben muß. Aber hemmt nicht länger den geordneten Gang der Regierung. Der österreichische Staat besteht nicht wie Frankreich oder Spanien oder selbst Preußen und

Bayern aus einer einzigen, in sich einigen Nation. In diesem alten, ziemlich baufälligen Gebäude wohnen viele sich halb fremde Menschen, und die jetzt herrschende Influenza der Nationalitäten begünstigt, ja fordert heraus zu Spaltungen und Parteien . . .

*

(1868.)

Jedermann ist darüber einig, daß das Konkordat in Oesterreich ein großes Unglück für die Untertanen war, weil es die Erziehung, den Unterricht, die Ehe, alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse mehr oder weniger unter die Herrschaft einer Kirche gebracht hat, die notgedrungen ist, sich aller Verstandesentwicklung entgegenzusetzen, weil nur der Unverstand ihre übernatürlichen Voraussetzungen annehmen kann. Das ist aber nur die eine Hälfte des Unglücks, das Übel nach unten. Das Übel nach oben ist, daß die Kirche sich die Vorzüge nicht schenken läßt, sondern etwas dafür gibt: das göttliche Recht des Monarchen. Das ist nun die reine Despotie. Der Monarch kann alles tun, was ihm beliebt, und ist nur seinem Gewissen und denen also, die sein Gewissen dirigieren, verantwortlich.

Zur Ästhetik.

Wenn man das Wort Ästhetik ausspricht, so kann man damit zweierlei meinen: Ästhetik als einen Teil der Philosophie, und Ästhetik als Kunstlehre. In ersterem Sinne soll der Mensch über alles denken, nicht aufhören zu versuchen, auf die Gefahr, das letzte seines Strebens nie zu erreichen. Denkt er doch über den Zusammenhang der Welt nach, obwohl tausend an eins zu setzen ist, daß er diesen Zusammenhang nie einsehen wird. Da zeigt sich aber gleich ein großer Unterschied: die wirkliche Welt besteht, gleichviel, ob wir sie begreifen oder nicht; die Welt des Kunstschönen soll aber erst hervorgebracht werden, und da dürfte eine falsche Auffassung leicht von den nachtheiligsten Folgen sein. Glücklicherweise ist die Natur der Beschränktheit des menschlichen Geistes schon von vornherein zu Hilfe gekommen. Man kann richtig denken ohne Logik, rechtschaffen handeln ohne Moral und das Schöne empfinden, ja hervorbringen ohne Ästhetik. Außer allem Zweifel werden unsere natürlichen Vermögen durch die Wissenschaft geschärft, erhöht, ja be-
richtigt, aber die Wichtigkeit jener Theorien liegt weniger in dem Nutzen der wahren als in der absoluten Schädlichkeit der falschen. Es ist schon

oft gesagt und wiederholt worden, daß die vorzüglichsten Dichtwerke entstanden sind, ehe man von Regeln nur einen Begriff hatte, und die entgegengesetzte Erscheinung, daß in neuerer Zeit, je mehr man sich mit Aesthetik beschäftigt, die praktische Poesie immer leerer und matter wird, scheint eins wie das andere nicht sehr zugunsten einer solchen Wissenschaft zu sprechen. Ohne Zweifel würde eine richtige Aesthetik ein großer Gewinn für die Kunst sein. Sie würde zwar die spezifische Begabung oder das Talent nie entbehrlich machen, uns aber doch vor dem ganz Verkehrten und Absurden bewahren, das in unserer Zeit eine so große Rolle spielt, nicht gerechnet die demütigende Erscheinung des immerwährenden Geschmackwechsels, die ihren Wohnsitz vor allem in unserm Deutschland aufgeschlagen hat.

*

Die Aufgabe der Kunst ist: in der Natur jene Folge darzustellen, welche der Idee von Zweckmäßigkeit für das Gemüth, die wir Schönheit nennen, entspricht.

*

Schön ist dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug tut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.

*

Die Schönheit ist die vollkommene Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.

*

Wenn der sinnlich befriedigende Eindruck durch Erweckung der Idee das Vollkommene ins Übersinnliche hinüberreicht, so nennen wir das das Schöne.

*

Die Darstellung unserer Empfindung in und mittels der Natur ist die Poesie oder vielmehr die Kunst im allgemeinen.

*

Es ist die eigentliche Aufgabe, wieviel Unsinn ein Gedicht nicht nur enthalten kann, sondern muß; denn der Sinn ist die Prosa. Weh' dem Gedichte, das sich völlig durch den Verstand erklären läßt!

*

Das in seiner Art, also isoliert Vollkommene ist das ästhetisch Schöne; das in seiner Beziehung auf das Ganze Vollkommene, das moralisch Gute.

*

Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im allgemeinen erweckt.

*

In der Kunst ist Gedanke nicht jenes Produkt des Denkvermögens, das in der Prosa mit diesem Namen bezeichnet wird, sondern ein in sich abgeschlossener Kunstorganismus, dem ein Gedanke oder eine Empfindung zugrunde liegt.

*

Man hat die Kunst eine Nachahmung der Natur genannt. Warum sollten wir aber etwas nachmachen, das wir schon ohnehin in der Wirklichkeit besitzen? Die Porträtmalerei ahmt die Natur nach, damit wir einen Gegenstand, selbst dann, wenn er von uns entfernt ist, vor uns haben können. Wie tief steht aber die Porträtmalerei auf der Stufe der Künste. Und wäre die Kunst überhaupt nichts als das? — Sie ist auch keine Verschönerung der Natur: denn wer könnte die Natur im einzelnen schöner machen, als sie ist. Vergleicht einen gemalten Baum mit einem lebendigen, eine beschriebene Landschaft mit einer wirklichen, die mediceische Venus mit eurer Geliebten! — Was ist denn also die Kunst? — Sie ist die Hervorbringung einer andern Natur, als die, welche uns umgibt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unseres Verstandes, unserer Empfindung, unseres Schönheitsideals, unseres Strebens nach Einheit übereinstimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, so geschieht es nur, weil wir unserer Schöpfung auch eine Existenz geben und sie von einem leeren Traumbild unterscheiden wollen. Nun sind aber, so sehr es in unserer Willkür steht, den Dingen eine Essenz zu leihen, doch unsere Vorstellungen von Existenz durchaus nur vom Existierenden abstrahiert und gehen nicht weiter als dieses; daher müssen wir wieder zur Natur unsere Zuflucht nehmen, und ihre Nachahmung ist nicht der Punkt, von dem wir ausgehen, sondern der, auf den wir zurückkommen.

*

In der Revue des deux mondes habe ich neulich den Satz gelesen: Die Kunst ist keine Nachahmung der Natur, sie ist eine Er-

klärung derselben. Es ist viel Wahres da drin. Eine Erklärung in der Nachahmung.

*

Das Urtheil ausübender Künstler über Kunstwerke ist nicht immer das verlässlichste. Denn von Neid und absichtlicher Parteilichkeit abgesehen, überschätzt unter ihnen der Tor das, was er selbst hat, auch in der fremden Gabe; der Einsichtige hingegen das, was er nicht hat und wonach er strebt.

*

Nicht der Gedanke macht das Kunstwerk, sondern die Darstellung des Gedankens. Das bei den Deutschen so beliebte Vorherrschen der Idee hat den Nachtheil, daß dabei leicht die Nachahmung der Natur als untergeordnet erscheint; ohne Naturgemäßheit aber gibt es in der Kunst keine Wahrheit, und ohne Wahrheit keinen Eindruck. Worüber ist denn der reiche Werner zu Grunde gegangen, als durch diese immerwährende Unterordnung der Natur unter den Begriff? Alle unsere Vorstellungen von Existenz sind nur vom Existierenden abgezogen, und wenn man das letztere aus den Augen verliert, so gibt es nur Träume und keine Wesen, logische Möglichkeiten, aber keine Wirklichkeiten, nicht einmal den Schein davon. Die Kunst soll aber eine, wenn auch höhere, Welt mit Wesen sein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten; nicht ein Schlaf voll Träume.

*

Die Betrachter von Kunstwerken lassen sich nach drei Stufen der Ausbildung einteilen. Die ersten sehen bloß aufs Nutzen- und Machwerk; das sind die rohesten und gemeinsten, und die meisten. Die zweiten, die, ob schon über die vorige Stufe hinaus, doch selbst nicht überflüssig Ideen haben und bei denen die wenigen vorhandenen als Embryonen unentwickelt daliegen, sehen auf Gehalt, Gefühl, Nahrung, Begriff, moralischen Wert, weil sie sich durch diese Eigenschaften eines Kunstwerkes ihrer eigenen Empfindungen und unentwickelten Ansichten erst bewußt werden und zu einem wohlthätigen Gefühl ihres eigenen Selbst gelangen. Die dritten endlich, die selbst was zu machen imstande sind, oder die wenigstens wissen, worauf es dabei ankommt, sehen auf die Darstellung. Sie, denen hundertmal die herrlichsten Ideen durch den Kopf gehen, bis sie einmal zur künstlerischen Ausbildung einer einzigen gelangen können, wissen, daß Ideen wohlfeil sind und nur dann ein Verdienst begründen, wenn sie durch Verschmelzung mit der Natur zum äußern Leben gekommen, wenn das Begriffs-

skelett mit dem weichen Fleisch des Daseins bekleidet worden ist. Sämmtliche Neu-Altdeutsche mit ihrer Bewunderung der Kunstwerke des Mittelalters sind auf der zweiten Kunststufe. Der Umstand, daß trotz alles Redens und Theoretisirens keiner von ihnen etwas Tüchtiges hervorbringt, könnte sie schon über ihre Impotenz belehrt haben und über ihr Verkennen dessen, worauf es ankommt. Ein Hund von dieser zweiten Art ist auch der Speth, der in seinem Buche: „Die Kunst in Italien“*) albernes Gewäsch vorbringt und sich untersteht, den ehrwürdigen Goethe zu verunglimpfen.

*

Schlendrian und Pedantismus in der Kunst urtheilen immer gern nach Gattungen, diese billigen, diese verwerfen sie; der offene Kunstsinne aber kennt keine Gattungen, sondern nur Individuen.

*

Darum ist in der Kunst das Bewußtlose das Höchste, weil auch in der Natur der bewußtlose Zweck das Herrschende ist. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant genannt.

*

Ich stelle mir die Sache so vor: der Mittelpunkt des menschlichen Wesens, sinnlichen und geistigen, ist die Seele. In ihr liegt alles vereinigt und aufbewahrt: Erfahrenes, Erlebtes, Gedachtes, Gefühltes. Dieser Zuwachs ist, was man Bildung nennt. Er ändert in einem gewissen Grade selbst die Substanz der Seele, und durch ihn ist der Mensch im vierzigsten Jahre ein anderer, als im vierten. Den Gesamtausdruck der Seele, insofern ihr Streben nicht nach außen geht, nenne ich die Empfindung. Die Empfindung ist nicht ohne Unterscheidung, weil das Geistige eben auch in ihr liegt. Wird die Empfindung durch starke Eindrücke angeregt, so verliert sich diese Unterscheidung, und sie wird Gefühl, sowie anderseits durch gemäßigte Anlässe die Unterscheidung vom Geiste aus sich mehr und mehr Platz macht und das entsteht, was Kants Urteilstkraft ist, ein anschauender Verstand, der die Regel aus dem Geiste und die Teile aus dem sich gliedernden, unermesslichen Vorrathe von aufbewahrten Eindrücken nimmt. Diese Urteilstkraft liegt dem gesunden Menschenverstand zugrunde. Im vollständigen Auseinandertreten verfällt die Empfindung einerseits dem

*) Erster Teil. München 1819.

sinnlichen Bedürfnis, anderseits verfeinert sie sich zum Verstande, oder Vernunft, oder Geiste, wie man es eben nennen will.

Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung, die einerseits den Unterscheidungen der Urteilkraft nahe steht, anderseits aber durch ihr Hineinreichen in den ganzen Menschen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenassociation — anregt, deren Vorstellungen ihrem Ursprung von außen nach sich zu Bildern verkörpern und als Phantasie die natürliche Auffassung des Menschen nachahmen, die sinnlichen Eindrücke mit Gedanken verbindet, nur daß hier die Bilder sich schon nach einem Gesichtspunkte einstellen, indes die äußern Eindrücke zufällig und unvermittelt überraschen.

Ich weiß wohl, daß das alles dummes Zeug ist, aber die Welt würde in diesem Augenblicke zusammenbrechen, wenn ihre Verbindungen solche wären, die wir einsehen könnten.

*

Daß sich über die Kunst und den Vernunftgebrauch von vornherein nichts ausmachen läßt, erhellt schon daraus, daß der Gegenstand der Kunst: das Schöne, durchaus ein Ergebnis der Erfahrung ist. Ob der Gedanke, in inniger Verbindung mit dem sinnlich wohlgefälligen Bilde, mehr Vergnügen über die Veredlung des sinnlichen Eindrucks, oder mehr Mißvergnügen über den unadäquaten Ausdruck des Gedankens hervorbringen wird, läßt sich vom Standpunkte des Geistes nicht voraus bestimmen. Ich sage: unadäquater Ausdruck, weil sich der Gedanke nur durch Gedanken völlig entsprechend ausdrücken läßt. Und wenn wir auch den Menschen als so vorherrschend sinnlich annähmen, daß ein Bild ihn mehr befriedigte, als eine Ausführung durch Gedanken, so wäre doch erst das Wohlgefallen an der Kunst vorausbestimmt, aber noch nicht die Begeisterung, das Entzücken, das Hineinreißen in die Kunst.

*

Das Urteil, das der vortreffliche Macaulay in seiner englischen Geschichte Kapitel XIV über die Predigten Tillotsons fällt: *His reasoning was just sufficiently profound and sufficiently refined to be followed by a popular audience with that slight degree of intellectual exertion which is a pleasure*, gilt noch viel mehr als von einer Predigt, von dem Anteil, den die Denkkraft an dem Genuß künstlerischer, eigentlich ästhetischer Gegenstände zu nehmen hat.

*

Die Wissenschaft überzeugt durch Gründe, die Kunst soll durch ihr Dasein überzeugen, wie die Wirklichkeit, wie die Natur.

*

Das Ästhetische ist vielleicht eins mit dem Eindrucke, den das Vollkommene in seiner Art auf uns macht. Eben weil letzteres im Individuum gewöhnlich nicht vorkommt, erweckt es den Begriff der Gattung, des Zusammenhanges der Wesen, des Ganzen, und erhebt den Menschen so über sich, ja die Welt.

*

Die Kunst verhält sich zur Natur, wie der Wein zur Traube.

*

Das Unerwartete darf allerdings und soll in der Kunst vorkommen; aber wie es eintritt, muß es wirken wie ein Nothwendiges und durch sich selbst Gerechtfertigtes.

*

Der Künstler, an dem man die Originalität als charakteristische Eigenschaft hervorhebt, gehört schon deshalb in den zweiten Rang; denn die Geister ersten Ranges charakterisiert der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle andern, nur unendlichmal besser.

*

Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste ist in der Kunst nur insofern etwas, als es in der Form erscheint; d. h. insofern es der Künstler nicht bloß gedacht und empfunden, sondern das Vorgestellte auch adäquat dargestellt hat.

*

Jede Entfernung von der Natur in der Kunst ist entweder Stil oder Manier. Stil, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geschieht; Manier, geschieht sie aus was immer für einem andern Gesichtspunkte.

*

Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letztern gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur

genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.

*

Das Kunsturtheil des Dilettanten und des Meisters unterscheiden sich darin, daß ersterer dabei das Kunstwerk mit sich in Übereinstimmung zu bringen sucht, letzterer sich mit dem Kunstwerke.

*

Die Kunst ist keine Frucht der Bildung, denn das Wesen der Bildung ist Vielseitigkeit, die Kunst aber beruht auf einer Einseitigkeit. Ihr muß nämlich ein Stoff und ein Gedanke im Augenblicke des Schaffens und des Genießens an die Stelle der ganzen übrigen Welt treten.

*

Es gibt, besonders in Deutschland, Kunstliebhaber und Dilettanten, die in einem fremden Werke nur das lieben, was sie von ihrem eigenen hineingetragen haben. Wie gewisse Insekten, die, da sie nicht Lebenswärme genug haben, ihre Zungen selbst auszubrüten, die Eier in fremde lebende Körper hineinlegen. So gefällt Tieck, der mit dem Erhabenen nur durch das Medium Shakespeares zusammenhängt, an dem großen Briten eigentlich nur das, was er in ihn hineindentet und dichtet. Solche Leute, an sich ziemlich unschädlich, sind als Kritiker und Freunde besonders gefährlich für ausübende Künstler. Schöber ist ein solcher Mensch.

*

Ein gewisser Kunstsinne ist in Deutschland ziemlich verbreitet, der Künstlerinn aber ist fremd darin.

*

Was den Deutschen vor allem fehlt, ist der Kunstsinne. Dieser besteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutschen gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu bekümmern. Diese Geistesverfassung gehört der Wissenschaft an, zerstört aber die Kunst.

*

Wenn eine Zeit in der Kunst für das Hohe und Tiefe schwärmt, so ist der Geschmack verdorben; denn der wahre Sinn — um nicht zu

sagen: das Verständnis — für das Tiefe und Hohe ist immer nur das Vorrecht einzelner Begabter, die andern beten nach.

*

Was dem empfindenden Menschen wahr ist, ist poetisch wahr, und was dem denkenden Menschen wahr ist, philosophisch wahr.

*

Jeder, der eine wenn auch nur subjektiv wahre Beziehung der Dinge auf das Gemüth entdeckt und darzustellen weiß, ist ein Dichter. Byron so gut als Klopstock zc.

*

Philosophisch wahr ist, was sich erweisen läßt; poetisch wahr das, wovon man überzeugt ist, oder besser, was man als wahr fühlt, im Gegensatz von dem, was man als wahr weiß.

*

Die Welt mit den Gesetzen der Empfindung in Übereinstimmung zu bringen, das ist die Aufgabe der Poesie, oder vielmehr der Kunst im allgemeinen.

*

Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Übereinstimmung zu setzen. Wo das nun nicht gehen will, sucht die Philosophie am Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um, und ändert die Welt.

*

Der Kunst die Erkenntnis der Ideen zuzuschreiben, ist lächerlich, da der Ausdruck Idee doch immer eine objektive Gültigkeit beansprucht, wo es denn endlich auf die Urbilder der Dinge hinausgeht, deren Erkenntnis dem Menschen wohl nicht gegeben sein dürfte. Daß dem Künstler bei vollständiger Konzentration aller Kräfte (der Philosoph konzentriert nur die geistigen) das innere Wesen der Gegenstände deutlicher werde als den übrigen Erdenköhnen, ist allerdings anzunehmen, aber wie weit ist es da noch bis zu den Urbildern. In früherer Zeit hat man statt Ideen Ansichten gesagt, und da kann es denn allerdings höchst vernünftige und annähernd richtige geben.

*

Was ist komisch? Ist komisch und lächerlich das nämliche? Wenn lächerlich das ist, worüber man lacht, so ist auch der Witz lächerlich, ohne darum komisch zu sein. Der Witz ist korrosiv, das Komische ist expansiv. Witzige Menschen sind oft nicht gute Menschen, komische sind fast nie böse. Der Witz gehört dem Geiste an, die Komik jener gemischten Region, die man Gemüt nennen kann, wenn es einem beliebt, wo Empfindung und Gefühl, Fürwahrhalten (Glauben?) und Phantasie, Neigung und Wärme ihren Sitz haben. — In der Wirkung steht das Komische am nächsten dem Späßhaften, obwohl die Hervorbringung des letztern etwas Bewußtes hat, das bei dem Komischen nicht notwendig ist. Man macht einen Spaß, und man ist komisch. — Hier wäre vielleicht einzubohren! — Wie, wenn das Komische das Objektiv-Lächerliche wäre, gegenüber dem Späßhaften, dem Witzigen, dem Satirischen, das in der Wendung liegt und subjektiver Natur ist.

*

Man schreit jetzt in allen Künsten so sehr gegen die Regeln und daß das Genie sich durch sie nicht könne binden lassen. Das letztere ist wohl auch wahr. Aber durch gänzliches Aufheben der Regel auch jene Köpfe davon zu befreien, die keine Genies sind, muß doch notwendig zum Unsinn führen; und das tut es auch.

*

Der Hauptgrund der Verschiedenheit in den Kunsturtheilen der Männer und denen der Frauen liegt darin, daß letztere in der Regel keiner Abstraktion fähig sind und nur das bewundern können, was sie zugleich auch vollkommen billigen.

*

Unser Entzücken über ein Kunstwerk ist offenbar aus diesen drei Empfindungen zusammengesetzt: das ist nicht bloß möglich; das ist! — So mein Innerstes ansprechend, so auf einen Punkt vereinigt, so eins mit meinem Wesen habe ich es selbst in der Natur nicht gesehen! — Und das hat ein Mensch gemacht! —

*

Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar; und doch schon für das bloße Beschauen etwas, und zwar etwas Bedeutendes. Wer etwas schafft, das der gemeinmenschlichen Fassungskraft nichts

ist und erst der tiefsinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber er hat kein Kunstwerk gebildet.

*

Was ist denn nun diese Begeisterung, die zum Schaffen in der Kunst als notwendig bezeichnet wird? Es ist nicht jene Steigerung der Gemüths- und Geisteskräfte, die, von ähnlichen physischen Zuständen begleitet und unterstützt, gewöhnlich mit einem solchen Namen bezeichnet wird. Diese Begeisterung ist bloß theils die äußere Erscheinung, theils die Folge einer vorausgegangenen anderen Ursache. Sonst würden ja Kunstwerke Ausgeburten eines kranken Zustandes, einer Art geistig-körperlichen Trunkenheit heißen müssen. Die eigentliche Begeisterung ist die Hinrichtung aller Kräfte und Fähigkeiten auf einen Punkt, der für diesen Augenblick die ganze übrige Welt nicht sowohl verschlingen, als repräsentieren muß. Die Steigerung des Seelenzustandes entsteht dadurch, daß die einzelnen Kräfte, aus ihrer Zerstreuung über die ganze Welt in die Enge des einzelnen Gegenstandes gebracht, sich berühren, wechselseitig unterstützen, heben, ergänzen. Durch diese Isolierung nun wird der Gegenstand gleichsam aus dem flachen Niveau seiner Umgebungen herausgehoben; statt nur an der Oberfläche, von allen Seiten umleuchtet, durchdrungen; er gewinnt Körper, bewegt sich, lebt. Dazu gehört aber die Konzentration aller Kräfte. Nur wenn das Kunstwerk für den Künstler eine Welt war, wird es auch eine Welt für den Beschauer. In neuerer Zeit aber breiten sich die Richtungen zu sehr aus. Der Raum des Kunstwerkes scheint dem Künstler zu eng, er will daneben und dazwischen noch dies und das, und wie ihm das Gefühl der Nothwendigkeit des Geschaffenen fehlt, stellt es sich auch bei dem Beschauer nicht ein.

*

Die Begeisterung der augenblicklichen Leidenschaft, die Begeisterung der Narrheit und die Begeisterung des Skandals, die einzigen in der neuesten Poesie übriggebliebenen Stellvertreter der poetischen Begeisterung.

*

Ihr Elenden, die ihr Geist habt, aber nur nicht, eure Werke damit zu begeistern! Was kümmert mich der Mensch in euch! Das geht eure Angehörigen, eure Frauen und Kinder an. Im Künstler lebt nur das, was er zu verarbeiten, was er zum Zwecke der Kunst zu verwenden weiß. Eure Werke seid ihr. Wer hat nicht Geist? Der Philo-

ster hat ihn auch. Nicht die Hand gibt einen Wert, sondern was man mit der Hand macht.

*

Das Genie bezieht sich auf die Auffassung, das Talent auf die Ausführung. Talent ohne Genie behält immer seinen Wert, Genie ohne Talent ist ein Vorsatz ohne That, ein Wollen ohne Können, ein Satz ohne Überzeugung. Niemand spricht mehr von Genie als die Talentlosen.

*

Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht das Genie.

*

Sich des Geistes der Zeit bemächtigen, ist die Sache des großen Talenten; sich vom Geiste der Zeit fortziehen lassen, bezeichnet das gewöhnliche. Beides unterscheidet sich wie Handeln und Leiden.

*

Ein Weiser mag und soll höher stehen, als seine Zeit; der Dichter als solcher nicht, aber ihr Gipfel soll er sein.

*

Die Maler kann man en gros in zwei Hauptrubriken teilen. Die einen betrachten die Darstellung der Natur als Hauptaufgabe, die andern jene des Gedankens. So sehr nun der eigentliche Maler beides vereinigen müßte, so ist doch nicht zu leugnen, daß, die Spaltung einmal als vorhanden zugegeben, die erstere Klasse im Vorteil ist. Denn wer die Natur nachahmt, bekommt jene Gedanken, die in der Natur selbst liegen, gratis in den Kauf mit, indes in dem Gedanken keineswegs noch die äußere Naturwahrheit mit eingeschlossen ist.

*

Die Deutschen sind in der neuesten Zeit sehr geneigt, die sogenannte erste (jugendliche) Manier großer Künstler den Werken ihrer Reife vorzuziehen. Ob ihnen dabei nicht der Verdacht kommt, daß sie vielleicht im allgemeinen knabenhafte Forderungen an die Kunst machen!

*

Eigentliche Ideenmaler sind die Kinder. Bei diesen ist ein vierbeiniger Schragen und darauf ein paar senkrechte Striche mit einem Säbel und Federbusch ein Husar. Das drückt die Idee vollkommen aus.

*

Ein großer Teil von dem angenehmen Eindruck, den die Gemälde der ältern Meister auf uns machen, mag wohl auch in dem Nüchternen liegen, das jedes redliche Streben hat, dem der Erfolg aus Mangel der Mittel entgeht. So zieht auch das Steife in alten Gedichten und Chroniken an. Die Unbeholfenheit scheint Unschuld, und die Manier einer verflossenen Zeit wird, wenn man sie, statt mit ihrer, mit unserer Zeit vergleicht, zum Charakter, wohl gar zum Stil. Ein Chinese ist in Europa eine Sonderbarkeit, in China eine Gemeinheit.

Zur Poesie.

Die Poesie ist wie der Lichtnebel im Schwert des Orions. Ein ungeheures Lichtmeer läßt dort den Mittelpunkt des Sonnensystems ahnen, aber beweisen kann man nichts.

*

Was die Lebendigkeit der Natur erreicht, und doch durch die begleitenden Ideen sich über die Natur hinaus erhebt, das und auch nur das ist Poesie.

*

Poesie ist die Verkörperung des Geistes, die Vergeistigung des Körpers, die Empfindung des Verstandes und das Denken des Gefühls.

*

Nichts ist abgeschmackter, als von schönen Wissenschaften zu sprechen. Die Poesie ist eine bildende Kunst, wie die Malerei.

*

Die Wissenschaft und Kunst (Poesie) unterscheiden sich darin, daß die Wissenschaft die Erscheinungen auf das Wesen oder den Grund zurückführt und dadurch die Erscheinung als solche aufhebt, die Poesie dagegen läßt die Erscheinung als solche bestehen und rechtfertigt sie nur dadurch, daß sie sie auf eine tiefer liegende Grundercheinung bezieht,

die, ohne weitere Beglaubigung, durch ihr Vorkommen in allen Menschen sich als eine der Grundlagen der menschlichen Natur im allgemeinen ausweist. *Omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est.* (Cicero Tuscul. I. 13.)

*

Die Enunziationen und Eindrücke des Lebens in ihrer Fülle sind der Gegenstand der Poesie. Alles, was den Menschen im Gefühl einer Realität über sich selbst, d. h. über seinen gewöhnlichen Zustand erhebt, hat ihn begeistert, und diese Begeisterung ist die Poesie. Jede Realität nimmt hieran teil. Die Vorstellung oder Darstellung einer Idee erweckt das Gefühl des Ähnlichen im Menschen, bringt ihn für länger oder kürzer seinem Ursprunge, dem Urbilde der Menschheit näher, macht ihn sich wesenhaft fühlen, und der Genuß dieser Wesenhaftigkeit ist die Poesie. Die moralische Kraft gehört auch in den Kreis der Poesie, aber nicht mehr, als jede andere Kraft, und nur insofern die Kraft Realität ist; als Negation, als Schranke liegt sie außer der Poesie: und gerade um die Lebensgeister von den ewigen Nergeleien dieser lästigen Hofmeisterin etwas zu erfrischen, dem inneren Menschen neue Spannkraft zu geben, flüchtet man von Zeit zu Zeit aus der Werkstatt des Geistes in seinen Blumengarten.

*

Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens.

*

Die Poesie stellt die Naturverhältnisse wieder her, welche die konventionellen Verhältnisse gestört, und sie ist daher notwendig um so unmoralischer, je verwickelter diese Verhältnisse im Gange der Zivilisation werden. Das Verhältnis Achills zur Briseis, das unschuldigste zur Zeit Homers, würde revoltant im Munde eines neuern Dichters sein.

*

Religiöse Entzündungen unterscheiden sich dadurch von poetischen, daß erstere nur einer innern Wahrheit bedürfen (gleichviel, sei sie nun objektiv oder subjektiv), letztere aber nebst der formalen innern noch auch eine äußere Wahrheit brauchen, d. h. daß sie sich auf das allgemeine Menschengefühl stützen, mit dem wirklichen oder möglich geglaubten Gang der Natur zusammentreffen müssen. Worauf die Ver-

nunft in stetigem Fortschreiten nach Prinzipien folgerecht kommt, das ist wahr, gleichviel, ob sie dafür ein entsprechendes Bild nachweisen kann oder nicht, sie ist ihre eigene Gesetzgeberin, und in der Übereinstimmung mit sich selbst liegt der Rechtstitel und der Erweis ihrer Ansprüche. Die Phantasie als Schöpferin der Kunst hat aber keine eigene Gesetzgebung aus sich selbst; je weiter sie fortbildet, je mehr ist sie in Gefahr, sich zu verirren, und der Dichter wäre ein Wahnsinniger, wenn er sich ihr allein überließe. Der Verstand muß die Wirksamkeit der Phantasie zwar allerdings formell leiten, wie er denn der formale Leiter aller unserer inneren Vermögen ist; hinsichtlich des eigentlichen Zweckes der Kunst aber kann er uns nicht helfen, da sie nicht auf formale Möglichkeit, sondern auf ideale Wirklichkeit ausgeht und als höchstes Prinzip ihrer Entscheidungen ein dunkles Gefühl des Schönen anzunehmen genötigt ist, das, indes es manches anerkannt Wahre als Nicht=Schön vorbeiläßt, seinen ganzen Beifall oft dem rein Erdichteten zuwendet, insofern es mit jenem dunklen Ideale zusammenstimmt.

*

Jedes Streben ist prosaisch, das einer Realität nachgeht. Kants Definition wird ewig wahr bleiben: Schön ist dasjenige, was ohne Interesse gefällt. Aller Poesie liegt die Idee einer höhern Weltordnung zum Grunde, die sich aber vom Verstande nie im ganzen auffassen, daher nie realisieren läßt, und von welcher nur dem Gefühl vergönnt ist, dem Gleichverborgenen in der Menschenbrust, je und dann einen Teil ahnend zu erfassen. Zweckmäßigkeit ohne Zweck hat es Kant ausgedrückt, tiefer schauend, als vor ihm und nach ihm irgend ein Philosoph.

*

Die Prosa der neueren Zeit besteht besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen wollen und nichts zulassen, was nicht eine Realität ist.

*

Das Symbolische der Poesie besteht darin, daß sie nicht die Wahrheit an die Spitze ihres Beginns stellt, sondern, bildlich in allem, ein Bild der Wahrheit, eine Inkarnation derselben, die Art und Weise, wie sich das Licht des Geistes in dem halbdunkeln Medium des Gemütes färbt und bricht.

*

Wissenschaft und Kunst oder, wenn man will: Poesie und Prosa, unterscheiden sich voneinander, wie eine Reise und eine Spazierfahrt. Der Zweck der Reise liegt im Ziel, der Zweck der Spazierfahrt im Weg.

*

Die prosaische Wahrheit ist die Wahrheit des Verstandes, des Denkens. Die poetische ist dieselbe Wahrheit, aber in dem Kleide, der Form, der Gestalt, die sie im Gemüte annimmt. Man hat die poetische Wahrheit auch die subjektive genannt. Unrichtig! denn die Grundlage ist ebenso objektiv, als die andere, denn alle Wahrheit ist objektiv. Aber die Gestalt, das Bild, die Erscheinung ist aus dem Subjekt genommen. Man würde sie am besten die symbolische Wahrheit nennen. Warum nimmt denn aber die Wahrheit Gestalt? Weil alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht und die nackte Wahrheit ihr Reich ohnehin in der — Prosa hat.

*

Die Gewalt des bildlichen, also uneigentlichen Ausdrucks in der Poesie kommt daher, daß wir bei dem eigentlichen Ausdruck schon längst gewohnt sind, nichts mehr zu denken oder vorzustellen. Das Bild und, weiter fortgesetzt, das Gleichnis nötigt uns aber aus dieser stumpfen Gewohnheit heraus, und die unentsprechende Bezeichnung wirkt stärker als die völlig gemäße.

*

Dieses matte Schaufeln zwischen Himmel und Erde, Prosa und Poesie, das die neuere Lyrik charakterisiert, macht mir Übelkeit; will ich einmal den Boden verlassen, so gesch' es im Luftball steilrecht in die Wolken hinauf.

*

Vortreffliche Bausteine, diese Legion wahrgefühlter deutscher Gedichte, aber ich sehe keine Gebäude.

*

Anderer Nationen suchen in der Kunst Befriedigung, die Deutschen Anregung, Aufregung vielmehr, ein unbestimmtes, endloses Vibrieren gehört unter ihre Genüsse.

*

Männer suchen in der Kunst Befriedigung, Knaben-Auregung. Die Deutschen gehören in die letztere Klasse.

*

Es handelt sich nicht darum, was die Poesie in ihren ersten Anfängen war: gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammenleben, die Unterordnung des einzelnen unter eine Gesamtheit, notwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — köstliche Besitztümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.

*

Es geht der Poesie gerade so, oder vielmehr umgekehrt, wie der Philosophie. Letztere ist bei ihrem Entstehen mit der Religion vereinigt und umfaßt das gesamte Schauen, Ahnen und Denken des Volkes, bis sie sich endlich von ihr scheidet und sich auf das durch den Verstand Erweisbare beschränkt. Ebenso ist die Poesie anfangs das Organ für den Gehalt des menschlichen Geistes. Später, nach Erfindung der Prosa, überläßt sie dieser das Lehrhafte und behält für sich die Darstellung, die Empfindung, statt der Einsicht die Aussicht.

*

Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnis dient: das Bedürfnis aber ist die Prosa.

*

Es ließe sich sehr gut durchführen, daß der Poesie die natürliche Ansicht der Dinge zugrunde liege, der Prosa aber die gesellschaftliche. Die Poesie würdigt Personen und Zustände nach ihrer Übereinstimmung mit sich selbst, oder der ihnen zugrunde liegenden Idee; die Prosa nach ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen. Sie sind daher wesentlich voneinander getrennt, zwei abgesonderte Welten; und wer poetische Ideen in die wirkliche Welt einführt, steht in Gefahr, mit prosaischen die Poesie zu verfälschen.

*

Wenn man von einem goldenen Zeitalter der Literatur spricht, so meint man gewöhnlich den Gipfelpunkt, den die Redekünste, nament-

lich die Poesie eines Landes erreicht haben. Und mit Recht. Einerseits ist die Poesie der Ausdruck und die Zusammenfassung der literarischen und menschlichen Bildung einer Nation; ihr Einfluß ist der durchgreifendste und weitgreifendste, und so lange es keine Wissenschaften im strengsten Verstande gibt, wird die Poesie immer an der Spitze der geistigen Bestrebungen stehen, da sie das ist oder wenigstens sein kann, was sie sein soll, ein Ziel, das den Wissenschaften entweder für immer, oder doch für jetzt streng versagt ist. Wenn die letzteren einmal demonstrativ werden sollten, wenn sie je die erstlehten Gründe ihrer Folgerungen angeben könnten, würde die Poesie zu einem angenehmen Spielzeug herabsinken, für jetzt aber hat sie den Vorzug, wie die Natur sagen zu können: Das ist, und wenn das Gemüth die Wahrheit empfunden hat, ist von einem Erweis oder Zweifel weiter nicht die Rede.

Man hat lange darüber gestritten, ob die Nachahmung der Natur der Zweck der Kunst überhaupt sei, und die Vernünftigen sind darüber einig, daß diese Naturnachahmung, wenn auch nicht der Zweck, doch gewiß das Mittel der Kunstdarstellung sei. Ja, man könnte sogar sagen, ohne darum ein Anhänger der prosaischen Kunstschule zu sein, daß der Künstler, der sich darauf beschränkt, die Natur vortrefflich nachzuahmen, dabei alle Empfindungen und Gedanken mit in den Kauf bekomme, die dem Beschauer bei der Betrachtung des Originals der Nachahmung in der Wirklichkeit unmittelbar in der Seele entstehen, indes der Künstler, der von Ideen und Empfindungen ausgeht, nichts weniger als sicher ist, jene Gestaltung zu finden, die seine Intentionen aus dem Reich der Möglichkeit zur Anschauung und Wirklichkeit bringt. Die eigentliche Naturnachahmung aber, und die mit dem Abklatschen des Wirklichen nichts zu tun hat, besteht darin, daß den Beschauer des Kunstwerkes, das sich möglicherweise weit von dem gewöhnlich Vorkommenden entfernt, dasselbe Gefühl des Bestehens anwandelt, wie bei Betrachtung der Natur. Das oben erwähnte: Es ist, hat das echte Kunstwerk mit der Natur gemein. Es schließt ab, weil die Gestalt in ihren Grenzen bestimmt ist, und es befriedigt, weil der ewig bewegte Gedanke froh ist, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen.

*

Das, was aller Poesie zugrunde liegt, womit sie anfängt, ist etwas, was dem geistigen Wissen gar nicht zur Ehre gereicht. Sie fängt nämlich an mit dem Wilde, dem Gleichnis. Worin liegt es denn nun, daß das poetische Bild, der Tropus, das Gleichnis, einen Eindruck macht, den die zugrunde liegende Wahrheit ewig nimmer machen

würde? — Darin — worüber sich eben die Metaphysik die Haare ausraufen sollte — daß ein wirklich existierendes Staubkörnchen mehr Überzeugung mit sich führt, als all die erhabenen Ideen, die unserer geistigen Bildung zugrunde liegen sollen, oder wirklich liegen.

*

Die ganze Poesie ist nur ein Gleichnis, eine Figur, ein Tropus des Unendlichen.

*

Der Geist der Poesie ist zusammengesetzt aus dem Tieffinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern.

*

Poesie und Prosa sind voneinander unterschieden wie Essen und Trinken. Man muß vom Wein nicht fordern, daß er auch den Hunger stillen soll, und wer, um das zu erreichen, ekelhaft Brot in seinen Wein brockt, mag das Schweinesutter selbst austreffen.

*

Was der Mensch forscht und weiß, ist die Wissenschaft; was der Mensch fühlt und wünscht, ist die Poesie.

*

Ihr habt die Poesie zu etwas Menschlichem gemacht, sie ist aber ein Göttliches; sie ist nicht die Prosa mit einer Steigerung, sondern das Gegenteil der Prosa.

*

Die Prosa ist des Menschen Speise, die Poesie sein Trank, der nicht nährt, sondern erquickt. Man kann aber auch, wie die neuesten Deutschen, Bier trinken, in dem Nahrungsstoffe zur Gärung gebracht sind, wovon man fett wird und noch dazu einen schweren Dusel in den Kopf bekommt.

*

Es besteht die Poesie aus zwei Teilen: Poesie der Auffassung und Poesie der Darstellung; der Roman ist deshalb auch nur höchstens halbe Poesie.

*

Das ist das prosaische Element der neuesten deutschen Poesie: sie bespricht die Gegenstände, statt sie darzustellen.

*

Was die Poesie ausmacht, ist denn doch die Lebendigkeit der Darstellung, der Schwung der Gedanken und der Rhythmus der Sprache.

*

Was Schiller die naive und sentimentale, Schlegel die antike und romantische Poesie genannt hat, wo aber allen diesen Bezeichnungen theils falsche, theils unbestimmte Nebenbestimmungen anhängen, möchte ich die Anschauungs- und Empfindungspoesie nennen.

*

Nicht die Ideen machen den eigentlichen Reiz der Poesie aus; der Philosoph hat deren vielleicht höhere: aber daß die kalte Denckbarkeit dieser Ideen in der Poesie eine Wirklichkeit erhält, das setzt uns ins Entzücken. Die Körperlichkeit der Poesie macht sie zu dem, was sie ist, und wer sie, wie die Neuern, zu sehr vergeistigt, hebt sie auf. — Hierher gehört der Reiz des Bildes, der Metapher, der Vergleichung, und warum z. B. eine Fabel mehr überzeugt, als der ihr zugrunde liegende moralische Satz.

*

Jede poetische Figur enthält eine *contradictio in adjecto* zum deutlichen Beweis, daß die Logik nicht die Richterin der Kunst ist.

*

Als allernotwendigstes Streben hat mir immer geschienen, so wie bei dem gewöhnlichen Menschen Erweiterung, so bei dem ungewöhnlichen Begrenzung; nur so kann in des letztern Wirksamkeit Gestalt kommen und vermieden werden jenes so häufig vorkommende und so zerstörende Zerfließen ins Unermeßliche. Was ich erreichen möchte, wäre: Reines Auffassen in der Idee aller menschlichen und natürlichen Zustände, mit besonnener Resignation über das Weitere, das nur, mit Freiheit aufgefaßt, verschönernd in das erstere hereinstrahlen dürfte.

*

Die unharmonischen Akkorde der Poesie, aus denen man in die entferntesten Leidenschaften ausweichen kann, im Gegensatz der charakteristischen, die nur in die Tonart führen, zu der sie gehören.

*

Les collections d'idées, aux-quelles nous donnons le nom de sentiment. Balzac, le livre mystique T. I, p. 178. Dabei hat der Hanswurst doch etwas gedacht und vielleicht etwas sehr Wichtiges.

Denn die vollendete Form ist es, wodurch die Poesie ins Leben tritt, ins äußere Leben. Die Wahrheit der Empfindung gibt nur das innere; es ist aber Aufgabe aller Kunst, ein Inneres durch ein Äußeres darzustellen.

*

Den Gedanken festzuhalten auch in einem größern poetischen Werke, ist nicht schwer, wenn man die Teile über der Idee des Ganzen vernachlässigen will. Aber mannigfaltig und lebendig bis ins kleinste sein, und dabei doch nie den Grundgedanken aus den Augen zu verlieren, das ist die Schwierigkeit.

*

Eigentlich absurde, aber durch ihr immerwährendes Vorkommen als in der innersten Natur des Menschen begründet anzusehende Vorstellungen, daher für die Philosophie verwerflich, für die Poesie aber von hohem Werte: Strafe der Untat bis ins späteste Geschlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das Schicksal, mit Vorauswissen und Vorausbestimmen gedacht. Die Gottheit leidenschaftlich. Eine von den natürlichen Folgen der Tat verschiedene Nemesis. Wahrsagung. Gespensterglauben. Spezielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück, objektiv gedacht.

*

Wenn man von der neuen Zeit und der Notwendigkeit einer neuen Richtung der Poesie spricht, so fallen mir die Griechen ein, die in der Zeit ihrer wütendsten Demagogie noch immer in ihrem monarchischen Homer das höchste Ideal der Poesie verehrten und sich poetisch von ihm ganz befriedigt fanden. Ja, als alle Dynastengeschlechter gestürzt waren und sie die Freiheit bei Salamis und Marathon mit ihrem Blute erkaufte, wußte sich die neu entstandene dramatische Poesie keinen gemäßerem Gegenstand, als die Schicksale und Großthaten jener Könige

und Machthaber. Den Bedürfnissen der Gegenwart klebt immer etwas Prosaisches an, nur die Erinnerung ist poetisch.

*

Die komische Poesie strebt dem Ideal ebenso nach, wie die ernsthafte. Nur spricht letztere das Ideal aus, indes erstere dasjenige angreift und verspottet, was dem Ideal entgegensteht.

*

Die Poesie der Deutschen hat alle die Fehler, die daraus hervorgehen, daß sie gegen den natürlichen Entwicklungsgang erst nach der Wissenschaft entstanden ist. Lauter Sinn, lauter Sinn! indes die Poesie der Prosa gegenüber doch eine Art Unsinn sein sollte.

*

Warum die Alten besser sind und, bei gleichen Gaben, besser sein müssen, als die Neuere? Weil ihnen das große Feld des Einfachen und Natürlichen auszubeuten frei stand und sie, um neu zu sein (was jeder Schriftsteller will), nicht gekünstelt zu sein brauchten.

*

Man könnte die klassische und romantische Poesie auch als die männliche und weibliche (weibische?) bezeichnen.

*

Die Streitfrage über den Vorzug des Klassischen und Romantischen kommt mir vor, wie wenn ein Hauswirt an der Mittagstafel seine Gäste fragte: ob sie lieber essen oder trinken wollten? Ein Vernünftiger wird antworten: Beides.

*

Das Unterscheidende des Romantischen gegenüber dem Klassischen ist, daß ersteres bloß die Gemüthswirkung bezweckt, gleichviel, auf welche Art sie bewirkt wird; das Interessante, das Geistreiche, das Bedeutende, ja das Häßliche, alles ist ihr willkommen, wenn nur die beabsichtigte Aufregung dadurch hervorgebracht wird. Die alte Kunst aber ging bloß auf das Schöne, d. h. auf jene Gemüthserhebung, die einzig und allein aus dem sinnlich vollkommenen Eindruck entspringt.

*

Es ist das Grundübel der Poesie (der lyrischen besonders) aller neueren (neuesten) Nationen, daß sie sich zur Prosa hinneigt. Nicht dadurch, daß sie trivial wird (das geschah eher in früheren Zeiten), sondern gerade, wenn sie sich erhebt. Ihre höchste Erhebung ist nämlich bis zum Gedanken, indes nichts poetisch ist als die Empfindung.

*

Diese neuere Lyrik ist kein Fluß, in dem man schwimmen kann; sie ist ein Weiher, in dem sich zwar auch Sonne und Sterne spiegeln, der aber durchrannt von Wasserpflanzen ist, gestockt von Gedankenstämmen, besandet mit Niederschlag aller Art, so daß es ohne Waten nicht abgeht. Man kann darin allerdings noch baden, aber schwimmen nicht. Und es schwimmt sich so erquicklich in Gottes freier Luft ohne Arg und besonders Nachdenken!

*

Die älteren lyrischen Dichter der Deutschen unterscheiden sich von den neueren besonders darin: jenen war das lyrische Ganze das Höchste. Um die Continuität des schwellenden Zuges nicht zu unterbrechen, nahmen sie es mitunter mit dem Gedankenreichtum nicht zu genau. Der Gedanke mußte sich dem Ausdruck fügen. Die Neueren setzen sich den Gedanken vor und suchen dann die Einkleidung. Ausdruck und Gedanken sollen aber zugleich geboren werden; wenigstens darf keines vorherrschen.

*

Unterschied von Roman und Novelle: Die Novelle ist das erste Herabneigen der Poesie zur Prosa; der Roman das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie. Jede gute Novelle kann man in Verse bringen, sie ist eigentlich ein unausgeführtes poetisches Sujet; ein versifizierter Roman wäre ein Unding. Daher im Roman die Begebenheiten vielfach vermittelt, in der Novelle positiv auftretend, so daß in ersterm die Ursachen vorherrschen, in zweiter die Wirkungen. Der Roman psychologisch, die Novelle psychopathisch; der Roman, wie schon Goethe bemerkt hat, retardierend, die Novelle fortschreitend.

*

Warum man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll? Weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen anderen Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert, welche, gemischt, sich stören und aufheben: Lyrik, Epos, Drama; Aussicht, Umsicht, Ansicht.

*

Der Heer der deutschen Poesie hat schwere und leichte Reiterei, wie jede Kriegsmacht. Die schwere ist Mann und Roß dichtgepanzert, unangreifbar und undurchdringlich. Das Rüstzeug besteht zwar nur aus vielfältig verdoppeltem Papier und Pappdeckel; aber man weiß, daß ein Buch, Druckpapier oder Manuscript, selbst einer Flintenkugel widersteht. Leider hindert sie das Gewicht des Apparats, weiter zu kommen. Selbst unangreifbar, sind sie auch nicht imstande, zu ergreifen, zu bewegen, zu erobern, zu gewinnen. Unbeweglich stehen sie und schwingen den Flamberg ins Blaue. Was freiwillig in ihre Nähe kommt, wird ihre sichere Beute.

Die leichte Reiterei ist ebenso leicht, als die andere schwer ist. Ihre Armatur klafft von allen Seiten. Unfähig, den Wind zu durchschneiden, werden sie vielmehr vom Windzuge vor sich hergetrieben. Sie besiegen alles, was im jeweiligen Strich der Windrose von ihnen überritten wird.

Der größte Theil der Dichter aber gehört zum Fußvolk. Sie sind zwar wie die Reiter und noch dazu meistens schwer gerüstet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen sich daher, mit den Füßen zu treppeln und dazu in die hohle Faust Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blasen. Die gefeiertsten Dichternamen der neuern Zeit gehören zu dieser Abtheilung. In ihrer Fahne führen sie eine Rose mit einem ganz kleinen p davor.

*

Weh dem Dichter, der sich seinen Stoff und die Behandlung desselben vom Publikum diktieren läßt. Aber weh auch dem, der vergißt, daß seine Aufgabe ist, sein Werk der allgemeinen Menschennatur verständlich und empfindbar zu machen. Von dieser allgemeinen Menschennatur kennen wir aber keinen unzweideutigeren Ausdruck, als die Stimme der allgemeinen Menschheit.

*

Wenn man in den Fall käme, einem recht prosaischen Menschen, besonders einem Monarchen vom gewöhnlichen Schlag, die Nutzbarkeit der Poesie beweisen zu sollen, so wüßte ich es von keiner Seite besser zu tun, als von der, daß sie Bewahrerin des Reiches der Idee ist. Daß aber Ideen von Vaterlandsliebe, Selbstaufopferung u. s. w. in besonderen Lagen des Staates von einigem Nutzen seien, ließe sich wohl noch dartun, selbst dem trockensten begreiflich darzutun. Wollte aber der Mann dann nur jene Poesie gelten lassen, die sich mit der Aufregung solcher nützlicher Ideen beschäftigt, so müßte man ihm vor-

stellen, daß das Vermögen, sich auf die Höhe der Idee zu setzen, geübt und in allen Dingen zur Fertigkeit gebracht werden müsse, wenn man im Notfalle hervorrufen wolle, was man eben braucht. Da könnte nun der Calderonische Satz *los esfuerços humanos llamando uno, vienen todos* ausgeführt werden.

*

Mit der Poesie ist es wie mit den Religionen. Wenn beide einmal ihre Echtheit durch Wunder bewährt haben, muß man über die einzelnen Sätze keine Beweise mehr fordern, sondern an sie glauben.

*

Was nützt der Glaube ohne Werke. Im Kunstsinne genommen.

*

Um recht überzeugt zu werden, wie mißlich es mit dem Theoretisiren über Poesie aussehe und was für schiefe Resultate selbst scharfsinnige Männer herausbringen, braucht man nur jene Briefe Lessings an Mendelssohn zu lesen, wo sie beide über den Zweck und die Idee der Tragödie streiten. Wenn das am grünen Holz geschieht —. Der Teufel hole alle Theorien!

*

Man hat oft gestritten, ob die Wirkung der dramatischen Poesie in der Illusion oder in der mit Bewußtsein verbundenen Idee der Nachahmung liege. Die Wahrheit scheint in der Mitte zu sein. Der Zuschauer muß hingerissen werden, er muß, was er sieht, in einem gewissen Grade für wahr halten oder mit dem *ἔλεος καὶ φόβος* ist's vorbei; aber seinen Zustand muß ein dunkles (ich hätte bald gesagt: bewußtloses) Bewußtsein begleiten, denn wo bliebe sonst das Vergnügen an tragischen Begebenheiten und die Idee der Kunst? Ich stelle mir oft die Wirkung der dramatischen Poesie wie einen Morgentraum, kurz vor dem Aufwachen vor, wo angenehme Bilder um die Stirne gaukeln, uns mit Freude und Schmerz erfüllen, ob schon (wenigstens bei mir) immer der Gedanke dazwischen kommt: es ist ja doch alles nur ein Traum! Aber im nächsten Augenblicke taucht die kaum erwachte Klarheit wieder in die süßen Wellen unter und kommt nur jedesmal, wenn der Eindruck zu stark wird, wieder zum Vorschein.

*

Wenn wir die Aristotelische Definition der Tragödie: δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν gerade so nehmen, wie sie vor uns liegt, so sollte es beinahe scheinen, als ob das bürgerliche Trauerspiel die folgereichste Gattung wäre. Aber besitzen wir denn des Aristoteles Poetik vollständig? Wissen wir denn, ob er nicht gleich von vornherein bei Definition der Poesie überhaupt die Erhebung zum Ideal, über die Wirklichkeit hinaus, zu einer Grundbedingung jeder poetischen Gestaltung gemacht hat, so daß er es, als etwas, das sich ohnehin von selbst versteht, bei der Tragödie hinzusetzen nicht nötig gefunden hat?

*

Die aristotelische κάθαρσις der tragischen Leidenschaften besteht darin, daß durch die Kunst das Gefühl, das diese Leidenschaften mit sich führen, zur Betrachtung erhoben wird.

*

Wenn das Drama in einem Mittelpunkt zusammengeht, so geht das Epos von einem Mittelpunkte aus. Wenn das Verhältniß des Einzelnen im ersten wie das von Mittel zum Zweck ist, so stellt es sich im zweiten mehr als Verhältniß des Theils zum Ganzen dar.

*

Der wesentliche Unterschied der Novelle vom Drama besteht darin, daß die Novelle eine gedachte Möglichkeit, das Drama aber eine gedachte Wirklichkeit ist.

*

Die Ursache, warum das Gräßliche nicht auf der Bühne erscheinen darf, ist, weil es durch seine, ich möchte sagen: physische, Wirkung auf die Nerven sich als ein Wirkliches darstellt. Selbst das Tragische müßte von der Bühne verbannt bleiben, wenn nicht das Bewußtsein, daß es erdichtet sei, es immer begleiten könnte.

*

Gehört nicht vielleicht unter die Gründe, warum ein Seelenschmerz auf dem Theater Wirkung macht, nicht aber auch ein körperlicher, dieser Grund, daß der Schauspieler, sich durch seine Einbildungskraft wohl vollkommen in den erstern versetzen kann, nicht aber auch in den letztern, so daß dieser immer als offenbare Lüge sich darstellt? Ich kann

mich durch die lebhafteste Vorstellung fremden Kammers so sehr rühren lassen, daß ich selbst ein ähnliches Leiden empfinde; wenn ich mir aber einen Bodagrifen noch so lebhaft denke, so werde ich deswegen doch keine Schmerzen in den Füßen empfinden.

*

Offenbar liegt ein Teil des Grundes von dem Wohlgefallen an dem Tragischen in der Poesie auch darin, daß der unbestimmte, formlose Schmerz über die Übel des Lebens durch die bildende Kunst Gestalt bekommt und nun nicht mehr als ein Unbegrenztes in dumpfer Marter, sondern als ein zu überschauendes bei vollem Bewußtsein wirkt. — Das bliebe, meine ich, selbst dann noch übrig, wenn man beim Sprechen über Poesie von der Poesie selbst absähe.

*

Man gefällt sich in neuester Zeit darin, einen Unterschied zwischen Dramatischem und Theatralischem zu machen. Ganz falsch, wie mir scheint. Das echt Dramatische ist immer theatralisch, wenn auch nicht umgekehrt. Das Theater ist der Rahmen des Bildes, inner welchem die Gegenstände Anschaulichkeit und Verhältnis zueinander haben. Über den Rahmen hinaus sind sie nicht mehr mit einem Blick zu umfassen, die Anschauung wird schwächer und verwirrt sich, sie nimmt mehr die Form der epischen Succession als der dramatischen Gleichzeitigkeit und Gegenwart an.

*

Die neuesten Ästhetiker wollen der Stoffe suchenden tragischen Kunst bloß allein die Geschichte antweisen, deren Fakta, als unmittelbare Ausflüsse des Weltgeistes, allein die nötige Tiefe und Würde hätten. Lächerlich! Die Begebenheiten mögen wohl allerdings das Werk des Weltgeistes sein, aber die Geschichte? Was ist denn die Geschichte anders, als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiß Gott ob, Zusammengehörige verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmäßigkeit nach außen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; Absicht findet, wo keine war; Plan, wo an kein Voraussehen zu denken, und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Was anders ist die Geschichte? Was anders, als das Werk des Menschen? Da es nun aber nicht die Begebenheiten, sondern ihre Verbindung und Begründung ist, worauf es dem Dichter ankommt, so laßt ihn in Gottes

Namen sich auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat.

*

Ein historisches Drama in dem Sinne statuieren, daß der Wert desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist ebenso lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere.

*

Die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.

*

Die Handlung unterscheidet sich dadurch von der Begebenheit, daß bei letzterer hauptsächlich auf die Folgen einer gegebenen Lage Wert gelegt wird, bei der Handlung aber auf ihre Ursachen, wo denn freilich wieder die Lage selbst in die Reihe der Ursachen tritt und mit einer letzten Folge endlich abschließt.

*

Der Grund, der dem Schicksal seinen Platz im Drama antweist, ist die strenge Ursächlichkeit, die durch das Wesen des Drama bedingt wird. Alle Ereignisse, die kein unmittelbares Produkt einer freien Willenskraft sind, und die im Epos, abgesondert, als Lauf der Welt, als Zufall gelten, können im Drama nur als Glied einer Kette, als Schicksal (mag man es auch Vorsehung taufen) erscheinen.

*

Man hat öfter über die Bedeutung des Wortes Handlung in poetischer Beziehung gesprochen, und wodurch sie sich vom Ereignis unterscheidet. Eben darin, wodurch sie sich historisch oder ethisch unterscheiden. Handlung ist ein Ereignis, dem Absicht zugrunde liegt. Diese Absicht kann aber entweder in dem Subjekte der Tätigkeit liegen, oder ihrer Tätigkeit von außen entgegengesetzt werden, und zwar wie-

der entweder von einer andern Person, oder von Umständen, die die Form von Absicht annehmen. Letzteres nennen wir Schicksal.

*

Was man Schicksal nennt, muß dem poesielosen neuern Deutschland notwendig unstatthaft erscheinen, da die ganze Idee, abgesehen von einer theilweisen Realität, rein Poesie ist. Ein Anthropomorphismus, eine Personifikation der Naturnotwendigkeit, der von unserm Willen unabhängigen äußern Umstände. Ein Welttropus. Was die äußere Gestalt betrifft, in der diese Figur auftritt, so hängt sie von der Form ab, in der sie der jedesmaligen Zeit geläufig ist.

*

Die heidnische Weltansicht ist die Natursicht, drum zieh' ich sie vor für die Poesie. Die christliche beruht auf Suppositionen. Sie ist daher ihrem Wesen nach bedingt und beschränkt. Wer weiß, ob sie in 300 Jahren noch gilt. Die heidnische wird gelten, so lange die Welt steht und Menschen Menschen sind.

*

Das ist der innere Zusammenhang des Drama, daß jede Szene ein Bedürfnis erregen und jede eines befriedigen muß.

*

Das Publikum fordert unnachsichtlich Eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Kontrolle für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist Leben.

*

Fragt mich aber nun jemand, ob ein Drama eine Idee zur Grundlage haben könne und solle? so antworte ich: warum nicht? vorausgesetzt, daß sich der Verfasser einer großen belebenden Kraft bewußt ist, wie Calderon allenfalls. Die übrigen großen Dichter haben es aber nur selten praktiziert und sind in ihren Hervorbringungen zu Werke gegangen wie ihre große Meisterin, die Natur: Ideen anregend, aber vom lebendigen Faktum ausgehend. Im Anfang war die That.

*

Die Konsequenz der Leidenschaften ist das Höchste, was gewöhnliche Dramatiker zu schildern und gewöhnliche Kunststrichter zu würdigen

wissen, aber erst die aus der Natur gegriffenen Inkonsequenzen bringen Leben in das Bild und sind das Höchste der dramatischen Kunst; nur faßt diese niemand auf, als etwa noch das unbewußte Gefühl der Menge, und der Kritiker höchstens an abgeschiedenen Klassikern auf Autorität.

*

Es ist eine große Frage: ob das zu scharfe Individualisieren der Charaktere, wie wir es bei Shakspeare finden, dem dramatischen Effekt nicht schädlich ist. Der Mensch verschwindet in eben dem Verhältnisse, in welchem das Individuum hervortritt.

*

Die Kunst des Schauspielers hat drei Stufen: eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen, und das Wesen einer Rolle anschauen.

*

Man eifert jetzt gegen die Deklamation im versifizierten Trauerspiele. Man kann allerdings die Emphase zu weit treiben, darf aber auch nie vergessen, daß der Vers die Mitte zwischen der Rede und dem Gesange ist.

*

Für den dramatischen Dichter ist das Theater das, was für den Maler der Rahmen ist.

Zur Musik.

Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämmtlich unter dem Namen „der Kunst“ zusammenzufassen. So viel Berührungspunkte sie unter sich allerdings wohl haben, so unendlich verschieden sind sie in den Mitteln, ja in den Grundbedingungen ihrer Ausübung. Am schlimmsten ist hierbei die Musik weggekommen. Den Verfertiger eines Tonwerks „Tondichter“ zu heißen, ist nicht um ein Haar vernünftiger, als wenn ich einen Dichter „Wörtermusikant“ nennen wollte.

*

Wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisieren wollte, so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik vom Sinnenreiz, vom Nerven-

spiel beginnt und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indes die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erst das Sinnliche theilnehmen läßt; der Weg beider ist daher gerade der umgekehrte. Die eine Vergeistigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geistigen. Aus diesem theoretischen Unterschiede ergibt sich nun aber ein wichtiger praktischer, in bezug auf den Gebrauch des Häßlichen nämlich. Die Poesie darf das Häßliche (Unschöne) schon einigermaßen freigebig anwenden. Denn da die Wirkung der Poesie nur durch das Medium der unmittelbar von ihr erweckten Begriffe an das Gefühl gelangt, so wird die Vorstellung der Zweckmäßigkeit den Eindruck des Häßlichen (Unschönen) von vornherein insoweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegensatz sogar die höchste Wirkung hervorbringen kann. Der Eindruck der Musik aber wird unmittelbar vom Sinn empfangen und genossen, die Billigung des Verstandes kommt zu spät, um die Störungen des Mißfälligen wieder auszugleichen. Daher darf Shakespeare bis zum Gräßlichen gehen, Mozarts Grenze war das Schöne.

*

Drei Hauptunterschiede im Wesen der Musik und Poesie müssen notwendig auch eine große Verschiedenheit in den Gesetzen ihrer beiderseitigen Hervorbringungen veranlassen. Diese sind:

Erstens, daß eine Verbindung von Tönen gefallen, ja sogar auf das Gemüt wirken kann, ohne daß man sich etwas dadurch Ausgedrücktes dabei bestimmt zu denken braucht, was bei Worten nicht der Fall ist, die immer nur durch ihren Sinn wirken.

Zweitens, daß die Worte zunächst auf den Verstand und höchstens durch ihn auf die Sinne, die Töne aber zunächst auf die Sinne und nur durch sie und höchst entfernt auf den Verstand wirken.

Drittens, daß Töne nur höchst allgemein und vag bezeichnen, und zwar fast allein Gefühle, nie Sachen; indes das Wort mit der Schärfe des Begriffes bezeichnet. Ich möchte ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Grenzen der Musik und Poesie schreiben.

*

Der oft gebrauchte Satz: die Musik ist eine Poesie in Tönen, ist ebensowenig wahr, als es der entgegengesetzte sein würde: die Poesie ist eine Musik in Worten. Der Unterschied dieser beiden Künste liegt nicht bloß in ihren Mitteln; er liegt in den ersten Gründen ihres Wesens.

*

Vergißt man denn immer bei Vergleichung der Poesie mit Worten und mit Tönen (Dichtkunst und Musik), daß das Wort bloß Zeichen, der Ton aber, nebstdem, daß er ein Zeichen, auch eine Sache ist?

*

Ein Gegenstück zu schreiben zu Lessings Laokoon: Roffini, oder über die Grenzen der Musik und Poesie.

Es müßte darin gezeigt werden, wie unsinnig es sei, die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie zu machen und zu verlangen, daß erstere, mit Verleugnung ihrer eigentümlichen Wirkksamkeit, sich darauf beschränke, der Poesie unvollkommen nachzulassen mit ihren Tönen, was diese deutlich spricht mit ihren Begriffen.

Es müßte darauf aufmerksam gemacht werden, um wieviel und worin der Kreis der Musik weiter ist und worin enger; wie verschieden die Art ihrer Wirkung ist, bei der Musik zuerst als Sinn- und Nervenreiz, nur mittelbar den Verstand berührend; bei der Poesie erst durch das Medium des Verstandes auf das Gemüt wirkend. Wie die Musik als eine für sich bestehende Kunst ihre eigenen, an Regeln gebundenen und in ihrer eigenen Wesenheit gegründeten Bedingungen habe, die sie niemanden, auch der Poesie zuliebe nicht, aufgeben kann und darf; daß sie, wenn sie ein Thema aufgefaßt hat, es organisch ausbilden und zu Ende führen muß, die Poesie mag auch dagegen einwenden, was sie will. (Hier darauf hingedeutet, wie selbst die größten, ja darunter die denkendsten Tonsetzer in ihren Opern das vielmalige Wiederholen einzelner Worte und Sätze, ja oft ganzer Stellen, zum großen Skandal der Dichter, nicht aufgeben wollen.) Als Grundsatz gelte: Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus ist jede dramatisch-musikalische Komposition Unsinn — sondern vom Gesichtspunkte der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenem, erklärendem Texte. Ballettmusik wäre eigentlich der Triumph der Tonkunst, wenn sie einmal aus sich herausgeht, vorausgesetzt, daß wir nämlich eigentliche Ballette hätten und nicht Gaufler-sprünge.

*

Die Poesie will den Geist verkörpern, die Musik das Sinnliche vergeistigen. Darin liegt beider Wesen und der Grund ihrer Verschiedenheit. Seiner Basis kann aber nichts Fortschreitendes ungestraft mitrennen werden, darum auch nie die Poesie dem Begriff, und die Musik nie dem Sinne.

*

Betrachtung der ersten Elemente, die in der Musik zum Ausdruck der Leidenschaft und Empfindung liegen. Das Laute und Leise. Das Wohlklingende, das ganz oder zum Teil Übelklingende, das Schnelle, das Langsame der Bewegung nach. Das Gebundene, ligato, das Abgestoßene, staccato, das Weiche, das Harte (moll und dur), das Lang- und Kurzwährende (der Dauer des Ganzen nach), das Leichtschichtwickelnde, das Gehemmte und sich selbst Hemmende, das mit leicht erkennbarem Takt, das scheinbar Taktlose. Die eigenthümliche Natur der vier Stimmen: Sopran, Alt, Tenor, Baß; das Eigenthümliche der Instrumente, das Solo, das Tutti; der ungezierte Ton, die Koloratur; das Ausharren im Grundton, die Ausweichung. Die Vorbereitung, der Sprung. Die Bewegung nach aufwärts oder nach abwärts. Das più mosso, das ritardando, die Pause, die Fermate, das inganno. Die Farbe der Tonart \sharp oder \flat , die Taktart zwei- oder dreigetheilt, die Wiederholung mit oder ohne Veränderung.

*

Wenn man über den Unterschied der französischen und italienischen Opernmusik urtheilen will und über das Charakteristische und Nichtcharakteristische, das in ihnen herrscht, so muß man sich vor allem auf den Standpunkt setzen, von dem aus beide Nationen das Verhältnis des Textes zur Musik betrachten. Dem Franzosen soll die Musik die Wirkung der Worte verstärken, weshalb er auch auf seine Opernbücher viel Fleiß verwendet und der Wert oder Unwert des Gedichtes mehr als zur Hälfte sein Urtheil über die Oper bestimmt; dem Italiener gelten die Worte kaum mehr, als eine Überschrift über das Tongemälde des Komponisten, weshalb auch ihre Bücher schlecht und bloß darauf berechnet sind, dem Tonsetzer Gelegenheit zu effectvollen Musikstücken zu geben.

*

Es wird keinem Opernkompositeur leichter sein, genau auf die Worte des Textes zu setzen, als dem, der seine Musik mechanisch zusammensetzt; da hingegen der, dessen Musik ein organisches Leben, eine in sich selbst gegründete innere Nothwendigkeit hat, leicht mit den Worten in Kollision kömmt. Jedes eigentlich melodische Thema hat nämlich sein inneres Gesetz der Bildung und Entwicklung, das dem eigentlich musikalischen Genie heilig und unantastbar ist, und das er den Worten zu Gefallen nicht aufgeben kann. Der musikalische Prosaisit kann überall anfangen und überall aufhören, weil Stücke und Theile sich leicht versetzen und anders ordnen lassen; wer aber Sinn für ein

Ganzes hat, kann es nur entweder ganz geben, oder ganz bleiben lassen. Das soll nicht der Vernachlässigung des Textes das Wort reden, sondern sie nur in einzelnen Fällen entschuldigen, ja rechtfertigen. Daher ist Rossinis kindisches Getändel doch mehr wert als Mosels profaische Verstandesnachäffung, welche das Wesen der Musik zerreißt, um den hohlen Worten des Dichters nachzustoßern; daher kann man Mozarten häufig Verstöße gegen den Text vorwerfen, Glucken nie; daher ist das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nichttraurigkeit, der Schmerz durch Nichtlustigkeit, die Milde durch Nichthärte und der Zorn durch Nichtmilde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung durch Trompeten und Pauken mit obligaten Kontrabässen ausgedrückt wird. Der Situation muß der Tonsetzer treu bleiben, den Worten nicht — wenn er bessere in seiner Musik findet, so mag er immer die des Textes übergehen. Dies führt wieder auf den schon öfter bemerkten Unterschied zwischen Singspiel und Oper. Im erstern (wozu fast alle Opern des wahrhaft großen Gluck gehören) dient die Musik dem Text, in der zweiten ist der Text die Unterschrift des musikalischen Bildes.

*

Wäre die Musik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gauklerversuch, mit andern, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln das zu erreichen, was der andre leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat. Oder soll dadurch der Eindruck des Gedichtes verstärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine sind, wie z. B. bei italienischen Operntexten; aber dann enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken und hört auf, zu klagen, daß nur schlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber das alles ist's nicht. Sämtliche Künste, wenngleich aus gemeinschaftlicher Wurzel entsprossen, sind streng geteilt in ihren Gipfeln. Wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da soll der Musiker mit seinen Tönen eintreten. Wer keine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel zurückziehst, wer keine Kraft kennt, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen: er mag der letztern den Vorrang geben — und ich glaube, sie verdient ihn auch, wie ihn das Mannesalter

verdient vor der Kindheit — aber er wird auch der erstern ihr eigenes, unabhängiges Reich zugestehn und beide wie Geschwister betrachten und nicht wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

*

Die von einer Oper eine rein dramatische Wirkung fordern, sind gewöhnlich jene, die dagegen auch von einem dramatischen Gedichte eine musikalische Wirkung begehren (d. i. Wirkung mit blinder Gewalt).

*

Es heißt, man will die Instrumentalmusik in den Kirchen verbieten. Damit ist erstens das Todesurtheil über die Musik ausgesprochen, die einzige geistige Bestrebung, in der Oesterreich noch bis vor kurzem in der Welt einen Rang eingenommen hat. Die ausübenden Musiker werden ihren Unterhalt verlieren; die Dorfschulmeister werden sich nicht mehr mit den Regeln des Satzes und der Begleitung beschäftigen, der katholische Süden wird musikalisch mit dem protestantischen Norden in eine Reihe treten. Ja, aber der Papst ist gegen die Instrumentalmusik in den Kirchen! Der Papst, dessen Ansehen in Glaubenssachen allerdings entscheidend ist, kennt die deutsche Kirchenmusik nicht, er kennt nur die italienische, die Opernarien und Militärmärsche während der heiligen Handlung spielt und dadurch allerdings revoltant wird. In Deutschland hat man einen Kirchenstil, der in seiner größern oder mindern Strenge dem Ohr der großen Masse nicht sehr schmeichelt, und wenn in den Hauptstädten wohl ein Theil der sogenannten Musikkenner vielleicht nur der Musik wegen in den Gottesdienst geht, so fühlt dagegen in den kleinern Orten der schlichte Einwohner sich durch die Musik nicht zerstreut, vielmehr gesammelt, erhoben und in seiner Andacht unterstützt. Ihr wollt die Musik wegnehmen? Warum nicht auch die Bilder? Warum nicht die Pracht in der Ausschmückung der Kirchen, der Gewänder und Aufzüge? Warum nicht so manche fromme Zeremonie, denen von den Andersgläubigen etwas Dramatisches, ja Theatralisches vorgeworfen wird? Entkleidet den Katholizismus nicht seiner Kunstgewänder, der Protestantismus ist nackt.

*

Merkwürdig ist die große Vorliebe Napoleons für die Musik. Große Orchestermusik aber mißfiel ihm. Nebst der militärischen, die ihm wahrscheinlich die sie begleitenden Erinnerungen lieb machten, zog er sanfte Musik, italienischen Gesang allem andern vor. Dann schien er sich

ganz dem Genuß zu überlassen; aber diese Musik mußte immer gleichsam von einer Farbe sein; kein Instrument durfte vorherrschen und kein Forte vorkommen. „Meine Herren, ich will nur einen Tonhauch,“ sagte er oft. Ein sanfter Ton hatte überhaupt einen großen Reiz für ihn, und eine Person, deren Stimme seinem Ohr schmeichelte, mißfiel ihm selten. Wenn aber ein Name übel lautete, so kauete er ihn gleichsam zwischen den Zähnen und sprach ihn niemals gehörig aus. (Memoiren Josephinens.)

Überhaupt mögen wohl alle bedeutenden Menschen die sanfte und somit die italienische Musik jeder andern vorgezogen haben. Leute, die zu denken imstande sind, mögen dafür aber über nichts denken, als etwas des Denkens Wertes dabei herauskommt. Sie suchen die Musik als ein Befähigungsmittel; Toren lieben zusammengesetzte Musik zur Erregung.

*

Sind die Molltonarten nicht die Weiber der Musik? die sich von ihrem Vater (der Durtonart, von der sie entstanden) trennen und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Durtonart ihrer nächsten Verwandtschaft) annehmen!

*

Ist diese wohltemperierte Stimmung der neuern Musik nicht wie ein wohltemperierter Staat? Die armen einzelnen Terzen und Quinten müssen so viel ab- und zugeben, damit nur das Ganze einen irgend erträglichen Zusammenklang erhält! Was werden die interessanten Kinder alltäglich, wenn sie, als Erwachsene, unter dem Stimmhammer der geselligen Verhältnisse durchgegangen sind! Arme zweite Stufe mit deinen verstümmelten Gliedmaßen; noch ärmere siebente, über deine geräberte Quint! Ist denn nur das im Menschen etwas, was dem andern nützt? Ist denn nicht jede Realität ein Vorzug?

*

Wenn eine Violine saite gestrichen wird, so klingen die Saiten einer daneben liegenden unberührten Geige mit. Wie, wenn ein ähnliches Nachleben unserer Nerven Ursache an der so großen Wirkung der Musik wäre? Bei mir wenigstens liegt gewiß so etwas zugrunde; denn ich darf nur einen Ton hören, ohne noch Melodie zu unterscheiden, so gerät schon mein ganzes Wesen in eine zitternde Bewegung, deren ich nicht Herr werden kann.

*

Beethovens nachtheilige Wirkungen auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen nicht genug zu schätzenden Wertes:

1. Leidet das erste und Haupterfordernis eines Musikers, die Feinheit und Richtigkeit des Ohrs, unter seinen gewagten Zusammenstellungen und dem nur gar zu oft eingemischtem Tongeheul und Gebrüll.

2. Durch seine überlyrischen Sprünge erweitert sich der Begriff von Ordnung und Zusammenhang eines musikalischen Stückes so sehr, daß er am Ende für alles Zusammenfassen zu lose sein wird.

3. Macht sein häufiges Übertreten der Regeln diese als entbehrlich scheinend, indes sie doch die Aussprüche des gesunden, unbefangenen Sinnes, und als solche unschätzbar sind.

4. Substituiert die Vorliebe für ihn dem Schönheitsfinne immer mehr den Sinn für das Interessante, Starke, Erschütternde, Trunkennmachende: ein Tausch, bei dem, von allen Künsten, gerade die Musik am übelsten fährt.

Zur Literatur.

Das Hervorziehen altgermanischen Wesens und dessen Gegenüberstellung einem weit verfeinerten, aber auch mannigfach ausgearteten Zustande, das gegenwärtig die deutschen Schriftsteller so sehr beschäftigt, ist nichts Neues; schon Tacitus hat es getan. Aber der weise Römer suchte für seine Zeitgenossen in jener Schilderung biederer Roheit höchstens Arznei für das Uebermaß, indes unsere Neu-Altdeutschen darin Nachahmung für das Bedürfnis zu finden glauben.

*

Dasjenige, was die neuere Welt von der ältern unterscheidet, ist vornehmlich das Gefühl einer unbestimmten Sehnsucht, das der erstern eigen ist und letzterer beinahe ganz unbekannt war. Die erste Quelle dieses Gefühls ist ein Tätigkeitsbetrieb ohne Wirkungsfreis. So lange es noch einen Staat gab oder vielmehr ein Volk, hatten alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes ihren Zweck, oder wenigstens ihre Richtung, und von Zeit zu Zeit eintretende, außerordentliche Vorfälle gaben auch der Begeisterung ein sfogo. Als der Verbrauch nach außen aufhörte, wendete sich die beste Tätigkeit nach innen. Wer aber einmal die Süßigkeit des Umgangs mit sich selbst genossen hat, kehrt nicht mehr zurück. Wie der selbst sich Befleckende zuletzt die Weiber flieht, flieht der sich selbst Beschauende die Welt. In

seinem Innern ist er Herr und König. Alles fügt sich nach seinem Sinne, und selbst was sich nicht fügt, was ihm widersteht, ihn quält, ist doch wenigstens sein Gedanke, sein eigenes Werk. Auch Selbstverdamnung ist noch immer süß; denn wird dadurch der Mensch als Verdammter erniedrigt, so ist ja doch der hochstehende Verdammende wieder er selbst. So lebt er in einer eigenen Welt, unwidersprochen, alles gebietend, alles nach eigenen Gesetzen denkend.

Dieses süße Schalten führt nun endlich zum eigentlichen, unmittelbar letzten Quell des Übels: dem Bedürfnis starker Eindrücke. Mit einer unendlich erhöhten Reizbarkeit haben die sogenannten gemeinen Genüsse ihr Anziehendes verloren, und der Mensch findet zuletzt nichts mehr, was ihn befriedigt. Ohne Tatkraft voll Tatendurst; voll Reiz zum Genuß ohne Sinn dafür; voll Gedanken ohne Wollen: das ist der Zustand eines solchen Menschen, einer solchen Zeit, daher jene Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, dem man zu viel Ehre antut, wenn man es aufs Religiöse bezieht, da es eigentlich nichts ist als die Sehnsucht nach einem neuen Reiz, der imstande wäre, den Überreizten zu reizen. Die Deutschen applizieren sich alle zehn Jahre ein neues Zugpflaster und werden darin so lange fortfahren, bis sie ein äußeres praktisches Interesse bekommen haben, wie die Engländer, die von jener romantischen Sehnsucht am entferntesten geblieben sind, eben weil sie praktische Interessen haben. Daher weh jedem Volke, daß sich mit der deutschen Literatur befaßt. Sie wird ihre eigene verschlingen, und Fasler und Querköpfe werden die Frucht sein. Die deutsche Literatur ist die des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon ist die englische davon angesteckt, die französische im Begriffe zu folgen. Die deutsche Literatur entnervt. Für uns ist sie die beste, weil wir keine andere haben können; aber jeder Fremde soll sich davor hüten. Gebt aber nur den Deutschen rein praktisches Interesse, und sie werden nach außen und nach innen sein, was sie sollen und was sie können.

*

Aus Uhrmachern sind die Deutschen mathematische Instrumentenmacher geworden, welche die Instrumente machen, mit denen man Uhren macht, und wenn zuletzt die Uhrmacherkunst ganz verloren ist, wird niemand mehr wissen, wieviel die Zeit ist.

*

Die Deutschen sind und waren eine grüblerische Nation. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich ihre ganze Kunst und Wissenschaft erklären.

*

Die Deutschen meinen, es sei überall mit einem Wissen getan. Die Kunst beruht aber auf einem Können.

*

Inhalt! Inhalt! Was kann der Dichter für einen Inhalt geben, den ihm der denkende, fühlende Leser nicht überbietet? Aber die Form ist göttlich. Sie schließt ab wie die Natur, wie die Wirklichkeit. Über das wahrhaft Vorhandene geht kein Gesund=Organisierter hinaus. Durch die Form beruhigt die Kunst und ist allem Wissen überlegen.

*

Das ist das Unglück der Deutschen als Schriftsteller, daß keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt. Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst.

*

Ein Werk nenne ich eine Hervorbringung, die so viel inneres Leben oder innere Wahrheit hat, um wenigstens mehrere der wandelbaren Gefühls- und Meinungsphasen der Zeit zu überdauern. Was aus einer Zeitrichtung entsteht und mit ihr untergeht, ist nur Flugschrift, und wenn es dreißig Bände stark wäre,

*

Die Deutschen haben die Poesie mit der ganzen Prosa angestückt und freuen sich sehr über die Erweiterung des Gebietes.

*

Eines der größten Übel der deutschen Literatur ist, daß niemand bei seinem Fache bleibt. Jeder sucht seine Grenzen auszudehnen, so weit als möglich. Jeder wälzt seinen Teig nach Leibeskräften, und indem er nach den Enden zu immer ausgedehnter wird, wird er immer dünner in der Mitte, bis er endlich reißt und die Lücken im Innern entstehen, die man nach außen vermeiden wollte. Was man von einer allseitigen Bildung sagt, ist ganz gut; aber eine allseitige Tätigkeit gibt es nicht.

Freilich hat gerade diese Vermischung der Fächer in neuester Zeit der deutschen Literatur großes Ansehen im Auslande verschafft. Wenn ein armer fremder Dichter ein nenddeutsch poetisches Werk liest und ein Siderallicht von weltphilosophischen, welthistorischen, psychologischen, politischen, magischen, artistischen Halbbheiten ihm entgegenstrahlt, muß

er freilich verblüfft werden und mit der Natur zürnen, die ihn zu nichts als zum Dichter gemacht hat; wie anderseits der Gelehrte, der den festen Boden seiner Wissenschaft verschwinden und sich in die hängenden Gärten des Idealismus versetzt sieht, wo statt der Distel des Begriffs die Blume der Inspiration wuchert und es keine Schlösser gibt, sondern nur Schlüssel — ein solcher wird gleichmäßig die Stirn auf die Erde schlagen und ausrufen: Herr, ich bin nicht würdig.

*

Der Deutsche hat vor nichts Respekt, als was er nicht versteht. Nun hat er wohl insofern recht, daß das Höchste, Letzte allerdings bis auf einen gewissen Grad unverständlich sein muß; aber deshalb annehmen, daß alles Unverständliche auch hoch oder tief sein müsse, ist viel schlimmer, als den Verstand als letztes Maß aller Dinge annehmen.

*

Die Schriftsteller fehlen gewöhnlich nach zwei Seiten: die einen sind so verliebt in ihre eigenen Gedanken, daß sie auf das Publikum gar keine Rücksicht nehmen. Ein großer Fehler; denn man denkt für sich, schreibt aber und läßt drucken oder aufführen für andere. Die zweite Klasse will nur dem Publikum gefallen. Da läßt sich denn schwer voraussagen, was dem Publikum jederzeit und überall gefallen wird, nebstdem, daß dieses Verfahren geradezu zur Gemeinheit führt. Das Wahre ist, die Moralregel des Christentums: was du nicht willst, daß dir ein anderer tue, das tue ihm auch nicht, geradezu auf die Poesie anzuwenden und sich beim Schreiben zu fragen: würde dir das gefallen, wenn es ein anderer schriebe?

*

(Nationalliteratur.)

Geschrei von Nationalität in Deutschland. Was man als Gebot ausspricht, hat man nicht. Völker, die Nationalität haben, sprechen nicht davon, Engländer, Spanier, Franzosen.

Nationalität ist bei den Völkern, was der Charakter bei den einzelnen. Bei dem Charakter zu unterscheiden, ob er gut oder schlecht sei. Der schlechte muß verbessert und so weit als möglich aufgegeben werden.

Die Logik, das Recht, die Moral, die Religion begehren von allen das nämliche. Bei zunehmender Bildung werden sich die Menschen daher immer ähnlicher.

Zugleich liegt es im Wesen der Bildung, sich jedes Vortreffliche möglichst anzueignen.

Die Nationalität in schärfster Ausprägung setzt daher einen Zustand der Noheit und Isolierung voraus.

*

Die Deutschen haben bei der kritischen Beurteilung dichterischer Werke eine widerwärtige, weil völlig geistlose Gewohnheit. Erstens legen sie immer einen ungeheuren Maßstab an. Sie sagen nicht: dieser Mensch ist groß, denn er hat fünf Schuh, fünf Zoll, sondern er ist klein, denn er hat weniger als eine Klafter. Wer aber die Größe überall als Forderung anbringt, zeigt nur, daß er ihr Wesen und ihre Würde nicht erkannt hat, die beide durch die Seltenheit des Großen bedingt sind. Was dieses Verfahren aber außer dem Widerwärtigen auch völlig geistlos macht, ist, daß sie die Idee, die ihnen den Maßstab der Beurteilung abgeben muß, nicht aus sich selbst, nicht aus ihrem eigenen Denken und Empfinden nehmen, sondern anders woher, aus einem Buche, aus einem Mode gewordenen Zeitgeschwätz, so daß ihnen von dem riesenhaften Grundsatz nichts gehört, als die Abgeschmacktheit der Anwendung. Sie sollten doch bedenken, daß der Verfasser des beurteilten Werkes das von ihnen gelesene Buch auch gelesen; daß er das moderne Zeitgeschwätz auch vernommen hat, so daß, wenn er Lust gehabt, er leicht ebenso weise und gigantisch hätte sein können, als sie sich selbst vorkommen.

*

Wir sind alle verdorben, wir neuern deutschen Dichter, durch unser ewiges Lesen der ältern, der fremden. Wir wissen kaum mehr, wie sich die Empfindung bei unsern Zeitgenossen äußert. Wir lassen sie (die Empfindung) Sprünge machen, wie sie sie heutzutage nicht mehr macht. Wir empfinden mit Abstraktion. Daher weiß sich das Publikum im Theater nicht mehr zurechtzufinden, und nur Stümperwerke oder die unbewußten Versuche der Anfänger gefallen. Hier nämlich kann das Publikum folgen, indes die sogenannten Meisterwerke sich ihm wie Rechenexempel darstellen. Schiller war der letzte populäre, eigentliche Dichter, und selbst der Wortüberfluß, den ihm der lesende Kritiker zum Vorwurf macht, ist für den Zuschauer die vermittelnde Brücke, mittels deren er die Höhen der schwierigsten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt ohne Anstrengung erklimmt. Shakespeare hat uns Neueren alle verdorben.

*

(Dante.)

Wir ist auf der Welt nichts zuwiderer, als die weithergeholten Deutungen dichterischer Werke. Ein guter Dichter ist imstande zu sagen, was er will; und was er mit Absicht verbirgt, soll man nicht gewaltsam hervorziehen, am wenigsten aber als Hauptsache in den Vordergrund stellen. Die Poesie ist eben die Gestaltung des Gedankens. Der Gedanke geht zwar immer über die Gestalt hinaus, aber das Nächstliegende, Natürlichste ist immer das Wahrste. Ich dehne das sogar bis auf Dante aus, dessen *Inferno* mich entzündt, wie alle Welt, dessen *Purgatorio*, vor allem aber sein *Paradiso*, mir immer Langesweile gemacht hat.

Da soll denn alles allegorisch sein, indes doch das meiste nur bildlich ist.

Das Ganze ist eine Vision, in der alles Gesehene als wirklich angenommen wird. Weder bei den Erscheinungen in der Hölle, im Fegefeuer und Himmel ist etwas anderes zu denken, als was gesagt wird. Virgil ist der Schatten des wirklichen Dichters Virgil, Dantes Muster und Vorbild, höchstens dem Volksglauben gemäß mit einer kleinen Beimischung von Zauberer; Beatrice ist die wirkliche Beatrice, nur, seit sie, neun Jahre alt, gestorben ist, gewachsen in Reinheit und Frömmigkeit, so daß sie als ein bevorzugtes Muster aller Tugend gelten kann.

Selbst die Tiere zum Anfang sind, wenn einmal das Ganze eine Wanderung darstellt, eben wilde Tiere, wie sie einem Wanderer in einem einsamen Walde wohl begegnen. Es ist von ihnen nichts gesagt, was diesem wirklichen Tiercharakter nicht entspräche, und wenn man statt ihrer etwas anderes dächte, etwas hinzufügte oder wegließe, so wäre das Bildliche des Ganzen zerstört. Daß Dante selbst etwas anderes dabei dachte, ist wohl kein Zweifel, aber schon daß man nicht merkt, was, nimmt der Allegorie ihren Stachel. Letzteres geht wohl zu weit, aber am Ende könnte man jedes Bild zu einer Allegorie stempeln.

*

Dantes großes Wiegenlied, mit dem er seine Leidenschaften und das Gefühl seines Unglückes einschläferte. In der Hölle ist sein Haß, im Fegefeuer seine Sehnsucht und im Paradiese seine Resignation. Das Metaphysische und Unkörperliche der letzten Abteilung drückt nur symbolisch aus, daß ihm kein anderer Trost mehr geblieben war, als die Studien, an deren Spitze freilich nach damaliger Art die scholastische Theologie stand.

*

(Racine.)

Racine, ein so großer Dichter, als je einer gelebt hat, mußte eben dafür büßen, an die Scheidegrenze der Mittel- und neueren Zeit hingestellt zu sein, wo die heroischen Leidenschaften des Mittelalters noch fortglimmten, indes ein schauprunkender König beschlossen hatte, keiner von ihnen ferner Spielraum zu geben, als jener Minne, die durch Förmlichkeit längst zur Galanterie herabgesunken war. Fünfzig Jahre früher, und der Dichter hätte all jene Tapferkeit, Haß, Blutrache, Herrsch- und Ruhmsucht in ihrer ursprünglichen Gewalt dargestellt; fünfzig Jahre später, und er hätte sie schon so abgeschwächt gefunden, daß er sich seiner Neigung für sanftere Empfindungen unbedingt hätte überlassen können. So aber finden sich jene herben Elemente in dieses süßliche Medium eingetaucht. Und das ist sein Fehler, aber auch sein einziger.

*

Punkte, worin es die Franzosen in der Literatur den Deutschen voraussetzt:

Logik,

Wärme,

Natur,

Praktischer Sinn,

Männlichkeit (nicht insofern sie dem Weibischen, sondern insofern sie dem Knabenhaften entgegengesetzt ist, denn weibisch oder gedehnt sind sie oft).

*

Die neuesten Franzosen verstehen wenigstens einen Stoff lebendig zu machen und stehen dadurch der Kunst immer näher als die Deutschen derselben Periode, die den bestgewählten Stoff in der Ausführung töten.

*

Der Franzose will seinen Leser unterhalten, der Deutsche, der neuere nämlich, will ihn immer belehren. Ich bin jedem dankbar, der mich unterhält; wenn mich aber jemand belehren will, so seh' ich mir den Meister vorher zweimal an.

*

(Shakespeare.)

Was das Eigentlichste von Shakespeares Geist ausmacht und ihn von allen andern Dichtern unterscheidet, ist: daß die empfangende oder

reproduktive Seite seiner Natur die produktive weit überwiegt, oder, um es handwerksmäßig auszudrücken, daß der Schauspieler in ihm so tätig ist, als der Dichter. Die produktive Phantasie gestaltet und ist daher leicht mit einer Oberfläche befriedigt; die empfangende Natur aber geht als Empfindung in die Tiefe, und als Phantasie bildet sie zu dem gegebenen Ganzen das Einzelne und Stetige aus. Beide Seiten müssen wohl in jedem Dichter vereinigt sein, aber ihn nötigte der Schauspieler, sich mit den Personen und Situationen zu identifizieren und aus ihnen herauszudichten, statt in sie hinein. Er hat seine Personen gelebt, als er sie schrieb, und er war ebensosehr der Gesamtschauspieler seiner Stücke, als ihr Dichter, welches letztere Amt er der Geschichte oder der Novelle, meistens sogar einem früheren Schauspieler überließ, von denen er kaum abwich und sie nur im Innern bereicherte und erfüllte. Wie wenig er ein Dichter im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, zeigen seine ersten lyrisch-epischen Versuche, die durchaus verfehlt sind. Venus und Adonis, bei einzelnen Schönheiten, plump bis zum Widerlichen, die Lucretia spitzfindig und gemacht. Erst als er als Schauspieldirektor anfang, Stücke für sein Theater zuzurichten, kam unbewußt sein eigentlicher Genius über ihn, und er ward der größte Dichter der neuern Zeit, indes er glaubte, nur sein Brot zu verdienen.

*

Im Aufsatze über Shakespeare:

1. Er hatte keine Muster und Vorbilder. Er mußte alles selbst erfinden. Seine Form ist daher mehr natürlich, als kunstgemäß.

2. Er folgt immer genau seiner Erzählung, das Interesse des Stückes dauert daher nur so lange, als das Interesse der Erzählung.

3. Aus demselben Grunde ist er (mit Ausnahme der historischen Stücke) immer märchenhaft, d. h. ohne Berücksichtigung der prosaischen Wahrscheinlichkeit.

4. Er ist immer auf dem Wege der Natur, überspringt aber auf ihrem Wege häufig ihre Stufen.

*

Es dürfte Shakespearen vielleicht gegangen sein, wie dem Petrarca. Dieser erwartete den Nachruhm von seinen lateinischen Gedichten, legte also auf seine Sonette geringeren Wert, indes die Nachwelt erstere vergessen hat und nur die Sonette im rühmlichen Andenken behielt. Ebenso wäre möglich, daß Shakespeare seinen epischen und lyrischen Gedichten einen Vorzug vor seinen dramatischen Arbeiten gab, da er

es dort mit den Gebildeten zu tun hatte, im Drama aber sich dem Geschmack eines mitunter ungebildeten Publikums fügen mußte. Die Stelle im Hamlet, wo dieser eine höchst schwülstige Tirade aus einem Trauerspiele als musterhaft rezitieren läßt, deutete auf so etwas hin. Meinte er vielleicht, wie Lope de Vega, die Regeln einsperren zu müssen, um sich seinen Zuschauern zu fügen, und war er ungehalten darüber, eigentümliche Meisterstücke geschaffen zu haben, statt Abklatsche von den Tragödien des Seneca? Man sage nicht: Shakespeare werde nicht blind gegen seine eigenen Vorzüge gewesen sein. Was der Mensch am vortrefflichsten gemacht hat, das meint er gerade recht gemacht zu haben, und Shakespeare wollte vielleicht nur als Schauspieler und Schauspiel-direktor sein Brot verdienen und seinem Publikum gerecht sein, indes er in Tiefen der menschlichen Natur hinabstieg, die seinem durchdringenden Geiste eben nichts als Oberflächen waren. Daß er fast immer nur fremde Stücke bearbeitete und überarbeitete, konnte auch dazu beitragen, ihm und seinen Zeitgenossen den Gesichtspunkt zu verrücken. Letztere haben ihn ja, unmittelbar nach seinem Tode, hinter Beaumont und Fletcher zurückgesetzt. Was mich aber am meisten in dieser Meinung bestärkt, ist das Manierierte und Spitzfindige, ja Kalte in seinen lyrischen und epischen Gedichten, wo es in seiner Macht stand, lediglich dem zu folgen, was er für Schönheit und Kunst hielt.

*

Shakespeares Zeit hatte von ihm keineswegs die große Meinung, die wir haben. Wenigstens wird Spencer in seiner Grabchrift the prince of poets in his time genannt. Da nun Spencer im Jahre 1596, nach einigen 1598 starb, so war er unzweifelhaft ein Zeitgenosse von Shakespeare. Es müßte nur sein, daß man damals überhaupt die Dichter fürs Theater nicht unter die eigentlichen Poeten zählte (was mir sehr wahrscheinlich ist), da sie doch auch mitunter für den Pöbel schrieben, weshalb denn wohl auch Shakespeare seine beiden, nicht sehr empfehlenswerten epischen Gedichte schrieb, um doch auch einen Rang in der gebildeten Welt zu haben. Auch seine Sonette erklären sich theils aus diesem Gesichtspunkte, theils als Ausdruck inneren Bedürfnisses aus sich selbst.

*

(Hamlet.)

Man hat so viel über die Grundidee des Hamlet gesagt, mich hat nichts befriedigt. Vielleicht liegt die Ursache von der unglaublichen, unerklärlichen Wirkung dieses Stückes gerade zum Theil darin, daß der

Faden, der durch dieses Labyrinth geht, so unsichtbar bleibt. Dadurch wird es zu einem getreuen Bilde der Weltbegebenheiten und wirkt eben so ungeheuer, als diese. Ein Geist erscheint und fordert zur Rache auf, er verweht wieder, beides scheinbar ohne Wirkung; die handelnden Personen werden nach allen Weltgegenden verschlagen; greuliche Dinge geschehen fast ohne Zweck; der Zielpunkt des Ganzen entrückt sich beinahe unsern Augen, und gerade jetzt, wo alles aufgegeben scheint, erfüllt sich das Geschick, alles mit sich fortreißend und verderbend. Shakespeare ist zu dieser scheinbaren Planlosigkeit offenbar dadurch gekommen, daß er seiner Gewohnheit nach die wüste Geschichte, Schritt vor Schritt, verfolgte. Der Instinkt seines Genies aber brachte jenen ungeheuren, obgleich losen Zusammenhang hinein, der ungleich wirksamer ist, als die Ideen, die in den Stücken der neuesten Mache auf Kosten der Handlung, wie Gespenster am hellen Tage, sichtbar und greifbar spuken. Aber freilich darf niemand wagen, das Shakespeare nachzumachen.

*

(Heinrich IV.)

Ein englischer Kunsttrichter hat das scheinbare Paradoxon aufgestellt: Falstaff sei nicht feig. Er ist's eigentlich auch nicht. Er war gewiß in seiner Jugend herzhast, sowie er bei seinem Verstande gewiß noch manche andere gute Eigenschaft besaß; aber die Lebenslust hat alles verschlungen. Der moralische Speck, mit dem physischen zugleich wachsend, hat ihn ganz in Behaglichkeit und Genuß eingehüllt. Seine melancholische Laune, von der er öfter spricht, ist nichts als das halb-unbewußte Gefühl seiner Verkehrtheit. Hierin liegt wohl mit ein großer Teil der Ursache, warum uns Falstaff, er mag tun, was er will, nie verlegt und so sehr unser Liebling bleibt, daß der Schluß des zweiten Theils von Heinrich IV. beinahe nicht befriedigt. Übrigens ist auch gewiß, daß über die Hälfte dieses letzten Stückes hinaus die erste Stärke der Begeisterung etwas von Shakespeare gewichen ist. Es ist auch hier alles vortrefflich, aber Shakespeare hätt' es noch besser machen können.

*

(Heinrich VIII.)

Heinrich VIII. ist ein höchst wunderliches Stück. Man weiß nicht, ob Shakespeare dabei unendlich viel, oder ob er dabei (was den Gang des Ganzen betrifft) gar nichts gedacht hat. Im ersteren Falle, indem er die Inkongruenzen der menschlichen Natur, als wirklich, unvermit-

telt aneinander gereiht und das Amt des Dichters eben der Wirklichkeit überlassen hat; letzteres, dem Gang der Chronik bis auf die Ausdrücke folgend und alle Bedenken, als überflüssig, von der Hand weisend. Die Spitze des Ganzen ist denn doch die Geburt der Königin Elisabeth und die Reformation, und doch ist die einzige honette Person des Stückes die katholische Katharina, und sie stirbt geradezu als eine Heilige, indes der Bischof Cranmer, der Vater der Reformation, der einzige von den Geistlichen ist, der die durch Leidenschaft bedingte Scheidung des Königs gutheißt und billigt. Der König selbst mit seinen Gewissensbissen, die, wenn sie durchaus falsch wären, ihn zu dem verächtlichsten Heuchler machen würden, und wären sie wahr, so könnte er nicht am Ende jener Staatsversammlung, nachdem er eben erklärt, er würde, wenn über sein Gewissen beruhigt, mit Freude fort und fort an seiner Gattin festhalten, auf die aufschiebende Entscheidung der Kardinäle vor sich hin sagen: das Ding dauert mir zu lange, ich will den Bischof Cranmer zu Kate ziehen. Auch ist es eine wunderliche Schmeichelei für Elisabeth, ihre Mutter als ein alltägliches Geschöpf in jener Szene mit einer alten Dame hinzustellen. Und eine Schmeichelei ist ja im fünften Akte gemeint, die wahrscheinlich erst später auf König Jakob ausgedehnt wurde. Oder war es von vornherein auf Jakob abgesehen, wie Macbeth? Dann erklärte sich das Ganze viel leichter.

*

(Julius Cäsar.)

Man mag sich anstellen wie man will, es ist kein gutes Stück. Die ersten drei Akte vollkommen dramatisch. Aber von da an bricht's ab und das Interesse wird rein historisch. In dem Gespräche zwischen Brutus und Cassius (vierter Akt) ist eine Aufknüpfung, daß Brutus allein der Sache willen handelte, indes die andern bloß von Selbstsucht oder Neid getrieben waren. Wenn dieser Gegensatz festgehalten und durchgeführt wurde, hätte es ein komplettes Ganzes geben können. Aber es verläuft sich wieder und das Stück endet als eine Begebenheit, statt daß es zur Handlung geworden wäre.

*

(Lord Byron.)

Unter die merkwürdigsten Erscheinungen gehört die verhältnismäßig geringe Achtung Lord Byrons für Shakespeare: des zweitgrößten englischen Dichters für den ersten. Tief oder ähnliche Fasler werden sich

leicht mit der Annahme zufriedenstellen, daß der mindere Geist eben den höhern nicht begriffen habe. Da genannte Fasler nun aber selbst Shakespearen zu verstehen behaupten und Lord Byron ihnen in jeder geistigen Befähigung himmelweit überlegen war, so muß doch ein anderer Grund dieser Nichtbeachtung aufgesucht werden.

Es ist auch ein anderer Grund. Er liegt theils in der Geisteselbstständigkeit, theils in der völlig modernen Richtung Lord Byrons. Jene Selbstständigkeit machte, daß alle seine Überzeugungen genau aneinander hingen und nichts in seinem Innern Platz hatte, was nicht aus ihm selbst hervorgegangen war. Er kannte als Engländer die Alten und schätzte sie hoch, schon um der ersten Jugendeindrücke willen, dann weil nur ein Dier sie nicht hochschätzen kann. Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß er sie auf dieselbe allgemein menschliche Weise sich aneignete und zurechtlegte, wie die großen Geister der französischen Schule getan hatten und die praktischen Köpfe der englischen Öffentlichkeit noch gegenwärtig tun. Seine Verehrung für Pope scheint darauf hinzudeuten, daß er gegen die Art, wie dieser Geschmacksmanu mit Homer umgegangen war, nicht viel einzuwenden hatte. Indes wir Deutsche an den Alten vorzüglich das beachten, wodurch sie sich von uns unterscheiden, was kulturhistorisch gewiß das Richtigere ist, heben andere Nationen an ihnen das heraus, was sie mit uns gemein haben, wodurch sie zu praktischen Mustern werden und in die fortschreitende Bildung eingreifen, indes sie bei uns gewissermaßen zu Hemmnissen geworden sind und nur in der isolierten Betrachtung, aber freilich um so herrlicher dastehen. Niemand, seit die Welt steht, allenfalls mit Ausnahme Shakespeares, ist weniger Pedant gewesen, als Lord Byron, und das führt auf seine zweite Eigenschaft: seine durch und durch moderne Richtung.

Letzteres kommt aber daher, daß Lord Byron eigentlich Empfindungsdichter ist, nicht zu verwechseln mit Gefühlsdichter. Denn Gefühl und Empfindung sind verschieden. Das Gefühl ist sympathisch, die Empfindung monopathisch. Ersteres bezieht alles auf den Gegenstand und liebt oder verabscheut, letzteres auf das eigene Selbst und billigt oder mißbilligt. Das Gefühl ist zunächst mit dem Begehrungsvermögen verwandt, die Empfindung mit dem Erkenntnisvermögen. Das erstere wirkt unbewußt, das zweite unterscheidet die Momente des Eindrucks. Sie verhalten sich zueinander wie der unartikulierte Aufschrei und die artikulierte Rede. Das Gefühl gehört dem Dichter als Menschen, das zweite ihm als Dichter.

(Lope de Vega und Calderon.)

Calderon, der Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega ihr Goethe.

*

Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler.

*

Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie philosophische Diskussion geben, diese haben nur die Resultate.

*

Lope de Vega ist natürlich, was aber das Übernatürliche, ja das Unmögliche nicht ausschließt; Calderon ist künstlich, ohne darum auf das Unmögliche und Übernatürliche Verzicht zu leisten. Lope de Vega geht aber von der natürlichen Empfindungsweise des Spaniers zu jeder Zeit aus; Calderon nimmt die künstliche Verbildung seiner Zeit zum Ausgangspunkte.

*

Liebe und Ehe waren zu Lopes Zeiten keineswegs Fortsetzung und Ausbildung eines und desselben Zustandes, sondern Eingehen in einen neuen. Erstere frei und mehr Sache der Sinnlichkeit und der Phantasie, als des Gefühls, letztere das Werk des Verstandes und der Konvention. Väter und Brüder sind froh, die Sorge für den Ruf (opinion) ihrer Pflegebefohlenen auf einen Gatten zu übertragen, und der Gegenstand der Sorgfalt freut sich gleichermaßen, nach dem vollen Genuß einer kurzen Freiheit den nur allzusehr gefühlten Gefahren derselben zu entinnen. Liebesverhältnisse mit Verheirateten (Weibern nämlich) kommen bei Lope selten vor, indes die Männer auch nach der Ehe sich wenig Gewalt antun. Die Leichtfertigkeit der Sitten scheint groß gewesen zu sein, die Ehe aber ward durch Dolch und Rache bewacht. Nichts geht über die Schnelligkeit, mit der man sich verheiratet, es ist ein Geschäft und wird als solches abgemacht. Am Schlusse des Stückes bekommt jeder der Männer ein Weib, es mag hergenommen werden, woher es wolle. Die Ausstattung als ultima ratio fehlt nie.

*

Lope de Vega hatte es eben mit einem Publikum zu tun, das durch seine Romane, Nitterromane und Novellen an das Bizarre, Wunderbare, ja Wunderliche gewohnt war und es von dem Dichter forderte. Was uns bei ihm absurd erscheint, ist es nur dadurch, daß die Mittelglieder der Entwicklung übersprungen werden und das Faktum, der Gemüthszustand schroff und abgeschnitten hingestellt wird, ohne verbindende Fäden des Pragmatismus. Was glaubten die Leute damals nicht alles dem Pfaffen, dem Reisenden, dem Dichter! Die Einführung der Wahrscheinlichkeit in die Poesie ist eine spätere Erfindung.

*

Es ist merkwürdig, mit wie viel Galanterie Calderon seine Damen von ihren Rittern behandeln läßt, solange sie ihnen noch als Geliebte gegenüberstehen, und wie er sie wegwirft, wenn's zum Heiraten geht; am Ende müssen sie immer nur froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann bekommen, wenn's auch ein vorher verschmähter oder wohl gar sie verschmähender wäre. Das ist aber eben das Wesen der Galanterie; denn sie, die im Altertum beinahe ganz unbekannt war, ist wohl nur dadurch entstanden, daß das Christentum die letzte Günst, wonach denn doch eigentlich die Liebe strebt, so schwer verpönte. Wie weich ein solches Verlangen und Versagen einen kräftigen Ritter, besonders in den heißen Ländern, machen mußte, läßt sich wohl denken. Auch hat sich die Galanterie in Spanien und im südlichen Frankreich am ersten gezeigt. Nach Deutschland kam sie in ihrer vollen Ausdehnung wohl erst mit der provençalischen Poesie, und sie steht daher den Leuten auch nicht recht zu Gesichte. Im Nibelungenliede ist davon noch keine Spr. Überhaupt lassen sich wohl alle Eigenheiten der romantischen Poesie aus der durch das Christentum bewirkten einseitigen Verfehrung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist erklären, wodurch der erstere mit seinen Anforderungen als sündlich abgewiesen und, durch den daraus entstehenden ewigen Kampf, der Grund zu all den melancholischen Grübeleien gelegt wurde, an denen die neuere Zeit krank liegt. Wann wird der *medius terminus* da gefunden werden!

Zur deutschen Literatur.

(Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur
von L. Wachler.)

Diese jetzt so perhorreszierte Darstellung der alten Deutschen zur Zeit der Einfälle der Römer als Wilde, scheint nichtsdestoweniger so ziemlich richtig. Von ihren innern Einrichtungen wissen wir zu wenig; denn was Tacitus davon sagt, unterliegt erstens dem Zweifel, ob er auch hinlänglich genaue Kenntniss davon gehabt, und ist zweitens offenbar gar zu lehrhaft, telemachisch=kyropädisch auf die verweidlichten Römer gemünzt, als daß es viel Gewicht haben sollte. Wohl aber kannten und schildern die Römer ihre Art der Kriegsführung, und die ist doch offenbar die von Wilden. Heftiger Angriff, rasche Flucht, furchtbare Geheul, das allein schon zeigt, daß sie ohne Ordnung und Kriegskunst sochten, da in dem Lärmen ein Befehl nicht gehört wurde. Man lese im Tacitus jenen nächtlichen Angriff des Lagers (ich glaube des Tiberius), und man wird das Bild von tätowierten Wilden so ziemlich vor Augen haben.

*

(Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von
Gervinus.

Erster Band.)

(1835.)

Deutsche Volksepen: was heißt denn das? Epen, die vom Volk ausgingen? Kein Epos ging je vom Volk, sondern von einzelnen seltenen, begabten Männern aus, die allensfalls das im Volk zerstreute Sagen- oder Liedermaterial sammelten und zum Ganzen bildeten, mit Hinzufügung eigener Erfindungen (denn zum Nachschreiber sich herzugeben, hat von jeher jeder Begabte verschmäht). Oder waren sie Volksepen, weil sie im Munde des Volkes lebten, etwa wie die Homerischen Gesänge? Aber das deutsche Volk konnte nicht lesen, und Rhapsoden gab es bekanntlich in Deutschland nicht, vor den Zeiten der Minnesänger, die aber an den Höfen herumzogen und das Volk verschmähten. Dann, wenn sie im Munde des Volkes lebten, wo findet man ihrer irgend in Chroniken oder gleichzeitigen Zeitschilderungen erwähnt? Die Rittergedichte und die letzte Bearbeitung der Nibelungen rührt bekanntlich aus dem dreizehnten Jahrhundert her. Wie kam es, daß, bei Erfindung der Buchdruckerei im fünfzehnten, niemand aus dem Druck

dieser Lieblingswerke des Volkes Gewinn zu ziehen suchte.*) Ohne Zweifel hätte man es getan, wären sie nicht damals schon rein vergessen gewesen, nach Verlauf von armen zwei Jahrhunderten. Hofpoesie waren diese Epen. Das Volk hat nie etwas davon zu hören bekommen, als die alten Sagen oder Märchen, vielleicht Lieder, die der Erfindung zugrunde lagen.

*

Was das für eine Idee ist! Die nationale Poesie Deutschlands im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sei durch die aufgezwangene klassische Bildung erstickt worden. Als ob irgend jemand damals klassische Bildung gehabt hätte, als höchstens ein paar Geistliche, die der Nationalpoesie weder nutzen noch schaden konnten. Und als ob die klassische Bildung der Nationalpoesie irgend genutzt oder geschadet hätte, als endlich in der letzten Zeit der Hohenstaufen wirklich nationale Dichter, die Minnesänger, aufstanden? Mangel an Talenten war das Hindernis, das der Nationalpoesie früher im Wege stand, kein anderes.

*

Nicht leicht ist mir bei allem unleugbaren Geist und Verdienst etwas so unerträglich geworden, als diese Geschichte der deutschen Literatur von Gerwinus. Die geistige Welt wird da, als ein vollkommenes Gegenbild der körperlichen, den Gesetzen der Schwere, der Attraktion, der Kohäsion, und was weiß ich, unterworfen; alles, was kommt, mußte so kommen; der Willkür, der Stimmung, dem Genie, der Laune ist kein Spielraum gelassen, bis aufs Blut wird alles erklärt, und wenn der Mensch bis dahin ein kaum lösbares Rätsel schien, sieht man mit einem Mal, daß jede Erscheinung der sittlichen Welt sich nach den Anhandgebungen der Regeldetri und des Einmaleins darlegen lasse. Wenn Wille und Entschluß des Menschen nicht frei sein sollten, so sind doch die Fäden ihrer Leitung so fein und kompliziert, daß Seildreher und Zwirns Spinner ewig nicht dahin kommen werden, sie zu unterscheiden und aufzuzählen.

*

Abendländische rohe Kraft, in Verbindung gebracht mit einer morgenländischen spitzfindig-asketischen Religion; Brutalität, moderiert durch Absurdität: aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich das ganze Mittelalter so bis aufs kleinste, daß alle weitwendigen Forschungen der neuesten

*) „NB. Ist wirklich geschehen.“ (Randbemerkung Grillparzers.)

Zeit als ein reiner Luxus erscheinen. Damit sind dieser Übergangsperiode nicht alle guten Seiten abgesprochen. Der Mensch ist immer von Gott, aber die Zeit war des Teufels.

*

Als ob jemandem im zwölften Jahrhunderte etwas daran gelegen hätte, jene alten Sagen von Dietrich und den Nibelungen, die jeder historischen Wichtigkeit entbehrten, in ihrer Ursprünglichkeit wieder aufzufinden.

*

Die getadelte Vorliebe der Hohenstaufen für den Süden erklärt sich wohl dadurch am leichtesten, daß damals die gerühmte deutsche Poesie noch gar nicht bestand, vielmehr, entgegengesetzt der Hypothese von Volkspoesie, erst unter den letzten dieser Kaiser aus fremder Nachahmung sich entwickelte.

*

Daß der Stoff jener alten Rittergedichte so schlecht und undankbar gewesen, als Gervinus meint, kann ich nicht finden, der des Ariost ist nicht um ein Haar besser. Die Auffassung und Darstellungsgabe jener Dichter aber war eine ärmliche.

*

Daß jene ritterliche Frauenliebe auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen sei, führt keine Überzeugung mit sich. Vielmehr ist es die notwendige Wirkung einer asketisch strupelhaften Religion gegenüber den heftigen Begierden eines athletisch herangebildeten Kriegerstandes. Daß die Minne derselben Ritter nicht ebenso auf den körperlichen Genuß gestellt gewesen sei, als die Liebe der Franzosen und Briten, wird durch jede Seite der deutschen Rittergedichte und Minnelieder widerlegt; dagegen eine Verherrlichung des häuslichen Zustandes nirgends vorkommt.

*

Also doch wird jene Zeit des Eschenbach und Gottfried von Straßburg eine Zeit hoher Bildung genannt?

Ebendasselbst wird bedauert, daß jene edlen löblichen Gesinnungen, die damalige Dichter in den didaktischen Einschübseln ihrer Gedichte zeigen, nicht auch auf den eigentlichen Inhalt derselben Einfluß genommen hätten. Das zeigt eben, daß sie schlechte Dichter waren, größtenteils bloße Reimer. Hier muß ich auch darauf zurückkommen,

daß so oft die Reinheit ihrer Reime, verglichen mit denen späterer Dichter, gelobt wird. Wo der Reim die Hauptsache ist, und die Präzision des Gedankens die Nebensache, wo man sich Weitschweifigkeit, Dunkelheit des Ausdrucks, Füllworte und Sätze ohne Anstand erlaubt, kann der Reim leicht tadellos sein.

*

Wenn bei diesen altdeutschen Erklärern nur nicht immer von Sagen die Rede wäre! Glaubt man denn nicht, daß es damals auch Märchen gegeben habe?

*

Ob dem Gral nicht kundgewordene Andeutungen von dem mystischen Geheimdienste der Tempelherren zugrunde liegen?

*

Im Nibelungenliede sind vielleicht nur zwei Punkte, die auf urdeutschen Sagen beruhen. Der Hort, der, im Rhein versenkt, dem Sande seine Goldhälligkeit mittheilt; und, daß eine Schar deutscher Helden irgendwann in Ungarn durch Verrat oder Überfall den Tod gefunden. Siegfried ist wahrscheinlich eine Applikation des skandinavischen Sigurd; Kriemhild erdichtete Trägerin des Fatums; Brunhildens Brautwerbung ein hereingezogenes fremdes Märchen; die Fahrt ins Heunenland willkürliche Ausmalung eines vielleicht historischen Umstandes. Das alles im Munde der Erzähler, wenn man will, des Volkes, sich allmählich näher und näher gebracht und endlich von einem Dichter völlig verbunden. Daß das Gedicht sich im Munde des Volkes gemacht oder gebildet habe, ist eine analogielose und eigentlich Unmögliches voraussetzende Annahme.

*

Wenn Gervinus über jene irokesische Ansicht Grimms, welcher den Ariost unter den Wolfram von Eschenbach stellt, billig erhaben ist, so fehlt ihm doch nichtsdestoweniger ein richtiges Urtheil über Ariost und das Wesen der Poesie ebenso sehr als jenem. Er äußert sich nämlich wiederholt: die Karlsage habe doch eigentlich ihren Abschluß in Ariosts Behandlung erhalten. Begreift er denn nicht, daß man Ariost mit jenen frühern Dichtern gar nicht zusammenstellen kann? Diesen war es eigentlich um die Sage, den Stoff zu thun, die Behandlung ist nur Ausschmückung, indes Ariost den Stoff der Tafelrunde nur wählte,

weil er ihm eine Masse von Begebenheiten und Situationen, eine Grundlage für seine Behandlung darbot, um die es ihm eigentlich, um nicht zu sagen einzig, zu tun war. Ariost für einen Vollender der Sagen von den zwölf Pairs ausgeben ist ebenso, als wenn man Horiks sentimental journey unter die Reisebeschreibungen klassifizieren wollte.

*

(Fünfter Band.)

(1842.)

Vor allem scheint dem Verfasser nicht klar geworden zu sein, ob er, wie der Titel besagt, eine Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands oder eine deutsche Kulturgeschichte vom Standpunkte der Poesie schreiben wollte. Ein Unterschied, der, wenn er auch über die Fassungskraft des Herrn Verfassers gehen sollte, doch nichtsdestoweniger höchst bedeutend ist. Ob Horaz und Ovid durch ihre Werke den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand Roms sehr gefördert haben, ist eine große oder vielmehr keine Frage; daß sie aber demungeachtet vortreffliche Dichter sind, wird wohl auch Herr Gervinus, und wäre es auch nur wegen der lateinischen Ausgangsilben ihrer Namen, gern zugeben.

Im übrigen bringt Herr Gervinus zur Lösung seiner Aufgabe eine sehr gute und eine sehr üble Eigenschaft mit. Die gute ist, daß er gesunden Menschenverstand besitzt, ein Vorzug, der in dem literarischen Deutschland immer seltener zu werden anfängt. Infolge dieses gesunden Menschenverstandes hält er z. B. bei Beurteilung der mittelhochdeutschen Poesie instinktmäßig den Mittelweg zwischen zu enthusiastischem Lob und zu ablehnendem Tadel ein und kommt dadurch auch vergleichungsweise der Wahrheit am nächsten. Andererseits borgt er bei den Erscheinungen der späteren Literatur, wo es mit einem justem milieu nicht abgetan ist, fremde Kunsturtheile und geht dabei, eben durch jenen gesunden Menschenverstand geleitet, meistens vor die rechte Schmiede. Lessing und Goethe, Schiller und Herder müssen ihr Kontingent zur Abschätzung ihrer gleichzeitigen oder vorhergegangenen Periode abgeben, nur daß das en bloc genommene Urtheil, z. B. über Jean Paul, in der weitem, Herrn Gervinus angehörigen Ausführung leicht ins Verkehrte hinübergespielt wird. Es ist viel Richtiges in dem Buche, nur gehört dies durchaus nicht dem Verfasser an, was aber für die Sache gleichgültig ist.

Dieses führt mich, nachdem ich die gute Eigenschaft des Herrn Gervinus: gesunden Menschenverstand im allgemeinen, geltend gemacht

habe, auch auf seine schlimme: er versteht nämlich von seinem Gegenstande nicht das geringste. Das ist nicht gleichgültig. Ein Geschichtschreiber der allgemeinen menschlichen Dinge versteht von seinem Gegenstande immer so viel, als er eben Verstand hat. Bei Spezialitäten ist das aber ein anderer Fall. So wie ein Geschichtschreiber der Chemie mehr Chemiker sein muß, als Historiker, und einer, der die Geschichte der Astronomie schreibt, vor allem Astronom, so müßte auch der Verfasser eines Buches über die poetische Literatur Deutschlands notwendig, wenn auch nicht ein Dichter sein, doch wenigstens poetischen Sinn haben. Diese Gabe der Natur aber ward Herrn Gervinus leider nicht zuteil. Erfindung und Komposition, Lebendigmachung und Ausführung üben auf sein ästhetisches Urtheil nicht den geringsten Einfluß aus. Wenn er sich bei Goethe mit der Form viel zu schaffen macht, so geschieht es nur darum, weil Goethe in seinen Konfessionen den Anspruch selbst so häufig urgirt; eine gleiche Rücksicht aber den andern Dichtern angedeihen zu lassen, fällt Herrn Gervinus nicht ein. Das macht, weil er von Form keine Vorstellung hat und sie nur in ihrer Übertreibung gewahrt wird. Ihm ist die Poesie lediglich ein Mittel, seine Gedanken und Meinungen auszusprechen, zu nützen, zu belehren, volkstümliche und rechtschaffene Gesinnungen zu erwecken und fortzupflanzen.

Alles das war die Aufgabe der Poesie auch wirklich in ihrem Anfange, vor Erfindung der Prosa nämlich. Seit diesem letzteren Ereignisse aber hat man das Begriffsmäßig-Wahre, Belehrende, Erbauende, mit einem Worte: alles, was dem Bedürfnisse angehört, ihr, der Prosa, überlassen und für die Poesie das Gebiet des Gefühls und der Phantasie in Anspruch genommen. Es gibt etwas, das man das Schöne heißt, kann ich Herrn Gervinus versichern. Wenn nun aber ein stockdürre, lederner Skribent in einer gräßlichen Dissertationsprosa die Angelegenheit des Gemüths und der Phantasie vor den Richterstuhl des Utilitarismus oder Sozialismus schleppt, so ist das die ekelhafteste Gerichtsverhandlung, die man sich denken kann. Damit sei nicht gesagt, daß es Herrn Gervinus an einer gewissen Begeisterung fehlt, welche immer etwas Poetisches hat. Aber Archimedes war auch begeistert, als er im Bade das Gesetz der spezifischen Schwere gefunden hatte und nun nackt, wie ein Verrückter, durch die Straßen von Syrakus lief, er blieb aber nichtsdestoweniger der A + B-Mann, der er früher gewesen war. Jede Wissenschaft hat ihre Begeisterung als gesteigerten Zustand; in der Poesie aber ist sie zugleich der ganze Umfang des Objekts: der Inhalt. Dieser angelehrte Enthusiasmus, dieser Mietpferdgalopp geht nun durch das ganze Streben des Herrn Gervinus.

Man kann wohl von ihm behaupten, daß er für die Wissenschaft ebenso verdorben ist, als für die Kunst. Indes er den Pragmatismus in der Geschichte verlacht, wohin er doch gehört, huldigt er ihm in der Nachweisung der Kunstentwicklung mit der Angstlichkeit eines Pedanten. Die Fortschritte der Kunst sind von den Talenten abhängig und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derselbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die französische Revolution, die doch drastisch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht. Ja, die Bildung und die Poesie sind sich in einer gewissen Beziehung sogar entgegengesetzt; denn die erstere strebt nach Allseitigkeit, gleich der Vernunft, und die letztere ist und soll einseitig sein, wie das Gefühl. Sie isoliert ihren Gegenstand, und statt ihn nach seinem Verhältnis zu den übrigen Dingen zu beurteilen, macht sie ihn zum Maßstab seiner selbst. Deshalb ist Homer größer als Schiller, und wem es um volle Poesie zu tun ist, der wird sich immer vorzugsweise an die früheren, minder kultivierten Zeiten wenden müssen.

Wenn Herrn Gervinus' Buch demungeachtet so viel Anklang in Deutschland gefunden hat, so zeigt es nur, daß dieses Land in der Gedankenvermischung immer weiter fortschreitet und da träumt, wo es denken, und denkt, wo es fühlen sollte. Wolfgang Menzel, ein gleiches Rüstzeug, hat ja auch seine Periode gehabt, wo er nicht verlacht wurde.

Zum Schluß gibt Herr Gervinus den jetzt lebenden Dichtern den Rat, durch fünfzig Jahre ihre poetischen Arbeiten einzustellen. Es ist möglich, daß die Welt dabei nicht viel verlöre; der Rat aber ist hart. Denn erstens sollte Herr Gervinus aus seinem eigenen Beispiel erkennen, wie schwer es ist, die Schreiblust zu zügeln, selbst in Dingen, denen man nicht gewachsen ist; dann hätte ich einen Gegenvorschlag zu machen. Wie, wenn sämtliche Kunstphilosophen, Kunsthistoriker, und wie die Fortschrittsapostel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leisten zu können, sich kentaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, es versuchten, fünfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube wenigstens voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von neuem grünen und Blüten der Poesie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinsten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterstürmen der Zeit bedrängten Gegenwart eine heilsame Frühlingserholung zu verschaffen. Man verweise hierzu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetischeren gepriesen worden sind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abstraktion genossen werden, was natürlich nur die Sache weniger ist. Die Masse, im guten Sinne,

wird doch nur von demjenigen angeregt, worin sich ihre eigene nächste Empfindungsweise ausspricht und verkündet. Die Zeit, die versäumt, ihre eigenen Anschauungen zu bilden und zu gestalten, fällt, indem sie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

*

Sollte er sich aber dieses Unterschiedes bewußt worden sein und schon der Zusatz Nationalliteratur auf dem Titel seines Buches diesen kulturgeschichtlichen Standpunkt andeuten, so mag er nur wissen, daß er sich eine der abgeschmacktesten Aufgaben gestellt hat. — Eine Geschichte der Pflanzen nach ihrem ökonomischen oder medizinischen Gebrauche hat einen unzweifelhaften Wert; aber eine Klassifikation der Blumen aus demselben Gesichtspunkte, wodurch die Kamille über die Rosen zu stehen käme, wäre denn doch gar zu absurd.

*

(Dritte Auflage.)

(1849.)

Schon in der Vorrede von Gervinus' Geschichte der deutschen poetischen Literatur fällt die Äußerung auf, daß er nur darum die Geschichte der Poesie zu schreiben unternommen habe (als ob er zu jeder andern auch befähigt gewesen wäre), weil die Poesie in Deutschland durch Goethe als abgeschlossen zu betrachten sei. Eine solche Behauptung ist nun an sich lächerlich. Denn obwohl es die höchste Wahrscheinlichkeit hat, daß Jahrhunderte vergehen werden, bis in Deutschland ein Dichter entsteht, der Goethen und Schillern gleichgesetzt, oder wohl gar als ein Fortschritt gegen sie betrachtet werden könnte, so ist doch anderseits wieder kein Grund, als unmöglich auszusprechen, daß schon heute ein bisher unbekannter Dichter lebe, der in einem schon morgen erscheinenden Werke beide und alle bisher gewesenen Dichter überbiete. Was aber hier unbefugte Anmaßung scheint, wird später — am Schluß der Parallele zwischen Schiller und Goethe — zur sachkundigen Lächerlichkeit. Er meint dort, daß überhaupt die Zeit der ästhetischen Abschätzung vorüber sei, und der politischen den Platz räumen müsse. Die ganze Poesie wäre also nichts als eine Vorschule für die politische Freiheit und Goethe und Schiller nur die bornierten Vorläufer der Herren Gervinus, Dahlmann und sonstiger vollstümlicher und radikaler Lumpen. Daß es nun derlei stockdürre Menschen gibt, an die man wirkliches Feuer bringen muß, wenn sie warm werden sollen,

das ist schon überall in der Welt vorgekommen; daß sie sich aber mit der Kunst beschäftigen und ihr Werk drei Auflagen erlebt, das kann nur in Deutschland geschehen.

*

(Vierte Auflage.)

(1856.)

„Eine Revolution, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem Geschmack in Kunst und Leben war.“ Aber wo ist der wohlthätige Einfluß der französischen Revolution auf den Kunstgeschmack? Lessing hatte lange vorher den Weg aus der Barbarei angedeutet, Goethe seine vorzüglichsten Werke schon früher vollendet.

*

Daß die Deutschen alle andern Nationen in der Poesie überboten haben, wird als unzweifelhaft vorausgesetzt. Als eine Art Beweis gilt ihm, daß die andern Völker sämtlich früher aufgehört hätten (freilich, weil sie früher angefangen), dann aber weil sie, namentlich Schiller und Goethe, die Kunst auf das griechische Ideal zurückgebracht. Das kann von Schiller doch nur in der Theorie gelten, in der Praxis wüßte ich nichts davon zu rühmen; von Goethe weiß ich nur die Iphigenie, was er sonst gräzifizierend gedichtet, besonders dramatisch, dürfte mehr vom toten Ideal als von lebendiger Poesie haben. Es werde daher auch von allen Nationen die deutsche Bildung als die erste anerkannt. — Wir deucht, diese Anerkennung hat bereits wieder ihr Ende erreicht.

*

Er erklärt, kein ästhetischer Beurtheiler sein zu wollen. Er stellt sich auf den rein historischen Standpunkt. Er wird die Entstehung der Gedichte und der Dichter aus ihrer Zeit darstellen. Das geht sehr gut an bei den schlechten Dichtern, sie sind eben nichts als was die Zeit aus ihnen macht. Ein Genie ist immer eine Art Wunder und kann durchaus nicht natürlich erklärt werden. Da es für alle Zeiten gelten soll, kann es nur lose mit einer vorübergehenden zusammenhängen. Es ist schon die Konstruktion der Ereignisse eine traurige Sache; jetzt erst die Konstruktion der ausgezeichneten Geister. Da schmeckt etwas Hegelscher Objektivismus vor.

*

„Haben ja die Engländer selbst, ihrem Shakespeare sein volles Recht zu tun, uns überlassen.“ Du lieber Himmel!

*

(Nibelungenlied.)

Man tut nichts Gutes, wenn man die Nibelungen in neue Sprache übersetzt. Es wirft sich dann die Roheit des Ganzen bloß auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehilflichen Sprache des Originals aber zeigt sich erst das unvergleichliche Verdienst des Dichters, der in einer so brutalen Zeit der wahren Poesie — was Auffassung, Charakteristik und selbst Komposition betrifft — wenigstens so nahe kam.

*

(Walther von der Vogelweide.)

Es ist noch die Frage, ob man Walther von der Vogelweide einen eigentlichen Dichter nennen kann. Dichterische Glut und Phantasie fehlen beinahe ganz. Verstand und Empfindung kann man ihm nicht absprechen. Er ist größtenteils Reflexions- oder Spruchdichter. Mitunter hat er höchst glückliche Wendungen, sie sind aber selten.

*

(Volkslied.)

Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut.

*

(Lisow.)

Die wirksamste Gattung der Ironie ist wohl die, wenn der Satiriker das Absurdum, das aus seinen Sätzen fließt, nicht selbst ausspricht, sondern nur durch eine Reihe von Folgerungen dahin leitet, es selbst auszusprechen aber dem Leser überläßt. Lisow war hierin der größte Meister.

*

(Lessing.)

Man ist gegenwärtig sehr geneigt, Lessing als den Ausgangspunkt unserer Literatur hinzustellen. Das ist aber nicht wahr. Der Vater unserer Literatur ist Klopstock. Er hat zuerst den Funken der Begeiste-

rung in die träge und pedantische Masse geworfen, und erst als in der Mitte von Klopstock und Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Überhaupt ist des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitsucht, und seine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopstock mit offenen Armen als den einzigen deutschen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm gequängelt, Wielanden hat er die Freude an seinen harmlosen Produkten gestört, den Wert von Goethes ersten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundschaft mit Ramler und Nicolai ist nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der französischen Tragiker zu Felde zog, so hatte die Verbtheit seiner Natur daran so viel Anteil, als sein kritischer Scharfsinn, und seine syllogistische Ästhetik hat ihn weit schlechteren Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerspiel. Sein Kultus für Shakespeare konnte ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahren. Damit sollen nicht die unendlichen Verdienste Lessings geleugnet, sondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen lassen, die eine Ähnlichkeit zwischen ihm und sich finden und sich loben, wenn sie ihn preisen. Lessing hat aber nur Wert als der Höchste einer nichts weniger als wünschenswerten Gattung; der Nächste nach ihm ist schon ein Klopffechter und ein poetisirender Prosaiker.

*

Was den Wert Lessings ausmacht, ist die Vereinigung des Kunstsinns mit der Logik. Es ist zwar weder der Kunstsinns so rein, noch die Logik immer so echt; aber in dieser Vereinigung sind sie vielleicht noch nie dagewesen; ja gewöhnlich schließen sie sich sogar aus.

*

Gegenwärtig treibt man die metaphysische Ästhetik, Lessing trieb die syllogistische. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß, wo die Ursache räthselhaft ist, man die Wirkungen im Auge behalten muß, erkannte er mit Aristoteles Furcht und Mitleid als die Quellen des Wohlgefallens an der Tragödie. Aber nun schloß er logisch weiter. Je mehr Furcht und je mehr Mitleid, um so größer die Wirkung. Da nun, je näher uns die Personen stehen, um so größer der Anteil an ihrem Schicksale sein muß, ergo. — Und so kam er auf das bürgerliche Trauerspiel und in weiterer Folge auf das weinerliche Lustspiel: die zwei schlechtesten Gattungen, die es gibt. Wenn man syllogistisch zu Werke gehen will, so muß man vor allem einen unzweifelhaften und vollständigen

Begriff vor sich haben, sonst kommt man um so mehr in den Irrthum, je richtiger die Schlüsse sind.

*

Wenn Lessing gerecht sein will, so ist er selten frei von Übertreibung und Streitsucht. So vergißt er bei Martial, daß er ein unverschämter Bettler und Schmeichler war, und daß er die schreienden Unflätheien nicht etwa bloß, um die Laster zu züchtigen und zu verspotten, sondern, wie er selbst sagt, darum aufgenommen hat, weil er wußte, daß man davon gerne las.

*

Ein Kunstgriff, den Lessing in seinen Streitschriften oft gebraucht und der seines Zweckes nie verfehlt, ist: wenn man ein an sich selbst noch mancher Bestreitung unterliegendes Faktum für seine Meinung anführen kann, dieses Faktum anfangs zu verschweigen und immerzu mit Schlüssen und den spitzfindigsten Erörterungen auf den Punkt hinarbeiten, wo das Faktum verborgen lauert. Wenn nun der Hörer hingerissen von Bewunderung des angewandten Scharffsinnes bei sich ausrufen muß: wie bündig, wie schließend! Nur schade, daß all der Aufwand von Geist wohl die Möglichkeit, aber nicht die Wirklichkeit erweist. — Jetzt losgedonnert mit dem Faktum aus dem Hinterhalte, und — ließe sich gleich gegen dasselbe an sich manches einwenden — der Zuhörer ist verloren.

*

Von Lessings Fabeln sind mehrere vortrefflich, gut erzählt sind sie alle. Im ganzen haben sie aber doch mehr Ruf, als sie verdienen. Die besten darunter werden oft durch die angehängten moralischen Anwendungen entstellt, die der Leser lieber selbst zöge.

*

Gelesen: Minna von Barnhelm zum zweitenmal. Was für ein vortreffliches Stück! Offenbar das beste deutsche Lustspiel. Lustspiel? Nu ja, Lustspiel; warum nicht? So echt deutsch in allen seinen Charakteren, und gerade darin einzig in der deutschen Literatur. Da ist kein französischer Windbeutel von Bedienten der Vertraute seines Herrn; sondern der derbe, grobe, deutsche Juch. Der Wirt freilich ganz im allgemeinen Wirtscharakter; aber dagegen wieder Franziska! Wie redselig und schnippisch und doch so seelengut und wacker und bescheiden. Kein Zug vom französischen Kammermädchen, der doch die deutschen im Leben und auf dem Theater ihren Ursprung verdanken. Minna

von vornherein herrlich. Wenn man diesen Charakter zergliedern wollte, so käme durchaus kein Bestandteil heraus, von dem man sich irgend Wirkung versprechen könnte, und doch, demungeachtet, oder wohl eben gerade darum, in seinem Ganzen so vortrefflich. Ganz aus einer Anschauung entstanden, ohne Begriff. Ihre Vorstellung gegen das Ende zu möchte zwar etwas über ihren Charakter hinausgehen, aber in der Hitze der Ver- und Entwicklung, und über der Notwendigkeit zu schließen, ist ja selbst Molière oft derlei Menschliches begegnet. Tellheim wohl am meisten aus einem Begriff entstanden, aber begreiflich, weil er nach einem Begriff handelnd eingeführt wird. Der Wachtmeister herrlich, sein Verhältnis zu Franziska, sowie der Schluß, göttlich! In der Behandlung des Ganzen vielleicht zu viele Spuren des Überdachten, Vorbereiteten, aber auch so viel wahre glückliche Naturzüge! Die Sprache unübertrefflich! deutsch, schlicht und ehrlich. Man sollte das Stück durchaus in einem Kostüm spielen, das sich dem der Zeit des Siebenjährigen Krieges annäherte: nicht ganz dasselbe, um nicht lächerlich zu sein; aber auch nicht ganz modern, denn die Gesinnungen des Stückes stehen zu sehr von den heutigen ab.

*

Bedeutende Schauspielerinnen (Mad. Kettich) wissen sich in der Rolle der Emilia Galotti nur so zu helfen, daß sie eine verborgene Neigung zu dem Prinzen voraussetzen, besonders um das widerliche: „meine Sinne sind auch Sinne,“ und ihren Wunsch zu sterben, zu motivieren. Lessing scheint aber einer solchen Geheimlehre nicht geneigt gewesen zu sein, da er einmal an Nicolai schreibt: „Die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung.“ Wie aber nun diesen Widerspruch erklären? Damit, daß Lessing erwiesenermaßen mit dem Schlusse nur spät und da mit einer Art Übereilung zustande kam. Er hatte sich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauspiel, aber ein schlechtes Trauerspiel geschrieben hatte.

*

(Goethe und Schiller.)

Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

*

Die Natur idealisieren und vom Standpunkte des Ideals die Natur betrachten. Das erstere gibt eine Abstraktion, das andere bleibt kon-

Iret; liebenswürdige Möglichkeit, schöne Wirklichkeit; Traum, Leben; Schiller, Goethe.

*

Goethe nimmt häufig zu wenig Rücksicht auf seine Leser. Er widerspricht scharf, um sich einen Irrtum bestimmt vom Leibe zu halten, und kümmert sich nicht darum, ob der Widerspruch in all seiner ungemilderten Schärfe, unabhängig von einer gegenüberstehenden Meinung betrachtet, vielleicht selbst einen Irrtum, ein Zuwenig oder Zuviel einschliesse. Goethe kann nur begriffen werden, wenn man ihn in steter Polemik sich vorstellt. Seine Polemik ist aber nicht angreifender Natur, sondern abwehrender, und am Ende bloß Selbstverteidigung. Goethe als Literator ist der kompletteste Egoist, er ist sein eigener Hof- und Hausdichter.

*

Goethe in seinen älteren Tagen ein großartig blasierter Geist.

*

Goethe hat ganz den Gesichtsschnitt der Frankfurter Weiber. Von wo der Mensch ausgeht, dahin kehrt er endlich zurück. Goethe ist endlich so winklich und schnörfelhaft geworden als seine Vaterstadt.

*

Es ist nicht zu sagen, was wir an Goethe haben würden, wenn er mit dreißig Jahren Dichter hätte bleiben können und mit sechzig Minister geworden wäre, statt daß es jetzt beinahe der umgekehrte Fall ist.

*

Sonderbar mag allerdings die Lage gewesen sein, als Goethe aus Italien zurückkam, wo er die glimmenden Kohlen seines frühern Dichterfeuers zu einer nachhaltigen und wohltnenden Glut zusammengeschürt hatte, und er nun den hohen Brand Schillers in vollen Flammen fand.

*

Die beste Kritik über seine, übrigens wohl vortreffliche, Iphigenia hat Goethe selbst ausgesprochen, wenn er in einem Briefe an Schiller sagt: er habe sie nach langer Zeit einmal wieder durchgesehen und finde sie verteuftelt human.

*

Lächerlich ist die Behauptung, Goethe habe sich nach dem Publikum gerichtet und ihm jederzeit gegeben, was es zu wünschen schien. Dem Publikum aufzudringen, was es nicht wollte, war sein Streben. Es hat sich lange genug, ja immer gegen die natürliche Tochter u. dgl. gewehrt. Kozebue gab ihm, was es wollte.

Schiller sah ein, daß es etwas Höheres, Tieferes gebe, als Goethes Vorwürfe. Gewiß! Er ergriff sie und stellte sie dar. Gut! Aber wie? Er wurde der Lieblingsdichter des Volks. Gewiß, weil dieses auf das Wie nicht so sehr zu achten pflegt. Ich glaube selbst, daß Schillers Gattung die höhere ist, aber Goethe war als Individuum größer.

Ihr schreit immer: Goethe! Goethe! Der Mann hat so viele Formen, welche davon ist euch denn so lieb? Alle. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann. Der Reisende, der Reise, ja selbst der Überreise noch. Seine vielen Gestalten werden doch nicht verschiedener sein, als Pfirsichblüte und Pfirsichfrucht, die kaum einen Ähnlichkeitspunkt haben und die gleich entzücken.

„Hoch auf dem alten Turme steht“ wird als eines der schönsten Goetheschen Gedichte angesprochen. Warum nicht? Wenn der Leser gerade in der Stimmung ist, es selbsttätig dazu zu machen. Ein Hauptfehler der Goetheschen lyrischen Gedichte ist aber, daß sie dem Leser zunuken, sich durch eine Reihe von Operationen erst auf den Standpunkt zu setzen, auf dem sich der Dichter befand, da er es schrie, und die Stimmung voranzusetzen, statt zu erwecken.

*

In einer Beilage der Allgemeinen Zeitung stand neulich ein Aufsatz von einem unbefangenen sehenden Manne, er heiße nun, wie er wolle, der den Deutschen die eigentliche Poesie absprach. Da wird nun, wenn man nicht vorzieht, mit vornehmer Verachtung darüber hinauszugehen, ein großes Geschrei in unserm lieben Vaterlande entstehen. Falsch! werden die einen losbrechen: Schiller ist zwar kein ursprünglicher, unmittelbarer Dichter, aber Goethe, Goethe! — Unverschämte! hör' ich die andern sich Luft machen: Von Goethe wollen wir's gerne zugeben, daß er kein eigentlicher Poet war, aber unser herrlicher, kräftiger, deutscher Schiller! Hier haben wir also schon Deutschland in zwei Parteien geteilt, von denen jede den einen der Rorpyhären der deutschen Poesie für keinen eigentlichen Dichter gelten lassen will. Das scheint um so sonderbarer, da kein Grieche jemals an Homer, kein Italiener an seinem Dante und Ariost gezweifelt hat, so wie kein Engländer, wenigstens jetzt, an Shakespeare zweifelt. Hieraus folgt, wenn

nichts anders, wenigstens so viel, daß diesen beiden vorzüglichsten deutschen Dichtern der Stempel der echten Poesie nicht so klar aufgedrückt ist, daß nur Dunmköpfe, und das sind beide Parteien nicht, an der Echtheit zweifeln könnten. Es scheint vielmehr, daß jedem dieser beiden bedeutenden Männer ein Ingrediens der echten Poesie fehle, das, nach der Verschiedenheit der Ansichten, jede der beiden Parteien für das Wesentlichste hält. Und das ist es eben, was der Verfasser jenes Aufsatzes sagen will.

*

Die neueste deutsche Poesie teilt sich in zwei Klassen, die ich mit den Namen der Schlafrock-Poesie und der radikalen Poesie bezeichnen möchte.

Die erste Klasse besteht aus den Nachahmern Goethes. Wohlge-merkt! den Nachahmern, nicht den Verehrern. Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Dieser vielleicht Größte aller Deutschen hat, ein andrer Napoleon, seine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutsche, geadelt, so daß man ihnen noch lange ihre Unbesonnenheiten und Eingriffe um seinetwillen verzeihen wird, bis einmal, vielleicht bald, der Glanz erlischt, den er auf seine Umgebung warf, und nur der feine bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. Für seine Feinde sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde. Ich nehme hier einen einzigen aus, dessen großartiger, aber einseitiger Haß ihn darum verziehen werden kann, weil es ein Haß, also eine Leidenschaft ist, die, aus andern Quellen entsprungen, auf Goethe den Schriftsteller nur einen entfernten Bezug hat. Auch hat er sich selbst aus Deutschland verbannt.

Aber Goethe verehren und ihn nachahmen, sind verschiedene Dinge. Schiller kann und soll man nachahmen, weil er der Höchste einer Gattung ist und daher ein Muster für alle seiner Gattung. Goethe dagegen ist ein Ausnahmismensch, eine Vereinigung von halb widersprechenden Eigenschaften, die vielleicht im Lauf von Jahrhunderten sich nicht wieder beisammen finden. Er gehört keiner Gattung an, oder wenn man ihn an die Spitze einer solchen stellen wollte, so wäre es eine ziemlich bedenkliche Gattung, nur daß er selbst um eine Unendlichkeit von den auf ihn folgenden Nächstbesten abstünde.

*

Es hat in diesen Blättern ein geistreicher und wohlgesinnter Mann die Frage berührt, ob auf Goethes oder Schillers Wege für die deutsche schöne Literatur ein erwünschteres Gelingen zu hoffen sei?

So gut das dort Gesagte auch immer sein mag, so ist die Frage doch zu wichtig, als daß nicht jeder suchen sollte, sein Scherflein zu ihrer Beantwortung beizutragen.

Hier mein Beitrag.

Wenn in jenem Aufsatze gleich anfangs die Zulässigkeit der ganzen Frage aus dem Grunde geleugnet wird, weil jeder selbständige Geist die seinen Gedanken angemessene Form zugleich mit dem Gedanken an sich trage, so hat das seine volle Richtigkeit bei den selbständigen Geistern und für sie eine Regel aufstellen zu wollen, hieße allerdings sich lächerlich machen. Nur glaube ich, daß Geister dieser Art so selten sind, daß es Jahrhunderte gibt, die nicht einen aufzuweisen haben, sowie ich denn gegenwärtig in ganz Deutschland, Frankreich und seit Byrons Tode in England keinen einzigen eigentlich selbständigen Geist kenne. Die Frage muß vielmehr so gefaßt werden: Ist es für allerdings begabte aber nicht selbständige Geister geratener sich Goethe oder Schiller zum Muster und Vorbild zu nehmen?

Eine zweite Art den Knoten zu zerhauen, wäre der Ausspruch: derlei Geister minderen Ranges sollten eben gar nicht schreiben. Die Poesie verlöre dabei nichts und das vorhandene Vortreffliche könnte um so ungestörter auswirken. Ganz unrichtig, wie mir scheint. Denn erstens wäre es unbillig, denen, die einen, wie man weiß, unwiderstehlichen Drang sich auszusprechen fühlen, die Befriedigung dieses edelsten Bedürfnisses geradehin zu versagen; dann erfreut, ja bildet das größere Publikum eben das am meisten, was in der eigenen Zeit, unter gleichen Umständen, bei gleicher Gefühlsweise unter den nämlichen Freuden und Schmerzen ausgesprochen wird. Längst Dagewesenes gleichsam mit Abstraktion empfinden, wird immer nur Sache weniger sein. Endlich muß jedes Zeitalter, das nicht seine eignen Erlebnisse lebendig auszubilden sich bestrebt, über der irrigen Betrachtung des Alten, das nie der neuen Gefühlsweise ganz entspricht, notwendig in Pedanterie verfallen, die in der Kunst noch schlimmer ist als der Leichtsin. Jedermann kennt die Pedanterie, die mit Griechen und Römern getrieben worden ist; daß man aber auch über Shakespeare zum Pedanten werden könne, davon scheinen unsere Landsleute derzeit noch keine Ahnung zu haben.

Also die nicht selbständigen Geister dürfen und sollen schreiben und sie bedürfen dazu Muster, eben weil sie nicht selbständig sind.

Wir sind auf diese Art wieder auf unseren Anfang zurückgekommen, auf Goethe und Schiller, zwischen denen wir wählen sollen.

Es kann hier nicht die Frage sein: wer von beiden der größere Dichter ist. Ich halte mit dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes

Goethen dafür. Es ist aber ein Unterschied zwischen vortrefflich als Individuum und ausgezeichnet als Kulminationspunkt einer Gattung zu sein.

Nur letzterer kann eigentlich ein Gegenstand der Nachahmung sein, für seine ganze Gattung nämlich.

Goethe ist ein nach allen Seiten scharf abgeschnittenes Individuum und wenn man ihn gewaltsam an die Spitze einer Gattung stellen wollte, so wäre diese allerdings eine ziemlich schlechte, nur daß er selbst um ein paar Unerreichlichkeiten von dem Zweitbesten seines Gefolges abstände. Diese Verwechslung Goethes mit seiner Schule oder Gattung dessen, was er war, mit dem, was seine Nachahmung hervorbrachte, ist die Quelle aller Mißverständnisse über diesen vielleicht größten aller Deutschen.

*

Goethes Gebrauch der Interjektionszeichen unmittelbar an der prägnanten Stelle, nicht erst am Ende des ganzen Satzes, ist sehr zu empfehlen. Vielleicht ebenso sein, den Italienern nachgeahmter, Gebrauch des Superlativs als Positiv, zur Bezeichnung eines Vorzüglichen, jedoch außer der Vergleichung.

*

Form, d. h. der Inbegriff der Mittel, um den Gedanken in seiner vollen Lebendigkeit auf den Zuhörer übergehen zu machen.

Goethes Werke teilen sich nun in Werke von strenger und von loser Form.

Die strenge Form (Tasso, Iphigenia, natürliche Tochter) hat das Gefährliche, daß sie die Mannigfaltigkeit ausschließt, ohne die es minder begabten Geistern unmöglich wird, zu interessieren und zu befriedigen.

Die lose Form (Goethes früheste und letzte Arbeiten) hat den Nachteil, daß dem Leser, Beschauer zugemutet wird, die Lücken der Behandlung auszufüllen oder zu überspringen, was nur dann mit Erfolg zu erwarten ist, wenn ihm die Vortrefflichkeit des Gegebenen Lust und Schwungkraft dazu verliehen hat.

*

„Um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.“ Goethe, Geschichte der Farbenlehre II. Bd., p. 9. Paßt sehr gut auf Goethe selbst.

*

(In einem Aufsatze zur Erklärung von Goethes getadelter Theilnahmlosigkeit an dem politischen Schicksal seiner Nation.) Ein hervorstechender Zug in Goethes Charakter war immer seine Abneigung gegen das Fragenhafte, Übertriebene. Als Italiener wäre er vielleicht Carbonaro gewesen (?), aber die Deutschen mischen in alles eine solche knabenhafte Phantasterei, daß es Goethen bei jenem Charakterzug durchaus zur Last, eigentlich verhaßt sein mußte. Mit solchen Leuten gemeine Sache zu machen, war nicht denkbar, und da er trotz seiner Ruhe immer höchst praktisch und tätig war, sich also gegen nichts passiv verhalten konnte, so stieß er ab, was ihn nicht anzuziehen vermochte. Dazu kam noch die ewige Antastung und Verkümmern seiner eigentlichen Göttin, der Wahrheit, und wohl auch die Furcht, daß die Deutschen durch das läppische Hineinmengen in die Fragen des Tages, ohne Gewinn auf einer Seite, auf der andern jene stillen wissenschaftlichen Vorzüge verlieren möchten, die so lange ihr eigentlicher Ruhm gewesen waren. Ob er recht gehabt hat?

*

Goethes Talent ist, meiner Meinung nach, vorherrschend episch. Daher die wenig drastische Kraft seiner Dramen. Das Drama überhaupt soll ein Spiegel sein, in dem sich die lebendige Handlung malt, sein Drama ist ein Gemälde. Goethe ist als Dichter in allem unendlich groß, was er macht; als dramatischer Dichter scheint er mir durchaus ohne Belang. Die äußere Form des Dramas ersichtlich besteht im Dialog; zum dramatischen Dialog ist aber nicht genug, daß verschiedene Personen abwechselnd sprechen, sondern das, was sie sagen, muß unmittelbar aus ihrer gegenwärtigen Lage, aus ihrer gegenwärtigen Leidenschaft hervorgehen, jedes Wort muß überdies eine unverkennbare Richtung nach dem Zwecke des Stückes oder der Szenen haben und dieses letztere ist bei Goethen größtentheils nicht der Fall. Seine Personen sagen gewöhnlich alles, was sich über einen Gegenstand Großes und Schönes sagen läßt; das ist recht schön, und ich möchte um alles in der Welt keine der schönen Reden in Tasso und Iphigenia vermissen, aber dramatisch ist es nicht. Daher kommt es, daß Goethes Stücke sich so schön lesen und so schlecht darstellen. Überhaupt ist es höchst traurig, daß Goethe sich kein großes episches Sujet gewählt hat, er oder niemand wäre der Mann gewesen es auszuführen, doch im strengen, dem Antiken sich nähernden Stile; eine romantische Behandlung dürfte ihm schwer geworden sein. Die erste Hälfte der Achilleis spricht für meine Meinung, in der zweiten Hälfte ist er freilich sehr aus dem Ton gefallen.

*

Wie Goethe im Wilhelm Meister die tieferen, gewaltigeren Leidenschaften und Empfindungen gewissermaßen doch nur effleuriert. Das Wunder, immer über seinem Stoffe zu stehen, vermindert sich doch etwas, wenn er sich weigert, in demselben unterzutauchen. Shakespeare tut es und beherrscht ihn doch, er steigt in den Schacht hinab und erzählt, was er darin gesehen; Goethe schaut, oben stehend, hinunter, ohne darum weniger davon zu wissen. Nicht, als ob ich der innigen Verehrung für Goethe dadurch eine Beschränkung beifügen wollte; es ist nur, um Erscheinungen zu erklären und den Armen einigen Trost zu geben, die, nur in den Stoff selbst eingehend, etwas daraus zu machen wissen und sich so leicht darin verlieren.

*

„Wilhelm Meisters Wanderjahre von einem Ungenannten.“

(1821.)

Die Lesung dieses Buches ist für jeden Fall von nicht geringem Interesse. Wenn von der einen Seite schon die Umaßlichkeit Aufmerksamkeit erregt, mit der ein Ungenannter, er sei nun wer er wolle, die versprochene Fortsetzung eines Meisterwerkes aufnimmt und in dem auf so sonderbare Art erzeugten Buche auftritt gegen das Buch, das das seinige erzeugt; so bietet es außer dem noch gar mannigfache Betrachtungen dar.

Die Wirkung, welche der Gottschedebianismus der neuesten Zeit auf verkehrt-poetische Köpfe hervorbringt, ist leider bekannt genug; die Umanache, Tageblätter und poetischen Erzeugnisse von gestern und heute liefern dazu die kläglichsten Belege; nicht so leicht aber kommt man zur Anschauung, welche Kontraktionen und Extensionen derselbe in einer prosaisch-verständigen Anlage bewirkt, welche Anlage dem Verfasser des vorliegenden Buches in der ganzen guten und schlimmen Bedeutung des Wortes zugesprochen werden muß.

Schubarth in seinem Buch über Goethe hatte bei einer gleich verkehrten Beurteilungsweise den Vorteil voraus, daß er für ein Meisterwerk sprach und daß daher die Anwendung seiner Sätze immer das Angehörige derselben scheinbar wieder gut machte. Der Verfasser der Wanderjahre aber steht mit seinen Grundsätzen in völliger Blöße da, und gerade das macht sein Buch merkwürdig. *)

*) Goethe hat Schubarths Werk gebilligt, und es ist auch wirklich recht interessant; doch meinte es gewiß Goethe nicht so, und sollte auch Schubarth nicht meinen, daß durch seine Abhandlung an die Goethischen Schriften auf irgend eine Art

Er würde sich ohne Zweifel sehr wundern, wenn man ihm sagte, daß in seinem Buche die Kritik nach der Weise der neuesten Schule gehandhabt werde, denn gerade gegen diese Schule zieht er, besonders in der Person ihrer ersten Gründer: der Gebrüder Schlegel, Tieck, Moralis, gleichmäßig zu Felde; aber das ist eben das Eigentümliche jeder Zeitbildung und Verbildung, daß sie alle unselbständigen Geister, selbst wider Willen mit sich fortreißt, indem sie sie zwingt, wenn auch nicht mit ihren Waffen, doch immer auf ihrem Felde zu kämpfen.

Denn was wäre es anders, als die Grundsätze dieser neuern Schule, daß der Verfasser jedes dichterische Werk als eine Gattung äsopische Fabel betrachtet, wo Tiere oder Menschen so lange reden, bis die Anerkennung irgend eines moralischen Satzes, einer Wahrheit, eines Begriffs, will's Gott, einer Idee zustande gebracht worden ist, daß er die Poesie für eine Normalschule der zweiten Potenz für erwachsene Kinder hält, worin ihnen das Lesen mittels in Zucker gebackener Buchstaben recht angenehm beigebracht würde?

*

Die falschen Wanderjahre sind dadurch entstanden, daß ihr Verfasser Goethes Wilhelm Meister nicht verstanden hat.

Erstlich scheint jener anzunehmen, daß Meister wirklich ein des Reisens und Früchtebringens fähiges Kunsttalent gehabt und sich nur im Wege, in den Mitteln geirrt habe; daß er aber ein solches nicht hat, ist eben der Faden, der das Ganze zusammenhält. Ferner glaubt er, daß Meister durch Lehre, durch Zurückführung auf moralische Anhaltspunkte zu heilen gewesen wäre, darin zeigt er aber, daß er solche Charaktere gar nicht kennt. Alle Lehre führt sie nur tiefer ins Brüten und Grübeln. Für sie gibt es nur ein Heilmittel: Tätigkeit: Dahin ist das Ganze gerichtet. Als Wilhelm in Weib und Kind, in der Notwendigkeit, um ihretwillen praktisch ins Leben einzugreifen, einen Bestimmungsgrund zur Tätigkeit gefunden hat, sind seine Lehrjahre vorbei.

*

Wer hat je in einer mehr oder weniger verderbten Zeit gelebt, ohne sich aufgefordert zu fühlen, die Fehler seines Zeitalters zu unter-

ein poetischer Maßstab angelegt worden sei. Goethes Werke könnten all das enthalten, was Schubarth aus ihnen herausrechnet, und doch dichterisch schlecht sein, so wie sie davon in Wahrheit gerade so viel haben, als die sieben Sterne des Polarsterns von der Gestalt eines kleinen Bären, und doch der Stolz der deutschen Poesie sind und bleiben werden.

suchen, ihren Gründen, ihrem Zusammenhange mit dem Keimnusslichen nachzuspüren? Wenn er nun den Lichtpunkt in dem dunkelnden Gewirr gefunden hat, und er sich hinsetzt und ausruft: Introite, nam et heic Dii sunt! Wenn einer tut, wie Goethe so oft tat, wer tadelt ihn? Der Pastor Pustkuchen!

*

Goethes neueste Schriften gehen aus der Opposition gegen die Richtung der Zeit hervor. Wenn man diesen Standpunkt nicht aufgefaßt hat, muß man auch diese Schriften falsch beurteilen. Wer aber in Opposition ist, sagt immer mehr, als er eigentlich selbst für wahr hält, gleichsam in der Überzeugung, daß das entgegengesetzte Streben der Widersacher schon von selbst das wegnehmen werde, was daran zu viel ist. Wenn Goethe in seinen Schriften Selbstbeschränkung oder vielmehr Selbstbegrenzung predigt, so lehrt er durch sein Beispiel sie erst für den Fall, wenn man sich vorher nach Erforderlichkeit selbst erweitert hat.

*

Wenn der „falsche Wanderer“ Goethen beschuldigt, er verstehe keinen Charakter zu zeichnen, keine seiner Personen habe einen Charakter, so zeigt er, daß ihm die Bedeutung dieses Wortes in künstlerischer Beziehung ganz fremd ist, da er es, statt in dieser, immer in moralischen Sinne nimmt, wo es für Festigkeit, Unwandelbarkeit des Charakters, Begründetheit desselben auf feste Überzeugungen, gilt. Meister und Philine, Serlo und die Gräfin haben bestimmt geschiedene, künstlerisch völlig begründete Charaktere, obwohl sie sämtlich in Gefahr sind, moralisch als charakterlos beurteilt zu werden. Dieses Schicksal teilen sie mit Hamlet und Phädra, mit Lear und Richard II.; vielleicht sogar mit Macbeth und Othello.

*

Diese Toren, die verkennen, daß Goethes Poesie allerdings einen Mittelpunkt hat; aber nicht einen durch Grübeln gesuchten, im Traum gefundenen, sondern einen ewig geltenden, für alle Zeiten bestehenden, sich allein genügenden, herrlichen, großen: die Menschheit, das Wirkliche, das Faktum, die Welt.

*

Die Deutschen haben immer gern eine Art Ostracismus in ihrer Literatur ausgeübt. Man könnte den falschen Wanderer, der, um Goethe zu bekämpfen, so viel möglich Goethes Stil borgt, mit jenem

Athenienſer vergleichen, der, weil er ſelbſt nicht ſchreiben konnte, ſich des zu verbannenden Ariſtides Namen vom Ariſtides ſelbſt auf ſein Täfelchen ſchreiben läßt.

*

Was in dieſen Wahlverwandtſchaften am meiſten ſtört, iſt gleich von vornherein die widerliche Wichtigkeit, die den Parkanlagen, kleinlichen Baulichkeiten und dergleichen Zeug, faſt parallel mit der Haupthandlung, gegeben wird. Es iſt, als ob man ein Stück aus Goethes Leben läſe, der auch ſeine unvergleichlichen Gaben dadurch zum Theil paralysirt hat, daß er faſt gleichen Anteil an derlei Zeitvertreib, wie an den wichtigſten Angelegenheiten ſeines eigentliſchen Berufes nahm. Es ſoll aber eine Abſtufung des Interesses geben, und was man an Nebenſachen verſchwendet, wird immer der Hauptſache entzogen. Durch dieſes Ausſpinnen der Nebenſachen hat er ſich zugleich zweitens den Raum genommen, den Chemismus ſeiner Wahlverwandtſchaften gehörig ins Psychologiſche oder vielmehr Moraliſche zu übertragen. Die Charlotten ſpringen nicht ſo leicht mit ihrer Neigung ab, und es braucht eine große Stufenleiter von Ereigniſſen und Empfindungen, bis die Ottilien der Verirrung, ja dem Vergehen auch nur im Gedanken Raum geben. Angedeutet iſt manches: z. B. daß Charlotte früher ſelbſt ein Verhältniß zwischen Eduard und Ottilien habe einleiten wollen, aber die abgeſchmackten Parkgeſchichten nehmen allen Raum zur genaueren Entwicklung fort. Abſcheulich iſt, wie ſie jetzt daſteht, die Geſchichte jener ehrlichen Nacht, gleich in Verbindung mit der Gelegenheitmacherei zwischen dem Grafen und der Baroneſſe.

Aber all das zugegeben, welch ein unendliches Meiſterſtück iſt dieſes Werk. An Menſchenkenntnis, Weiſheit und Empfindung, Darſtellungsgabe, Charakterzeichnung und dichterischer Veredlung des ſcheinbar Gewöhnlichen hat es in keiner Literatur ſeinesgleichen. Vor dem fünfzigſten Jahre kann man es kaum völlig würdigen, aber es gehört ebenſowohl zum Fluch als zum Segen des Gereiſtſeins, daß man es kann.

Wenn man mir es übrigens ſchenken wollte, ich möchte es nicht geſchrieben haben. Die lei denſchaftliche Steigerung eines Byron mag es immerhin mit Grenzen und Schranken nicht genau nehmen, ja die Poefie lebt zum Theil in dieſem Sichhinausſetzen; je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben ſteht, je mehr muß es dasjenige achten, ohne welches dieſes Leben ein Greuel und ein Abſcheu iſt.

*

Über jenen zweiten Theil des Fauſt. Was läßt ſich ſagen? Goethe hatte theils durch das höhere Alter, größtenteils wohl aber durch die

kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-ver-sinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemütsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Teilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Goethes letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unverforgt zurückzulassen. So wie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Teile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht füreinander bestimmt waren, gewaltsam in einen Verband zusammenzudrängen, und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wander-jahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Teil auch der Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen antikifizierenden Bestandteile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brockenfzene ähnliche Monstrositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Goethe sie zu machen liebte.

*

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.“

(1835.)

Da ist vor allem eines, das ein schiefes Streiflicht hereinwirft. Bettina ist im Jahre 1807, wo dieses wunderliche Verhältnis seinen Anfang nimmt, 23 Jahre alt, da ist ein Mädchen, vor allem ein so frei erzogenes, kein Kind mehr. Das verändert sehr die Lage der Dinge.

Von Goethes Mutter hat mich gestört, daß sie, die alte Frau, so wenig Ehrfurchtgebietendes gegenüber dem kindnahen Mädchen hat. Übrigens sind ihre Briefe köstlich, reizend möchte ich sagen, als ob sie dem Sohne bei seinen ersten Jugendwerken geholfen hätte. Viel Phantasie, ein guter Teil Leichtsinns. Goethe, sonst ein Meister im Darstellen, war nicht glücklich im Schildern seiner eigenen Mutter. Er hat sie in Dichtung und Wahrheit viel zu allgemein gehalten. In

diesen Briefen erst macht man ihre Bekanntschaft. In solch glücklichen, leichten Boden der Pedantismus des Vaters eingelegt, mußte einen Goethe als Frucht geben. Bewegliche Konsequenz ist das Erste und Letzte alles Genies.

Wenn Bettinens Briefe und Leidenschaft vor Wilhelm Meister gekommen wären, hätten sie hundertfachen Wert. So kann man sich des Verdachts von Phantasie und Mignon denn doch nicht entschlagen.

(Tagebuch S. 4:) „Wie du bist, will ich dir dienen“ — das mignont.

Diese Ergüsse des Tagebuches streifen manchmal ganz gelinde an dem Unsinn hin, manchmal greifen sie ein verbes Stück herunter. Häufig fehlt ihnen aber auch nicht jene symbolisierende Wahrheit und Innigkeit, die derlei Erleichterungen gesteigerter Zustände gewöhnlich eigen ist.

*

„Er (der Wind) wollte mir das Licht auslöschen, da sprang ich auf den Tisch und schützte es.“ Auf den Tisch? Wer springt auf den Tisch, um ein Licht zu schützen? Die ist sich bewußt, daß das burschikose Wesen sie kleidet.

*

Was immer Sonderbares in dem Verhältnis Goethes zu dem Kinde sein mag, es ist zugleich etwas Wunderbares in dem Mädchen und in dem Verhältnisse. Wenn sie nachts zum Fenster hinaussehen und begeisterte Gespräche über Tugend und Schönheit führen, begeisterte wie Platos; wer erkennt da den starren Goethe, wie sie ihn heißen und wie er Unkundigen manchmal scheint. Das Gute: die Ruhe des Geistes, um sich zu einem andern Dasein vorzubereiten. Einpuppung. Schönheit: der Leib, der von seinem Geiste ganz durchdrungen ist. Goethen war die Nachtseite des Ich und der Natur nicht fremd, er wußte aber auch, daß nur die Sonne Früchte reift.

„Die Kunst ist es, die dir ein sinnliches Ebenmaß des Geistes vor die leiblichen Augen zaubert.“

*

Die Briefe Goethes an Frau von Stein (von denen ich erst zwei Bände gelesen habe) sind für mich das Interessanteste, was ich bisher von Goethes Korrespondenz gelesen habe, obschon sie, einzeln genommen, ziemlich langweilig sind, da sie alle das Nämliche ausdrücken. Daß aber dieser starre Charakter so hingebend, so weich sein konnte, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Innern.

Diese Frau war also das Ideal, das ihm bei seinen Iphigenien und der Prinzessin im Tasso vorschwebte. Die Briefe selbst jedoch zeichnen wohl den Liebhaber, nicht aber die Geliebte. Dies geschieht nur mit ein paar Zeilen, aber hinlänglich, in einem andern, sonst ziemlich unbedeutenden Lebensbilde aus jener Zeit: Charlotte von Kalb von Ernst Köpfe in folgender Stelle, Seite 82: Von der lebenswürdigen Fr. v. Schardt . . . wurde sie der Fr. v. Stein . . . von neuem bekannt gemacht. Schon vor zehn Jahren hatten sie sich in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb trug noch die ersten Eindrücke, die jene damals im weißen Taftgewande, eine dunkle Rose im braunen Haar, von einem Blondenschleier fast verdeckt, auf sie machte, in frischer Erinnerung . . . Freilich war Frau v. Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinsfloß.

*

Goethes Gespräche mit Eckermann.

Da ist denn wieder eine Sammlung von Äußerungen Goethes, wie alles, was diesen außerordentlichen Mann betrifft, von unschätzbarem Wert, für den Einsichtigen nämlich, für den Uneinsichtigen aber eine gefährliche Klippe; ein Doppelschicksal, das Goethe und sein Streben mit allem Bedeutenden und Großen teilt. Wenn man den rechten Standpunkt zur Beurteilung oder vielmehr Benützung dieser Aussprüche gewinnen will, darf man vor allem nicht vergessen: wann diese Gespräche gehalten wurden und zu wem?

Wann? Zu einer Zeit, als Goethe im hohen Alter theils die tätige Energie seines Innern von der Kunst ab und der Wissenschaft zugewendet, theils, von den abgeschmackten Bestrebungen der jüngern Welt ennuyiert, sich in ein ablehnendes Verhältnis zu jeder stärkern Wirkung gesetzt hatte.

Zu wem? Zu einem jungen Mann, den er im allgemeinen und zu seinen Privatzielen bilden wollte, und in dem er vielleicht mehr Talent zu einer anschließenden ruhigen Entwicklung als zu großartigem Selbstschaffen entdecken mochte.

In dieser letzten Beziehung ist z. B. hauptsächlich dasjenige zu nehmen, was er gegen künstlerische Arbeiten von größerer Ausdehnung warnend ausspricht, obwohl nicht zu leugnen ist, daß wir alle durch Aufgaben über unsere Kräfte uns selbst mannigfachen Schaden getan und vielleicht der Kunst wenig genützt haben. Andererseits aber würde ein Zeitalter bald ganz verflachen, das, auch bei beschränktem Ver-

müßen, das Streben nach Großartigkeit, dem Gehalt und der Form nach, ganz und völlig aufgeben wollte. Das Bedürfnis des in Ruhe zurückgezogenen älteren Beobachters und der im Lebensstrudel fortgerissenen, zuletzt doch ewig jungen Welt geht hier mit Recht einen ganz entgegengesetzten Weg.

*

Es ist nur zu gewiß und Eckermanns Gespräche mit Goethe 2. Bd., p. 264 bestätigen es: Der zweite Teil von Faust wurde redigiert, statt gedichtet; Vorhandenes angefügt, die Lücken hinterher ausgefüllt, Anspielungen, absichtlich dunkel, gehäuft, und so entstand jenes Werk, von dem man jedes Einzelne billigt, indes das Ganze ohne Eindruck bleibt.

p. 266. „Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine Unmaßung.“ Das war der Grund, warum ich Goethen nicht um Rat fragte, und was ihn, trotz jener Maxime verdrossen hat.

p. 269. Die schöne Stelle über die Verkleinerer des Euripides. Ich selbst habe eine Ehrenrettung des Euripides schreiben wollen, es kam aber nicht dazu.

p. 271. Es ist auch gegen die Intentionen des Groß-Kophya nichts einzuwenden, die Darstellung ist aber ohne alle künstlerische Gewalt.

*

Unter den vielen Stimmen über Goethe ist auch in ganz neuester Zeit die eines bekannten Publizisten (um nicht zu sagen Staatsmannes) hinzugekommen, der in einem seiner Briefe (Nahel) von dem großen Meister sagt: Aus dem persönlichen Umgang mit ihm kommt in Ewigkeit nichts heraus. Ich glaube es: besonders mit Rücksicht auf die Personen, die eben mit Goethe in persönlichem Umgang standen. Goethe hatte allerdings auch etwas Mephistophelisches in seiner Natur, was sich besonders darin zeigte, daß er auch den Mephistopheles in den andern leicht erriet. Dann habe ich immer bemerkt, daß im Gespräche über die letzten und erhabensten Dinge niemand unerschöpflicher ist, als erstlich jene Gutmütigen, Tugendhaften, denen es bei vollem Ernst um die Sache an einem Talente fehlt, ihre Gefinnungen wissenschaftlich oder künstlerisch darzustellen und so abzuschließen. Diese sind unerschöpflich, weil das Gespräch ihre einzige Produktivität ist. Dann aber auch jene Halbspitzbuben, welche, indes sie nicht geneigt sind, dem Wahren und Guten auch nur den mindesten Einfluß auf ihr Leben zu gestatten, doch Geschmack genug haben (besonders in den Zwischen-

zeiten, der crapule aller Art), auch in dem Erhabenen eine Quelle ästhetischen Genusses zu finden.

*

Man muß Gerwinus*) gut sein, auch wo man ihn nicht ganz billigt. Es ist eine solche Rechtlichkeit der Gesinnung in ihm, eine so richtige Empfindung, wenn er über abgeschlossene Werke urtheilt, nur über die Zustände des Dichters, aus dem die Werke hervorgegangen sind, ist er nicht so kompetent, aber er ist eben Litterarhistoriker und der hat es mit den Werken zu tun. Goethes früheste und späteste Epoche beurtheilt er mit Begeisterung und gerecht. Selbst wenn er über die Erzeugnisse des Greises streng abspricht, merkt man, es ist mehr der Arger, daß er nicht alles vortrefflich finden kann, wie er wünscht, als eine Aufseindung, was ihn so hart macht. Und in der That, man mag Goethen noch so hoch verehren: die Wanderjahre sind kein Werk, der zweite Teil des Faust kein Gedicht, die versifizierten Maximen der letzten Zeit keine Lyrik. Aber alles gehört zusammen. Goethe der Jüngling, Goethe der Mann und Goethe der Greis sind ein Riesenbild, an dem sich die kommenden Jahrhunderte erquicken, dessengleichen sie nicht sehen werden. Aber er war eben ein Mensch. Nicht der Dichter, sondern ein Dichter und das in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Nur in bezug auf Goethes Mannesalter, die kräftigste Periode seines Wirkens, bin ich nicht ganz mit Gerwinus einverstanden. So sehr er ihn anerkennt.

*

Gerwinus wundert sich über Goethes Erklärung, daß er sich für unfähig halte, eine wahre Tragödie zu schreiben, und daß er fürchte, durch das bloße Unternehmen sich aufzureiben. Er sieht eben nicht ein, daß Goethes Art, sich in die innerste Natur des Darzustellenden einzusetzen, ihm die Identifizierung mit den Personen einer Tragödie notwendig grauenhaft machen mußte, indes Schiller die Charaktere von der Oberfläche aufnahm, das Innere aus seinem eigenen, reichen Wesen supplierte und so mit einer bald abzuschüttelnden Fieberaufregung leicht zu Ende kam. Von den neuern hat nur Shakespeare sich tragischen Stoffen in Goethes Sinne hingegeben. Selbst die großen Alten haben es mehr in Schillers Sinn getan, mit Ausnahme des Euripides, der daher seine beiden Mitbewerber in dieser Hinsicht übertrifft, nur daß sie ihn wieder an Großartigkeit übertreffen, wie Schiller Goethen, aber nur aus demselben Grunde.

*

*) Über den Goethischen Briefwechsel. Leipzig 1836.

Wenn Schiller in seinem Aufsatze über das Pathetische meint: das Tragische liege in dem Widerstande der geistigen Kraft gegen die sinnliche Gewalt, so möchte ich wissen, wo in Romeo und Julie auch nur der geringste Widerstand gegen die Empfindung geleistet wird, und doch ist Romeo und Julie im höchsten Grade tragisch. Darin soll kein Tadel gegen Schiller liegen, sondern, gegen die philosophische Theorie in Kunstfachen überhaupt. Die Regel paßt nie auf alle Fälle, und darum hat Schiller in den Jahren seiner Reise ausdrücklich jede Stunde bedauert, die er mit solchen Spekulationen verloren.

*

(1822.)

Wenn man die beiden Monologe der Elisabeth und des Leicester wegstreichen könnte in der Maria Stuart! Schillers größter Fehler ist gewiß der, daß er zu oft selbst statt seiner Personen spricht. Auch Wallensteins Monologe verderben viel, was vorher gut gemacht war. Übrigens ist darin leichter tadeln, als besser machen. Wenn man die ungeheure Menge von Fäden kennt, die sich bei einer großen Komposition unter den Händen kreuzen, so entschuldigt man leicht, wenn einmal ein oder der andere entschlippt.

*

Entwurf eines Briefes an den Schiller-Verein in Leipzig.

Sie haben mich zum Mitgliede Ihres Schiller-Vereines gewählt; und wahrlich, Sie haben recht getan. Nicht als wollte ich meinen eigenen Erzeugnissen damit einen besondern Wert zuschreiben, aber es gibt keinen größern Verehrer Schillers in Deutschland als mich. Goethe mag ein größerer Dichter sein, und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitztum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kranken Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Überfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler anrechnen möchte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Übernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unauslöschbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem

Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwicklung Raum gibt und anderseits ein durch literarische Genüsse abgenutztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich: die Ansichten oder, will's Gott, die „Ideen“ der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich: sie schließt ab wie die Natur.

*

(Jean Paul.)

Jean Pauls Phantasie, so herrlich im Abspiegeln innerer Zustände, ist aber beinahe gar nicht geeignet zum Darstellen äußerer Handlungen, er übergeht sie daher auch häufig ganz kurz, und indes er die Ursachen bis ins kleinste ausmalt, werden die Wirkungen oft nur leicht angedeutet. Daher sind auch seine Werke da am schwächsten, wo das dramatische Element vordringend wird. Ich kann mir denken, daß ein Drama von ihm leicht das elendeste Nachwerk sein könnte. Er neigt zur Miniaturmalerei hinüber, ein Dramatiker soll aber al fresco malen, schon Goethe tut es zu wenig. Shakespeare kann's und auch Calderon, dieses Anlegen großer Partien mit breiten Schatten und derbem Pinselstrichen. Was mich an Jean Paul überhaupt anzieht, ist sein Verstand und sein Humor; seine Empfindung schwillt oft bis zum Erfäufeln an, und seine Phantasie verflattert leicht bis zur Bildlosigkeit, d. h. bis zur Unphantasie. Wenn er gern in Bildern denkt, so malt er dafür auch manchmal mit Begriffen.

*

Jean Paul ist in Gedanken, ja in seinen Empfindungen erhaben, aber seine Phantasie ist gemein, sie malt nur niedrige Gegenstände mit Wahrheit, und gerade die Phantasie ist das Spiegelbild des Menschen. Gedanke und Empfindung zeigen nur, was er sich bestrebt zu sein; die Einbildungskraft gibt wieder, was er ist.

*

(A. W. Schlegel.)

Zwei der gefährlichsten Bücher für einen noch ungelübten Verstand sind Smiths Werk über den Nationalreichtum und A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, dadurch nämlich, daß sie mit den richtigsten Details die falschesten Prinzipien verbinden, dadurch, daß sie beschränkt gültigen Sätzen eine Allgemeinheit geben,

die sie verwerflich macht; daß sie Systeme bauen wollen, wo die Grundlagen noch gar nicht gewiß sind. Von Schlegels Werk möchte ich sagen: es enthalte keinen einzigen ganz falschen, aber auch nicht einen ganz wahren Satz.

*

(Friedrich Schlegel.)

Dieser Friedrich Schlegel, wie er jetzt duselt und frömmelt, ist doch noch immer derselbe, der er war, als er die scheußliche Lucinde schrieb. Ich habe ihn ganz kennen lernen, bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns beiden gab. Wie er fraß und soff und, nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art hinüberging, wie er über mich lachte, als, da die Rede auf seine Lucinde kam, ich versicherte, ein Mädchen würde mir unerträglich sein, wenn sie ohne Schmerz daran denken könnte, sich ergeben zu haben. Dieser Mensch könnte jetzt noch einen Ehebruch begehen und sich völlig beruhigt fühlen, wenn er dabei nur symbolisch an die Vereinigung Christi mit der Kirche dächte. Bei diesen neuen Mystikern wirkt das Christentum durchaus nicht aufs praktische. So wie nur ein wissenschaftliches Bedürfnis sie darauf hingetrieben hat, so ist die ganze Wirkung desselben auch nur ein theoretischer Glaube, und indem sie sich mit Gott vereinigt denken, glauben sie den Gang ihres Lebens ebenso nur all' ingrosso betrachten zu dürfen, wie man das Wirken der Vorsehung in der Natur anzusehen genötigt ist, wo selbst das Üble als ein notwendiges Mittelglied zum guten Hauptzwecke allerdings sich zeigen darf.

*

(Tieck.)

Tieck, ein geistreicher Mann. Diese Bezeichnung zugleich als Lob und als Tadel ausgesprochen. Das will sagen: er hat Geist, wo Geist vonnöten; er hat aber auch beinahe nur Geist, wo es auf Empfindung ankommt. Sein poetisches Talent äußerst schwach und ohne alles Ursprüngliche, ausgenommen im Auffassen und Wiedergeben komischer Bezüge und Charaktere. Romisch ist beinahe nicht das rechte Wort. Die Herausstellung und Verspottung des Abgeschmackten ist sein eigentümliches Feld. Dagegen ist das eigentlich Poetische, d. h. in schöner Steigerung Empfundene, bei ihm fast durchaus nur angebildet. Goethe rühmt einmal an sich die Gabe, Landschaften und andere Naturäußerlichkeiten mit den Augen dieses oder jenes bestimmten Malers anschauen zu kön-

nen, und bezeichnet sich dadurch, nicht unbewußt, als Dilettant in der bildenden Kunst. Dasselbe kann man von Tied in der Poesie sagen. Wenn er Shakespeare als eine Brille aufgesetzt hat, sieht er die herrlichsten Dinge. Deshalb hat er sich auch in diesen Meister so hineingelegt, der ihm einen Halt, gleichsam die Pappe hergibt, auf die er seine eigenen, umkippenden Papiermännchen aufklebt. In früherer Zeit mußten ihm die Minnesänger, der Katholizismus, die Spanier ähnliche Dienste leisten. Am entschiedensten fehlt ihm der Sinn für alle und jede Form. Bei seiner Anlage zum Komischen hätte er ein guter Lustspiieldichter werden müssen, wenn nicht sein haltloser Geist sich in der Formlosigkeit, als seinem eigentlichen Elemente, bewegt hätte.

Er kann nichts machen (ποιειν, ποιητης). Keine Epopöe, kein Drama, keinen Roman, ja kein lyrisches Gedicht, in dem der Gedanke scharf abgeschnitten, auf gleichen Flügeln des Rhythmus lachenartig entporschwebte. Ein geistreicher Skizzismus der Ausdruck seines Talents. Hierzu kommt noch der Mangel eines Innern. Ich weiß nicht, ob Wahr und Falsch für ihn Gegensätze sind, oder Gut und Böse.

*

Tied ist ein guter poetischer Farbenreißer, wollte Gott, er wäre ein Maler auch!

*

(Novalis.)

Daß die Deutschen diesem schankelnden Träumen, dieser bild- und begrifflosen Ahnungsfähigkeit einen so hohen Wert beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation. Daher kommt es, daß sie sich so gern jedem Irrtum in die Arme werfen, wenn er nur irgend einen Halt darzubieten scheint, an den sie jenes flatternde, verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze Nation mit einem Schlage ihr geistiges Glaubensbekenntnis ändert und die Götzen des gestrigen Tages (Schelling) heute wie Schatten von Verstorbenen umherwandeln. Unmännlich! herabwürdigend! Sie glauben, das sei etwas ihrer Nation Eigentümliches, aber andere Völker kennen diesen Zustand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. Ich spreche hier nicht als einer, dem dieser dumpf träumende Zustand fremd ist, denn er ist der meine. Aber ich erkenne wenigstens, daß man sich aus ihm herausarbeiten muß, wenn etwas geleistet werden soll. Mönche und Klausner mögen „Hymnen an die Nacht“ her austönen, für tätige Menschen ist das Licht!

*

(Bettina von Arnim.)

Dies Buch gehört dem König.*) Als Motto sollte man darüber setzen die Worte der Frau Rat S. 496: So Redensarten, die nach etwas lauten und gar nichts bedeuten, kann ich nicht leiden. Die Frau Rat ist, wo sie allgemein wird, über den Hegel gekommen und taumelt, hat aber, um ihr eigenes Bild zu brauchen, die leeren Flaschen gleich den vollen versiegelt und kann sie jetzt selbst nicht mehr unterscheiden. Wo sie dagegen das Einzelne bespricht, ist es nichts als der seit Rousseau oft wiederholte Versuch, die Individualität gegenüber dem Ganzen geltend zu machen, wobei aber übersehen wird, daß das Individuum in seiner jetzigen Fassung neun Zehntele seines Wertes durch die nur als Teil des Ganzen möglichen Fortschritte gewonnen hat. Dies Buch ist nicht gefährlich, ein Hüter bewacht es: die Langeweile. Wer es auslesen kann, dem ist es nicht schädlich, und wenn es schädlich wäre, der kann es nicht auslesen. Damit ist nicht gesagt, als ob kein Geist in dem Buche wäre. Aber das Geistige kann nur durch den Gehalt oder durch die Form wirken. Beide Elemente jedoch sind hier zu schwach, um jedes für sich zu bestehen oder auch nur sich zu unterstützen. Erlaubt es zu lesen, das Buch verbietet sich selbst.

*

(Zacharias Werner.)

Werner war der Anlage nach bestimmt, der dritte große deutsche Dichter zu sein, er mußte viel dagegen arbeiten, um sein Geburtszeugnis unwahr zu machen.

*

(Franz Horn.)

Keine Literatur hat einen Schriftsteller aufzuweisen, der es in der Kunst, immer neben der Wahrheit zu treffen, so weit gebracht hätte, als Franz Horn. Wenn man bei manchen seiner Schriften, z. B. dem Kommentar über Shakespeare in Versuchung gerät, sich über ihn zu ärgern, so söhnt eine über all sein Wirken verbreitete unschuldige Gehaltlosigkeit einen unvermerkt wieder mit ihm aus. Er hat durch seine Schriften durchaus weder genützt, noch geschadet, nichts von der Stelle und nichts an die Stelle geschoben; ihre Positivität in der literarischen Welt ist gleich der der Lockes in der körperlichen; es ist, als ob er sie nie geschrieben hätte.

*

*) Berlin 1843.

(„Gesammelte Gedichte“ von Rückert.)

Erster Teil. 1834.

Zum Anfang 1 und 2. Sind keine lyrischen Gedichte. Diese, besonders was sich dem Liede nähert, sollen sein, was die Kantilene in der Musik ist, Melodien, von denen der Gedanke eingehüllt, ohne Anstoß in die Empfindung eingeht. Hier ist aber der Ausdruck rau und holperig, der Gedanke muß sich ungeleitet, mit Gewalt den Weg bahnen.

Die zwei und der dritte. „Phantasie, das ungeheure Riesenweib.“ Schlechtes Bild. Das ganze Gedicht unbedeutend.

Dichterselbstlob. Besser, gut, ungeformt.

Griechische Tageszeiten. Die erste Hälfte matt, die zweite gut. Der Ausdruck wird warm. Dennoch löst sich auch dieses nicht bestimmt und plastisch genug ab, sondern bleibt neblig auf die Tafel des Gemüthes aufgetragen. Ein lyrisches Gedicht soll wie ein Vogel, aller Welt erkennbar, in die Luft steigen und singen, das ist aber ein Gefäusel und Gessurre wie von unscheinbaren Holscharfen und andern dergleichen saitenbezogenen Bretterkästen.

Die sterbende Blume. Hübscher Gedanke, matt ausgedrückt.

Angereichte Perlen. Anfang schwach, dann besser. Einige vortreflich. Sinkt zu Ende wieder.

Emblem, Alexanders Vermächtnis, Dschelaleddin. Unbehilflich —

Terzinen. Das Geschraubte dieser Versmaße sagt dem Verfasser zu, er bewegt sich leichter, da wo jeder andere schwer, sowie umgekehrt; die Gedanken ohne schlagende Unmittelbarkeit, der Ausdruck neblig.

Frühlingshymne. Ohne Feuer als im Reime. Pelzig, bamstig, sagt der Österreicher.

Hamasa. Breit unerquicklich.

Künstlertfest in Rom. Viel Gutes. Ermüdet aber wie alle.

Von den Parabeln die erste, die beste.

Chidher. Gut. Der betrogene Teufel mag mitgehen. Die Scheidungsbrücke schwach.

Adler und Lerche, Goethen nachgeahmt, fährt aber schlecht bei der Vergleichung.

Das Paradies. Schlecht gemacht.

Das Abendlied fängt an:

Ich stand auf Berges Halbe,
Als Sonn' hinnerging.

Was ist das für eine Sprache? Deutsch nicht.

Der Hahn, der Schmetterling, nu, nu!

Der Wintertag, ein kalter Gedanke, sonst ziemlich gut.

Adventlied. Gut, wie ein alt-lutherisches Kirchenlied.

Lüfteleben. Nicht viel. Daß er in alle diese schwachen Lieder zur Letzt sich selbst, den Freimund, hineinmischt, herzlich abgeschmackt. Man könnte es sogar anmaßend finden.

Der Traum. Nichts.

Minerva und Vulkan hat gute Stellen. Der Schluß ungemein selbstbewußt.

Die nackten Weisen. Gut, der Schluß ungefüge.

Für die sieben Tage. Gut, besonders Nr. 1.

Reisegebet. Gut bis auf einige gezwungene Reime und den Freimund zum Schluß. Ich verabscheue diese Chaselen.

Führung. Wenn Gott dem Freimund im 40. Lebensjahre die Irren aufgelöst, so hat er ihm dafür die Verse beträchtlich verschlechtert.

Das Kind der Traube. Das beste der bisherigen.

Frühling Liebster. Der Gedanke schön, auch die Ausführung zum Theile wohl geraten.

Sonne und Rose. Der Hauptgedanke gesucht, die Ausführung vorzüglich.

Zum Schlusse. Schönes Gedicht.

Es ist, als ob die verschlungene Form diesem Geiste Haltung gäbe. Er hätte sich an ein großes erzählendes oder vielmehr beschreibend=meditierendes Gedicht machen sollen. Das eigentlich Lyrische sagt ihm nicht zu, das ungekünstelt Natürliche ist nicht sein Fach.

Daher auch Edelstein und Perle wirklich schön, bis auf das Loblied, das sie der Liebe singen, und den Spruch, den die Liebe selbst singt, der höchst elend ist, eben weil hier wahres Gefühl und ungehemmte Begeisterung ausgesprochen werden soll. Das Unmittelbare fühlen die Deutschen höchstens noch, der Ausdruck desselben ist ihnen aber fremd geworden.

Ob zuletzt die Verwandlung und Rückwandlung von Mädchen, Perle, Edelstein, Kerze gut oder schlecht ist, weiß ich nicht. Das Gedicht hatte mich, trotz großer Schönheiten, endlich so ermüdet, daß der Schluß ins Leere ging, und so Urtheil als Empfindung verstummte.

Man kann den Troubadour beneiden, der derlei behaglich vor sich hin dämmert, das Publikum aber, das davon entzückt ist, steht entweder beträchtlich über oder unter der gewöhnlichen Lebentüchtigkeit.

Liebesfrühling Nr. 4 sehr gut. Diese Selbsthuldigung gegenüber seiner Geliebten tut weh. Die Liebesgabe ist, weiß Gott, nicht so groß, daß das schwindstüchtigste Mädchen die Last nicht sollte ertragen können.

Der größte Teil dieser Gedichte — poetisches Geschäftskonzept; derlei arbeitet sich wie Asten auf der Kanzlei. XVII. Doch gar zu arg die Stelle für ein Liebesgedicht:

Ja, nicht mehr zu retten
Fühl' ich schon die Ketten
Deiner Arm' um mein Genick.

XXXIV. Ein schönes Gedicht, vielleicht das lyrischste in dem ganzen Bande.

38 und 39. Schön. 42, 43.

Zweite Folge. 7 Gut. 23 und 24 schofel. 34 Schade um einiges, der größte Teil ist schön, ja sehr schön. Von den sämtlichen Gedichten Mückerts werden die sieben magern die sieben fetten fressen, und nichts wird übrig bleiben.

Edelstein und Perle, doch das beste in der ganzen Sammlung. Sonst einzelnes Gutes. Das Ganze macht einen beengenden Eindruck. Mußte ablassen noch vor dem Ende. Zum Schluß noch die den Schluß bildenden Volksagen gelesen, die schlecht; und die Märlein, die erbärmlich sind.

*

(Heinrich Heine.)

Heine ist für jeden Fall eine sehr begabte Natur. Erstens hat er viel Verstand, eine neuerer Zeit unter den deutschen Literatoren sehr seltene Eigenschaft. Sein Talent ist vorzugsweise satirisch, verspottend, in welcher Richtung auch seine Einbildungskraft höchst objektiv bildlich ist. Was seine Poesie, als Ausdruck der Empfindung, betrifft, so hatte er wohl in seiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen sind, poetische Erhebungen, die, verstärkt durch den Einfluß fremder Produktionen, namentlich Goethes, einige wahrhafte Gedichte zustande brachten. Das verlor sich bald, und erst am Ausgange eines dissoluten Lebens, aufs hoffnungslose Krankenlager geheftet, kam eine abgenötigte Einker in sich selbst, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunsch, die eigene Nichtswürdigkeit vor sich selbst zu verbergen, über ihn, daher man auch von seinen Versen nur die ersten (in den Reisebildern) und einige seiner letzten als Gedichte ansprechen kann, indes die aus der mittleren Zeit, wenn sie nicht verspottend sind, geradezu als schlecht bezeichnen muß. Wie es aber mit der Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poesie, bei ihm steht, zeigt sich schon daraus, daß er die scheinbar wärmsten Ergüsse meistens durch

eine Unflätereï oder hanswurstisches Anhängsel selbst wieder vernichtet und lächerlich macht.

*

(Platen.)

Es ist etwas Trockenes und Dürres in Platens Gedichten. Nicht als ob ihm Empfindung abginge, aber er empfindet nicht, während er schreibt, sondern schreibt, wenn er schon empfunden hat.

*

Dieser Graf Platen kann gewissermaßen als ein Prototyp der neuern Deutschen gelten. Nicht als ob sie alle so gute Verse machen könnten, als er, nicht als ob sie alle so viel Geist hätten, als er; aber darin gleichen sie ihm alle, daß sie mehr oder weniger gut sind, wenn sie sich schreibend in eine andere Natur hineindenken; schreiben sie aber aus ihrem eigenen Wesen heraus, erbärmlich. Hat so ein Matador den Aristophanes oder Shakespear als Brille aufgesetzt, so sieht er die bewundernswürdigsten Dinge, er fühlt ganz wie ein Zeitgenosse des Perikles oder der Königin Beß; wenn er aber als Herr Platen oder Herr Immermann fühlen soll, als Deutscher des neunzehnten Jahrhunderts, als Mensch statt als Buch, so geht alles leer aus.

*

(Gedichte des Königs von Bayern.)

Die Gedichte eines Königs sind aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu beurtheilen, als die des übrigen Haufens der Sterblichen. Bei einem Dichter aus dem Privatstande ist, was er etwa bei seinem Gedichte gedacht, ganz gleichgültig und nur, was er gegeben, darf berücksichtigt werden. Bei dem dichtenden Könige ist das Gegebene nicht das Wichtigste; was er dabei gedacht, ist die Hauptsache und beglückt in seinen Wirkungen ein hoffendes Land.

Von einem Dichter als solchem fordern wir vor allem Originalität, Eigentümlichkeit der Weltanschauung. Byron, wo er irrt, ist größer als Southey, wo er recht hat. Die seinem Gedichte unerlässliche Wahrheit ist die subjektive. Die Gedanken und Ansichten eines Königs müssen objektive Wahrheit haben. Angeeignete besser als eigene, wenn sie richtigere sind.

*

(Gaudy.)

Man könnte von diesen Kaiserliedern von Gaudy sagen (von vielen nämlich), es sei ein Metrum darin, aber kein Rhythmus. Das Metrum mißt Silben, aber der Rhythmus bringt sie zur Einheit.

*

(Freiligrath.)

Freiligraths Gedichte. Diese Gedichte sind wie ein schönes Theater mit prächtigen Kleidern und Dekorationen, aber ohne Schauspielers. Oder wie die Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war.

*

(Das junge Deutschland.)

(1835.)

Man hat geglaubt, dem Unwesen der sogenannten „jungen Literatur“ (Gutzkow, Wienbarg, Raube u. s. w.) durch ausdrückliche Verbote der verdächtigen Schriften ein Ende machen zu müssen. Das ist, abgesehen von dem Verwerflichen jedes solchen Verbotes, auch in literarisch-menschlicher Hinsicht ein Fehler und ein Schaden. Allerdings ist diese junge Literatur ein Unsinn, ja eine Verrücktheit. Aber wodurch soll denn die alte Verrücktheit bekämpft werden, als durch eine neue? Die Zeiten sind selten, wo die Vernunft sich Platz macht, und ebenso selten die Männer, die das Meizlose des gesunden Menschenverstandes, der richtigen Ansicht geltend zu machen wüßten. In Ermangelung der Bessern nun bleibt nichts, als einen Unsinn durch den andern beschränken. Die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tiedisch- und Menzlish-unfähige Periode hat lange genug gedauert, und wie denn das neue Schlechte immer schon darum besser ist als das schlechte Alte, weil wenigstens die Verjährungszeit des letztern durch den Einspruch unterbrochen wird, so hätte man froh sein sollen, in der Unverschämtheit der neuen Apostel einen Damm gegen die Anmaßung der bisherigen zu bekommen. Übrigens hat diese junge Schule bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, die gegenwärtig in Deutschland sehr fehlt, eine, wenn auch täppische, Geradheit nämlich. Sie macht sich keine Illusionen. Sie ist frech, weil das Zeitalter frech ist; irreligiös, und die ganze Religion der Zeit ist Selbsttäuschung oder Henscherei; sie sagt, was sie denkt, indes man in Deutschland häufig nichts denkt bei dem, was man sagt. Insofern wäre sie

also allerdings als eine Art Pferdekur zu brauchen gewesen. Gerade weil sie verächtlich war, konnte sie wenig Schaden tun und mußte ein baldiges Ende nehmen. Ließen die Menschen nur erst die Natur in ihren Gegensätzen ungestört auswirken, die Übel fänden bald ihre Heilung in sich selbst. Von Unsinn zu Unsinn geht der Bildungsengang der Welt, und in dem ewigen Zickzack kommt sie ewig ein wenig weiter. Durch unsaubere Ausleerungen führen sich die Krankheitsstoffe ab. Beim Individuum darf allerdings der Natur zu Hilfe gekommen werden, denn die Kraft und das Leben des einzelnen ist beschränkt, und für einen toten Patienten kommt jede Regeneration zu spät; das Geschlecht aber stirbt nicht aus, und der Frühling findet alljährlich seine Bäume.

*

(Gutzkow.)

Gutzkows Nero. Da ließe sich denn viel Gutes sagen, daß der Verfasser Geist habe, daß in diese frechen Verzweiflungslaute sich nicht selten die Poesie mische, daß, trotz aller Karikatur eine wenn auch nicht historische, doch anthropologisch scharfe, sinnige Auffassungsgabe durchs Ganze gehe. Man könnte viel Gutes sagen. Ich will es aber nicht. Denn genau genommen rührt der gegenwärtige Verfall der deutschen Literatur doch vornehmlich von der Geneigtheit des deutschen Publikums her, sich in poetischen Werken einzelnes gefallen zu lassen, statt einen Eindruck des Ganzen aufzunehmen; von der Eitelkeit, lieber seine eigene Sagacität zu zeigen, indem man Getrenntes verbindet, Schwankendes unterstützt, dunkel Angeedeutetes hervorhebt, als sich mit unbesangener Hingebung die Herrschaft eines Autors in seiner Welt gefallen zu lassen. Auf diese Art entstand die Vorliebe für das Unfertige, das Skizzenhafte und von diesem zum Fragenhaften sind zwar mehrere, aber unvermeidliche Schritte. Das Gefühl ist der heilige Wächter der Kunst, der Probierstein des Gefühls aber ist die Kontinuität seiner Momente, das Ununterbrochene des Eindrucks. So wie ein Heuchler dich in einzelnen Begegnungen leicht täuschen kann, fortwährend beobachtet, in nächste Nähe gezogen, aber das Gewicht seiner Aufgabe nicht immer mit gleicher Stärke zu tragen vermag, so wird auch das poetisch Gemachte, wenn es kein Moment überspringen darf, durch Abwesenheiten und Streiche ins Leere seine Schwächen nur zu bald verraten, und der Lügner steht da.

Es ist an Goethe hart getadelt worden, daß er sich der sogenannten romantischen Schule, ja den bessern Hervorbringungen derselben, den Genoveven und Oktavianen so hartnäckig widersetzte; er wußte aber,

wohin derlei führt, er wußte, daß eine Form, die sich vom Stoffe beherrschen läßt, statt ihn zu beherrschen, den Keim der Frage notwendig in sich trägt; wußte, daß nicht die Ausdehnung, sondern das Erfüllte den Gehalt bestimmt; wußte, daß Künstler machen; andeuten und anregen aber die Sache der Stümper ist.

So hat anregend und aufreizend statt befriedigend die deutsche Poesie immer weiter um sich gegriffen und da, um Eindruck zu machen, der Stoff nur durch Überschwenglichkeit das ersetzen kann, was der Behandlung abgeht, so ist die Poesie endlich theils der Prosa verfallen, indem sie selbst das Streben aufgab, eine passende Form zu finden, theils der Frage, indem sie in eine Form zu pressen suchte, was jede Bildsamkeit überragte.

*

(Hebbel.)

In jedem Dichter ist ein Denker und ein Künstler. Hebbel ist der denkenden Aufgabe vollkommen gewachsen, der künstlerischen aber gar nicht. Oder mit andern Worten: Der Gedanke macht sich bei ihm nicht im Eindrücke geltend, sondern in der Reflexion.

*

(Johannes von Müller.)

Ich werde Johann Müllern immer als einen der ersten (vielleicht den ersten) Geschichtschreiber Deutschlands hochschätzen, aber lieben kann ich ihn nicht mehr, nachdem ich seine Briefe gelesen habe. Dies behagliche Wohlgefallen an sich selbst, dieses bis ins Lächerliche gehende Sparen der Zeit, nebst einer gewissen gelehrten Affektation in einem Alter von 22 Jahren sind mir unerträglich. Ich habe überdies nicht die beste Meinung von seinem Charakter.

Aus Müllers Briefen merkt man, daß er manchen langweiligen Folianten nur darum durchgelesen, um sich dann selbstgefällig sagen zu können: „Du bist doch ein ganzer Kerl, auch das ungeheure Buch hast du durchstudiert; das mag dir einer nachtun.“ Er mag wohl, nachdem er den herrlichen Plutarch durchgelesen hatte, gedacht haben: „Gott sei Dank, wieder mit einem Buche fertig!“ Ich beneide ihn wahrlich nicht um eine Gelehrsamkeit, die er auf solche Art erlangte.

*

(Gebrüder Humboldt.)

Es kann wohl keinen größern Gegensatz geben, als die Gebrüder Humboldt. Wilhelm der greulichste Pedant, Alexander dagegen die leichtflüssigste Natur, immer bereit, jahrelang gehegte Meinungen gegen neue Ansichten, freilich begründete, aufzugeben. Letzteres kann eine große Geistesstärke sein, aber auch eine Oberflächlichkeit für das, was man Überzeugung nennt. Wenn man etwas mit seinem innern Wesen verbunden hat, gibt man es gewöhnlich schwer auf. Wilhelm ist mir zuerst durch seinen Briefwechsel mit Schiller widerlich geworden und durch seine hölzerne Spekulation in Sachen der Kunst und Ästhetik.

Dieser Pedanterie widerspricht scheinbar sein Briefwechsel mit einer Frau, der allerdings vortrefflich ist. Ich glaube aber, er hat damals, über seine eigene Dürre erschrocken, sich ein sentimentales Zugpflaster auflegen wollen und daher auf gut Glück ein Frauenzimmer gewählt, mit dem er im Feuer exerzieren konnte. Endlich blieb er in der spekulativen Grammatik hängen, und in diesem Sandboden gediehen seine Kartoffeln.

*

(Jakob Grimm.)

Jakob Grimm ist eine merkwürdige Individualität. Er ist der unschuldigste Schriftsteller, der je gelebt hat. Eine folgerechte Phantasterei, ein kindlicher Pedantismus macht den Gegenstand, den er nur zu erklären glaubt. Im Grunde schreibt er nur für sich. Ob man es lesen kann, ob man ihn verstehen und billigen wird, ist ihm gleichgültig.

*

(Friedrich von Raumer.)

Ich kenne nichts Traurigeres, als wenn die Ansichten eines Schriftstellers mit denen seiner Zeit so genau zusammenfallen, daß Null von Null aufgeht und gar kein Überschuß zurückbleibt. Ein solcher ist Friedrich v. Raumer. Man fordert seit Johannes Müller, ein Geschichtschreiber soll fest ausgesprochene Grundsätze haben, also hat er welche. Jesus Christus und seine Religion werden in Ehren gehalten. Ohne „Tugend“ sei nun schon gar kein Heil in den „Geschäften.“ Ein begoffener Winkelliberalismus belfert, so oft er den Rücken frei kriegen kann. Dagegen wird der Notwendigkeit historischer Basen für die Entwicklung des Staatslebens nicht vergessen. Städteordnungen! Städteordnungen! obgleich Landesunordnung! Hätte Friedrich Raumer

vor fünf Jahrzehnten geschrieben, wir hätten ein Siedele de Frédéric Hohenstaufen; von Papst Hildebrand nähme kein Hund einen Bissen Brot, und Jesus Christus wäre mit den Kreuzzügen zugleich in einen Brunnen gefallen. Drum eckelt mir vor diesem historischen Stutzer, obgleich sich manche seiner Sachen gut lesen und viel Gutes enthalten.

*

(Schreyvogel [West.])*)

Indem ich mich anschicke, den literarischen Nachlaß meines vereinigten Freundes dem Publikum zu übergeben, befinde ich mich in einer sonderbaren Lage. Durch Pflicht und Wahrheit genötigt, das Vorzüglichste, das Beste von ihm zu sagen, muß ich mir doch gefallen lassen, wenn man Anstand nimmt, mir Glauben beizumessen; ja selbst das, was ich in seinem Namen zu geben habe, reicht bei weitem nicht hin, die ausgezeichnete Stelle in der Geisterwelt zu rechtfertigen, die ich für ihn in Anspruch nehmen muß. Novellen! — Wer schreibt sie nicht? Hat nicht längst das poetische Unvermögen des neuern Deutschlands sich auf dieses bequeme Faulbette breit hingestreckt? — Kritische Zurechtweisungen vorübergegangener literarischer Verirrungen, Verirrungen, über die jezo jeder Schulknabe lacht, indes zur Zeit ihrer Prägung die besten Geister sich nicht ganz frei davon erhalten konnten. Wer kann solche kritische Bestrebungen schätzen, als die wenigen, die wissen, daß das nächste Jahrzehnt über unsere gegenwärtige Befangenheit ebenso lachen wird, als wir über die unserer Vorgänger; die wissen, daß von Torheit zu Torheit in ewigen Krümmungen der Bildungsgang der Welt geht und jede Zeitwelle ein einziges Goldkorn zu Boden fallen läßt, durch das sich der Besitzstand des Geschlechtes erhält und vermehrt. Die das wissen, sind wenige, wie gesagt, besonders in Deutschland, wo man denkt da, wo man empfinden sollte, und dafür empfindet und nebelt, wo es klares Denken gälte.

Schreyvogel (oder West mit seinem Schriftstellernamen) gehörte unter die vielbewegten Geister, die theils mit, theils ohne Schuld sich ewig aus der Bahn herausgerissen finden, auf die die Natur sie hingewiesen hat. Von sehr wohlhabenden, obgleich nur bürgerlichen Eltern geboren, schön von Gestalt, bei Weibern mehr als wohlgelitten, fanden ihn die Neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts mitten unter literarischen Bestrebungen und Vorbereitungen. Schon waren außer einzelnen Aufsätzen

*) Als Ergänzung des oben (S. 129) abgedruckten Nachrufes an Schreyvogel folgen hier, unvollendet, Einleitung und Schlußwort zu einer von Grillparzer geplanten, nicht zustandegekommenen Ausgabe von Schreyvogels Schriften. — A. b. H.

verschiedenen Inhalts, mehrere Akte eines Trauerspiels: Die eiserne Maske im Druck erschienen, die zu den größten Erwartungen berechtigten . . .

*

Indem der Unterzeichnete gegenwärtige Schlußworte zu den Schriften seines vorausgegangenen älteren Freundes, gleichsam den Epilog eines verschwundenen Daseins, in die Welt hinausendet, ergreift ihn, auch abgesehen von dem persönlichen Verluste, ein tiefes Gefühl der Trauer.

Wenn ein gewöhnlicher Mensch nach durchgemühter oder durchgenossener Lebensfrist spurlos dahingeht, so ist dies natürlich und die Seinen mögen ihn beklagen; ebenso gewährt es auf der anderen Seite einen schmerzlindernden Triumph, am Grabe eines reichbegabten Mannes auf die bleibenden Denkmale seines Wirkens hinweisen und sagen zu können: das war er, bis dahin hat er es gebracht! Aber dem unbegleiteten Leichenbegängnisse eines nicht minder Begabten beinahe als einziger Leidtragender folgen und dem neidischen anfeindenden Haufen nichts entgegnen zu können als: Wüßtet ihr, was ich weiß! Hättet ihr ihn gekannt, wie ich! — das martert und erweckt, wie gesagt, ein tiefes Gefühl der Trauer.

Nicht als ob das, was in den gesammelten Schriften von Thomas und Karl August West dem Publikum offen liegt, unbedeutend, als ob es nicht der höchsten Beachtung wert wäre! Wenige haben es in der Gabe der Darstellung, in der Entwicklung von Seelenzuständen und Charakteren, in der kaum erst von einigen mit Glück gehandhabten Kunst, deutsche Prosa zu schreiben, so weit gebracht, als mein verbliebener Freund; noch weniger erreichen ihn an festem männlichen Sinne, scharfem, unbestochenem Urtheil, keiner Modeansicht huldigendem Kunstfönn und insoweit kann man wohl auf die volle Dankbarkeit der Lesewelt für das hier Gegebene Anspruch machen. Nichtsdestoweniger aber sind es doch nur Späne, aus der Werkstatt des höher Beschäftigten auf gelesen, das Werk selber hat er mit sich hinübergenommen, und nur er genießt es, und die ihn gekannt.

Damit ist nicht gemeint, daß für den Berewigten ein Platz unter jenen nur Deutschland eigenthümlichen Celebritäten angesprochen werde, von denen die hinterbliebenen gewichtigen Freunde anzurühmen pflegen: was sie gewollt, sei so ungeheuer gewesen, daß die Ausführung notwendig habe erlahmen müssen, der Stoff habe die Form überwältigt, die Sprache, die Palette, das Heptachord sei zu arm gewesen, um ihr Schauen auszudrücken, man hätte erst einen Nachtrag zum deutschen

Wörterbuche, ein neuntes musikalisches Intervall, eine achte Regenbogenfarbe auffinden müssen, wenn derlei pure Geister ihre Ideale hätten verkörpern sollen, und so sei ihr Leben halb oder ganz tatenlos, nur in einem stummen Anschauen des Unausprechlichen dahingeflossen. Wer nicht ausdrücken kann, was er auszudrücken sich vorsetzt (sein Wert als Mensch, ja als Denker sei so groß, oder so klein, als er wolle), ist in der Kunst ein Stümper oder milder ausgedrückt: ein Dilettant, und nur der in Deutschland zum Nachtheile aller wahren Kunst das große Wort führende Dilettantismus kann derlei abortierten oder formlosen Bestrebungen auch außer dem Zirkel der Freunde irgend einen bestehenden Wert zuerkennen.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, wußte sehr bestimmt, was er wollte, und zugleich wollte er nichts . . .

*

(Ladislaus Pyrker.)

Es ist erstaunlich, wie der Vorteil auf die Gesinnungen nicht etwa bloß aus Verstellung, sondern in Wahrheit wirken kann. So ist der Patriarch von Venedig, sonst ein ziemlich freidenkender Mann, durch die hohe Würde, die man ihm, seiner vorausgesetzten orthodoxen Gesinnungen wegen, verlieh, und durch den aufrichtigen Wunsch, einer solchen Begünstigung nicht unwürdig zu sein, wirklich so orthodox geworden, daß er selbst nicht mehr imstande ist, zu unterscheiden, was an diesen veränderten Gesinnungen Wahrheit ist, was Selbsttäuschung und was Heuchelei. In der That haben auch alle diese Gemütszustände Anteil an seiner Orthodoxie, obwohl, wie ich überzeugt bin, die Wahrheit den meisten, sowie die absichtliche Täuschung den geringsten. Der feste Wille, etwas für wahr zu halten, ist ja doch bei jeder Überzeugung die Hauptsache. Menschen in ähnlichen Lagen wird oft mit dem Vorwurf der Heuchelei zu viel getan.

*

(Ferdinand Raimund.)

Man hat oft bedauert, daß es Ferdinand Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhafte Shakespeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht sowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, sich eine Bildung zu nütze zu machen. Andererseits merken seine Bewunderer nicht, daß gerade dieser Zusammenstoß von Geahnet-Poetischem und

Gemein=Unkultiviertem es ist, was den Hauptreiz von Raimunds Hervorbringungen ausmacht. Das Barocke ist sein Verdienst, aber sein großes Verdienst.

*

(Bauernfeld.)

Meine Ansicht.

Herr Saphir berichtet in einem der jüngsten Blätter der Wiener Theaterzeitung: Ein mittelmäßiger Schriftsteller habe gesagt: es wäre eine glückliche Zeit gewesen, da es noch keine Kritik gab. Da nun unser Landsmann Bauernfeld sich vor kurzem auf eine ähnliche Art über die Nachteile der Kritik geäußert hat, sind einige auf den Gedanken verfallen, Herr Saphir habe mit seinem mittelmäßigen Schriftsteller auf Bauernfeld anspielen wollen. Ich glaube es nicht. Erstens weiß Herr Saphir, wie ganz Deutschland es weiß, daß Bauernfeld kein mittelmäßiger, sondern ein sehr guter Schriftsteller ist. Dann — wollte man auch das Wort gut in einer so übertriebenen Steigerung gebrauchen, daß es mit fehlerlos zusammenfiel — auf welcher Stufe müßte derjenige selbst stehen, der über Bauernfeld das Mittelmäßige aussprechen wollte? Nein, nein, Herr Saphir denkt nicht daran.

Grillparzer.

*

Herr Saphir hat sich in seiner Eigenschaft als literarischer Possenreißer über Bauernfelds neuestes Schauspiel „Fortunat“ lustig gemacht. Man kann ihm das kaum verübeln. Wen völlige Kenntnisslosigkeit und das Bewußtsein einer schmachvollen schriftstellerischen Laufbahn unfähig machen, mit Gründen und zu Gebildeten zu sprechen, tut wohl, sich an die Lachlust des Pöbels zu wenden. Da es aber doch unter seinen, d. h. den Lesern der Wiener Theaterzeitung mehrere geben mag, bei denen gedankenlose Spaßliebhaberei das Interesse an Kunst und Bildung nicht völlig erstickt hat, so wollte ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Herrn Saphir meine völlige Verachtung zu erkennen zu geben und jene Spaßliebhaber darauf aufmerksam zu machen, daß man in Gefahr kommt, dem ähnlich zu scheinen und zu werden, was man billigt, eine Gefahr, die nicht gering ist, wenn man Herrn Saphirs Schicksale, Leben, Taten und Leiden kennt.

Was Bauernfelds Stück betrifft, so teilt es mit mehreren geistreichen Produktionen der neuern Zeit den Übelstand, daß der Verfasser aus zu unbedingter Vorliebe für die großen Schriftsteller der vergangenen Zeit, nebst dem Streben, sich ihren Geist anzueignen, auch zum

Teil die Form ihrer Darstellung gewählt hat, welche, als eine vergangene, der Empfindungsweise der Gegenwart nicht immer, wenigstens nicht augenblicklich zusagt. Das hieraus entspringende Befremdliche machte es auch einer Clique erwachsener Straßenjungen möglich, am Tage der ersten Vorstellung durch Störungen aller Art die Aufmerksamkeit des Publikums von dem innern Werte der Dichtung abzulenken, der ein so bedeutender ist, daß durch Verteilung einer einzigen Szene man sämtlichen Rezensentenpöbel, Herrn Saphir mit eingeschlossen, literarisch ehrenhaft machen könnte. Was keine kleine Sache wäre.

*

Bauernfeld ist glücklich in der Charakteristik der Nebenpersonen, weil er diese negativ halten kann und nur abgerissen, sprungweise einzuführen braucht. Die Charaktere der Hauptpersonen sind unbedeutend oder höchst allgemein. Dasselbe gilt von den meisten der neueren Dichter. Wo sie den Charakter einer Hauptperson festhalten, wird er ihnen zum Begriff, wenn nicht zur Karikatur, oder die Handlung des Ganzen leidet darunter und sinkt auf Null herab. Nicht die Charakteristik ist schwer, sondern die Verschmelzung der Charaktere mit dem Stoffe.

*

(Lenau.)

Lenaus Gedichte haben wunderliche Eigenschaften. Ein unleugbares poetisches Talent, das manchmal sogar ans Bedeutende streift. Der Vers gut gebaut, obwohl er sich selten bis zum Rhythmus erhebt. Der Verlauf der Empfindung oft untadelhaft, nur daß selten ein Ganzes der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, schnappt das Ganze falsch ab, und irgend ein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet fast immer ein schickliches, selten aber das prägnante Wort. Dabei herrscht eine unselige Schwermut vor, d. h. eine solche, die sich nicht durch das Gedicht kopf=aufwärts befreien, sondern kopf=abwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist.

Zum eigenen Leben und Schaffen.

(1820.)

In Herders Biographie wird von ihm gesagt: „seine Seele bedurfte der geistigen Zuneigung anderer wie der Luft zu atmen.“ Mir geht's nicht anders.

*

(1820.)

Ich beschäftige mich viel und ernstlich mit Wissenschaften aller Art, ich kann mir aber doch nicht verbergen, daß ich mit aller meiner Bemühung doch nichts gewinne als: Stoff, den sodann der Geist für seine alles andere beherrschenden Kunstideen verarbeitet, die Form jeder Wissenschaft, dasjenige, was sie eigentlich erst zur Wissenschaft macht, geht beinahe ganz verloren. So gibt es für mich auch keinen andern Beweis als Anschaulichkeit.

*

(1821.)

Woher kommt es denn, daß ich immer einen Menschen haben muß, den ich anfeinde, auf den ich alles Schlechte, Widrige und Abgeschmackte übertrage, das mich in der Welt anfeilt, und dann den Menschen eigentlich hasse und (obwohl nur in Gedanken) verfolge, als ob er wirklich all das Hassenswerte in sich vereinigte, ob ich mir gleich bei kaltem Blute gestehen muß, daß ich ihm in manchem unrecht tue. Und das ist immer nur ein Mensch. Ich kann immer nur einem herzlich gram sein, und so oft ich jedesmal einen neuen finde, söhne ich mich halb unbewußt mit den früher Angefeindeten aus. Auch sind diese Großträger nicht immer Leute, die etwa mich beleidigt hätten, vielmehr bin ich sehr veröhnlich, oder vielmehr sehr vergeßlich, oder vielmehr sehr (hochmütig-)nichtachtend gegen Beleidigungen, nein, es ist jedesmal etwas rein Objectives von Schlechtigkeit oder Abgeschmacktheit, was mich so in Harnisch bringt. Kann man nicht die Sache verabscheuen ohne eine Person? Was ist es für eine läppische Schwäche, zur Mißbilligung des Schlechten eine Leidenschaft gegen die Schlechten und zur Übung der Gerechtigkeit im allgemeinen eine Ungerechtigkeit im einzelnen nötig zu haben? — Ich erinnere mich sehr wohl noch eines ähnlichen Charakterzuges bei meinem verstorbenen Vater.

*

(1822.)

Woher mag es denn kommen, daß ich, dem man doch in seinem dichterischen Wirken einen ziemlichen Grad von Phantasie nicht wird abstreiten können, doch beim Denken einen solchen Grad von Verstandesgemäßheit fordere, daß mein Geist von Natur aus dabei alles zurückstößt, was von der Einbildungskraft hergeholt ist?

*

(1824.)

Bin ich nicht mit meinem Streben, mich der Poesie zu entziehen und im gewöhnlichen Leben unterzutauchen, eine Art Ludwig XV., der, indes er wollüstig die Vorteile seines hohen Amtes genoß, sich den Anforderungen ihrer Bürden gemein=idealisierend dadurch zu entziehen strebte, daß er sich gern als Privatmann dachte, knickerig ein Privatvermögen sammelte, indes er das öffentliche vergeudete, und hoffte, sich um so mehr als eigentlicher Mensch zu fühlen, je schlechter er als König sich erkennen mußte?

*

(1836.)

Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden, und man wird mich nie mir selber untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element, sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden getan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können.

*

Ich bin ziemlich wandelbar in meinen Entschlüssen, meine Meinungen sind aber so eisern mit meiner innersten Natur versflochten, daß, solange ich lebe, ich meines Wissens keine geändert habe. Wer mir die Unrichtigkeit einer derselben bewiese, könnte mich höchstens bedauern machen, sie zu haben; sie gegen eine andere zu vertauschen, wäre mir ebenso unmöglich, als einen Teil meines Leibes verbessern, er möchte so schlecht sein, als er wollte. Mein Denken ist immer nur ein Suchen von Gründen, das Resultat war lange vor der Untersuchung da.

*

(1837.)

Die Empfindung hat bei mir immer eine vorherrschende Neigung zum Formlosen; das Formgeben bringt mich dem Verstande näher, als billig ist.

*

(1842.)

Ich bin froh, ein Deutscher zu sein. Nicht als ob ich die Nation so hoch stellte, eher das Gegenteil. Aber wenn der Mensch Papier ist, auf welches das Leben schreibt, so will ich als unbeschriebenes zur Welt gekommen sein. Der Deutsche bringt von allen Völkern die wenigsten Vorurtheile mit. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.

*

(1852.)

Daß mir die meisten Dinge im Leben mißlingen, kommt wohl nur daher, daß ich sie nicht so angreife, wie es sein müßte, um sie zum besten Ende zu bringen, sondern nur suche, sie sobald als möglich vom Halse zu schaffen. Daher kommen die Verlegenheiten immer wieder zurück, und ich weiß recht wohl, daß, wenn ich mich über mein böses Geschick beklage, ich die Schuld auf meine Ungeschicklichkeit, mein Aufschieben, mein Zaudern und Übereilen nehmen muß.

*

(1811.)

In meinem Kopfe sieht's aus wie in Ungarn. Rohes Stoff im Überfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt; das Materiale wird nicht verarbeitet. Es gibt unter den Schriftstellern Leute, wie die Fischangel-schmiede in England; aus einem Gedanken, den ein anderer als einen verben Barren hingeworfen hatte, schmieden sie 30 000 andere; die sind zwar klein, sehr klein, aber geschliffen und fein. Leider versteh' ich das nicht.

*

(1819.)

Die neue Poesie und Philosophie gibt ihr Geld zu hundert Prozent in die Mississippibank auf Gewinn in einer neuen Welt; ich lege das meine lieber in die Bank von Old-England, nur zu fünf vom Hundert, aber sicher.

*

(1822.)

Ich weiß wohl, wie ich's machen sollte! Nicht lang über einem Werke brüten, das Größte und Kleinste, das Oberste und Unterste haarscharf ausrechnen und dann furchtlos beginnen. Viel schreiben sollt' ich, herausgießen die Fülle der Gedanken, wie sie der Gott gibt; unbekümmert über Fehler, wenn nur der Vorzüge mehr sind. Es wäre schlimm, wenn jedermann so arbeitete, aber ich sollte so tun. Jedermann muß seine Art, zu arbeiten, haben, wie jeder seine eigene Art, zu sein, hat. Obige ist die meinige.

*

(1834.)

Ich weiß, daß ich es nie erreichen werde, nach was ich strebe in der dramatischen Poesie: das Leben und die Form so zu vereinigen, daß beiden ihr volles Recht geschieht. Man wird es vielleicht nicht einmal ahnen, daß ich es gewollt, und doch kann ich nicht anders.

*

(1838.)

Mein Vorsatz ist: der Verstandes- und Meinungspoesie unserer Zeit nicht nachzugeben. Das Bild, die Gestalt, Gefühl und Phantasie festzuhalten und der Unmittelbarkeit der Anschauung zu gehorchen, die splitterrichtende Kritik mag dazu sagen, was sie will.

*

(1849.)

Was mein — weniger absichtliches, als durch meine Natur gebotenes — Streben war und, wie es scheint, mir nicht gelungen ist, war, die Poesie dem Ursprünglichen, durchaus Bildlichen, die Berechtigung in der Empfindung und nicht im Gedanken Suchenden der alten Dichter näher zu bringen. Die neuern Dichter, so vortrefflich sie sein mögen, hatten mir immer so viel Beimischung von Prosa, so viel Lehr- und Reflexionsmäßiges, daß ich eigentliche Erquickung nur in der alten Poesie fand, wo die Gestalt noch der Gedanke und die Überzeugung der Beweis ist. Damit ist nicht jene alte Poesie gemeint, die jene Eigenschaft nur aus Unbeholfenheit und Unfähigkeit hat, wie die mittelhochdeutsche, oder daß ich mich je vom Volks iede angezogen gefunden hätte, sondern jene Dichter waren es, die, mit Talent und Geist begabt, als

die Spitze einer an sich poetischeren Zeit jene Einheit abspiegelten, mit der das Leben sie umgab, und die die neuere Zeit im Fortschritt der Entwicklung — vom Standpunkte der Prosa aus: zu ihrem Glücke — längst abgestreift hat. Die Griechen, die Spanier, Ariost und Shakespeare waren die Freunde meiner Einsamkeit, und ihre Darstellungsweise mit der Auffassung der neuern Zeit in Einklang zu bringen, mein halb unbewußtes Streben. Da ich aber mit meiner Ansicht in den letzten zwanzig Jahren so ziemlich allein stand, so war es mir nicht möglich, die Anschauung immer lebendig und rein zu erhalten, um so weniger, als ich, durch die traurige Lage der Welt und meines Vaterlandes vielfach zerstreut und gestört, die Ausführung nicht mehr so in einem Zuge vollenden konnte, als für ein solches Verfahren unter solchen Umständen durchaus notwendig wäre. Der nackte Gedanke mußte zu Hilfe gerufen werden, der dann die Anschauung, sowie die Anschauung den Gedanken störte. Zwischen dem Anfang und der Beendigung des goldenen Fließes starb meine Mutter, und ich machte die Reise nach Italien. Dann kam jener schändliche Geistesdruck in Oesterreich, den ich darum nicht weniger empfand, weil mir nicht jedes Mittel recht war, ihn abzuschütteln. Hero und Leander, Weh dem, der lügt: zwei meiner liebsten Stoffe und von vornherein ganz naiv gemeint, sind nicht das geworden, was sie hätten werden sollen, und nach dem Vorgange meiner frühern Arbeiten auch hätten werden können, und ein paar andere Stücke in meinem Pulte werden, solange ich lebe, das Licht des Tages nie erblicken, weil ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, das nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann. Damit will ich nicht mich rechtfertigen und meine Schuld auf die Zeit und die Verhältnisse schieben. Ein wahrer Dichter hätte sich über alles das weggesetzt und einen Mittelpunkt in seiner Begeisterung gefunden. Aber eine zu berührbare Natur, mit einer hypochondrischen Anlage und einem entschiedenen Widerwillen gegen die Öffentlichkeit, konnte unter den gegebenen Umständen sich nicht viel anders nehmen und fassen. Auch ist dabei keine kleintuerische Bescheidenheit gemeint. So fühle ich mich gegenüber dem, was sein soll. Gegenüber dem, was sonst in unsern Tagen ist, kenne ich meine Vorzüge sehr gut. Man könnte aber sehr gut der beste Dichter einer gegebenen Zeit und noch immer ein höchst unbedeutendes Licht sein.

*

(1845—1846.)

Es ist mit den eigenen Gedanken ein eigenes Ding. Erstens ist seit Erschaffung der Welt so viel und mitunter von sehr begabten Leu-

ten gedacht worden, daß man, die Wichtigkeit vorausgesetzt, selten etwas denken wird, das nicht einer vor uns auch schon gedacht hätte. Dann gibt es Gedanken, die sich durch ihre Natürlichkeit jedem aufdringen, und bei denen der Letzte so viel Verdienst hat, als der Erste. Und das sind eben die wirksamsten in der Poesie: alte Gedanken an der rechten Stelle. Dann liest man so viel, daß, gerade bei einem schlechten Gedächtnis, man nicht weiß, wie viel von einem Gedachten einem selbst gehört, und was einem andern. Mir wenigstens ist es so oft geschehen, daß ich beim Wiederlesen vor lange gelesener Autoren mit Erschrecken gewahr worden bin, daß Gedanken, auf die ich mir etwas zu gut tat, nur geborgt waren, welches Borgens ich mich gewiß enthalten hätte, wäre mir nur eine Ahnung eines solchen Diebstahls im Augenblicke des Niederschreibens gegenwärtig gewesen. Oft habe ich aber auch meine Gedanken, mitunter beinahe mit denselben Worten, bei Schriftstellern gefunden, die früher als ich geschrieben, ich aber viel später gelesen habe. Wie z. B. eben jetzt in Herbart eine Äußerung über Schelling und Hegel mit denselben Worten, die ich in einem Epigramm über die beiden gebraucht. Was bleibt nun da übrig? In Gottes Namen zu schreiben, was einem Passendes einfällt, und sich damit zu trösten, daß nur der ein leichtsinniger Schuldenmacher ist, der nichts besitzt, als was er erborgt.

*

(Das goldene Vließ.)

(1819.)

Wenn ich mir recht überlege, warum mir nur Arbeiten, die sich rasch in einem Zuge vollenden lassen, gelingen, hingegen andere von größerer Ausdehnung, zu deren Zustandebingung ein längerer Zeitverlauf erforderlich ist, so leicht mißraten, so finde ich den Grund in dem ewigen Wechsel der Empfindungen, dem mich mein reizbares, unstetes Wesen aussetzt. Ich verliere bei lang anhaltender Beschäftigung mit einem Werke weder den Mut zur Vollendung, noch den eigentlichen Faden der Verknüpfungen; aber, so wie jetzt dieser, jetzt jener Zustand des menschlichen Lebens mich am meisten interessiert, trage ich unbewußt, so viel nur irgend möglich, von jenem Interesse in meine Hauptpersonen und ihre Schicksale, und so kommt es, daß, bei sonst unverrücktem Gang des Ganzen und Beibehaltung der Motive selbst, doch eine Ungleichheit im Ton entsteht, deren ich mir bald dunkel bewußt werde und die, zu Deutlichkeit gekommen, mir, und mit Recht, alle Lust und Freude an dem Werke nimmt. So ging es mir mit dem Goldenen Vließ. Ich muß es für ein vernünftiges Werk halten,

und weiß Gott, ob es mir je gelingen wird, es mir wieder als ein Ganzes vor die Anschauung zu bringen und aus einem Gusse zu vollenden. Ich verzweifle daran.

*

(1821.)

Ich hatte heute nacht einen sonderbaren Traum. Ich träumte ein Vorspiel zur Medea, von dem ich mich jetzt nur noch erinnere, daß es ganz allegorisch war, daß darin Medea auf einem bettartigen Wagen liegend erschien und von einer weiblichen Figur an einem Seile gehalten und geleitet wurde, auch daß im Laufe des Stückes mich einmal als höchst passend überraschte, daß bei einer Stelle Medea mit den Händen eine Bewegung machte, als ob sie flöge oder schwämme. Das Ganze hatte mich entzückt und nun träumte ich fort, ich sei erwacht und bei dem Theatersekretär Schreyvogel, dem ich den Traum erzählte und meine Absicht, nach diesem mein Stück zu ändern. Ich konnte mich nicht mehr auf die einzelnen Umstände meines Traumgesichtes erinnern, dachte nach, suchte mir's zu vergegenwärtigen, fand endlich das Ganze wieder zusammen, und hatte die größte Freude darüber, als höchst poetisch und sinnreich. Räsonierte auch mit einem scheinbar viel klareren Bewußtsein über meinen Traum und Träume überhaupt, und das alles im Traum. Als ich aus diesem höchst lebhaften Traum erwachte, bemeisterten sich meiner zwei Empfindungen. Erstens kam mir mein wachender Zustand gegen den vorigen vor wie eine Zeichnung gegen ein Gemälde, ein neblichter Tag gegen einen sonnenhellen; dann hatte ich ein eigenes unangenehmes Gefühl der Zeitbegrenzung, da mir früher so vieles, so im Flug und in so kurzer Zeit begegnet war.

*

(1822.)

Ich habe seit dem Bließ eine eigene Hinnneigung zu großen, zusammengesetzten, ins Weite gehenden Kompositionen. Davor muß ich mich hüten, das ist nicht meine Sache. Wenn meine Phantasie die Schranken nicht fühlt, geht sie aus dem Weiten ins Weitere, und ermattet sie bei der Länge des Weges nur für einen Augenblick, so faßt die Hypochondrie Posto und zerstört mit ihrer Selbstkritik alles Gewonnene wieder. Man erzählt von einem General, daß er gesagt haben soll: Eine Armee von vierundzwanzigtausend Mann kann ich kommandieren, eine von hunderttausend kommandiert mich. Das sollte

für alle Dichter gesagt sein, vornehmlich aber für mich. Die Mhufrau, Sappho, das waren meine Stoffe!

*

(König Ottokars Glück und Ende.)

(1825.)

Ich habe mich selbst bei Gelegenheit der vielen Mißverständnisse über König Ottokar auf die Vorrechte des historischen Trauerspielles berufen, auf den Unterschied zwischen demselben und jenem von erdichteten Stoff. Worin liegt denn derselbe nun aber eigentlich? Wenn ich mir's recht zu verdeutlichen suche, so ist dieser Unterschied kein anderer, als der zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, zwischen Gedenkbarkeit und Existenz, zwischen Handlung und Begebenheit. Die Tragödie mit erfundenem Stoff hat kein höheres Gesetz als strenge Ursächlichkeit. Da ihre letzte Aufgabe ist, einem Gedenkbaren den Schein der Wirklichkeit zu geben, so kann sie sich nie von der genauesten logischen und psychologischen Stetigkeit lossagen, und nur, was sich völlig erklären läßt, wird ihr zugegeben; denn ihre Aufgabe ist Menschenwerk, und was der menschliche Verstand ersinnt, muß der menschliche Verstand begreifen, allseitig und jederzeit verfolgen können. Das Letzte der historischen Tragödie aber ist Gottes Werk; ein Wirkliches: die Existenz. Nur ein Tor könnte glauben, daß dem Dichter hier die Verknüpfung von Ursache und Wirkung erlassen wäre. Aber wie in der Natur sich höchst selten Ursache und Wirkung wechselseitig ganz decken, so ist, in der Behandlung eine gewisse Inkongruenz beider durchblicken zu lassen, vielleicht die höchste Aufgabe, die ein Dichter sich stellen kann. Allerdings eine höchst gefährliche Klippe! Die Unverständlichkeit, der Unsinu lauern geschäftig auf jeden Fehltritt, und nur die Anschauung kann retten, indes der Begriff rein nutzlos wird und zurückbleibt. Da aber, wie oben gesagt, der Mensch (und mit Recht) dem Menschen nichts glaubt, als was der Mensch begreift, so kann diese Art der Behandlung auch nur in rein historischen Stoffen mit Glück versucht werden, weil nur hier ein höherer Geist, der Weltgeist, den Begebenheiten die Gewähr leistet und für die Endpunkte einsteht. Es müssen ferner die gewagten (scheinbaren) Inkonsequenzen eigentlich Inkonsequenzen der Natur sein, und der Zuseher muß das Gesetz der Kausalität fühlen, wenn er es auch nicht nachweisen kann. Der Zuseher muß sich aber auch in diesem Sinne der Handlung hingeben wollen, und selbstgefällig kritische Bestrebungen reduzieren ein solches Stück nur gar zu leicht ad absurdum. Es lebt kein Stümper, der daher so leicht

lächerlich zu machen wäre, als Shafespeare, der große, oder vielmehr einzige Meifter in diefer Gattung; und Voltaire z. B. hat es mit vielem Erfolge getan. Noch einmal! ein gefährliches Feld! Man muß auf Siegen oder Sterben gefaßt fein, wenn man es betritt. Mich aber hat schon feit lange ein gewiffer Efel vor dem eng-psychologischen Nureihen und Anfädeln erfaßt — vainere ou mourir! Was ich da niedergeschrieben, klingt wohl ein bißchen wie Unfinn; ich bin mir aber nur noch nicht klar genug, und will das Ganze wohl einmal in der Folge ausführen.

*

(Ein treuer Diener feines Herrn.)

(28. Februar 1828.)

Aufführung des Dramas: „Ein treuer Diener feines Herrn.“ Stürmischer Beifall. Es ift gut, wenn wirkliche Dichter von Zeit zu Zeit dem Publikum zeigen, daß fie die sogenannten Theaterwirkungen hervorzubringen verftehen, damit dasfelbe einfehen lerne, daß, wenn fie ein andermal diefe Wirkungen beiseite laffen, es aus Abficht und höheren Zwecken zuliebe gefchehe, nicht aber aus Unvermögen. Man wird das Bunte diefer Produktion fehr tadeln, aber, außer dem schon erwähnten Grunde trieb auch noch der Umftand zu diefer Art der Behandlung, daß ich feit einiger Zeit ein Abnehmen an intensiver Kraft der Phantafie bei mir zu bemerken glaubte, und ich mich daher gewiffermaßen probieren wollte, wie weit fich die Spannung noch treiben laffe. Auf dem Wege fortzufahren, wäre freilich nicht rätlich.

*

(Des Meeres und der Liebe Wellen.)

(20. April 1831.)

Am 5. dieses Monats Hero und Leander aufgeführt; nicht gefallen. Die ersten drei Akte wütend applaudiert, die letzten zwei ohne Anteil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln so sehr zusammentrifft. Der fünfte Akt ist zwar leider nur zu wirksam, zu theatralisch (weshalb ich ihn auch immer ändern wollte), er litt aber offenbar unter der Wirkungslosigkeit des vierten Aktes, denn auf einmal Zerstreute wirkt nichts mehr. Sonderbar! Diesen vierten Akt schrieb ich gerade mit der meisten Innigkeit, dem nächsten Einleben, und er schien mir vom ersten Augenblicke sehr gelungen, aber schon bei der zweiten Überarbeitung, ein Jahr später, konnte ich mich selbst nicht mehr darein finden. Das Ganze

ist offenbar mit zu wenig Folge, abgerissen und mehr mit einer allgemeinen als mit einer besonderen, mit einer Stoffbegeisterung geschrieben. Mehr Skizze als Bild. Die Aufgabe war ungeheuer. Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Sie gelang nicht. Und doch! und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende gelungene Leistungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Wert des wenn auch nur halb Erreichten in diesem vierten Akte einsehen dürfte.

Sonderbar die Wirkung, die dieses Mißlingen auf mich machte. Anfangs höchst unangenehm, wie natürlich; aber schon den zweiten Tag gewann ein höchst beruhigendes Gefühl die Oberhand.

Aus der Knechtschaft des Publikums und des Beifalls gekommen zu sein, wieder mein eigener Herr, frei zu schreiben oder nicht, zu gefallen oder zu mißfallen, kein obligierter Schriftsteller mehr, weil ein Mensch, ein innerlicher, stille Zwecke verfolgender, nicht mehr an Träumen, an Wirklichkeit Anteil nehmender Mensch. Ja, wenn ich es wieder dahin bringen könnte! Jede Demütigung der Eigenliebe sollte mir für den Preis willkommen sein!

*

(1837.)

Man hat sonderbar gefunden, daß ich dem aus dem Stoffe von Hero und Leander gezogenen Stücke den Titel: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ gegeben. Mir lag aber daran, gleich von vornherein anzudeuten, daß die Behandlung, obgleich mit antiker Färbung, doch romantisch gemeint sei. Es war überhaupt ein Versuch, beide Richtungen zu vereinigen. Die Ausführung mag zurückgeblieben sein, oder vielmehr, ich weiß, daß sie es ist; aber das Vorhandene scheint mir noch immer beachtenswert. Die Fehler sind im vierten Akte aber leider von der Art, daß sie nicht wegzuschaffen sind. Das pflegt immer so zu gehen, wenn man an einem in früherer Zeit unreif, aber warm gedachten Plan später bei der Ausführung ändert und umstellt. Vor allem ist die Figur des Priesters dabei zu kurz gekommen.

*

(Der Traum ein Leben.)

(1834.)

Neben manchem Vortrefflichen und unendlich vielem Guten in unserer lieben Vaterstadt gibt es auch ein unendlich Schlechtes, und das ist, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, der Zustand der Kunst, na-

mentlich der Theaterkritik. Der Grundfehler liegt dabei hauptsächlich in dem Uustande, daß diese Kritik nicht von eigentlichen Literatoren ausgeübt wird, sondern meistens von Leuten, die halb zufällig hinein geraten und nur aus Noth, aus Liebe zum Müßiggange, Unfähigkeit zu etwas anderem und zuletzt aus einer Art Verzweiflung darin beharren.

Sie fangen in den Schuljahren, zum Nachtheil ihrer Sonntagskompositionen und Hausaufgaben, an, sich dem süßen Reize des Besserwissens zu überlassen, vernachlässigen das Nöthige über dem Höchstenbehrlichen, bis endlich zur Zeit der österlichen oder Herbstprüfungen eine dritte Fortgangsklasse der Musaget wird, der sie auf immer der Literatur in die Arme führt. Die schlechten Studenten gehen unter die Kritiker, wie ehemals unter die Soldaten.

Anfangs fühlen sie sich höchst glücklich in der neuen Halbbeschäftigung. Aus dem Konzert ins Schauspiel, aus dem Tanzsaale in die Oper, von schlechten Schriftstellern und wohl auch hie und da von einem Schauspieler gehätschelt, fließt das Leben, ein ewiges Fest, hin. Nach und nach — meistens zugleich mit dem Mangel — kommt aber doch das Bewußtsein des verfehlten Lebenszweckes über sie. In einer Welt voll nützlicher Bestrebungen sehen sie sich allein zigeunerhaft ausgeschlossen. Der Gewinn ist spärlich, an bürgerliche Achtung nicht zu denken. Da kommt ein bitterer Ingrimus über sie, der sich auf keine andere Art Lust zu machen weiß, als durch Herabwürdigung des in früherer Zeit geträumten, nun aber für immer versagten Besseren, indem sie zugleich durch Emporhebung des kongenial Schlechten ihrer Stellung Kraft und Anhänger zu verschaffen suchen.

Solange nun die Anfeindung gegen das Gute nur in kritischen Ausfällen laut wird, läßt der vernünftige Mann (man verzeihe, daß ich mich selbst lobe) derlei mit stiller Verachtung an sich vorüberziehen, geht aber die Schamlosigkeit bis zur Entstellung von Tatsachen, dann wird es gewissermaßen Pflicht, die rüttelnde Hand auszustrecken und ein bannendes Halt! den Menschen entgegenzusetzen.

Es hat sich nämlich ein Ungenannter in den von einem sicheren Herrn Piznigg redigierten „Mittheilungen aus Wien“ erfrecht, eine historische Darstellung der Entstehung meiner letzten dramatischen Arbeit „Der Traum ein Leben“ in die Welt zu senden und zwar mit Anführung von Umständen, die, wären sie wahr, niemand anders als aus meinem eigenen Munde wissen könnte, ein Weg der Belehrung, der, wie Herr Piznigg sehr wohl weiß, ihm und seinen Freunden durchaus nicht offen steht.

Statt nun diese ekelhafte Mittheilung aus einem Winkel Wiens punktweise zu durchgehen, finde ich es am geratensten, die in der That

sonderbaren Schicksale dieses mit so vieler Theilnahme aufgenommenen Stücks selbst bekannt zu machen, und zwar um so mehr, als nur dadurch der eigentliche Standpunkt zur Beurteilung mancher Einzelheit gewonnen werden kann, und vielleicht manche jetzt oder künftig entstehende Streitigkeit über Plagiat und Priorität erst auf diese Art mit einem Mal sich entschieden findet . . .

*

(Der arme Spielmann.)

(1848.)

Ich habe vor einiger Zeit in einem hiesigen Blatte, von einem hiesigen — Kritiker eine Beurteilung von Goethes Geschwistern gelesen. Da war nun die Meinung, daß an einer so einfachen Geschichte inner den Wänden einer bürgerlichen Wohnung, an der Liebe eines unbedeutenden Mädchens für einen ebenso unbedeutenden Mann, der sogar vor dem Laden einer Käsehändlerin stehen bleiben und dabei bewundernde Betrachtungen über die menschliche Gewerbstätigkeit anstellen könne, gar nichts Besonderes und es daher unbegreiflich sei, wie man derlei Armseligkeiten einem an große Ideen gewohnten Publikum vorführen könne. Ich erinnerte mich dieser Rezension bei Gelegenheit einer andern von einem ähnlichen — Kritiker über meine Erzählung: ein alter Spielmann. Es geht eben mit der Betrachtung von Kunstwerken, wie mit der Beschauung von Naturgegenständen. Während der stumpfe Sinn des gewöhnlichen Hinschleuderers beim Anblick eines Baumes eben nichts bemerkt, als daß er grün sei, sieht das scharfe, wohl gar kunstgeübte Auge eine solche Welt von Abstufungen der Farbe und des Lichts, daß er stundenlang stehen und immer wieder den Baum betrachten kann, ja, wenn er Maler ist und eine Nachbildung versuchen will, gerät er in Verzweiflung, auf der Palette jene Farben zu finden, die der andere mit der allgemeinen Bezeichnung „grün“ so schnell abgefertigt hat. Es soll hier nicht eine Parallele zwischen jener anspruchslosen Erzählung und einem Meisterwerke Goethes gezogen, sondern nur darauf aufmerksam gemacht werden, welcher ungeheurer Unterschied bei den einfachsten Gegenständen zwischen einem sinnigen Betrachter sei und einem Dummkopf.

Grillparzers sämtliche Werke. VI.

Inhalt.

Vermischte Schriften.

(Der eingeklammerte Titel zeigt an, daß diese Überschrift nicht vom Dichter stammt. Die Zahl ohne Klammer bezeichnet die Entstehungszeit, die eingeklammerte Zahl das Jahr der ersten Veröffentlichung, soweit dieselbe zu Zeiten des Dichters erfolgt ist.)

Erste Abtheilung.

	Seite
Die Jahrhunderte der Kreuzzüge. 1808—10	3
(Über Verfassungsänderung in Deutschland.) 1844?	12
Über die Aufhebung der Zensur. 1844	16
(Lehr- und Lernfreiheit.) 1847	20
(Religiöse Bewegungen der Gegenwart.) 1845	22
Der Kirchenstaat. 1846	24
Von den Sprachen. 1840?	25
Fürst Metternich. 1839	28
(Herr Palacky.) 1849	39
Zur Kunstlehre. 1819	41
(Grenzen der Künste.) 1822?	53
Der Blinde und der Sehende. 1817	55
Kunstgespräch	56
Ein Gespräch. 1868	56
Über Dilettantismus	56
Über Genialität. 1840?	58
Die Kunstverderber. 1856	61
(Über das Wesen der Tragödie.) 1819	63
Vom Schicksal. 1. 2. 1817. 3. 1818. 4. 5. 1845?	65
Über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland. I. 1834 (1835). II. 1835. III. 1835	71
(Vom Hofburgtheater.) 1847	80
Über die Bedeutung des Chors in der alten Tragödie. 1817	82

	Seite
(Über die französische Klassik.) 1852	85
„Lucretia,“ Trauerspiel von Ponsard. 1844	86
(Über Lope de Vega.) 1. 2. 1839. 3. 1850?	89
(Über Shakespeare.) I. 1826. II. 1817. III. IV. 1849	94
(Walter Scott.) 1841?	102
Zur Literaturgeschichte. 1860?	104
(Neuester Kunstgeschmack.) 1819	121
Bruchstück aus einem Literaturblatt vom Jahre 1900	123
Zur Schiller-Feler. 1859	125
(Österreichische Dichtung.) 1837	126
Dem Andenken Schreyvogels (West). 1832	129
Raimunds Werke. I. Band. 1837	131
„Das Waldfräulein“ von Gebllz. 1843	134
Feuchtersleben. 1851	138
Der Freischütz, Oper von Weber. 1821	142
Euryanthe, Oper von Weber. 1823	144
Über das Wirken der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und deren gegenwärtigen Zustand. 1838 (1839)	146
Neue Rechtschreibung. 1856	148

Zweite Abtheilung.

Totengespräche. I. 1806. II. 1841	150
(An einen Freund.) 1822?	157
Korrespondenznachrichten aus dem Lande der Prolesen. 1820	159
Advertissement. 1822	162
Kritische Briefe. 1825	164
Antwort auf die Briefe des alten Theaterfreundes. 1829	167
Ein Gespräch	169
Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürich. 1839	171
Schreiben des Nachtwächters Germanus Walhall. 1842	173
Schreiben des Königs von Bayern an den Schauspieldirektor Carl. 1844	175
Publikationen die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn betreffend. 1839	175
Wittschrift der Epiküben. 1844	177
Bekanntmachung. 1847	179
Vier Briefe. 1. 1853? 2. 1854. 3. 1856. 4.	181

Gedanken und Aphorismen.

Allgemeines	186
Zur Philosophie und Religion	195
Zur Geschichte und Politik	210
Zur Lehre vom Staate	216

	Seite
Zur Zeitgeschichte	222
Zur Ästhetik	229
Zur Poesie	241
Zur Musik	253
Zur Literatur	265
Zur deutschen Literatur	279
Zum eigenen Leben und Schaffen	325

Reclams Klassiker-Ausgaben

in neuer, moderner Ausstattung.

Börnes gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Byrons sämtliche Werke. Frei übersetzt von Adolf Seubert. Mit einer biographischen Einleitung von Rud. von Gottschall. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

Chamisso's sämrtl. Werke in 4 Bänden. Herausgeg. v. Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildn. In 2 eleg. Leinenbänden 3 M.

— poetische und erzählende Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit Bildn. In 1 eleg. Leinenbd. 1 M. 50 Pf.

Gaudys ausgew. Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Alice Freiin von Gaudy. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleganten Leinenbänden 4 M.

Goethes sämrtl. Werke in 45 Bänden. Mit einer Einleit. von Jul. R. Haerhaus. Mit d. Bildn. d. Dicht. In 10 eleg. Lebn. 18 M.

— ausgew. Werke. Mit einer Einleitung von Jul. R. Haerhaus. Mit d. Bildnis d. Dichters. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden 6 M.

Grabbes sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Rudolf von Gottschall. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.

Grillparzers sämrtl. Werke. Herausgeg. u. m. Einleit. verf. von Dr. A. Zipper. Mit 3 Bildn. d. Dicht. In 3 eleg. Lebn. 5 M. 50 Pf.

Hauffs sämtliche Werke. Neu herausgeg. und mit biographischer Einleitung versehen von H. Hofmann. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.

Heines sämrtl. Werke in 4 Bänden. Herausgeg. von D. F. Lachmann und mit Einleitung versehen von Rudolf von Gottschall. Mit dem Bildnis des Dichters. In 4 eleg. Leinenbänden 6 M.

Herders ausgew. Werke. Herausg. u. m. Einleit. verf. v. A. Stern. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.

H. v. Kleists sämrtl. Werke. Herausg. v. Eduard Grisebach. Mit dem Bildnis des Dichters. In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf. — Nummerierte Exemplare auf Büttenpapier 12 M. 50 Pf.

Körners sämrtl. Werke. Herausg. u. m. Einl. verf. v. Dr. A. Zipper. Mit dem Bildnis des Dichters. In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.

Lenaus sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von G. Emil Barthel. Mit dem Bildnis des Dichters. In eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.

- Lessings Werke** in 6 Bänden. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Niemann. Mit dem Bildnis des Dichters. Geh. 4 M. 50 Pf. In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.
- poetische und dramatische Werke in 2 Bänden. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Niemann. Mit dem Bildnis des Dichters. Geh. 1 M. 50 Pf. In eleg. Leinenbd. 2 M.
- Longfellow's sämtliche poetische Werke.** Übersetzt und mit Einleitung versehen von Hermann Simon. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.
- Ludwigs ausgew. Werke.** Herausgeg. u. m. Einleit. versehen v. E. Bransiewetter. Mit d. Bildn. d. Dichters. In eleg. Lnbd. 2 M.
- Miltons poet. Werke.** Übersetzt und mit Einleitung versehen von Adolf Böttger. Mit Bildnis. In eleg. Leinenbd. 2 M. 25 Pf.
- Molières sämtliche Werke.** Herausgegeben von E. Schröder, mit Einleitung von Prof. Dr. H. Th. Röttcher. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.
- Mörkes sämtliche Werke** in 2 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Professor Dr. E. von Sallwürk. Mit 2 Bildnissen. In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.
- Frik Reuters sämtliche Werke** in 12 Bänden. Herausgeg. und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Karl Th. Gaedert. Mit zahlreichen Abbildungen. In 4 eleg. Leinenbänden 6 M.
- sämtl. Werke. Numer. Büttenausg. in 12 Bänden broschiert 25 M., hochfein in Halbfranz geb. in 12 Bänden 50 M.
- ausgewählte Werke. Herausg. u. m. Einl. vers. v. Prof. Dr. K. Th. Gaedert. Mit zahlr. Abbild. In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.
- Rückerts ausgewählte Werke** in 6 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Philipp Stein. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.
- Schillers sämtliche Werke** in 12 Bänden. Mit einer Einleit. von Prof. Dr. S. Wyßgram. Mit d. Bildn. d. Dichters. In 3 Halb-leinenbänden 4 M. 50 Pf. In 4 eleg. Leinen- od. Halbfranzb. 6 M.
- Shakespeares sämtl. dramat. Werke.** Übersetzt v. Schlegel, Benda u. Voß. Mit d. Bildn. des Dichters. In 3 eleg. Lnbdn. 6 M.
- Stifters ausgewählte Werke.** Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Rudolf Kleincke. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 4 M.
- Uhlands gesammelte Werke** in 2 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Friedrich Brandes. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Leinenbänden 3 M.

Miniatur-Ausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden

aus

Reclams Universal-Bibliothek.

	Pf.		Pf.
Abaelard u. Heloise, Briefwechsel	100	Arnim = Brentano, Des Knaben	
Achleitner, Eisenbahnstreif	80	Wunderhorn	175
Aeschylus, Sämtliche Dramen	150	Arnold, Die Leuchte Asiens	80
Albrecht, Abriß der römischen Lite-		Augustinus, Bekenntnisse	120
raturgeschichte	120		
Albumblätter	60	Balzac, Die Chouans	120
Allegis, Cabanès. 2 Leinenbände	220	Bandlow, Stratenfegers, 5 Bände	
—, Die Hosen des Herrn v. Bredow	100	zuf. in 1 Band	150
—, Der Roland von Berlin	175	Bartels, Hebbel=Biographie	60
—, Der Werwolf	120	Basedows Vorstellung an Menschen-	
—, Der falsche Wolbemar. 2 Bde.	200	freunde	60
Anderjen, Bilderbuch ohne Bilder	60	Baudelaire, Gedichte und Skizzen	60
—, Glückspeter	60	Beecher-Stowe, Dunkel Toms Hütte	150
—, Der Improvisator	120	Beetsehen, Flegeljahre der Liebe	60
—, Nur ein Geiger	120	Bell, Jane Eyre	150
—, Sämtliche Märchen. 2 Bnde.	250	Bellamy, Ein Blick	80
—, D. Z.	100	—, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
—, Sein oder Nichtsein	100	—, Miß Lubingtons Schwester	80
Anschütz, Erinnerungen aus dessen		Benznann, Moderne deutsche Lyrik	150
Leben und Wirken	100	—, — Mit Goldschnitt	200
Anthologie, Griechische	120	Bérangers Lieder	80
Apel u. Kaun, Gespensterbuch	150	Berges, Amerikaner. Bb. 1—5 zusf.	150
Archenholtz, Geschichte des Sieben-		Bern, Deklamatorium	150
jährigen Krieges	120	—, — Mit Goldschnitt	200
Arlosto, Rasender Roland. 2 Bde.	225	Bernhard, Die Glücklichen	60
Aristoteles, Die Poetik	60	Bierbaum, Reise Früchte	80
—, Verfassung von Athen	60	Bier-Komment, Allgem. deutscher	
Arnbt, Erinnerungen	100	(Tascheneinband)	40
—, Gedichte	80	Biernagel, Die Hallig	80
—, Wanderungen mit Stein	80	Binnenschiffahrts- u. Flößereigesetz	60
Arnim, Bettina v., Goethes Brief-		Bismarcks Reden. 13 Bde.	à 100
wechsel mit einem Kinde	150	Bleibtreu, Bei Jena und and. Nov.	60
		—, Friedrich der Große bei Kolln	80

[3]

	Pf.		Pf.
Blumauer, Menelz	80	Bürger, Gedichte	100
Blüthgen, Aus gärender Zeit . .	120	—, — mit Goldschnitt . .	150
Boëtius, Tröstungen d. Philosophie	80	—, Münchhausens Abenteuer . .	60
Bojardo, Verliebte Roland. 2 Bde.	225	Bürgerl. Gesetzbuch. Tascheneinband	125
Boner, Der Edelstein	80	— — In eleg. Ganzleinenbb.	150
Börne, Skizzen und Erzählungen .	100	Burnett, Lord Fauntleroy . . .	80
Börner, Naimund=Biographie . .	60	Burns' Lieber und Balladen . .	60
Böttcher, Allfanzereien	60	Busch, Gedichte	60
—, Allertel Schnid=Schmad . . .	60	Byron, Briefe	100
—, Allotria	60	—, Der Gefangene von Chillon. —	
—, Neue Allotria. (Zustriert.) . .	60	Mazeppa	60
—, Leichte Ware	60	—, Der Gjaur	60
—, Wetteres Feiteres	60	—, Der Korsar	60
Bourget, Der Lufus der Andern .	80	—, Manfred	60
Boy=Ed, Aus Tantalus Geschlecht	120	—, Ritter Harold	80
Boyesen, Faust=Kommentar . . .	80	Calderon, Das Leben ein Traum	60
Brachvogel, Friedemann Bach. 2 Bde.	200	Camoës, Die Lusitaden	100
Brant, Narrenschiff	80	Carlyle, Über Helben, Helbenver=	
Bremer, Die Nachbarn	120	ehrung und das Helbenmüttige	
—, Friedrich, Musiflexikon . . .	175	in der Geschichte	100
Brendicke, Bilder aus der Geschichte		Cäsar, Der Bürgerkrieg	80
der Leibesübungen	80	—, Der Gallische Krieg	100
Brentano, Heit. Geschichten. Bd. 1-V	150	Cervantes, Don Quixote. 2 Bde. .	250
Bret Harte, Gabriel Conroy . . .	150	Chamisso, Gedichte	120
—, Californ. Erzählungen. 2 Teile. à	120	—, — mit Goldschnitt	175
—, Geschichte einer Mine	80	—, Peter Schlemihl	60
—, Thantful Blossom	60	Chateaubriand, Atala. — René. —	
Brillat=SaVarin, Physiologie des		Der letzte Abencerrage . . .	80
Geschmacks	120	Chiavacci, Wiener Bilder	80
Bruckman, Kasper=Dym un id . .	80	Cholmondeley, Diana	120
Brugsch, Aus dem Morgenlande .	80	Chop, R. Wagners=Ondramen. 2 Bde.	300
Brümmel, Lexikon deutscher Dichter		Claudius' Ausgewählte Werke . .	150
bis Ende des 18. Jahrhunderts	150	Collins, Ohne Namen	150
—, Lexikon der deutschen Dichter		Cooper, Der letzte Mohikan . . .	100
des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. .	500	—, Der Spion	100
Bruno, Von der Ursache, dem Prinzip		Cornelius, Gedichte.	60
und dem Einen	80	Cremer, Holländische Novellen . .	150
Buchanan, Der Deserteur	120	Cädraka, Basantafänä	80
Buddhas Leben und Wirken . . .	100		
Buddhismus, Der	80	Dadone, Wie ich zu meiner Frau kam	80
Bagge, Strahlungserscheinungen .	80	Dante, Göttliche Komödie	150
Bulwer, Eugen Aram	150	—, Das Neue Leben	60
—, Nacht und Morgen	150	Darwin, Die Abstammung des Men=	
—, Pelham	150	schen. 2 Bände	300
—, Rienzi	150	— Entstehung der Arten	175
—, Die letzten Tage von Pompeji	150		

	Pf.		Pf.
Dandet, Briefe aus meiner Mühle	80	Dumas, Die drei Musketiere . . .	175
—, Fromont jun. & Risler sen. . .	100	—, Zwanzig Jahre später. 2 Bände.	250
—, Iack	175	Eberhard, Ganchen u. die Rächlein	60
—, Künstler-Ehen	60	Eckermann, Gespräche mit Goethe	175
—, Tartarin aus Tarascon . . .	60	Eckstein, Der Besuch im Karzer . .	60
Daumer, Hais	80	Edda, Deutsch von Wolzogen . . .	120
David, Ein Poet u. a. Erzählungen	60	v. Eichenborff, Gedichte	100
—, Der Bettelvogt u. a. Erzählgn.	60	—, — Mit Goldschnitt	150
Defoe, Robinson Crusoe	86	—, Aus d. Leben eines Taugenichts	60
Denison, So'n Mann wie mein Mann	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Descartes, Methode des richtigen Vernunftgebrauchs.	60	—, Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Deffauer, Götendienst	100	Effeharb von St. Gallen, Das Waltharilied	60
Deismold, Randzeichnungen. — An- leitung zur Kunstkennerschaft . .	60	Elriot, Adam Bede	175
Deutscher Minnesang	80	—, Die Mühle am Floß	175
—, — Mit Goldschnitt	120	Emerson, Essays	80
Dickens, Copperfield. 2 Leinenbände	225	—, Repräsentanten des Menschen- geschlechts	80
—, Dombey & Sohn. 2 Bände . .	300	Eötvös, Der Dorfnotar	150
—, Harte Zeiten	100	Epiktets Handbüchlein der Moral .	60
—, Heimchen am Herbe	60	Erckmann-Charian, Geschichte eines Anno 1813 Konfribierten . .	80
—, Der Kampf des Lebens	60	—, Waterloo	80
—, Klein Dorrit. 2 Leinenbände . .	250	Ernst, Otto, Vom Strande d. Lebens	60
—, Londoner Skizzen	120	Eulenspiegel	80
—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinenbde.	225	Euler, Algebra	120
—, Nikolaus Nickelby. 2 Leinenbände	225	EWALD, Bilder aus dem Tier- und Pflanzenleben	60
—, Oliver Twist	120	Ferry, Der Walbläuser. 2 Bände .	225
—, Die Pickwickier. 2 Leinenbände .	200	Feth, Gedichte	60
—, Zwei Städte	120	Feuchtersleben, Diätetik der Seele	60
—, Die Silvester-Glocken	60	—, — Mit Goldschnitt	120
—, Der Verwünschte	60	Feuerbach, Wesen des Christentums	150
—, Der Weihnachtsabend	60	Feuerwehrlieberbuch. (Tascheneinband)	40
Dittrich, Tages-Chronik v. 1870/71	80	Fichte, Bestimmung des Menschen	80
Dombrowski, Grüne Brille. 2 Bde. à	60	—, Neben an die deutsche Nation	80
DonneUy, Cäsars Denksäule . . .	100	Fielbing, Tom Jones. 2 Bände . .	225
Dostojewskij, Memoiren aus einem Totenhaus	100	Fischart, Die Floßhag	60
—, Schuld und Sühne	150	Flaubert, Salambo	120
Doyle, Dunkel Bernac	80	Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80
Drofse-Hälschhoff, Gedichte . . .	120	Flygare-Carlen, Rose von Tistels .	150
—, — Mit Goldschnitt	175	Fofanow, Gedichte	60
Dufresne, DameSpiel	80	Forster, Ansichten vom Niederrhein	175
—, Schachaufgaben. 8 Teile . . . à	80	Fouqué, Unblut	60
—, Schachmeisterpartien. 3 Teile à	80	Franklins Leben	80
—, Schachspiel	150		

	Pf.		Pf.
Französische Lyrik	150	Gobineau, Asiatische Novellen . . .	80
—, — Mit Goldschnitt	200	—, Reisefrüchte aus Aephalonia, Naxos, Neufundland	80
Franzgruber, Ausseer G'schichten . . .	80	—, Die Renaissance	150
Freidanks Bescheidenheit	80	—, Das Siebengestirn	120
Freiligrath, Gedichte	80	—, Die Tänzerin von Schemacha . . .	60
—, — Mit Goldschnitt	120	Goethe, Egmont	60
Freiwillige Gerichtsbarkeit	60	—, Faust. 2 Theile in 1 Band	80
Frenzel, Das Abenteuer	60	—, — Mit Goldschnitt	100
—, Der Hausfreund	60	—, Gedichte. In Halbleinband	90
—, Die Uhr	60	—, — Mit Goldschnitt	120
Freund, Rätselschatz	150	—, Götz von Berlichingen	60
Fried, Lexikon deutscher Zitate	100	—, Hermann und Dorothea	60
—, Lexikon fremdsprachlicher Zitate . .	100	—, Iphigenie auf Tauris	60
Friedrichs des Großen ausgewählte Briefe.	120	—, Dramat. Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	100
Frige, Indische Sprüche	60	—, Reineke Fuchs	60
Gaederz, Frtz Reuter-Biographie . . .	80	—, Torquato Tasso	60
Gallet, Kapitän Satan	120	—, Werthers Leiden	60
Gandy, Schneibergefell	60	—, Briefe an Frau Charlotte von Stein	175
—, Venezianische Novellen	100	— und Zelter, Briefwechsel. 3 Bde. . .	450
Geigel, Licht und Farbe	100	Goethe-Schillers Xenien	80
Geiger, Chamisso-Biographie	60	Goethes Mutter, Briefe	100
Geijer, Gedichte	60	Goldsmith, Der Landprediger von Watfield	80
Gellert, Fabeln und Erzählungen . . .	80	Gottfried von Strahburg, Tristan und Isolde	175
—, Oben und Lieber	60	Gothelf, Ali der Knecht	100
George, Fortschritt und Armut	150	—, Ali der Pächter	120
Gerhard, Die Stangenjäger und andere Erzählungen	60	Gottschall, H., Schachaufgaben. 2 The. à .	80
Gerhardts geistliche Lieder	100	—, R., Deutsche Lyrik des 19. Jahrh. .	150
Gerichtskostenwesen	60	—, — Mit Goldschnitt	200
Gerichtsverfassungsgesetz	60	—, Grabbe-Biographie	60
Gerstäcker, Unter dem Äquator	150	—, Lenau-Biographie	60
—, Flusspiraten des Mississippi	150	—, Schiller-Biographie	80
—, Der Kunststreckler	120	—, Die Rose vom Kaulasus	60
—, Die Regulatoren in Arkansas	150	—, — Mit Goldschnitt	120
Geschäftsordnung für den Reichs- tag und Diätengesetz	60	Gracians Handorakel	80
Gewerbegerichtsgesetz	60	Greinz, Lustige Tiroler Geschichten . .	60
Gewerbeordnung, Deutsche	80	Grillparzer, Gedichte	80
Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz . .	80	—, — Mit Goldschnitt	120
Gilm, Gedichte	120	Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern)	80
Girshner, Musikalische Aphorismen . .	60	—, Sämtliche Märchen. 1. u. 2. Band .	175
—, — Mit Goldschnitt	120	—, — 3. Band	150
Gleim, Ausgewählte Werke	80		
Glümer, Erinnerungen an Wil- hehmine Schröder-Devrient	80		

	Pf.		Pf.
Grimm, M., Aus der Kinderstube	60	Hauff, Die Bettlerin	60
Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus	150	—, Lichtenstein	100
Grosser, Vom kleinen Rudi	60	—, — Mit Solbschnitt	150
Grosse, Novellen des Architekten	60	—, Der Mann im Monde	80
Grossi, Marco Visconti	120	—, Märchen	100
Grün, Anastasius, Gedichte	80	—, Memoiren des Satan	100
—, — — Mit Solbschnitt	120	—, Phantasien im Bremer Ratskeller	60
—, Spaziergänge e. Wiener Poeten	60	Hebbel, Gedichte	120
Grundbuchordnung	60	—, — Mit Solbschnitt	175
Gruppe, O. F., Gedichte	80	—, Die Nibelungen	80
Gudrun, Deutsch von Jung Hans	80	Hebel, Alemannische Gedichte	60
Gundlach, Französische Lyrik	150	—, Schatzkästlein	80
—, — Mit Solbschnitt	200	Hegel, Philosophie der Geschichte	150
—, Tausend Schnadahüpfen	80	Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel	80
Gunkel, Ohne Heim	80	Heine, Atta Troll. — Deutschland	60
Günther, Gedichte	80	—, Buch der Lieder	80
Günther, Siegmund, Geschichte der Naturwissenschaften	150	—, — Mit Solbschnitt	120
Gutzkow, Ausgewählte Novellen	80	—, Neue Gedichte	60
—, Der Königsleutnant	60	—, Die Harzreise	60
—, Das Urbild des Tartüffe	60	—, Romanzero	60
—, Uriel Acosta	60	Helland	80
—, Zopf und Schwert	60	Helmer, Prinz Rosa=Stramin	60
Haarhaus, Goethe=Biographie	100	Herbart, Allgemeine Pädagogik	80
Habberton, Allerhand Leute	80	—, Umriss pädagogischer Vorlesungen	80
—, Frau Marburgs Zwillinge	60	Herder, Der Eid	60
—, Andre Leute Kinder	100	—, Schulreden	80
—, Helene's Kinderchen	80	—, Stimmen der Völker	100
Reihe Werke in 1 Band m. Solbschnitt	200	Hermannsthal, Chaselen	60
Hackländer, Augenblick des Glücks	100	Herodotos Geschichten. 2 Bände	200
—, Handel und Wandel	100	Herrig, Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer	60
—, Soldatenleben im Friebe	80	Hertz, König Renés Tochter	60
Haeck, Phantasie= und Lebensbilder	60	Hertzka, Reise nach Freiland	80
Hagedorn, Poetische Werke	100	Herzog, R., Komödien d. Lebens. 2 Bde. à	60
Hals ober Peinl. Gerichtsordnung	60	Herzen, Das Wort der Frau	60
Hamm, Wilhelm, Gedichte	60	Herse, Paul, König Saul	60
Hammer, Schau um dich	60	—, Zwei Gefangene	60
—, — Mit Solbschnitt	120	Hilfsbuch, Engl.=franz.=deutsches	150
Handelsgeesehbuch	80	Hille, Aus d. Heiligtum der Schönheit	60
Hausjakob, Der Theodor	60	Hiob, Das Buch	100
Hartmann, Der Krieg um den Wald	80	Hippel, Über die Ehe	80
Hartmann v. Aue, Gregorius	60	Hitopadesa	100
—, Der arme Heinrich	60		

	Pf.		Pf.
Hodding, Im Kampfe mit dem Schicksal	100	Jean Paul, Titan. 2 Leinenbände .	225
Hoffmann, Eligiere des Teufels .	100	Jensen, Die Erbin von Helmstedt .	100
—, Rater Murr	120	—, Sonnenblut	60
—, Klein Zaches	60	Jerome, Die müßigen Gedanken eines Müßigen	80
Hoffmann-Fallersleben, Gedichte .	80	Jerrold, Frau Kaubels Garbinnen- predigten	80
— — Mit Goldschnitt	120	Jfflands Briefwechsel	100
—, Kinderlieder	60	Immermann, Die Epigonen	150
Hölderlin, Gedichte	60	—, Milnchhausen	175
Holtei, Der letzte Komödiant . . .	175	—, Der Oberhof	100
Hölty, Gedichte	60	—, Tristan und Isolde	100
Homer, Werke. Von Voß (Ilias, Odyssee)	150	—, Tullisäntchen	60
—, Ilias	100	Invalidenversicherungsgesetz . . .	60
—, Odyssee	100	Joels Kochbuch	120
Hopfen, Der Böswirt	60	Jokal, Die Dame mit den Meeräugen	100
—, Mein Onkel Don Juan	120	—, Goldene Zeit in Siebenbürgen	100
Horaz' Werke. Von Voß	80	—, Ein Goldmensch	150
Hufeland, Matroblottel	120	—, Schwarze Diamanten	150
Hugo, Victor, Notre-Dame	175	—, Die Tablabiröz	120
Humboldt, A. von, Ansichten der Natur	100	—, Traurige Tage	100
—, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin	150	—, Ein ungarischer Nabob	150
Hunt, Leigh, Liebesmär v. Rintul. Deutsch von Meerheimb	60	—, Unsichtb. Sängerin. — Faustpfand	60
Hutten, Gesprächsbüchlein	80	—, Joltán Karpáthi	150
Jacobsen, Niels Lyhne	80	Irving, Alhambra	100
—, Sechs Novellen	60	—, Skizzenbuch	120
Jahn, Deutsches Volksthum	80	Jugenderinnerungen eines alten Mannes. [Kügelgen.]	150
—, Kleine Schriften	80	Jugendliederbuch (Kaschewitzband) .	40
— u. Eiselen, Die deutsche Turnkunst	80	Junggesellenbrevier	60
Japanische Novellen und Gedichte	60	Jung-Stilling's Lebensgeschichte . .	150
Jbsen, Brand	80	Kalidasa, Sakuntala	60
—, Gedichte	60	Kant, Zum ewigen Frieden	60
—, Gesammelte Werke in 4 Leinenb.	600	—, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten	60
Jean Paul, Flegeljahre	120	—, Kritik der Urteilkraft	120
—, Heßpernd. 2 Leinenbände . . .	200	—, Kritik der praktischen Vernunft	80
—, Immergrün 2c.	60	—, Kritik der reinen Vernunft . . .	150
—, Der Zuhelfentor	80	—, Von der Macht des Gemüths . .	60
—, Dr. Ragenberger	80	—, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels	80
—, Der Komet	120	—, Prolegomena	80
—, Levana	100	—, Die Religion	80
—, Quintus Sigelm	80	—, Streit der Fakultäten	60
—, Stebenkäs	120	—, Träume eines Geistersehers . . .	60

	Pf.		Pf.
Kartenspiele. Bd. I u. II	à 60	Lamartine, Graziella	60
Kaufmannsgerichte	60	Lambert, Englisch-franz.-deutsches Hilfsbuch	150
Kellen, Bienenbuch	60	Lamprecht, Porträtgalerie	80
Kenman, Russische Gefängnisse	60	Lange, Geschichte d. Materialismus. 2 Bände	350
—, Sibirien. 3 Teile	150	Lavater, Worte des Herzens	60
—, Zeltleben in Sibirien	100	—, — Mit Goldschnitt 120	
Kerner, Gedichte	80	Leffler, Sonja Kovalevsky	80
—, Die Seherin von Prevorst.	150	Lehmann, Flubber in Cambridge	80
Kiesgen, Kleist-Biographie	60	Leibniz, Kleinere philosophische Schriften	100
Kleist, E. Chr. von, Werke	60	—, Die Theodizee. 2 Bände	225
Klepp, Lehrbuch der Photographie	80	Leitner, Gedichte	100
Klopstock, Messias	120	Lenau, Die Abigenuser	60
—, Oden und Epigramme	100	—, Faust	60
Knigge, Umgang mit Menschen	100	—, Gedichte	100
Köhler, Englisch-Biographisches	150	—, — Mit Goldschnitt 150	
—, Französisches Wörterbuch	150	—, Savonarola	60
—, Italienisches Wörterbuch	150	Lenf, Geschichte der Buren (1652 bis 1899)	150
—, Fremdwörterbuch	100	Lennig, Etwas zum Lachen	60
—, Br., Trachtenkunde. 2 Bände	400	Lenz, Militärische Humoresken	120
Kolzow, Gedichte	60	Lermontoff, Gedichte	60
Kommersbuch (Tascheneinband)	40	—, Ein Held unsrer Zeit	80
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60	Lesage, Gil Blas	175
Konkursordnung	60	Lessing, Dramatische Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
Konrad, Das Rolandlied	120	—, Emilia Galotti	60
Kopisch, Gedichte	100	—, Laokoön	60
Koran, Der	150	—, Minna von Barnhelm	60
Körner, Leiter und Schwert	60	—, Nathan der Weise	60
—, Jutny	60	Lichtenberg, Ausgewählte Schriften 120	
Korolenko, Der blinde Musiker	60	Lichtstrahlen aus dem Talmud	60
—, Sibirische Novellen	80	Lie, Der Dreimaster „Zukunft“	80
Kortum, Die Jobsiade	100	—, Die Familie auf Gilje	80
Kosgarten, Zucunde	60	—, Ein Mahlstrom	80
Krankenversicherungsgesetz	80	Liebesbrevier	60
Kröger, Die Wohnung des Glücks	60	Liebmänn, Christliche Symbolik	80
Krummacher, Parabeln	100	Lingg, Byzantinische Novellen	60
Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen	150	Linguet, Die Bastille	150
Kunterbunt	60	Liuius, Römische Geschichte. 4 Bände 300	
Kürnberger, Der Amerikaner	150	Locke, Über den menschlichen Ver- stand. 2 Bände	300
Lafontaines Fabeln	100	Lohengrin, Deutsch von Gunthaus	80
Lagerlöf, Gösta Berling	120		
—, Eine Guts-Geschichte	80		
Lamartine, Dichtungen	60		

	Pf.		Pf.
Lombroso, Genie und Verstand	120	Miln, Über Freiheit	80
—, Handbuch der Graphologie	150	Milow, Drei Novellen	60
Longsellow, Evangelien	60	Milton, Das verlorene Paradies	80
—, Gedichte	60	Möbius, Das Nervensystem	60
—, Hiawatha	80	Moltke, Die beiden Freunde	60
—, Miles Standish	60	Montesquieu, Persische Briefe	120
Loti, Die Inselrischer	80	Moore, Frische Melodien	60
Lucrez, Von der Natur der Dinge	100	—, Lalla Ruth	80
Ludwig, Die Leiterthei	100	Moreto, Donna Diana	60
—, Zwischen Himmel und Erde	80	Mörke, Gedichte	80
Ludwig I. von Bayern, Gedichte	80	—, Mozart auf der Reise nach Prag	60
Luther, Sendbrief von Dolmetschen	60	Moritz, Anton Reiser	120
—, Tischreden	120	—, Götterlehre	120
Lug, Die Kunst im eigenen Heim	60	Mosen, Bilder im Moose	100
Lyrif, Deutsche, seit Goethes Tode	150	Möser, Patriotische Phantasien	80
—, — Mit Goldschnitt	200	Mägge, Der Bogt von Sylt	100
—, Moderne Deutsche	150	Muelsenbach, Waldbmann n. Zampa und andere Novellen	60
—, — Mit Goldschnitt	200	Müller, Curt, Hegenbergglaube	80
M achlavelli, Buch vom Fürsten	80	—, Wilhelm, Gedichte	120
Mabach, Tragödie des Menschen	80	—, — Mit Goldschnitt	175
Mahlmann, Gedichte	60	Müller, Dramatische Werke	150
Malkow, Gedichte	60	Murger, Zigeunerleben	120
Manzoni, Die Verlobten. 2 Bände	200	Murner, Narrenbeschwörung	100
Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80	Muscos, Hero und Leander	60
Marryat, Japhet	120	Mutterherz, Das	60
—, Peter Simpelt	150		
Martials Gedichte	60		
Mathesius, Luthers Leben	120	N adler, Fröhlich Palz, Götterhalts!	80
Matthisson, Gedichte	60	Nadson, Gedichte	60
Meerheimb, Psychodramen. 2 Bde. à	60	Namenbuch	80
Mehring, Deutsche Veralehre	100	Nathusius, Elisabeth	150
—, Ungebundenes In gebund. Form	60	—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60
Meißner, Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. I-V	150	Nekraschow, Gedichte	60
Mendelssohn, Phädon	60	—, Wer lebt glücklich In Rußland?	100
Mendhelm, Island-Biographie	60	Nepos' Biographien	80
Meyer, Auf der Sternwarte	60	Nettelbecks Lebensbeschreibung	150
Meyr, Regine	80	Neumann, Nur Sehnen	60
Michelet, Die Fran	100	Nibelungenlied	120
—, Die Liebe	100	Nikitin, Gedichte	60
McKewicz, Balladen	60	Nirwana	60
Mefes, Schachmeisterpartien. 2 Teile à	80	Noël, Kleines Volk	60
Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150	Nohl, Musikgeschichte	100
		Novalis, Gedichte	60

	Pf.		Pf.
Dhnet, Sergius Panin	100	Pögl, Die Leute von Wien	80
Ostig, Spanisches Taschenwörterbuch	150	—, Rund um den Stephansturm	80
Österreichische Börsenschieds- gerichtsordnungen	80	Presber, Das Eichhorn und andere Satiren	60
— Bürgerliches Gesetzbuch	150	—, Der Untermensch und andre Satiren	60
— Exekutionsordnung	150	Preßgesetz und Urheberrecht	60
— Gerichtsorganisationsgesetz	80	Properz, Elegien	60
— Personalsteuergesetz	100	Prophet Jesaja	100
— Vollzugsvorschrift z. Personal- steuergesetz. 1. Hauptstück	120	Psalter, Der	60
2. u. 3. Hauptstück	100	Pserhofer, Aus jungen Tagen	60
4.-6. Hauptstück	100	Puschkin, Gedichte	80
1.-6. Hauptstück zus. in 1 Bd.	250	—, Der Gefangene im Kaukasus	60
— Zivilprozeßordnung	150	—, Die Hauptmannstochter	80
Ostwald, Naturphilosophie	80	—, Novellen	80
Oswald v. Wolfenstein, Dichtungen	80	—, Onegin	80
Quida, Fürstin Bouroff	80	Raabe, Zum wilden Mann	60
Qvid, Heroiden	80	Rameau, Die Hefe	100
—, Verwandlungen	80	Rangabe, Kriegserinnerungen aus 1870-71	60
Parreidt, Die Zähne u. ihre Pflege	60	Ranke, Erhebung Preußens 1813	80
Pascal, Gedanken	100	Räuber, Literarische Salzkröner	100
Patentgesetz	60	Rechtsanwaltsordnung	80
Pauli, Schimpf und Ernst	80	Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesund- heits=Schlüssel	60
Pestalozzi, Lenhard und Gertrud	120	Reden Kaiser Wilhelms II. in den Jahren 1888-1905. 3 Bände	300
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80	Rehfues, Scipio Cicala. 2 Leinwandbde.	225
Peter, Das Aquarium	60	Reichenau, Aus unsern vier Wänden	60
Peterfen, Die Irrlichter	60	Reichsgesetze über das Bankwesen	80
—, — Mit Goldschnitt	120	Reichsstempelgesetz	80
—, Prinzessin Ilse	60	Reinick, Geschichten und Lieder für die Jugend	80
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Lieder	80
Petöfi, Gedichte	80	Renau, Die Apostel	100
—, Prosaische Schriften	80	—, Das Leben Jesu	100
Petrarca, Sonette	80	Renard, Ist der Mensch frei?	80
Pfarrer v. Kahlenberg u. Peter Leu	60	Reza, T., Weihnachtsgeschichten	60
Pfeffel, Poetische Werke	120	Reuß, Doktor's Bescherung und andere Novellen	60
Platen, Gedichte	80	Reuter, Christian, Schelmuffstys Reisebeschreibung	60
Plutarch, Vergleichende Lebensbe- schreibungen. 4 Bände	150	—, Fritz, Döcksläuchting	80
Pol de Mont, Zeiten und Zonen	60	—, Eine heitere Episode	60
Pollock, Geschichte der Staatslehre	60	—, Ut mine Festungsalt	80
Polonskij, Gedichte	60	—, Ut de Franzosentid	80
Porträtgalerie aus Lamprechts deut- scher Geschichte	80		
Pögl, Der Herr von Nigels	80		
—, Hoch vom Kahlenberg. I-III zus.	100		
—, Arimnial=Humoresken	100		

	Pf.		Pf.
Kreuter, Fritz, Hanne Nette um de Mitte Pudel	80	Salis-Seewis, Gedichte	60
—, Kein Hüsung	80	Sallet, Gedichte	100
—, Zulkapp! Polterabendgedichte	60	—, Laten-Evangelium	100
—, Läusehen um Rimeis	100	Sallust, Der Jugurthinische Krieg	60
—, De medelnsbürgschen Montecchi um Capuletti	100	Sallwürf, Mörike-Biographie . . .	60
—, Meine Vaterstadt Stavenhagen	80	Salzmann, Ameisenbüchlein . . .	60
—, De Reif nah Wellgen	80	—, Der Himmel auf Erden	80
—, Ut mine Stromtid	175	—, Krebsbüchlein	80
—, Gabriele, Cines Toten Wiederkehr	60	Saphir, Deklamationsgedichte . .	100
Ricef-Gerolding, Gelehrter Fescher golbnes Alphabet	60	Sarcey, Belagerung von Paris . .	100
Riehl, Burg Reibek	60	Schanz, Wolken	80
—, Die 14 Nothelfer	60	Schaumberger, Im Hirtenhaus . .	80
Riemann, Bürger-Biographie . . .	60	—, Bergheimer Musikantengeschicht.	100
Roberts, Um den Namen	80	Schäfer, Latenbrevier	100
Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen	60	—, — Mit Goldschnitt	150
Roswitha von Gandersheim	80	Schenkendorf, Gedichte	100
Rousseau, Bekenntnisse. 2 Bände .	225	Scherr, Das rote Quartal	60
—, Emil. 2 Bände	225	Schiller, Brant von Messina . . .	60
—, Gesellschaftsvertrag	80	—, Don Karlos	60
—, Die neue Heloise. 2 Bände . . .	225	—, Gedichte. Halbleinwandband . .	60
Rückert, Gedichte	80	—, — Mit Goldschnitt	100
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Jungfrau von Orleans	60
—, Gedichte für die Jugend	80	—, Maria Stuart	60
—, Liebesfrühling	80	—, Die Räuber	60
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Wilhelm Tell	60
—, Weisheit des Brahmanen	150	—, Wallenstein. 2 Teile	80
Rumohr, Geist der Rockkunst	120	Schiller und Goethe, Briefwechsel. 3 Bände	300
Runeberg, Fährnich Stahls Er- zählungen	80	Schleiermacher, Monologen	60
Ruppius, Der Pöblar	100	—, Die Weihnachtsfeier	60
—, Das Vermächtnis des Pöblars	100	Schmied-Rusahl, Feschtbüchlein. (Ausstriert)	100
Ruskin, Vorlesungen über Kunst . .	80	Schnadahüpfen, Tausend	80
Russische Dichterinnen. Dichtungen	60	Schöne, Aus den Lehr- u. Flegel- jahren eines alten Schauspielers	80
Ruth, Das Buch	60	Schönthan, f. v., Der General . . .	60
Rügebeck, Dänischer Sommer . . .	80	—, f. v., Kindermund	60
		—, Der Ruß	60
Saar, Ginevra. — Die Troglodytin	60	Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. 6 Bände	150
Sachs, Hans, Poetische Werke. 2 Bände	160	—, Aphorismen zur Lebensweisheit	80
—, Dramatische Werke. 2 Bände .	160	—, Briefe	150
Sachsen-Spiegel	80	—, Einleitung in die Philosophie . .	80
St. Pierre, Paul und Virgynie	60	—, Gracians Handorafel	80
		—, Neue Paralipomena	150
		—, Philosophische Anmerkungen . .	80

	Pf.		Pf.
Schubart, Gedichte	120	Spindler, Der Jude	175
Schücking, Eine dunkle Tat	80	Sptnoza, Briefwechsel	100
—, Die Rheider Burg	100	—, Die Ethik	120
Schulze, Die bezauberte Rose	60	—, Der politische Traktat	80
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Der theol.=polit. Traktat	120
Schumann, Gesammelte Schriften.		—, Abhandlung über die Bervoll-	
3 Bände in 1 Band	175	kommenng des Verstandes	60
Schwab, Gedichte	150	Spitta, Psalter und Harse	60
—, — Mit Goldschnitt	200	—, — Mit Goldschnitt	120
—, Die deutschen Volksbücher	200	Spurgeon, Geistesstrahlen	200
Schwegler, Geschichte d. Philosophie .	150	Staël, Corinna oder Italien	150
Schweizer Bundesverfassung	60	—, Über Deutschland. 2 Leinenbände	225
Schweizerisches Zivilgesetzbuch . .	100	Stanley, Wie ich Livingstone fand	150
Scott, Die Braut von Hammermoor .	100	Stein, von, Goethe und Schiller . .	60
—, Der Herr der Inseln	60	Stelzhamer, Ausgew. Dichtungen in	
—, Ivanhoe	120	oberösterreichischer Mundart . . .	80
—, Die Jungfrau vom See	80	Stendhal, Novellen	100
—, Kenilworth	120	Steputat, Deutsches Reimlexikon . .	80
—, Des letzten Minnejägers Sang . .	60	Stern, Gluck in Versailles.—Ranon .	60
—, Quentlin Durward	150	Sterne, Empfindsame Kette	60
—, Waverley	150	—, Tristram Shandy	150
Sealsfield, Das Rastütenbuch	100	Stevenson, Die Schatzinsel	100
Seidl, Gabr., Ausgew. Dichtungen.		— und Osbourne, Schiffbruch . . .	120
Band 1—3 zusammen	100	Stifter, Bergkristall. — Brigitta . .	60
Seneca, Ausgewählte Schriften . . .	100	—, Der Hochwald	60
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80	Stirner, Der Einzige und sein	
Seume, Gedichte	100	Eigentum	120
—, Spaziergang nach Syrakus	100	Strachwitz, Gedichte	80
Shelley, Entfesselte Prometheus . .	80	Straßgesetzbuch für d. Deutsche Reich	60
—, Teentöntgin	60	Straßprozeßordnung für d. Deutsche	
Stenikewicz, Quo vadis?	175	Reich	80
—, Periplittert	80	Streicher, Schillers Flucht von	
Silberstein, Truk=Nachtigall	60	Stuttgart	80
Smiles, Der Charakter	100	Striegler, Das deutsche Turnen . .	80
—, Die Pflicht	120	Strindberg, Die Leute auf Hemsö . .	80
—, Selbsthilfe	100	Strodtmann, Gedichte. Höchst elegant	
—, Sparfamkeit	120	mit Goldschnitt gebunden	120
Soldatenliederbuch (Tascheneinband) .	40	Studentenliederbuch (Tascheneinband)	40
Sophokles, Sämtliche Dramen	150	Swift, Gullivers Reisen	120
Spee, Truk=Nachtigall	100	Tacitus, Die Annalen	120
Spielhagen, Alles fließt	60	—, Die Germania	60
—, Die Dorfsolette	60	—, Die Historien	100
—, Was die Schwalbe sang	100	Tagebuch eines bösen Buben	80
Spindler, Der Jesuit	120		

	Pf.		Pf.
Taschen-Wörterbücher:		Tolstoj, Leo, Die Kosaken . . .	80
Englisches	150	—, Krieg und Frieden. 2 Bände .	250
Französisches	150	—, Volkserzählungen	80
Italienisches	150	Torn, Offiziersgeschichten. 6 Bde. in 1 Bb.	150
Spanisches	150	Torrund, Sein Herzenskind . . .	60
Englisch = französisch = deutsches		Trend, Friedr. v. d., Lebensgeschichte	80
Hilfsbuch	150	Tschabusnigg, Sonnenweude . .	60
Fremdwörterbuch	100	Tschudi, Elisabeth, Kaiserin von	
Deutsches Wörterbuch	100	Österreich	80
Tasso, Befreites Jerusalem . . .	120	—, Kaiserin Eugenie	80
Taubert, Die Niobide	60	—, Marie Antoinettes Jugend . .	80
Tausend und eine Nacht. Komplett		—, Marie Antoinette und die	
in acht Bänden	150	Revolution	120
Tegnér, Abendmahlskinder . . .	60	—, Königin Maria Sophia v. Neapel	80
—, Arel	60	—, Napoleons Mutter	80
—, Frithjofs-Sage	80	Turgenjeff, Dunst	80
—, — Mit Goldschnitt	120	—, Frühlingsswogen	80
Telmann, In Reichenhall	60	—, Gedichte in Prosa	60
Tennyson, Enoch Arden	60	—, Die neue Generation	120
—, Königsbullen	80	—, Erste Liebe	60
Testament, Neues. (Übers. v. Stage.)	150	—, Memoiren eines Jägers	100
Tegner, Deutsche Geschichte in Die-		—, Väter und Söhne	100
bern deutscher Dichter	150	Turnerliederbuch (Tascheneinband)	40
—, Namenbuch	80		
—, Deutsches Sprichwörterbuch .	150	U	
—, Deutsches Wörterbuch	100	hland, Dramatische Dichtungen.	60
—, Wörterbuch sinnverwandter		—, Gedichte	80
Ausdrücke	150	—, — Mit Goldschnitt	150
—, Wörterverzeichnis zur deutschen		Unfallversicherungsgesetz . . .	100
Rechtschreibung (Tascheneinband)	40	Unlauterer Wettbewerb	60
Thackeray, Der Jahrmarkt des Le-		Usteri, De Biskari	80
bens. 2 Bände	225		
—, Das Snobsbuch	100	V	
Theokrits Gedichte. Von Voss . .	60	arnhagen, Fürst Leopold	80
Thukydides, Peloponnesischer Krieg	175	Vesly, Monte	80
Thümmel, Wilhelmine	60	Verfassung des Deutschen Reiches	60
Tiedge, Urania	60	Verfassungsurkunde für den preußi-	
Tillier, Belle Plante und Cornelius	80	schen Staat	60
—, Mein Onkel Benjamin	80	Vergils Aeneide. Von Voss . . .	80
Tutschew, Gedichte	60	—, Ländliche Gedichte	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte	60	Verlags- und Urheberrecht . . .	60
—, Leo, Anna Karenina. 2 Bde. .	250	Villinger, Die Sünde des heiligen	
—, Auferstehung. I. u. II. Bb. zus.	150	Johannes und andere Novellen	60
—, Evangelium	80	Viz, Die Totenbestattung	80
—, Zwei Husaren	60	Volsney, Die Rutnen	100
		Voltaire, Geschichte Karls XII. .	100

	Pf.		Pf.
Vonetsen, Albumblätter	60	Wilbrandt, König Teja	60
—, Junggefellensbrevier	60	Wilberg, Dunkle Geschichten	60
—, Runterbunt	60	Wilde, Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Mit Goldschnitt	120
—, Liebesbrevier	60	—, Das Bildnis des Dorian Gray	100
—, Das Mutterherz	60	Wilbermuth, Gagestolze	60
—, Nirwana	60	—, Schwäbische Pfarrhäuser	60
Voss, Sphissen und Lieber	60	Winter, Ohne Fehl	100
—, Luise	60	Wiseman, Fabeln	120
—, der Jüngere, Goethe u. Schiller in Briefen	80	Witschel, Morgen- und Abendopfer	80
—, Richard, Narzißenzauber	60	—, — Mit Goldschnitt	120
Vrclischy, Gedichte	80	Wolf, Prolegomena zu Homer	100
Wablinger, Gedichte aus Italien	100	Wolff, Allgemeine Musiklehre	60
Walbmüller, Walpra	60	—, Elementar-Gesanglehre	60
Walbow, Wera	80	Wolfram v. Eschenbach, Parzival. 2 Bände	225
Wallace, Ben Hur. 2 Bände	200	Woube, Traubel und ich	80
Walther v. d. Vogelweide, Sämt- liche Gedichte	80	Württemberg, Alexander Graf von, Sämtliche Gedichte	100
Weber, Ausgewählte Schriften	80	Xenophon, Anabasis	80
Wechselordnung, Allgem. Deutsche	60	—, Erinnerungen an Sokrates	80
Weddigen, Geistliche Oden	60	—, Griechische Geschichte	100
Weiser, Jesus. Teil 1—4 zusammen	120	Zaleski, Die heilige Familie	60
Westfisch, Breitenkamps Bild. — St. Jürgen	80	Zedlig, Gedichte	80
—, Diebe	60	—, Waldfräulein	60
—, Die Gletschermühle	60	Zipper, Grillparzer-Biographie	60
—, Das Recht der Liebe und zwei andere Novellen	60	—, Körner-Biographie	60
—, Urseß Junggut	60	Zittel, Entstehung der Bibel	80
Whitman, Grasshalme	80	Zivilprozeßordnung	100
Wichert, Am Strande	60	Zobelitz, König Pharao's Tochter	60
—, Für tot erklärt	60	Zola, Das Fest in Coqueville und andere Novellen	80
—, Eine Geige. — Drei Weih- nachten	60	—, Germinal	150
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60	—, Herrn Chabres Kur u. a. Nov.	80
—, Die gnädige Frau von Parey. Höchst elegant mit Goldschnitt	120	—, Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen	80
Wieland, Abertren	100	Zschiffe, Mamontade	80
—, Oberon	80	Zwangsversteigerungsgesetz	60

Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger
Philipp Reclam jun. in Leipzig gratis zu beziehen

Verzeichnisse der Universal-Bibliothek:

- A) Verzeichnis nach Autoren geordnet in 8^o.
 - B) Verzeichnis nach Materien geordnet in 8^o.
 - C) Verzeichnis der dramatischen Werke mit Angabe der
Personenzahl und des Theatervertriebes. 8^o.
 - D) Verzeichnis von 50 einaktigen Lustspielen, ihrem
Inhalte nach wiedergegeben. 8^o.
 - E) Verzeichnis von 500 Nummern Unterhaltungslektüre
für die Reise.
- Verzeichnis der Musikliteratur aus der Univ.-Bibl.
-

Drei Urteile über Reclams Universal-Bibliothek:

Den hohen sozialen Nutzen, den diese billigen Reclamschen
Büchelchen stiften, muß jedermann einsehen.

Herman Grimm.

Wie oft haben wir Franzosen bedauert, daß wir nichts haben,
was der Universal-Bibliothek an die Seite gestellt werden kann!

Elisée Reclus in „L'Humanité-Nouvelle“.

Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß diese Bibliothek
heute eins der Weltwunder ist.

Wm. Laird Clowes in „The Fortnightly Review“.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0282194 0

